This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

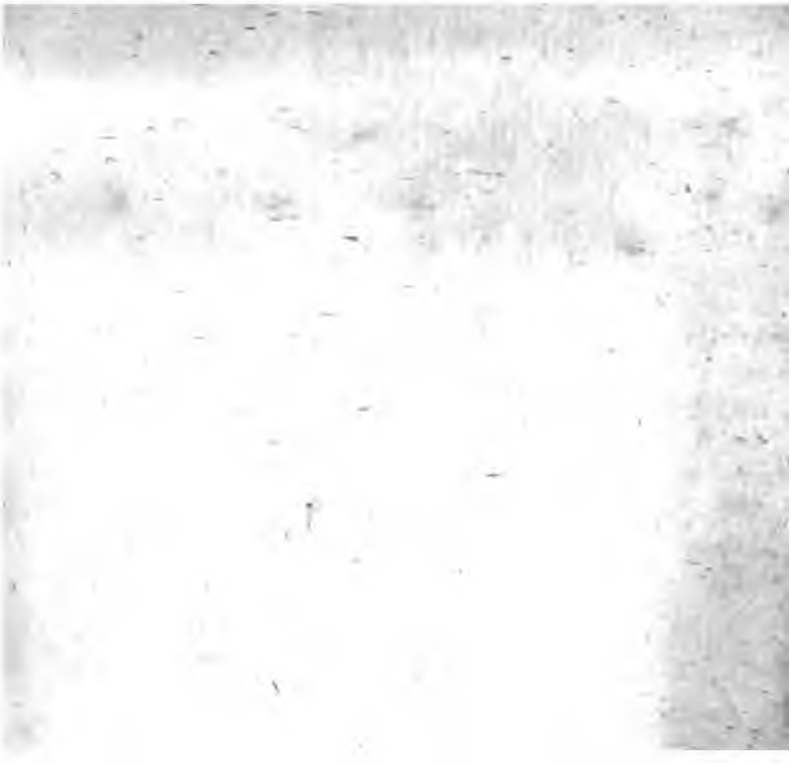
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

IV, 265



AUGUST WILHELM GRAF SIBILLA

Oeconomische Encyclopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-Stadt-Haus-u. Landwirthschaft,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz,

russisch-Kaiserl. freyen oeconomischen Gesellschaft zu St. Petersburg ied, der flor. preuß. gelehrten Gesellsch. in Frankf. an der Oder Beysitzer, ttenb. deutschen Gesellschaft, der Oberlausitzer Bienengesellschaft, und Leipz. oeconom. Soc. Ehren-Mitglied, wie auch der oeconom. patriot. Soc. in Schles. ordentliches Mitglied und Correspondent.

Drey und zwanzigster Theil,

von Hemd bis Hirse.

Nebst 4¼ Bogen Kupfer.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1781.

bey Joachim Pauli, Buchhändler.

AE 27
K8
v. 23
[redacted]
Attach

H. H.

Hemd, (das) L. Induſium, Fr. Chemiſe. 1. Eigentlich und in der weiteſten Bedeutung, ein jedes Kleidungsſtück oder Bekleidung des menſchlichen Körpers; in welcher Bedeutung es aber nur noch in einigen Zuſammenſetzungen, als: Chorhemd, Futterhemd, Meßhemd, Panzerhemd, üblich iſt.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, eine meiſtentheils leinwandene Bekleidung des Körpers, *welche man unmittelbar* an die Haut leget (*). Im bloßen Hemde ſeyn, Fr. être en chemiſe, oder être nu en chemiſe.

Man

(*) In der zweyten engern Bedeutung in den gemeinen oberdeutſchen Mundarten Hemat, in dem Heldenbuche Hemmat, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Hemede, in den ſpätern Zeiten Hembe und Hemb, im Angelſ. Haam, Ham, im Ungar. Ing, im mittlern Lat. Camiſia.

In der weitern Bedeutung einer jeden Kleidung lautet es bey dem Notker Hemide, der es für einen Rock braucht, da es denn ſehr deutlich mit dem Griech. ἱμάτιον überein kommt. Im Isländ. iſt Hempe ein Unterrock. Wachter leitet es von Hanf her, der erſten und älteſten Materie der Hemden. Allein, es gehöret wohl unſtreitig zu dem alten hemen, heimen, bedecken, bekleiden, Hebr. חמם, von welchem es vermittelſt des Suffixi de oder d abſtammet. Im Griech. iſt ἱμὰς und ἱ-

Man sagt figürlich, und theils sprichwortsweise: Jemanden bis auf das Hemd ausziehen, mettre quelcun en chemise, einen um alle das Seinige (in die äußerste Armuth, an den Bettelstab) bringen; einen völlig ruiniren oder zu Grunde richten. Er hat kein ganzes Hemd auf dem Leibe, il n'a point de chemise, er ist bettelarm. Er hat alles bis aufs Hemd verkauft, (versetzt, verfressen, verspielt ꝛc.) il a vendu (engagé, mangé, joué) jusqu'à la chemise, er hat sein ganzes Vermögen liederlich verschwendet. Das Hemd ist mir näher als der Rock, ma peau m'est plus proche que ma chemise, mein eigenes Interesse liegt mir am nächsten an; erst muß ich für mich selbst sorgen.

Das Hemd in engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, oder diejenige Bekleidung des Leibes, welche die Menschen über die bloße Haut zu ziehen pflegen, besteht gemeiniglich aus weißer Leinwand, welche auf unterschiedene Art geschnitten und zusammen genähet wird. Insonderheit sind die Hemden der Frauenspersonen mancherley; denn es gibt dergleichen mit Aermeln und ohne Aermel, davon die letztern Achsel-Hemden heissen. Einige sind gehrige, mit schiefen eingesetzten Seitenstücken, und langen Zwickeln. Es sind dieses diejenige Art von Frauenzimmerhemden, woran das Vorder- und Hintertheil die rechte Breite der Leinwand behalten, von da aber zu beyden Seiten, bis oben an den Hals, ein schiefer Streiffen die Länge heran davon geschnitten wird, dergestalt, daß oben

ich ziehe an, im Schwed. hama, hema, bedecken, Ham, eine jede Decke, besonders ein Kleid, Esthnisch Hame. Das dänische Ham bedeutet einen abgestreiften Schlangenbalg. Auch das griech. «μφι, und deutsche um scheinen hierher zu gehören. S. Heim, Himmel.

Der Plural Hemder, anstatt Hemden, ist nur im g. L. üblich.

Das b vor dem d, Hembd, ist einigen oberdeutschen Mundarten eigen, welche dem letztern Buchstaben gern ein b vorher schleichen lassen. Uebrigens wird ein Hemd bey dem großen Haufen der Oberdeutschen ein Pfad, Pfoad, und eine Hemdkrämerinn, eine Pfadlerinn genannt, womit das gothische Paida, und Isländ. Paita, ein Hemd, übereinkommen.

ten. Dieſer Streiffen gibt alle kleine Stückchen und Zwickel; denn man ſchneidet daraus ein Paar Zwickel unter die Arme, und 1 Par oben zum Halſe, die ins Gevierte juſt 6 Zoll haben; der davon abgehende $1\frac{1}{4}$ Z. breite und 1 Elle lange, Streiffen gibt die Achſel-Stücke, deren jedes $9\frac{1}{2}$ Z. lang wird, und 5 Zoll bleiben übrig. Dieſe Achſelſtücke werden auf die obern Zwickel geſteppt, nachdem dieſelben übereck wie ein Hals-Tuch zuſammen geleget und alſo eingeſetzet worden. Alsdenn werden von eben dieſem Streiffen wieder $15\frac{3}{4}$ Zoll abgeſchnitten, und in der Breite $1\frac{3}{4}$ Z. abgenommen. Dieſer ſchmahle Streiffen gibt, wenn er getheilt wird, die beyden Bindchen, ſo wie der breitere den Hals. Nun ſind noch 1 Par kleine Zwickel von $3\frac{1}{2}$ Z. ins Gevierte zu ſchneiden, die unten an das Hemd, wo die Naht aufhört, auch ſchräge doppelt geſetzt werden, und ein kleines Herz, welches 2 Z. breit und lang iſt, und auf der linken Seite, wo der Schlitz, in welchen der Buſenſtreiff kommt, und den man 12 Zoll lang zu machen pflegt, unten aufhört, geſetzt wird. Solchergeſtalt bleiben nur 2 ſchmahle Streiffchen übrig, die, wenn mehrere Hemden zugleich zugeſchnitten werden, den Nutzen ſchaffen, daß einige Par Aermel, juſt $\frac{3}{4}$ breit, bleiben können, indem aus dieſem abgehenden Streiffen die Achſelſtücke und Bindchen geſchnitten werden können. Oben am Schlitz, wo der Hals aufgeſetzt wird, ſchneidet man das Hemd, eines kleinen Fingers breit, aus.

Zu einem Frauenhemde braucht man gemeiniglich 5 Ellen $\frac{4}{4}$ breite Leinwand; nähmlich 4 Ellen und anderthalb Viertel zu dem Leibe, und $2\frac{1}{2}$ Viertel zu den Aermeln. Man ſchneidet zu 6, 8, 12 Hemden die Aermel ab, ſo bleiben die Längen zu den Leibern à 4 Ellen $1\frac{1}{2}$ Viertel an einem Stücke zuſammen, von welchen man die ganze Länge herunter einen $\frac{1}{4}$ Elle breiten Streiffen abſchneidet. Von demſelben bekommt man

die

der Leipz. Samml. 1755, 8. S. 342, fgg. ist hierbey folgendes zu beobachten.

Ehe man die Krausen anfängt, es sey in einem Aermel oder Rumpfe, worauf das Queder oder der Kragen gesetzt werden soll, muß man zuerst eine Spendel in die Mitte stecken, hernach eine Hälfte noch einmahl zusammen schlagen, und hiervon wieder die Mitte mit einer Stecknadel bezeichnen. Hierauf fängt man an, die Krausen in geraden Fäden, einen Strohhalm breit von der Kante, zu machen, wozu vor allen Dingen ein starker, gewichster Faden genommen werden muß, an dessen Ende ein Knoten gemacht wird. Man nimmt zu einer Krause nicht mehr als 2 bis 3 Fäden auf die Nadel, und etwa 5 bis 6 Fäden dazwischen, wenn man nähmlich einen Aermel einkrauset. Wenn man aber einen Rumpf einkrauset, darf man nicht mehr, als höchstens 4 Fäden zwischen jeder Krause lassen, indem, da ein Kragen viel länger, als ein Queder, ist, und man also die Krausen hernach weiter aus einander ziehen muß, man deren zu wenig bekommen würde. Wenn man damit zu Ende ist, werden die Krausen so dicht als möglich zusammen gezogen, und die Nadel wird an das Ende gesteckt, um welches man den Faden wickelt, damit er nicht nachgeben könne. Alsdenn nimmt man eine starke Spendel, und streicht von dem linken Ende zum rechten, mit Behutsamkeit, jede Krause hervor, so daß keine versteckt bleibe, sondern daß sie alle neben einander liegen, indem man sonst das Queder nachgehends nicht gut aufsetzen kann. Wenn die Krausen, wie gesagt, gehörig eingestrichen sind, macht man den zuvor umgewickelten Faden von der Nadel wieder los, und zieht die Krausen so weit aus einander, als das Queder lang ist. Alsdenn theilt man das Queder, nachdem es vorher rund herum in geraden Fäden eingeschlagen worden, gleichfalls in 4 Theile, und sticht das bestepcte Ende accurat auf die zuvor in den Krausen gemachten Eintheilungen, jedoch nur so weit herüber, daß man den Faden in denselben nicht sehen kann, und befestiget den Faden wieder am Ende um die Nadel, womit das Queder aufgesteckt worden ist. Ist alles dieses wohl in Acht genommen worden, so fängt man an, das Queder aufzunähen. Bey jedem Stiche muß nur eine Krause auf die Nadel genommen werden. Man sticht, wenn man zuvor den Faden befestigt hat, ins Queder 2 Fäden hoch hinein, und bleibt bey jedem Stiche in geraden Fäden, gibt auch wohl Achtung, daß die Krausen an einem Orte nicht näher oder weiter zu, oder von einander kommen,

kommen, als am andern. Iſt man mit der erſten Seite alſo zu Ende, ſo kehrt man den Aermel oder den Rumpf des Hemdes um, ſchlägt das Queder oder den Kragen herüber, und nähet das andere Ende auf den Krauſen gleichfalls in geraden Fäden feſt. Hier kann man wohl zwey Krauſen auf die Nadel nehmen. Die Stiche müſſen aber auf der rechten Seite nicht zu ſehen ſeyn, daher man das Queder nicht zu weit über die Krauſen herunter nähen muß. Zuletzt wird das Queder, nachdem daſſelbe zuvor eingeſchlagen worden, zu beyden Enden mit Ueberſtichen, wie bey der Naht über der Hand, zugenähet.

Ein Queder iſt gut aufgeſetzt, 1) wenn es ganz gerade auf den Krauſen ſitzt, und nicht an einem Orte tiefer, als an dem andern, herunter genähet worden; 2) wenn es oben in geraden Fäden hinüber geſchlagen iſt, ſo, daß es an allen Orten eine gleiche Breite hat; 3) wenn die Krauſen allenthalben gleich weit aus einander, und 4) alle Stiche in geraden Fäden und von gleicher Größe ſind.

Ein gutes Knopfloch zu machen, werden meine ſchöne Leſerinnen vollkommen wiſſen. Da aber Jede vielleicht hierin ihren eigenen Geſchmack hat, ſo werden ſie mir erlauben, ihnen erzählen zu dürfen, wie mein Frauenzimmer das ihrige zu machen lehrt.

Es muß ſolches zuerſt in geraden Fäden eingeſchnitten werden. Dieſes geſchieht am beſten mit einem Federmeſſer, wenn *man* zuvor eine Spadel ſo lang unten her geſteckt hat, als das *Knopfloch ſeyn ſoll*. Alsdenn wird es auf folgende Weiſe genähet. *Wenn man* an einem Ende des Knopfloches die Nadel mit dem Faden von unten, etwa 4 Fäden von der Kante, da es eingeſchnitten iſt, herauf gezogen, und das Ende des Fadens, um hernach darüber her zu nähen, zwiſchen das Queder geſchlagen hat, ſticht man aufs neue von unten in eben derſelben Linie wieder herauf, ſo daß nur ein Faden dazwiſchen bleibt. Ehe man nun den Faden ganz in die Höhe zieht, faßt man mit der Nadel durch die Schlinge auswärts zu ſich ein, zieht alsdenn den Faden feſt an, ſo daß an der Kante des Knopfloches *ein Knötchen* wird; und ſo continuirt man um das ganze *Knopfloch* herum. Man nähet ein Knopfloch allemahl von der linken zur rechten Hand; die Stiche müſſen in egalen Fäden bleiben, und nicht weiter, als einen Faden, von einander ſeyn.

Ich verlasse die Frauenzimmerschule, und kehre zu meinem medicinischen Lehrstuhl zurück. Ich betrachte die Hemden als Arzt, und behaupte, daß Personen, bey denen die Ausdünstung schwach ist, insonderheit Gelehrte, auch diejenigen, die rheumatischen Zufällen (dem Gliederreissen, dem Gliederflusse), insonderheit dem Hüftweh, unterworfen sind, billig wollene Hemden tragen sollten. Da aber diese das Vorurtheil der Mode ganz wider sich haben, so sind baumwollene oder kattunene wenigstens den linnenen vorzuziehen, weil die Baumwolle schwammichter, als der Flachs, ist. Sie würden es noch mehr seyn, wenn sich der Unrath nicht so leicht an sie legte. Sehr vorzüglich ist eine in einigen sächsischen Gegenden gewöhnliche Leinwand, welche halb aus baumwollenen, und halb aus leinenen Fäden gewirkt ist.

Die Eskimaux und andere Völker der Länder Labrador, der Straße Davis, und der Nachbarschaft von Novazembla, machen sich Hemden aus Blasen und Gedärmen von Fischen, welche in gleiche Streiffen geschnitten, und sauber zusammen genähet sind. Ein solches Hemd geht nicht weiter, als bis auf die Hüften, und hat eine Kappe, welche den Kopf und Hals bedeckt. Auf der Brust ist es nicht offen; und damit es nicht zerreisse, so ist es an den Enden mit einem feinen schwarzen ledernen Riemen gesäumet. Ueber diesem Hemde tragen sie einen Ueberrock von Seewölfen, Hirschen oder andern Thieren, die sie auf der Jagd erlegen, welche sehr artig zubereitet, und mit ihren Haaren versehen sind. Diese Häute schneiden sie in lange Streiffen von verschiedenen Farben, und nähen sie so sauber an einander, daß sie nur aus einem einzigen Stücke gemacht zu seyn scheinen. Dieser Ueberrock ist etwas länger als das Hemd, und geht vorwärts spitzig zu. Die Hüften und Beine sind durch eine Art von Beinkleidern und Strümpfen bedeckt, welche von eben dem

Zeuge

Zeuge ſind, daß es ſcheint, als ob alles an einander hinge.

Hemd-Korb, ſiehe Wärm-Korb.

Hemd-Kragen, ſ. oben, S. 5. fgg.

Hemerobius Linn.; ſ. Stink-Fliege.

Hemerocallis. Tagblume, Affodill-Lilie, Taglilie; ſiehe unter Lilie.

Hemicranie, Schmerzen an einer Seite des Hauptes, oder an dem halben Haupte; ſiehe Kopf-Schmerzen.

Hemine, Hemina, Fr. Hémine, Emine, oder Eſmine, hieß bey den alten Römern und Griechen ein Maß zu flüſſigen Dingen, welches 10 Unzen Wein, oder 9 Unzen Oehl, oder einen pariſer Demi ſeptier (d. i. den 4ten Theil einer Pinte) oder ungefähr einen halben Schoppen oder $\frac{1}{2}$ Seidel betrug.

Noch heut zu Tage iſt Hémine, ein an verſchiedenen Orten in Frankreich, wie auch in einigen Häfen der barbariſchen Küſten gebräuchliches großes Getreidemaß, welches aber nicht, wie etwann ein Scheffel, ein wirkliches, ſondern nur ein Rechnungs-Maß iſt, welches aus verſchiedenen andern Maßen beſteht.

Zu Auxonne in Burgund, beträgt die Hémine 25 *burgunder Boiſſeaux*, d. i. 2½ pariſer Seſter (Septiers). Es wiegt 640 *Pfund Handelsgewicht* (Poids de marc); 100 ſolche Hemmen betragen 22 *ſpaner* Anées.

Zu Manilly hält die Hémine 25 dortige Boiſſeaux, welche 3 pariſer Septiers ausmachen. Sie wiegt 720 Pfund.

Zu St. Jean-le-Laune, hält die Hémine 17 Landes-Scheffel, welche in Paris 2 Septiers und 10 Boiſſeaux (oder nach dem Korntarif, und der Berechnung des Hrn. Giraudeau, 3 Septiers) betragen. Sie wiegt ebenfalls 720 Pfund.

Zu Marſeille, wird die Schwere einer Hémine Getreides auf 75 Pfund dortigen Gewichtes, oder auf 60 Pfund und etwas darüber, Handelsgewicht, geſchätzt, und in 8 Sivadières eingetheilt. 4 Hémines machen daſelbſt 300 Pfund.

Auch in Languedoc iſt die Hémine gebräuchlich, inſonderheit zu Agde, Beſiers und Narbonne. Zu Agde beträgt ſie 2 Septiers, und wiegt 120 Pfund; zu Beſiers iſt ſie ohne

den Abſtrich um 2 pro Cent ſtärker, und wiegt 122 Pfund; zu Narbonne wiegt ſie nur 65 Pfund, und 2 Hémines machen daſelbſt 1 Septier.

Zu Montpellier, wird die Hémine in 2 Quartes eingetheilt. 2 Hémines machen 1 Septier, und 6 Heminen betragen 1½ amſterdamer Mud.

Zu Caſtres, hält die Hémine 4 Megères, eine Megère aber 4 Boiſſeaux; 2 Heminen machen 1 Septier. Es wiegt etwa 200 caſtriſche Pfund, oder 170 Handelsgewicht, nach welchem 50 caſtriſche Heminen 1 Laſt amſterdamer Maß betragen.

Zu Chalons und Dijon, wiegt die Hemine Weitzen 45 Pfund, Mengekorn 43 Pfund, Rocken 41 Pf., Haſer 27 Pf. Handelsgewicht.

Zu Dole, Pontarlier und Salins, wiegt die Hemine Weitzen 60, Mengekorn 59, Rocken 58 Pfund Handelsgewicht.

Zu Toulon machen 1 ½ Hemine 1 Septier, 3 Heminen er betragen 1 pariſer Septier.

Zu Genua wiegt die Hemine 198 Pf. Handelsgewicht; daß alſo 100 genueſiſche Heminen 82½ pariſer Septiers gleich ſind.

In der Barbarey macht die Hemine 9 pariſer Boiſſeaux, und wiegt 182 Pfund Handelsgewicht.

Hemiplegia, der halbe Schlag; ſ. Schlag-Fluß.

Hemiſch, Eibiſch; ſiehe Althaea.

Hemm-Fiſch, der Nahme eines Seefiſches; ſiehe Sauger.

Hemm-Gabel, Sperrgabel, Fr. Fourchette, ein langes, mit zwey ſpitzigen Eiſen verſehenes Stück Holz, welches an den Wagenbaum einer Kutſche angemacht iſt, und wenn es Berg auf geht, niedergelaſſen wird, damit die Kutſche nicht zurück rolle.

Bey Fracht- und Laſtwagen hat man ein nach den Felgen ausgehöhltes und an einer Kette befeſtigtes, Stück feſtes Holz, welches der Hemmſchuh genannt wird, und womit man ein Rad, wenn es Berg ab geht, einzuhemmen pflegt. Man hat auch eiſerne Hemmſchuhe. Zu einem vierſpännigen Wagen wiegt ein eiſerner Hemmſchuh ungefähr 36, zu einem dreyſpänni-

spännigen 30, zu einem zweyspännigen Wagen 26, und zu einem leichtern Fuhrwerke 12 bis 15 Pfund.

In Sachsen werden eiserne Hemmschuhe auf den erzgebirgischen Zain- und Waffenhämmern, vornehmlich in dem Bezirke des Kreisamtes Schwarzenberg, wie auch in Erdmannsdorf, zwischen Chemnitz und dem churfürstl. Schlosse Augustusburg, und in Langenhennersdorf unweit Pirna, verfertiget. Man kauft sie auf der Stelle nach dem Gewichte, das Pfund 22 Gr.

No. 39 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1772, S. 347.

Hemm-Haken, siehe im folg. Artikel.

Hemm-Kette, Sperrkette, ist ein nothwendiges Stück beym Fuhrwerk, und wird auf abhängenden und Bergeinwärts gehenden Wegen gebraucht, den allzu schnellen und gefährlichen Lauf eines Wagens dadurch zu hemmen oder aufzuhalten. Sie ist ungefähr 4 Ellen lang, und kurz hinter dem Lenkscheite an dem Langwagen angeschleift. Wenn man nun einhemmen will, wird der eine mit einem Haken (dem Hemmhaken) versehene Theil um die Felgen eines von den Hinterrädern, zwischen den Nägeln herum geschlagen, und mit solchem Haken in ein Glied gespannet, welches verursachet, daß alsdenn solches Rad nicht herum laufen kann.

Ein gewisser Georg Bellas, in England, hat, um den übeln Folgen des kurzen Umwendens eines Wagens mit einer schweren Ladung (welches gemeiniglich zerbrochene Räder und Deichseln, und zerrissene Stränge sind,) vorzubeugen, 2 Ketten angebracht, deren jede ungefähr 2 Fuß lang ist, welche an dem einen Ende durch einen Nagel, ungefähr ¾ Zoll im Durchschnitte, durch den Unterleiterbaum ungefähr 1 Fuß weit hinter dem Oberkissen angemacht, und mit einem Vorstecker befestiget werden; das andere Ende geht durch das Unterkissen mit einem, ungefähr 1 Fuß langen, Nagel und einer Muß, denselben, so lang es nöthig ist, einzuschrauben. Diese Ketten, an jeder Seite eine, hängen

gen

gen locker und loſe, wenn der Wagen in einer geraden Linie fort fährt, bey dem Wenden aber hemmen ſie ihn, ehe er anſtößt. Beyde Ketten zuſammen wiegen etwann 11 bis 12 Pfund.

Fig. 1305 a) iſt ein berkſhirer Wagen mit den daran gemachten Hemmketten. Die obern Speichen des Vorderrades ſind weggelaſſen, damit man deſto beſſer ſehe, wie die Hemm-Kette hängt und angemacht iſt.

Fig. 1305 b) iſt die Hemmkette ſelbſt. An dem Ende a iſt der eiſerne Nagel und Vorſtecker; bey d ſieht man das Eiſen mit der Schraube und der Nuß, wodurch ſie an das untere Küſſen angemacht wird. Die Ausmeſſungen ſind folgende. Von a bis b iſt ein Maß von 6 Zoll; von b bis c, welches die Länge der Kette iſt, ſind 2 Fuß; von c bis d ſind 12 Zoll.

a) Band des aus dem Engl. überſ. Muſeum ruſt. & commerc. Lpz. 1765, 8. S. 422, f.

Hemm-Schuh, ſ. **Hemm-Gabel.**

Hemmen (*), die Bewegung eines Körpers hindern.

1. Eigentlich, wo es doch nur in einigen einzelen Fällen, beſonders aber von Rädern gebraucht wird. **Einen Wagen hemmen**, oder die **Räder hemmen**, durch eine angelegte Kette den Umlauf der Räder hindern; ſ. die vorhergehenden Artikel **Hemm-Gabel** und **Hemm-Kette**. In den Uhrwerken hemmt der eine Zahn des engliſchen Hakens das Steigerad, wenn er in daſſelbe eingreift, und deſſen Umlauf unterbricht, daher dieſer Haken auch die **Hemmung** genannt wird.

Das

(*) Im Engl. hem, im Dän. hemme, im Poln. hamuie, im Schwed. haemma, und mit andern Suffixis hamna, hamla und hafna; woraus zugleich zu erhellen ſcheint, daß man dieſes Wort füglich zu haben und heften, oder auch zu hamm, lahm und hammeln, verſtümmeln, rechnen könne. Siehe Hammel. Friſch leitet es ſehr unwahrſcheinlich von hängen ab, leget ihm auch eine falſche Nebenbedeutung bey, wenn er behauptet, daß es nur dem heftigen Laufe eines Dinges Einhalt thun, bedeute; worin ihm auch Herr Stoſch gefolget iſt. Im Niederſ. iſt für hemmen, lemmern üblich, ohne Zweifel von lahm, eigentlich lähmen, welches zugleich die Ableitung von ham, lahm, verſtümmelt, wahrſcheinlich macht. Siehe auch Ham-Stock und Hamen.

Geschlechtes, Fr. Cheval entier, zum Unterschiede von einem Wallache und von einer Stute; welches, wenn es besonders zur Fortpflanzung seines Geschlechtes bestimmt ist, auch der Beschäler, Reithengst, Spring-Hengst, Zuchthengst, genannt wird. Figürlich in den niedrigen Sprecharten, eine geile Person männliches Geschlechtes.

Hengst-Füllen, ein Füllen männliches Geschlechtes, zum Unterschiede von einem Mutterfüllen; im g. L. ein Hengstfohlen, Niederf. Hingstvale.

Hengst-Geld, Geld, welches man dem Eigenthümer eines Springhengstes für dessen Zulassen bezahlet; das Beschälgeld.

Hengst-Mann, in den Stutereyen, derjenige, welcher die Belegung der Mutterpferde zu besorgen hat; der Stutenmeister, Wildenhirt. Im g. L. führt auch derjenige den Nahmen eines Hengstmannes, welcher mit seinem Beschälhengste von einem Orte zum andern reitet, und Mutterpferde gegen einen gewissen Lohn belegen lässet.

Er bekommt gemeiniglich für sein Pferd drey Mahlzeiten Futter, und die Hälfte des Lohnes, welcher in einem halben Gulden oder halben Thaler bestehet, zum voraus, die andere Hälfte aber wird ihm auf den Fall, wenn die belegte Stute gefohlt hat, entrichtet.

Henkel (*), derjenige in Gestalt eines Oehres gebogene Theil an einem Körper, woran derselbe hänget, oder gehenket werden kann. Der Henkel an einem Topfe, an einer Tasse, an einem Korbe, an einem Ducaten u. s. f.

Imgleichen am Lichte, der an der Spitze vor dem Talge vorspringende Theil des Dochtes, woran das Licht zuerst angezündet wird.

Daher

(*) Im Niederf. Henk und Hängel, von dem Zeitworte henken, hängen, so daß die Sylbe — el ein Werkzeug bedeutet.

Hand ſterben, hingerichtet werden. Sein eigener Henker werden, ſich ſelbſt umbringen. Von den Scharfrichtern und Henkern, ſ. den Art. Feld-Meiſter, im XII Th. S. 522, fgg.

3. Figürlich, ein grauſamer, blutdürſtiger Menſch. Dieſer Vater iſt ein wahrer Henker ſeiner Kinder. Imgleichen eine Perſon oder Sache, welche uns in einem hohen Grade quälet und beunruhiget. Sein eigener Henker ſeyn, ſich ſelbſt quälen. Das Laſter iſt ſein eigener Henker.

4. Im g. L. wird dieſes Wort, beſonders bey unangenehmen Vorfällen, ſehr oft als ein Zwiſchenwort gebraucht. Der Henker! Das wäre der Henker! Das wäre des Henkers! Zum Henker reden Sie doch. Imgl. in Vergleichungen. Er fragt den Henker darnach, d. i. nichts. Ich fürchte mich vor ihm wie vor dem Henker; imgl. ich fürchte mich vor ihm ganz des Henkers. Er iſt ganz des Henkers, ausſchweifend, zornig, wild u. ſ. f. Das taugt den Henker nicht, gar nichts. Wo es oft eine verdeckte Benennung des Teufels iſt. Daß dich der Henker hohle! Gehe in des Henkers Nahmen! Gehe zum Henker! Reitet dich der Henker? reitzet dich der Teufel?

Henker-Beil, in denjenigen Ländern, wo die Enthauptung noch vermittelſt eines Beiles geſchieht, das dazu beſtimmte Beil; das Richtbeil.

Henker-Geld, dasjenige Geld, welches der Henker für das Aufknüpfen, und in weiterer Bedeutung, der Scharfrichter für die Hinrichtung eines Verbrechers bekommt.

Henker-Mahl, die letzte, gemeiniglich feyerliche Mahlzeit eines zum Galgen, und in weiterer Bedeutung, eines jeden zum Tode verurtheilten Miſſethäters. Das Henkermahl halten. Im mittlern Lat. Coena libera, welches ſchon bey dem Tertullian vorkommt

Figür

Figürlich, die letzte Mahlzeit vor einer traurigen oder unangenehmen Begebenheit; Niederſ. Hülgrütt, Heulgrütze, weil ſie mit Weinen verzehret wird.

Henker-Schwert, das Schwert des Henkers, d. i. Scharfrichters; das Richtſchwert.

Henkers-Knecht, der Knecht des Henkers, d. i. Scharfrichters, im g. L. der Schinder.

Henkerey, an einigen Orten die Wohnung des Scharfrichters und ſeiner Leute, die Scharfrichterey.

Henne (*). 1. In der weiteſten und eigentlichſten Bedeutung, ein weibliches Individuum ſowohl aus dem Thier- als Pflanzen-Reiche.

In dieſer veralteten Bedeutung iſt es das weibliche Geſchlecht von dem alten Isländ. und Schwed. Vorworte han, hon, er, Walli. hwn, hon, yn, Perſ. ein, an, Hebr. הוּא, von welchem unſer ihm, ihn u. ſ. f. noch Ueberbleibſel ſind. Das Feminin dieſes Vorwortes lautet im Schwed. hon. Das in einigen Gegenden noch übliche Wort Hanfhenne, den weiblichen Hanf zu bezeichnen, erhält dieſe ſonſt veraltete Bedeutung noch im Andenken.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, ein weibliches Individuum einiger größern Vögel, zum Unterſchiede von dem Hahne. Die Auerhenne, Birkhenne, Faſanhenne, Haſelhenne, Reppheune, Truthenne, Waſſerhenne u. ſ. f. Im engſten Verſtande ein weibliches Individuum der zahmen Hühner; ſ. Bruthenne, Gluckhenne, Legehenne, Leibhenne, Zinshenne u. ſ. f. Von den Hennen, und ihrer Zucht, Wartung ꝛc. ſ. den Art. Huhn.

Sprichw. Das Ey will klüger ſeyn als die Henne. Es findet eine blinde Henne auch ein Korn. Von den Zinshennen, welche die Leibeigenen an einigen Orten als ein Zi-

(*) In der zweyten engern Bedeutung bey dem Notker Henna, im Niederſ. Hänne, welches dem männlichen Hahn näher kommt, im Holländ. Hinne, Henne, im Angelſ. und Dänglеichfalls Henne, im Engl. Hen, im Schwed. Höna, im Finniſchen Cana, bey den krimmiſchen Tatarn Ano. Siehe Hahn und Huhn.

Zeichen der Leibeigenschaft noch geben müssen, hat man in den Rechten noch verschiedene sprichwörtliche Grundsätze. Es flieget keine Henne über die Mauer, d. i wie es Frisch erklärt, man nimmt keinen Leibeigenen zum Bürger in einer Stadt an; oder nach andern, die Bürger, d. i. Einwohner der Städte, sind zu keinen Zinshühnern verbunden. Die Henne trägt das Hauptrecht auf dem Schwanze, d. i. wer eine Henne zinset, bekennet dadurch, daß er nach seinem Tode dem Hauptrechte oder Hauptfalle unterworfen ist.

In einigen Gegenden wird auch der Polarstern, oder der Wagen, die Henne genannt; s. Th. XIX, S. 204.

Die fette Henne, im g. L. der Nahme eines sehr saftigen Krautes, Sedum Telephium *Linn.*; s. Zungen-Kraut.

Hennen-Biß, Hennen-Darm, eine Pflanze, welche auch Hühnerbiß und Hühnerdarm heißt, Alsine media *C. B*; s. Th. I. S. 584.

Hennen-Thaler, Gluckhennenthaler. Diese Benennung führt der, bey Gelegenheit der im J. 1691 in der freyen eidgenossischen Stadt Basel entstandenen großen innerlichen Zerrüttung und heftigen Zwistigkeit zwischen dem Magistrat und einigen unruhigen Bürgern geprägte, Thaler. Fig. 1306. Die erste Seite enthält die Abbildung der größern und kleinen Stadt Basel, wie solche durch den dazwischen fließenden Rhein von einander abgesondert, aber durch eine schöne, 250 Schritt lange, Brücke an einander gehänget werden. Darüber ist die aufgehende Sonne und ein kleines Gewölk, und im Abschnitt das zwischen einem Palmen- und Lorbeer-Zweig stehende Stadtwapen zu sehen. Auf der andern Seite ist eine am Ufer des Rheinstrohmes und im Prospect der Stadt Basel sitzende Gluck-Henne mit vier Küchlein, unter dem strahlenden Nahmen Gottes zu sehen. Ein Küchlein steht auf dem Rücken derselben; das andere steht vor ihr; das dritte säuft aus einem Näpfchen, und das vierte bicket auf

der

der Erde. Im Abschnitt ist zu lesen: ALIT ET PROTEGIT. (d. i. Sie ernähret und beschirmet.)

Die Erfindung ist eine Anspielung auf die Klage des Heilandes: Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel ꝛc. Der Magistrat in Basel lockte damahls auf das freundlichste und glimpflichste die aufsässigen Bürger wieder an sich, und suchte sie zu besänftigen; sie widerstrebten aber, bey 9 Monathen, dieser freundlichen Lockstimme, zu ihrem erfolgten Unheil auf das hartnäckigste.

Eine umständliche Erzählung dieses wichtigen Vorfalles, findet man im XIV Th. des Theatr. Europ. S. 143 — 150, und in Köhlers histor. Münzbelustigung, 19 Th. Nürnb. 1747, 4. 27 St. S. 211 — 216.

Hennin. Diesen Nahmen führten im 15ten Jahrhundert die ungeheuer hohen Kopfzeuge, welche damahls die französischen Damen trugen, und vermittelst welcher ihr Gesicht recht in der Mitte ihrer ganzen Länge stand. Diese Mode erhielt sich bis 1701, wo die Damen anfingen, sich, von unten hinauf, durch hohe Absätze an den Schuhen zu erhöhen.

„Apprenant qu'on retrouve en haussant ses patins,
La taille que l'on perd en abaissant sa tête!
Voilà le changement extrême
Qui met en mouvement nos femmes de Paris.
Pour la cuffure des maris,
Elle toujours ici la même."

so heißt es in einem Epigramm, welches Madame *de Lassay* auf die Abschaffung der Hennins machte.

Henning. 1. An einigen Orten, z. B. im Meklenburgischen, ein Nahme des Hahnes; s. Hahn.

2. Ein männlicher Tauf- und Geschlechtsnahme, welcher vermuthlich von der vorigen Bedeutung entlehnt ist.

Henri, ein Mannsnahme; s. Heinrich.

Henri-d'or, hieß eine unter dem Könige von Frankreich Heinrich II. im Jahr 1551 geprägte Münze von Pistolengolde, und am innern Werthe 20 Ggr. 67 Henris-d'or gingen auf 1 Mark; das Stück galt 50 Sous.

Die Mark Goldes galt damahls 172 Livres. Auf dem Avers ſteht des Königs geharniſchtes Bruſtbild: HENRICVS. II. D. G. FRAN. REX. Auf dem Revers, der gekrönte Buchſtab H. viermahl, als ein Kreutz, zuſammen geſetzt, welches in der Mitte mit dem Buchſtaben A, als dem Münzzeichen von Paris, und in den vier Winkeln wechſelsweiſe mit einem halben Mond und einer Lilie beſetzt iſt. Darüber iſt eine Sonne, mit der Umſchrift: DVM. TOTVM. COMPLEAT. ORBEM. 1551. Man hat dergleichen von unterſchiedenen Stämpeln, als: mit dem Buchſtaben G in der Mitte, welcher das Münzzeichen von Poitiers iſt.

Unter eben dieſem Könige wurde auch eine andere Art Henris-d'or, auch als ½ Ducaten, geſchlagen. Auf dem Avers iſt das belorberte und geharniſchte Bruſtbild: HENRICVS. DEI. G. FRANCOR. REX. Auf dem Revers iſt Frankreich, als eine römiſche Frauensperſon, welche auf allerhand Waffen ſitzet, und auf der ausgeſtreckten rechten Hand eine Victorie hält, mit der Umſchrift: OPTIMO. PRINCIPI. Im Abſchnitt: GALLIA.

Henriette, ein weiblicher Taufnahme, welcher das weibliche Geſchlecht von Heinrich iſt, aber zunächſt aus dem Franz. Henriette herſtammet. Im gem. Leben wird dieſer Nahme häufig in Jettchen, Gettchen, Gette, Niederſ. Jetke, verkürzet.

Hepatica, ſ. Leber-Kraut.

Hepatorium, Odermennig; ſ. *Agrimonia*.

Hepfen, Hupfen, Eppich; ſ. *Apium*.

Heppe, ſ. Hippe.

Heptaphyllum, ſ. Tormentill.

Hera, ſ. Haus-Frau und Haus-Mutter.

Heracleum foliis pinnatifidis L. Kuhpaſtinak; ſ. Th. I, S. 230.

Heraut, ſ. Herold.

Herba,

Herberge, von Heer und bergen. 1. Ein Ort, wo sich ein Heer, d. i. viele, vor der Witterung bergen, oder daselbst Schutz finden können.

Zu dieser eigentlichsten, aber bereits veralteten Bedeutung, gehört das Engl. Harbour, ein Hafen, das bretagnische Erberch, ein vor der Witterung sicherer Ort, Abri, hieher.

2. In engerer Bedeutung, eine jede Wohnung, eine Hütte, ein Gezelt, ein Logis u. s. f. In einigen Gegenden der Schweitz, z. B. in Schafhausen, imgleichen in der Oberpfalz, bedeutet Herberge noch ein Logis in einem Hause, eine gemiethete Wohnung. Im Hochdeutschen ist es auch in dieser Bedeutung veraltet.

3. Ein Lager, der Ort, wo sich ein Kriegesheer unter freyem Himmel vor der Witterung birgt; eine gleichfalls veraltete Bedeutung, welche aber in den mittlern Zeiten sehr häufig vorkommt.

4. Ein jeder Ort, wo man einkehrt, und auf kurze Zeit verpfleget wird, es sey für Geld oder aus Gefälligkeit; imgleichen die Einkehrung und der Aufenthalt an einem solchen Orte. Bey jemanden zur Herberge seyn. Seine Herberge an einem Orte haben, sie bey jemanden nehmen. Eine gute, eine schlechte Herberge. Sich bey jemanden die Herberge ausbitten. In diesem Verstande braucht man es nur noch im g. L., wo man auch Gasthäuser, besonders geringer Art, wo Reisende für Geld Aufenthalt und Bewirthung finden, Herbergen, öffentliche Herbergen zu nennen pflegt. Ein verdächtiges Wirths-Haus an einem ungewöhnlichen Orte, imgleichen eine verbothene unerlaubte Herberge, pflegt man Winkel- oder Heck-Herberge (s. Hecke 2. Anm.) zu nennen. Bey den Handwerkern ist die Herberge derjenige Versammlungsort einer Zunft oder Innung, wo sie ihre Lade hat, die reisenden Gesellen beherbergen, und die Kranken verpflegen läßt.

Herbière, s. Kräuter-Frau.

Herbon, das Rundmesser; s. Messer der Lohgärber.

Herborisieren, nach dem Franz. herboriser, Arzeney-Kräuter oder auch andere Pflanzen, um sie kennen zu lernen, auf dem Felde, in den Wäldern, auf Gebirgen, in den Gärten u. s. w. aufsuchen und sammeln; herbatim gehen.

Herborist, nach dem Franz. Herboriste, einer der die Arzeneykräuter wohl kennet; ein Kräuterkenner oder Kräuterverständiger. Imgleichen einer, welcher allerley Arzeneykräuter verkauft, z. E. ein Kräutermann, welcher selbst dieselben zur gehörigen Zeit einsammelt, um sie an die Apotheker zu liefern, oder sonst zu verkaufen; oder auch, ein Kräuterhändler, der allerley Kräuter aufkauft, und Handel damit treibt.

Fast in allen Handelsstädten findet man dergleichen Kaufleute, welche Arzeneykräuter verkaufen. In Paris machen die Herboristen gleichsam eine eigene kleine Innung aus, zu der niemand gelassen wird, als bis er ein Examen über die Eigenschaften und Natur der Pflanzen, die zur Arzeney gebraucht werden, ausgestanden hat, weil es oft mit vieler Gefahr verknüpft ist, wenn eine für die andere genommen wird. Es ist ihnen auch nicht erlaubt, sie insgesammt an allerhand Leute ohne Unterschied zu verkaufen, und einige gefährliche Kräuter und Wurzeln dürfen sie nicht anders, als an die Apotheker oder andere bekannte und sichere Personen, verkaufen.

Herbst. 1. Die Einsammlung der Feldfrüchte, die Aernde, die Weinlese; eine nur noch im Oberdeutschen übliche Bedeutung. Einen guten Herbst haben, eine gute Aernde, eine gute Weinlese. Daher das oberdeutsche Zeitwort einherbsten, für einärnden; s. Th. X. S. 393. Siehe auch Herbst-Brief, und Herbst-Ordnung.

2. Figürlich, und im Hochdeutschen im gewöhnlichsten Verstande, die gewöhnlichste Zeit der Aernde, d. i. diejenige Jahrszeit, welche auf den Sommer folgt, und vor dem Winter hergeht; L. Autumnus, Fr. Automne.

währt drey Monathe, und endigt sich am Thomastage, oder, wenn sich die Sonne in den Anfang des Steinbockes beweget, und den kürzesten Tag macht (d. 21 Dec.).

Ehe ich zur meteorologisch-ökonomischen und diätetisch-medicinischen Betrachtung des Herbstes übergehe, erlaube man mir, folgende Gedanken über den Herbst, die jedem empfindsamen Weltbürger geziemen, voran zu schicken.

Ein weiser Regent durchlebt die friedlichen Tage seines glorreichen Lebens, das Glück seiner Millionen zu bilden. Nie erbaut er tyrannisch auf zerstümmelten Leichnamen für ihn kämpfender Bürger, wodurch ein Wüterich seinen furchtbaren Nahmen sich blutig erkauft, verruchte Altäre des Sieges. Nie entheiligt er Tempel, und nie verödet er Städte, um deren mit Blut besudelte Trümmer dem lüsternden Vorwitze werdender Enkel als tyrannische Denkmahle seines unrühmlichen Daseyns zurück zu lassen. Nein! nur fühllos gegen sich selbst erschöpft er sein hohes Talent, den goldenen Frieden und die verlorne Freyheit auf hinlänglich gezüchtigte Staaten wieder zu bringen. Er sieht die Stunde des Todes, diese dem Thoren nur schreckliche Stunde, wie den segnenden Strahl des friedsamen Morgens, herein brechen, und wird, nachdem er Länder gesegnet, willig ihr Raub. Gleich solchen weisen Regenten verläßt der Sommer mit langsamen Schritte die befruchtete Erde. Vom rauchenden Opfer dankbarer Länder, und vom wild schallenden Jubel des bereicherten Landmannes begleitet, entzieht er langsam den gesegneten Ländern seinen wohlthätigen Strahl. Mit ihm weicht die ermattende Hitze, die selbst den Weichling zum Laster zu träge macht, und ihm auf weichen Polstern zur Last wird; und der nervige Arm des fröhlichen Landmannes sammelt mit neueren Kräften

ten den reichen Segen des Sommers. Aber, gleich wie die balsamischen Freuden der göttlichen Tugend auf dornigen Wegen verherrlichet werden, so müssen rauhere Lüfte den Segen des Sommers zum Genusse verschönern, in welchem der flüchtige Liebling der Erde sein rühmliches Denkmahl zurück läßt. Und schon tragen unfreundliche Lüfte den männlichern Herbst über ermattete Länder. Dienstbare Winde bestreuen vor ihm die Wege, über welche er segnend daher zieht, mit würdigen Früchten, und gewinnen, gleich sclavischen Lieblingen des verhaßten Fürsten, der sich, seinen tyrannischen Stolz zu befriedigen, unwilligen Bürgern aufdringt, die Seelen der Erdbewohner, die rauhe Ankunft des Herbstes mit dankbarem Herzen zu feyern. Er kommt, der unfreundliche Herbst. Unter dem langsamen Schritte reift der Segen des Sommers. Sein trunknes Haupt ist mit Reben umwunden. Sein sinkender Arm trägt das voll gerüttelte Füllhorn, und seine männliche Schultern sind mit mancherley Früchten belastet. Er kommt, und schüttet sein Füllhorn über die Erde. Sein Ueberfluß übersteigt jede Erwartung, und der unersättliche Geitzhals fühlt sich auf wenige Augenblicke gesättigt. Er kommt, und die Früchte des Landes füllen krachende Böden und unansehnliche Scheuern. Der sparsame Landmann bedeckt Reichthümer der Erde mit Stroh, und entwöhnt von sich den Neid, der sich bloß mit blendendem Schimmer beschäfftigt. So liegt der Tugenden Schmuck im verachteten Sclaven unbemerkt verborgen; im verachteten Sclaven, über welchen ein Liebling des Lasters hochmüthig sein tyrannisches Joch warf. Nun wischt der gesättigte Landmann, zufrieden, vom verbrannten Gesichte, den mit Staube vermischten Schweiß, und dünkt sich glücklicher, als der Weichling, dessen Wollust zu schonen er den Schweiß seines Antlitzes vergoß. Mit rauhen Händen windet er stachelige widerspenstige

Rei-

Reiser in die durchsichtigen Wände seiner armseligen Hütte, und sichert die gefüllten Scheuern mit Schichten von Stroh, vor dem Sturm des anwandelnden Winters. Und nun schwingt der frostige Herbst über leere Gefilde fürchterlicher seinen despotischen Scepter. Rauschende Winde, die schnellen Vollführer seiner wilden Befehle, veröden um sich ganze Gebiethe, und entblättern die Wälder. Der schwächere Strahl der entferntern Sonne drängt sich durch entblätterte Haine zu den Geheimnissen der Schatten, die das reichste Feuer der majestätischen Sonne nicht zu verrathen vermochte. Einzelne gelbliche Blätter hangen an ältern den Aesten, bestimmt, den rauhen Triumph des nächsten Sturmes zu mehren. Nun ist der entheiligte Hain nicht mehr die Zuflucht der Liebe. Nur die mächtigen Streiche der zerschmetternden Axt, und das laute Geräusch vieljähriger, dem Gipfel nebeliger Berge entstürzender Eichen, schallen lauter durch den leereren Wald, und gewöhnen das neugierige Ohr des Echo, welches zu süßen Gesprächen der Liebe verwöhnt war, zu rauheren Tönen. Verödete Fluren, die vormahls, noch schwanger mit dem Segen des Sommers, von niedlichen Füßen rosenwangiger Mädchen betreten zu werden verdienten, dulden unwillig den Unsinn auf ihnen wandelnder Thiere. Der geschwätzige Vogel entweicht dem unfreundlichen Winter, sich unter Bewohnern wärmerer Länder Bewunderer zu suchen. Noch minder singt Philomele von nahen Zweigen ihre ungelernte Accorde durch den horchenden Hain; denn die schattigen Blätter, unter welchen sie sich dem Lobe der Kenner bescheiden verbarg, sind nicht mehr. Jetzt reißt sich ein nördlicher Wind aus unterirdischen Höhlen, worin er seit langen freundlichen Tagen unwillig schlief, und verbreitet um sich Verwüstung. Unbarmherzig verscheucht er den Weichling, der sich ganz zu Sommer verwöhnt hat, in das wärmere Zimmer,

läßt ihn unzufrieden die traurige Wahrheit empfinden, daß kein ewiger Sommer den Erdkreis bestrahle. Nein! nicht immer lächelt ein Frühling der Erde. Es kommt ein unfreundlicher Herbst, und gebiert in uns den vergeblichen Wunsch nach den verflossenen Stunden des Sommers und Frühlinges.

Und dennoch ermuntert der Herbst unsern dankenden Jubel gegen die Vorsehung, auch wenn solche sich nicht durch den herrlichen Segen, womit er geschmückt ist, zu dem feurigsten Danke berechtigte. Doch müssen feyernde Loblieder die unentbehrlichen Stunden des Herbstes erheben, diese unentbehrliche Stunden, ohne welche ein trauriger Winter uns unerträglich seyn würde. Nicht umsonst entzieht uns die wohlthätige Sonne langsam ihren erwärmenden Strahl; nein! uns nach und nach zu der furchtbaren Herrschaft des tyrannischen Winters vorzubereiten. Nicht umsonst strahlt die fliehende Sonne unter den trüben Tagen des Herbstes einen hellglänzenden Tag, einen unglücklichen Nachahmer des einladenden Frühlinges, durch die bläulichen Wolken des verklärten Olympes. Nicht umsonst laden die schimmernden Augenblicke uns ein, die öden Gefilde und die nackten Haine zu suchen, oder vielmehr, uns zu verrathen, daß wir den Frühling verloren haben; ein Gedanke, den wir zu leicht vor uns selbst verbergen! Nicht umsonst schmückt ein unfreundlicher Herbst die Jahrszeiten; er ist uns ein deutliches Bild des Herbstes im menschlichen Alter. Bedachtsam merkt sich der Weise dieses lehrreiche Vorbild, und es dient ihm zum Glücke. Jung, wie der blühende Frühling, sieht er unschuldige Jugendfreuden auf heilsamen Wegen unter der Aufsicht seiner Vernunft grünen, und er genießt sie. Kein ewiger Frühling lächelt seiner Empfindung; dieses denkt er, und ahndet den frostigen Herbst, der, wie der Herbst der Jahre, das Dunkel der Haine uns selbst entfaltet, und unserer

Ver-

Vernunft die kleinen Geheimnisse aufdringt, die wir sorgfältig vor derselben verborgen haben. Unter dem begeisternden Strahle der wachsamen Vernunft wächst seine Tugend bis durch sein männliches Alter, bis durch den Sommer des Lebens. Nun überfällt ihn der Herbst, aber nicht unerwartet, und trägt ihn auf matteren Flügeln den hohen Bestimmungen näher. Er sieht den arbeitenden Landmann, wie er zur Stunde des Herbstes Reichthümer der Erde sich sammelt. Nicht weniger sammelt der Weise, aber wichtigere Schätze, die der ganze Segen der Erde nicht überwiegt. Jeder Vorfall seiner durchwandelten Jahre geht jetzt vor dem forschenden Blicke seiner beurtheilenden Seele vorüber. Sorgfältig vergleicht seine Vernunft die mannigfaltigen Vorfälle, wodurch sein Leben bemerkt ist; sein erleuchteter Blick übersieht sie in feyernder Stille, und manches wird ihm nun hell, wie ein glänzender Frühling, was ihm sonst undurchdringbares Dunkel zu seyn schien. Dort sieht er Stunden, wo furchtbares Elend, gleich schweren abhängigen Felsen über seine Scheitel herab hing; verworfen, ohne Trost, ohne Hoffnung lag er ohnmächtig danieder, und nur eine einzige Thräne blieb ihm noch übrig, der traurige Herold seiner Verzweiflung zu werden. Er sieht sich mächtig errettet, und merkt, im kurzsichtigern Blicke der Menschen war der ihm traurige Vorfall nur Elend. Er segnet noch jauchzend die selige Stunde, in welcher die bebende Trauer in unaussprechliche Freuden sich auflöste. Er schöpft herrlichen Segen aus erduldeten Schmerzen, und versorgt sich damit gegen die feindseligen Anfälle des drohenden Winters. Wie der sorgfältige Landmann seine baufällige Hütte vor dem kommenden Winter befestiget: so sichert der Weise sich selbst durch selige Tugend von den Beschwerlichkeiten des heran nahenden Alters, bey welchen ein Thor oft seine Bestimmung vergißt, und das traurige Schicksal

ve

verdient hat, sich durch unbillig behauptete Vorrechte der Jugend in einem ohnmächtigen Körper verächtlich zu machen. Also nutzet der Weise den Herbst; und alsdenn ist ihm der Winter nicht schrecklich. Schon mit seinen Schrecken bekannt, und vor seinem Unsinn beschützt, wie kann er ihn fürchten? Er sieht weit um sich her seine schreckenden Wetter sich lagern, und noch fürchtet er nichts. Jetzt stürzen die Wetter durch zerrissene Wolken herab, und noch fürchtet er nichts. Jetzt fallen sie auf ihn, und noch fürchtet, noch empfindet er nichts. Er verschließt sich in sich, und findet da Ruhe und Freuden, und hört, gleich dem furchtbaren Bewohner des Weltmeeres, gleich dem fühllosen Leviathan, bey dem aufrührischen Frevel sich thürmender Fluthen, den Sturm nur draußen. Er fühlt nicht den frostigen Herbst, und nicht den noch frostigern Winter. Es ist ihm immer, wie im Sommer der Jahre, und um seine Seele lächelt ein ewiger Frühling.

Von dem Herbste hat ein vorsichtiger Haus- und Landwirth folgende Vermuthungen in Acht zu nehmen. *Gemeiniglich* pflegt man von der guten oder klaren *Witterung um das Herbst-Aequinoctium* im Sept. auf *einen guten Herbst zu* schließen. Ein warmer Herbst, welcher zugleich hell und klar ist, macht zu einem guten Getreide- und Wein-Jahr Hoffnung; ein nasser Herbst aber bringt Unfruchtbarkeit, die Trauben können nicht reif werden, und die Gartenfrüchte werden nicht vollkommen. Man hat angemerkt, wenn der Herbst mit *früher Kälte*, von Stürmen und Regen untermischt, *anfängt*, daß alsdenn ein langer Winter darauf zu erfolgen *pflegt*.

Die Ursachen hievon sind leicht einzusehen. Denn wenn Stürme und Regen die Erde, nebst der Luft, einmahl in den Zustand gesetzt haben, daß sie vom Froste nicht mehr weit sind, oder wohl gar schon Frost erlitten haben, so ist derselbe Zustand hernach schwer zu ändern. Wenn sich auch gleich noch

Süd-

Südwinde einstellen und Wärme mit sich bringen, so pflegt doch solches theils nicht so lange zu währen, daß nicht die eingebrochene Nordluft wiederum dagegen die Oberhand behalten sollte; theils aber hindert auch solches nur bloß den Frost; und die Kälte, bey der man die Zimmer heitzen muß, wird dadurch nicht gehoben. Je früher es demnach angefangen, und je länger es angehalten hat, desto später hört es auch auf, oder desto länger währt es im Frühlinge, ehe die Wärme wieder die Oberhand gewinnen kann, wenn nicht eine fast beständig hergewehete Südluft dazu kommt. Dieses aber kann wegen gedachter Hinderung nicht leicht geschehen. Daher währt insgemein die Kälte so viel länger, je früher sie anfängt, und je länger sie nach einander anhält.

Das Laub, wenn es lange in den Herbst hinein an den Bäumen bleibt, soll eines frühen Winters Vorbothe seyn, ein schöner klarer Herbst aber einen windigen Winter bringen. Wenn die Vögel und die Hasen im Herbste sehr fett befunden werden, soll es einen kalten Winter mit vielem Schnee geben. Warme Herbstnächte bringen süßen, aber ungesunden Wein, kühle Nächte hingegen harten, aber gesunden Wein. Wenn das Laub im Herbste langsam von den Bäumen fällt, so werden im folgenden Sommer viel Raupen. Wenn viele Reife und Nebel fallen, und mit dem Süd- und Westwinde keine Regen zugleich kommen, soll es auf Krankheiten deuten, welches man auch von den heftigen Sturmwinden, wenn sich zur Herbstzeit dergleichen spüren lassen, vermuthen will.

Was die Herbstarbeiten, d. i. die in der Haus- und Landwirthschaft üblichen und nöthigen Arbeiten und Verrichtungen betrifft, so sind davon die Artikel September, October und November nachzusehen.

Ich komme zur Betrachtung des Einflusses des Herbstes auf unsere Gesundheit, und zur Anzeige desjenigen, was in Ansehung der zur Erhaltung derselben nöthigen Lebensordnung und der vor-

vorkommenden Krankheiten, im Herbste zu beobachten ist.

Der Herbst ist eine der gefährlichsten Jahrszeiten für die Gesundheit. Er und der Frühling sind eigentlich nichts anders, als die Zeiten der Entwickelung des Sommers und Winters. Sie sind die kritischen Zeiten der Natur, da sie gleichsam in einer Verwandlung liegt, und da also die größten und wichtigsten Veränderungen mit ihr vorgehen. Der Frühling ist der Uebergang der kalten Witterung in die warme, der Herbst aber der Uebergang der Hitze zum Froste. Dieser Uebergang geschieht jedes Mahl nur allmählich; allein, die Grade, durch die er gehen muß, sind doch dem menschlichen Körper empfindlich genug, um alle mögliche Vorsicht zu erfordern. Regen, Sturmwinde, unfreundliche Tage, Nebel, Ueberschwemmungen und alle Uebel, die wir öfters mit Schrecken erfahren, wechseln in beyden mit einander ab, und bringen eine Vermischung von warmen und kalten Tagen hervor, die, wie alle schnelle Abwechselungen des Wetters, der Gesundheit gefährlich sind. Da aber, überhaupt betrachtet, die Wärme, und die Abwechselung der kalten unfreundlichen in warme und angenehme Tage, der Gesundheit zuträglicher ist, als die nasse Kälte, und der Uebergang der trocknen, milden und heitern Witterung in kaltes und schlackigtes Wetter: so hat, in Absicht der Gesundheit, der Frühling noch einen gewissen Vorzug vor dem Herbste, welcher die wahre Ursache ist, warum im Frühjahre nicht so viele gesunde Leute erkranken und sterben, als im Herbste. Eben deswegen ist es höchst nöthig, zu dieser Jahrszeit besonders auf seiner Hut zu seyn, und alles anzuwenden, damit die übeln Eigenschaften derselben keinen schädlichen Einfluß in unsere Gesundheit haben.

Die kalten Herbstwinde sind eines der vornehmsten Uebel, vor dem man sich zu hüten hat. Sie ver-

wehen den lauen Dunstkreis der Ausdünstungen, die uns umgeben, und es ist keine Falte unserer Kleidung so verborgen, die sie nicht durchwehen und abkühlen sollten. Da nun dieser Dunstkreis eigentlich die Vermittelung ist, wodurch wir die Abwechselung der lauen Luft unserer Zimmer mit der in der freyen Luft ohne Schaden ertragen können, indem er verhindert, daß die Schweißlöcher nicht zu schnell zusammen gezogen, und die unentbehrliche Ausdünstung unterdrückt wird: so ist der Zustand, in den wir gerathen, wenn wir unsern Leib den kalten Winden aussetzen, mit demjenigen in gleichem Verhältniß, wenn wir aus den warmen Betten aufstehen, und ohne Kleidung im Zimmer herum gehen wollten. So gewiß ein solches Verhalten eine Erkältung nach sich ziehen würde, so gewiß thun es die Herbstwinde, wenn man darin ausgeht, ohne sich warm anzukleiden. Die raschen Sommerkleider, denen es an der gehörigen Weiche mangelt, welche die wirksamen Theilchen der Wärme zur Ruhe bringt, und die Dünste des Körpers um ihn her als eine laue Wolke versammelt, sind die schädlichsten, die man zu dieser Zeit tragen kann. Es gibt einige gesetzliche Leute, welche ihre seidene Strümpfe und Sommerkleider nicht eher, als mit dem kürzesten Tage, ablegen, und wenn sie gleich vor Frost zittern und beben müßten. Ich halte die Ordnung in Ehren, die sie zum Deck-Mantel ihrer Thorheit gebrauchen; allein, ich wollte lieber weniger gesetzlich, als weniger gesund, seyn. Man trägt die Sommerkleider nicht darum, weil es Sommer, sondern weil es heißes Wetter ist; und hieraus folgt, daß man mitten im Sommer Winterkleider tragen müsse, wenn der Sommer solche kalte Tage mitbringt, als öfters kaum im Winter sind.

Die Mode muß hier kein Gesetz seyn. So närrisch sie zuweilen ist, so gründet sie sich doch mehrentheils auf gewisse vernünftige Ueberlegungen. Man hat jederzeit sehr gute Ursachen,

chen, warum man die Kleider mit kurzen oder langen Schößen, steif oder ungesteift, Perrücken mit dicken oder dünnen Haaren, die Haupthaare aufgeschlagen oder herab hangend, trägt, u. s. w. Alle diese Moden haben gewisse Bequemlichkeiten, Zierden oder Bedeutungen, weshalb man sie wählt, gleichwie es keiner an Ungelegenheiten, Unzierden und Beschwerlichkeiten fehlt, weshalb man sich endlich, nachdem man sie so lange beybehalten hat, bis man ihre Vortheile vergißt oder vernachläßiget, und ihre Unvollkommenheiten zu oft und deutlich empfunden hat, eine andere wünscht, deren Vortheile sich in einem neuen Glanze zeigen. Dieses ist die Ursache der Abwechselung der Moden, und sie enthält zugleich dasjenige in sich, was einen weisen Mann berechtiget, eine üble Mode abzuschaffen, oder zu übertreten, wenn er einem modischen Volke die vernünftige Ursache seiner Abweichung begreiflich und sinnlich machen kann. Die klugen Menschen müssen es seyn, welche üble Gewohnheiten abschaffen, und gute Gebräuche einführen; denn das ist das Los der Thoren, die schlechten Moden zu behalten, und die guten nicht mitzumachen.

Ein Mensch, der den grimmigsten Frost ohne Schaden erträgt, kann eine kühle nasse Herbstluft nicht ausstehen. Eine kalte Luft, die mit nassem Nebel angefüllt ist, wird davon zwar nicht dichter, weil die leichtere Luft den zwischen ihr schwebenden Dünsten *ausweicht; allein* es befinden sich alsdenn in unzähligen *Stellen des Dunstkreises*, wo sich sonst Lufttheilchen *aufhalten würden*, feine Wassertheilchen, welche die Haut beynahe in tausend Mahl mehr Puncten berühren, als die Lufttheilchen, indem das Wasser um so viel schwerer, und also auch, dem körperlichen Inhalte nach, um so viel zahlreicher an Bestandtheilen ist. Da nun ein wärmerer Körper seine Wärme um so viel eher verliert, in je mehr Puncten er von einem kältern berührt wird: so erhellet, daß eine nasse Luft, welche mit einer trocknen einerley Grad der Wärme besitzt, den menschlichen Körper beynahe tausend Mahl schneller oder mehr erkälten müsse, als die trockne. Dieser Unterschied ist nicht so geringe, daß man ihn zu übersehen Ursache hätte. Es folgt vielmehr daraus, daß man

bey nebeligen Tagen die warme Kleidung eben so unentbehrlich nöthig habe, als bey kalten Winden. Besonders müssen diejenigen Theile am meisten beschützet werden, die am wenigsten von der Berührung der Luft frey sind, und das sind die Füße. Wer diese mit einfachen dünnen Strümpfen für verwahrt genug hält, der wird sich die gefährlichste Erkältung verschuldet zuziehen. Da die Feuchtigkeit zugleich die Fäserchen unsers Körpers schlaff macht, deren lebhafte Wirkung zur Beförderung der Ausdünstung nothwendig ist: so hat man desto mehr Ursache, diesen Fehler auf alle mögliche Art zu ersetzen. Dieses geschieht durch die Ansträngung derselben vermittelst der Leibesbewegung, und durch den Trieb, welchen man sowohl hierdurch, als durch einen mäßigen Gebrauch spirituöser Getränke, dem Blute mittheilt, welches von innen heraus die Schweißlöcher mit aller Gewalt öffnet, wenn nur der Leib dabey gehörig warm gehalten wird.

Wer am Vormittage in die freye Luft gehen muß, der kann bey kalter und nebeliger Luft nichts besseres thun, als daß er vorher etwas Speise zu sich nimmt, und allenfalls ein Glas Wein oder Liqueur darauf trinkt. Hierdurch wird eine kleine Verdauung erreget, welche nie ohne einige Bewegung im Geblüte von statten geht, und wodurch sich also der Leib leichter erwärmt. Ein jeder darf nur auf seine eigene Erfahrung Acht geben, um hiervon überzeugt zu werden. Es ist den meisten Menschen gemein, daß sie des Vormittages die Füße warm zu bekommen, und überhaupt sich des Frierens zu erwehren, nicht vermögend sind, da sie hingegen in wenig Augenblicken durchaus warm werden, nachdem sie etwas Speise zu sich genommen haben. Bey ungesundem Nebel wählt man Vormittags zu einer solchen Speise am liebsten ein fettes Butterbrod; und auch dieses hat seinen guten Grund. Die stinkenden, fressenden, scharfen Nebel legen sich im Munde, in

Schlund

aber das schlimmste ist, so treiben diese beyde Getränke den Urin, und zwar besonders, wenn man nach ihrem Genusse in die nasse Kälte geht. Alles aber, was auf diese Weise den Urin befördert, ist der Ausdünstung des Leibes gerade entgegen gesetzt; und diese ist doch der einzige Weg, auf welchem man die schädlichen Wirkungen der nassen Kälte verhüten kann.

Man wird an der Gewißheit dieser Sache nicht zweifeln, wenn mnn weiß, wie es diejenigen anfangen oder anfangen sollten, die von vielem Getränke berauscht sind, und sich nicht eher schlafen legen dürfen, als bis sie der meisten überflüssig genossenen Feuchtigkeiten durch den Urin wieder los geworden sind. Wenn sie nähmlich diese gute Wirkung recht geschwinde befördern wollen, lassen sie sich die Kleider los machen, oder ziehen sie gar aus, damit die kalte Luft die Schweißlöcher der Haut zusammen ziehe. So bald dieses mit gehöriger Behutsamkeit geschehen ist, stürzt in wenig Augenblicken das Wasser durch den Urin so häufig von ihnen, daß sie sich ohne die geringste Furcht, von dem in der Blase sich anhäufenden Wasser beschweret zu werden, zur Ruhe legen können. So gewiß ist es, daß eine kalte Luft, noch mehr aber die, welche zugleich feucht ist, bey denen, die viel Wasser getrunken haben, den Urin befördere, da man doch in einer solchen Luft die gerade entgegen gesetzte Ausführung durch die Transspiration befördern sollte.

Ein wenig flüchtiges Hirschhornsalz in einem Glase Rheinwein genommen, und darauf ausgegangen, ist ein weit besseres Mittel wider den Morgennebel, als der beste Thee und Kaffe. Es versteht sich von selbst, daß diejenigen in den rauhen Herbsttagen nicht eher, als wenn die Sonne am Himmel steht, ausgehen dürfen, welche diese Bequemlichkeit, ohne ihren Schaden, haben können, weil Morgens und Abends die Nebel am häufigsten niedrig stehen, und die Kälte am empfindlichsten ist.

Die Ueberschwemmungen überhäufen die Länder mit stehendem Wasser, und die Luft mit faulen Dünsten. Daher sind die Faulfieber nirgends gemeiner, als an solchen

kleide, daß man, nach vorgedachter Art, die Ausdünstung zu unterhalten suche, welche die nasse Kälte sonst leicht unterdrückt, daß man das Haupt vor den nassen und kalten Dünsten wohl verwahre, und den Speichel oft auswerfe. Man muß zu dieser Zeit keine sehr harte und unverdauliche Speisen, und nicht zu viel warmes Wasser zum Getränke genießen, wenn es nicht mit solchen Dingen zubereitet ist, welche die Ausdünstung befördern und balsamischer Natur sind, als: Ehrenpreis, Scordien, Cardobenedicten, Citronschale, Wachholderbeeren u. s. w. Kann man ja den Kaffe nicht entbehren, so lege man eine Scheibe Rhabarber-Wurzel zu unterst in die Tasse, damit der Kaffe davon eine gelinde abführende Kraft erhalte; und wenn auch Thee getrunken seyn muß, so bereite man ihn entweder allein, oder doch zum Theil mit Citronschale, zu. Hauptsächlich dienen bey diesen Umständen die vegetabilischen und animalischen Säuren, zusammenziehende Stärkmittel, und unter diesen Citronsäure und Essig, wie auch der Campher. Daß man die Schlafzimmer mit oben gedachten Mitteln durchräuchern, die Betten erwärmen, und die Fenster wohl verschließen lassen müsse, sind Regeln, die ohnedies ein Jeder bey solchen Umständen billig finden wird.

Die besten natürlichen Mittel wider die faulen Ausdünstungen stehender Wässer, und die daraus entspringenden Krankheiten, die aber in keines Menschen Gewalt stehen, sind der Frost und die Winde. Jener reiniget die Luft, und diese zertheilen die schädlichen Dünste. Da auf den Herbst der Winter, und mit demselben der Frost folgt, und der Herbst gemeiniglich an Winden fruchtbar ist, so sind die großen Ueberschwemmungen, welche im späten Herbste erfolgen, von nicht so gefährlichen Folgen für die Gesundheit, als diejenigen, die sich im Frühlinge eräugnen, wo das ausgetretene Wasser von der darauf folgenden Wärme zur Fäulniß beför-

befördert wird. Ueberhaupt aber hat man in solchen Fällen von der Unvorsichtigkeit der Menschen das meiste zu fürchten.

Die gemeinsten Herbstkrankheiten, welche zu herrschen pflegen, sind: kalte Fieber, Durchlauf, Kolikschmerzen, Husten, Schnupfen, böse Hälse, Glieder-Reissen, Flüsse, Catarrhal- und Faul-Fieber. An diesen und andern Zufällen sterben zu dieser Jahrszeit viele Menschen. Die Regeln, ihnen vorzubeugen, habe bereits angegeben. Keine von denselben hat große Schwierigkeiten. Wollte man sich nur selbst so viel lieben, daß man dieser Anleitung getreu folgte, so würde man eines großen Sieges über die Tücke des feindseligen Herbstes gewiß seyn können; und so würde mancher sein Leben verlängern, der es verkürzet, ohne auch nur den scheinbaren Vorwand zu haben, daß er es im Dienste der menschlichen Gesellschaft aufgeopfert hätte. Sollte ich aber diejenigen, welche, verschuldet oder unverschuldet, leiden, trost- und hülflos lassen? Das sey ferne!

Zu denen Mitteln, welche nicht nur ein Theil der *Cur*, sondern auch der Präservation sind, gehört zuvörderst der *Aderlaß*; allein, es muß damit behutsam verfahren werden, weil man leicht, bey unrechtem Gebrauche desselben, die Kräfte mehr schwächen, und die unmerkliche Ausdünstung, deren Unterhaltung und Vermehrung in solchen Fällen so nöthig ist, verhindern kann. Indessen ist auch diese Regel mit der größten Behutsamkeit anzuwenden. Personen, welche gewohnt sind, Blut zu lassen, oder die es wenigstens nöthig haben, würden sehr unrecht thun, wenn sie glaubten, daß sie aus diesem Grunde davon befreyet wären. Sie würden sich, auf diese Weise, eines recht gelehrten Vorwandes bedienen können, um damit die große Furcht vor dem kleinen Loche zu entschuldigen, wodurch

man oft sein Leben und Gesundheit in Gefahr setzt. Ich rathe vielmehr solchen Personen, den Anfang des Herbstes nicht ohne Blutvergießen vorbey gehen zu lassen, und damit nicht so lange zu warten, bis diejenigen entscheidenden Augenblicke eintreten, da man den nahen Tod durch wiederhohlten Aderlaß kaum abweisen kann.

Wenn jemand mit Mattigkeit, Frost und Hitze, Kopfweh u. d. gl. befallen werden sollte, so muß man sogleich vorbauen, und der Krankheit entgegen gehen. Dieses geschieht am sichersten, wenn man sogleich ein gelindes schweißtreibendes Pulver (*), zu 1 Quent, mit einigen Löffeln Weinessig und Wasser einnimmt, und warm Bier, oder den oben erwähnten Kräuter-Thee, (an dessen Statt sich ärmere Leute auch der Wachholderbeeren bedienen können,) nachtrinkt, und im Bette einen gelinden Schweiß abwartet; welches man alle 4 Stunden wiederhohlen kann, wodurch öfters gleich im Anfange die Krankheit glücklich gebrochen wird. Sollte aber hierauf die Hitze dem ungeachtet fort dauern: so ist dienlich, 50 Tropfen von der einfachen Mixtur (Mixtura simplex) wechselweise mit dem Pulver zu nehmen, und wenn die Besserung noch nicht erfolgen sollte, alsdenn entweder einen erfahrnen Arzt um Rath zu fragen, oder das übrige der Zeit und Natur zu überlassen, und nicht zu viel andere Dinge zu gebrauchen. Doch ist bey dem allen nöthig, daß ein sehr dünnes Getränk, oder eine Ptisane von Gerste,

(*) Ein solches Pulver wird zubereitet, wenn man gebranntes Hirschhorn, Krebssteine, schweißtreibendes Spießglas, oder mineralisch Bezoarpulver, (*Bezoardicum minerale*), jedes zu 1 Loth, zubereiteten Bernstein, gesiegelte Erde, gereinigten Salpeter, jedes zu ½ Loth, nebst 2 Gran Campher nimmt, und es unter einander mischet.

Gerste, Hirschhorn und etwas Citronschale gekocht, zum ordentlichen Getränke gebraucht werde.

Sollte von einer Erkältung im Herbste ein Durchlauf mit oder ohne Abgang des Geblütes sich einstellen: so hat man zuvörderst den Leib, insonderheit die Füße, wohl zu verwahren, und in gehöriger Ausdünstung zu erhalten. Man muß, wie in der Ruhr, fleißig Obst genießen; und anstatt des Wassers und Bieres, kann man ein Glas Wein oder Kümmelbranntwein auf das genossene Obst trinken. Wenn der Durchlauf mit Schmerzen vergesellschaftet ist, wissen sich arme Leute mit einem Weinglase voll guten Krausemünzenbrannt-Wein, mit 1 Loth Mandelöhl vermischt, bald zu helfen, indem sie dieses täglich etliche Mahl einnehmen. Aeußerlich kann man den Leib mit warmen Tüchern, die mit ungarischem Wasser angefeuchtet worden, belegen, oder mit einem, aus 1 Loth Krausemünzen- und 2 Loth weiß Lilien-Oehl bereiteten Sälbchen, warm reiben. Was das Getränk betrifft, worauf beynahe das Meiste ankommt, so läßt man geraspeltes Hirschhorn mit Wasser kochen, und vermischt dieses Wasser zu gleichen Theilen mit Milch. Die Armen trinken, besonders wenn Hitze dabey ist, mit großem Nutzen Molken, oder Buttermilch. Außer den süßen Molken, warm getrunken, kann man auch dünne Hafergrütze, mit gestoßenen Mandeln und etwas Eydotter, oder auch einen Kräuterthee zum beständigen Getränk erwählen. Man nimmt z. B. Krausemünze, Melisse, 1 Hand voll; Kamillen, Hohlunderblumen, von jeden ½ Hand voll; Fenchel, Kümmel, Cascarille, von jeden 2 Quent; und trinkt diesen Thee mit der Hälfte Milch.

Im Herbste und Anfange des Winters, wenn nach der Sommerhitze eine kalte feuchte Luft erfolgt, pflegen die Kinder mancherley beschwerliche Zufälle zu bekommen, wohin besonders der unbändige Husten gehört,

hört, wobey sie zu ersticken Gefahr laufen, und öfters das klare Blut auswerfen. Bey diesen Umständen hat man sich besonders vor süßen Sachen, Syruppen u. d. gl. die den Auswurf vermehren, in Acht zu nehmen, indem solcher Husten mehrentheils nichts anders, als einen Fehler der Verdauung, zum Grunde hat, der vielleicht von einer Schärfe herrühren kann, welche die Nerven im Magen und in der Brust angreift. Man hilft diesem Uebel sicher ab, wenn man sich der gelindesten Laxiermittel und Digestive bedient. Hierzu dienen die gelinden Milchklystiere mit Kamillenblumen, oder auch einige Gran von dem Spießglasschwefel der dritten Präcipitation, mit eben so viel Granen von einem Mittelsalze und etwas präparirten Muschel-Schalen. Sonst sind auch die süßen Molken zum Getränk, und ein Par Messerspitzen Markgrafenpulver mit 1 Gran Saffran und eben so viel Bibergeil, als eine Arzeney zu gebrauchen. Wenn die Kinder noch saugen, so nehme man ein Loth von der besten Myrrhe und 1 Quent Saffran, lasse es zusammen in 8 Loth Wasser kochen, seihe es durch, und gebe davon den Ammen bisweilen einen Löffel voll in Thee, Suppe, oder warmer Milch, dem Kinde aber zuweilen etwas von diesen Tropfen in Hafergrütze oder Milch.

Wenn Erwachsene im Herbste mit Husten und Catarrhen beschweret werden, so haben sie sich eben so sehr vor den süßen Arzeneyen zu hüten, die den Schleim auf der Brust erregen, indem sie die Bewegungen mehr dahin ziehen, da sie den Auswurf befördern. Vielmehr muß man ungefähr alle 4 oder 5 Tage einmahl laxieren, wozu sich erwähnter Spießglasschwefel in diesem Falle am besten schickt, in der Zwischenzeit ab eine Catarrhal-Mixtur, worin die Bernstein-Esse das Haupt-Ingrediens seyn muß, oder den oben schriebenen Kräutterthee fleißig gebrauchen. Zur ßigung des Hustens dient ganz besonders das E

preiswasser mit Syrup. de erysimo Lobelii, oder noch besser das Ammoniak-Gummi in Meerzwiebel-Essig aufgelöset, welches einen Trank abgibt, der zwar der ärgste Feind des guten Geschmackes, aber ein gar vortrefflicher Freund der Brust ist.

Wenn der Catarrh, welcher sich stets gegen Abend verschlimmert, gegen diese Zeit eine widernatürliche Hitze im Blute bey sich führt, so erhält die Krankheit den Nahmen eines Fluß- oder Catarrhal-Fiebers, und man thut hierbey wohl, wenn man die allgemeine Regel bey anhaltenden Fiebern auch hier in Acht nimmt, und entweder gar nichts, oder doch nichts ohne den Rath eines vernünftigen Arztes gebraucht.

Unter der Menge derjenigen Krankheiten, welche im Herbste und angehenden Winter unter dem Nahmen der Flüsse im Schwange gehen, sind die bösen Hälse, theils am gemeinsten, theils auch am beschwerlichsten.

Wie man sich hierbey zu verhalten habe, findet man im XXI Th. S. 299, f.

Endlich ist der Herbst auch eine unglückliche Jahrs-Zeit für diejenigen, die eine innerliche Verletzung haben. Wie ist es auch anders möglich? Im Frühlinge und Herbste ändern sich die Witterungen im ganzen Jahre am merklichsten. Die Frühlingsveränderungen sind unserer ganzen Natur zuträglich; der Herbst hingegen bringt lauter feindselige Veränderungen für dieselbe mit sich. Wenn man nun mit dem vollkommensten Grunde behaupten kann, daß die Veränderungen der Witterungen auch Veränderungen in unserm Körper nach sich ziehen: so erhellet daraus, daß im ganzen Jahre keine unserm Leben nachtheiligere und stärkere Veränderungen in uns vorgehen müssen, als in dem Herbste. Nun setze man den Fall, daß ein Mensch eine Verletzung in seinen Eingeweiden, oder nur eine solche Krankheit in denselben habe, welche

welche die Verletzung derselben unfehlbar nach sich ziehen wird, so geht er mit diesem Samen des Todes, den er bey sich trägt, dem tückischen Herbste entgegen. Außerordentliche Bewegungen erzeugen sich da am ersten, wo die Ursache derselben schlafen liegt. Anstatt daß also andere, sonst gesunde Leute, von der Herbst-Witterung etwa nur einen Schnupfen, Flüsse, oder leichte Catarrhalfieber davon tragen, so weckt sie bey diesen die ruhigen Feinde auf. Die innere Ursache dieser Bewegungen ist ein unaufhörlich nagender Wurm, welcher niemahls gesättiget werden kann; und daher ist kein Mittel in der Welt kräftig genug, die aufgebrachten Bewegungen wieder zu besänftigen. Sie wüten also unaufhaltsam fort, sie verzehren die noch übrigen Kräfte; kurz, es erfolgt ein hektisches Fieber. Es spielt seine Rolle einige Wochen, und endiget sich mit dem Anfange jenes Lebens.

Herbst-Arbeit, s. oben, S. 32.

Herbst-Blume, Colchicum autumnale *L.*; s. Zeitlose.

Herbst-Brief, im Oberdeutschen, wo besonders die Weinlese unter dem Nahmen des Herbstes bekannt ist, eine obrigkeitliche Verordnung, durch welche die Weinlese eröffnet wird.

Herbst-Butter, s. Th. VII, S. 463.

Herbst-Herd, bey den Vogelstellern, eine Art Vogel-Herdes, welche im Herbste auf die fremden Halbvögel, Weindrosseln, Meeramseln, Krammetsvögel u. s. f. gestellet wird; zum Unterschiede von dem Sommer- und Winter-Herde.

Herbst-Huhn, ein Zinshuhn, welches von einem Bauer zur Erkenntniß der Oberherrschaft dem Grundherrn jährlich im Herbste gegeben wird.

Herbst-Hyacinthe, eine Art Hyacinthen, welche erst im Herbste blühet; s. Tuberose.

Herbst-Krankheiten, s. oben, S. 41, fgg.

Herbst-Mast, s. Mast.

Herbst-Monath. 1. Einer von den drey Monathen, welche den Herbst ausmachen, d. i. der September, October und November, welche daher die drey Herbst-Monathe heissen.

2. In engerer Bedeutung führt der September im Deutschen diesen Nahmen, weil der Anfang des Herbstes in denselben fällt.

Herbst-Morchel, s. Morchel.

Herbst-Nachtigalle, s. Rothkehlchen.

Herbst-Obst, Obst, welches im Herbste zur Reife kommt; Spätobst, zum Unterschiede von dem Sommerobste. Siehe Herbstling.

Herbst-Ordnung, im Oberdeutschen eine obrigkeitliche Verordnung, wie es bey dem Herbste, d. i. der Wein-Lese und allen dazu gehörigen Geschäfften gehalten werden soll. Siehe Herbst 1.

Herbst-Röthe, s. Röthe.

Herbst-Rose, eine Art Gartenpappeln, welche im Herbste blühet, Alcea rosea *L*; s. unter Pappel.

Herbst-Saffran, Crocus officinalis autumnalis *Linn.*; s. Saffran.

Herbst-Schein, derjenige Schein, d. i. Neumond, welcher in den Herbstmonath oder September fällt; *Novilunium Septembris.*

Herbst-Stand, bey den Jägern, derjenige Stand oder Ort, wo sich die Hirsche und das Wildbret im Herbste aufzuhalten pflegen.

Herbst-Trüffel, s. Trüffel.

Herbst-Wiese, s. Wiese.

Herbst Zeichen, s. oben, S. 25.

Herbsten, welches nur im Oberdeutschen üblich ist, ärnden, imgleichen den Wein lesen. Siehe Herbst 1.

Herbstling, eine Art eßbarer Schwämme; s. Reißke.

Im gem. Leben werden auch Aepfel, Birnen und andere Früchte, imgleichen in der Landwirthschaft, Vieh, welches im Herbste geboren worden, Herbstlinge

linge oder Spätlinge genannt, zum Unterſchiede von den Frühlingen; ſ. Th. XV, S. 345.

Hercan, eine Tulpenſorte; ſ. Tulpe.

Herculée, ſ. eb. daſelbſt.

Herculs-Keule, eine Benennung, 1. des Flaſchenkürbiß, Cucurbita lagenaria *L.*; ſ. unter Kürbiß.

2. eines Baumes, welcher auch Bertrambaum, und Zahnwehbaum genannt wird, Fagara *Dalechamp.* & *du Ham.* Zanthoxylum *Linn.*

Die bekannteſte Art davon iſt die gefiederte Herculskeule, der ſchmahlblätterige ſtachelige Zahnwehbaum, oder die dornige Aeſche, Zanthoxylum Claua Herculis foliis pinnatis *Linn.* Fr. Frêne épineux, Bois d'amourette. Dieſer Baum wächſt in Jamaika, Virginien und Carolina, ungefähr 15 Fuß hoch. Die Rinde iſt weißlich, und am Stamme in den großen Aeſten mit vielen Höckern oder pyramidenförmigen Erhebungen, welche ſich mit einem Stachel endigen, beſetzt. In Nordamerika wird das Holz wider das Zahnweh gebraucht, und damit der leidende Zahn berührt. Nach du Hamel ſoll der Baum eine ſtarke ſchweiß- und urintreibende Kraft beſitzen. Blätter und Früchte haben einen angenehmen Pomeranzen-Geruch. Nach du Roi Erfahrungen dauert dieſer Baum bey uns im freyen Lande. Er wird aus amerikaniſchen Samen erzogen, welche aber zwey Jahre in der Erde liegen, ehe ſie keimen. Alte Stämme treiben bewurzelte Schößlinge.

Die dreyblätterige Herculskeule, Zanthoxylum trifoliatum, foliis ternatis *Linn.* wächſt in China, und gehört unter die ſeltenſten Bäume.

Herculs-Krebs, ein breiter Seekrebs mit ſtarken Scheren; ſ. Krebs.

Herd (*), ein ebener, zuweilen erhöheter Platz auf der Erde, gewisse Verrichtungen darauf vorzunehmen, doch nur noch in einigen Fällen.

1. Im Bergbaue ist es der runde ebene Platz bey einem Pferdegöpel, auf welchem die Pferde im Kreise herum gehen; der Göpelherd, Göpelplatz, die Rennbahn.

2. Der Platz, worauf ein Haus steht, besonders in Ansehung des Obereigenthumes; eine veraltete Bedeutung, welche noch in den Zusammensetzungen Herd-Geld, Herdrecht und Herdzins übrig ist.

3. An einigen Orten scheint auch der Richtplatz, der Ort, wo die Missethäter hingerichtet werden, diesen Nahmen zu führen; wenigstens findet diese Bedeutung in dem Worte Herdgeld statt.

4. Von einem Ueberfallwehre, wo das überflüssige Wasser oben abschießt, scheint es der obere Raum des Dammes oder eigentlichen Wehres zu seyn.

5. Von den Vogelstellern ist es der ein wenig erhöhete ebene Platz, welcher mit Lockvögeln besetzt und mit Schlaggarnen umlegt wird, Vögel darauf zu fangen; siehe Buschherd, Feldherd, Herbstherd, Lerchenherd, Springherd, Strauchherd, Tränkherd, Vogelherd, Waldherd.

6. Im

(*) Im Nieders. gleichfalls Herd, im Angels. Hearth und Heorth, im Schwed. Härd, bey dem Ulphilas Haurjan; alle in der letzten Bedeutung eines Feuerherdes. Wachter leitet es vom Griech. χερσος her, welches bey dem Hesychius einen Herd bedeutet, Junius aber von ardere, Hebr. ארד brennen. Allein, da dieses Wort nicht bloß einen Feuerherd, sondern einen jeden zu einem gewissen Gebrauche bestimmten Platz auf der Erde bedeutet, so scheint es mit mehrerm Rechte zu Erde, der Boden, die Oberfläche der Erde, zu gehören, welches noch sehr oft mit dem vorgesetzten Hauchlaute, selbst im männlichen Geschlechte, vorkommt. Herthus, die Göttinn Erde, bey dem Tacitus, ist bekannt. Von themo irdisgen Herde, heißt bey dem Otfried, von irdischer Erde, und gouts Herda ist im Tatian, ein guter Boden, guter Acker.

linge oder Spätlinge genannt, zum Unterſchiede von den Frühlingen; ſ. Th. XV, S. 345.

Hercan, eine Tulpenſorte; ſ. Tulpe.

Herculée, ſ. eb. daſelbſt.

Herculs-Keule, eine Benennung, 1. des Flaſchenkürbiß, Cucurbita lagenaria *L.*; ſ. unter Kürbiß.

2. eines Baumes, welcher auch Bertrambaum, und Zahnwehbaum genannt wird, Fagara *Dalechamp.* & *du Ham.* Zanthoxylum *Linn.*

Die bekannteſte Art davon iſt die gefiederte Herculskeule, der ſchmahlblätterige ſtachelige Zahnwehbaum, oder die dornige Aeſche, Zanthoxylum Claua Herculis foliis pinnatis *Linn.* Fr. Frêne épineux, Bois d'amourette. Dieſer Baum wächſt in Jamaika, Virginien und Carolina, ungefähr 15 Fuß hoch. Die Rinde iſt weißlich, und am Stamme in den großen Aeſten mit vielen Höckern oder pyramidenförmigen Erhebungen, welche ſich mit einem Stachel endigen, beſetzt. In Nordamerika wird das Holz wider das Zahnweh gebraucht, und damit der leidende Zahn berührt. Nach du Hamel ſoll der Baum eine ſtarke ſchweiß- und urintreibende Kraft beſitzen. Blätter und Früchte haben einen angenehmen Pomeranzen-Geruch. Nach du Roi Erfahrungen dauert dieſer Baum bey uns im freyen Lande. Er wird aus amerikaniſchen Samen erzogen, welche aber zwey Jahre in der Erde liegen, ehe ſie keimen. Alte Stämme treiben bewurzelte Schößlinge.

Die dreyblätterige Herculskeule, Zanthoxylum trifoliatum, foliis ternatis *Linn.* wächſt in China, und gehört unter die ſeltenſten Bäume.

Herculs-Krebs, ein breiter Seekrebs mit ſtarken Scheren; ſ. Krebs.

Herd (*), ein ebener, zuweilen erhöheter Platz auf der Erde, gewisse Verrichtungen darauf vorzunehmen, doch nur noch in einigen Fällen.

1. Im Bergbaue ist es der runde ebene Platz bey einem Pferdegöpel, auf welchem die Pferde im Kreise herum gehen; der Göpelherd, Göpelplatz, die Rennbahn.

2. Der Platz, worauf ein Haus steht, besonders in Ansehung des Obereigenthumes; eine veraltete Bedeutung, welche noch in den Zusammensetzungen Herd-Geld, Herdrecht und Herdzins übrig ist.

3. An einigen Orten scheint auch der Richtplatz, der Ort, wo die Missethäter hingerichtet werden, diesen Nahmen zu führen; wenigstens findet diese Bedeutung in dem Worte Herdgeld statt.

4. Von einem Ueberfallwehre, wo das überflüssige Wasser oben abschießt, scheint es der obere Raum des Dammes oder eigentlichen Wehres zu seyn.

5. Von den Vogelstellern ist es der ein wenig erhöhete ebene Platz, welcher mit Lockvögeln besetzt und mit Schlaggarnen umlegt wird, Vögel darauf zu fangen; siehe Buschherd, Feldherd, Herbstherd, Lerchenherd, Springherd, Strauchherd, Tränkherd, Vogelherd, Waldherd.

6. Im

(*) Im Nieders. gleichfalls Herd, im Angels. Hearth und Heorth, im Schwed. Hærd, bey dem Ulphilas Haurjan; alle in der letzten Bedeutung eines Feuerherdes. Wachter leitet es vom Griech. Χερνιβ her, welches bey dem Hesychius einen Herd bedeutet, Junius aber von ardere, Hebr. נר brennen. Allein, da dieses Wort nicht bloß einen Feuerherd, sondern einen jeden zu einem gewissen Gebrauche bestimmten Platz auf der Erde bedeutet, so scheint es mit mehrerm Rechte zu Erde, der Boden, die Oberfläche der Erde, zu gehören, welches noch sehr oft mit dem vorgesetzten Hauchlaute, selbst im männlichen Geschlechte, vorkommt. Herthus, die Göttinn Erde, bey dem Tacitus, ist bekannt. Von themo irdisgen Herde, heißt bey dem Otfried, von irdischer Erde, und gouta Herda ist im Tatian, ein guter Boden, guter Acker.

6. Im Hüttenbaue führt diesen Nahmen ein von Holz und Bretern zubereiteter Platz, worauf die gepochten Erze gewaschen werden, der Waschherd, Planenherd; s. Hedelherd und Schlammherd.

7. Eben daselbst wird auch die Grube vor dem Schmelzofen, worein das Werk aus dem Schmelzofen fließt, der Herd genannt; s. Stichherd.

8. Am häufigsten, ein zubereiteter, zuweilen erhöheter ebener Platz, Feuer darauf anzumachen und zu unterhalten. In dieser Bedeutung kommt es sowohl im gem. Leben, als bey allen denjenigen Beschäfftigungen, welche vermittelst des Feuers vorgenommen werden, sehr häufig vor. Der Herd eines Backofens, einer Malzdarre, einer Schmiedeesse u. s. f. Der Ofenherd, Kaminherd u. s. f. In den Salzsiedereyen hat man Gradierherde, Ofenherde und Siedeherde. In dem Hüttenbaue wird der Boden der Schmelz- und Treibe-Oefen, ja oft der ganze unterste Theil derselben, aus eben dieser Ursache der Herd genannt; s. Frischherd, Seigerherd, Treibeherd u. s. f. Den Herd abwärmen, ihn durch darauf gemachtes Feuer austrocknen. Den Herd anlegen, die zum Treibeherde nöthige Asche auf dem Boden des Treibeofens ausbreiten. Den Herd anstoßen, diese Asche derb auf einander stoßen. Der Herd stehet auf, wenn das geschmolzene Werkbley durch dazu gekommene Feuchtigkeit oder Kälte, sich in den Herd eingräbt, alles über sich schlägt und zerschmettert. Figürlich wird auch das Bley, welches sich auf dem Treibeherde in die Asche gezogen hat, der Herd genannt; s. Herd-Bley; zum Unterschiede von der Glätte, welche oben schwimmt.

Besonders in den Wohnhäusern, der gemeiniglich von Steinen zubereitete und erhöhete Platz, das zum häuslichen Gebrauche nöthige Feuer darauf anzumachen, L. Focus, Fr. Foyer; der Feuerherd, Küchen-

chen- oder Kochherd; von dessen vortheilhafter Anlegung im Art. Küchenherd handeln werde. Feuer auf dem Herde machen. Zuweilen auch figürlich, das Wohnhaus selbst. Eigener Herd ist Goldes werth. Imgleichen die Haushaltung und häusliche Gesellschaft, die Familie. „Eltern Erbgut wird in Ostfriesland „nicht vererbt, sondern geht wieder an den Herd heim, „woher es geflossen ist," Winkelmann in der Oldenburg. Chron. Einen eigenen Herd haben oder halten, eine eigene Haushaltung; im mittlern Lat. Focum tenere. Der Herr hat zu Jerusalem einen Herd, Es. 31, 9. einen Tempel. In den niedersächsischen Marschländern, werden diejenigen Wohnhäuser oder Haushaltungen, welche zur Unterhaltung eines Deiches verpflichtet sind, Herde genannt.

Herd, (Abflau-) s. Th. XIV, S. 62.
— — (Busch-) s. unter Vogel-Herd.
— — (Flau-) s. Th. XIV, S. 62.
— — (Frisch-) s. Th. X, S. 613.
— — (Gar-) s. Th. XVI, S. 125.
— — (Gereut-) s. Th. XVII, S. 379.
— — (Glauch-) s. Th. XIX, S. 39.
— — (Göpel-) s. Th. XIX, S. 259.
— — (Hedel-) s. Th. XXII, S. 654.
— — (Herbst-) s. oben, S. 46.
— — (Ramin-) } s. in R.
— — (Küchen-) }
— — (Lerchen-) s. in L.
— — (Ofen-) s. in O.
— — (Planen-) s. in P.
— — (Schiffs-) }
— — (Schlamm-) }
— — (Seiger-) } s. in S.
— — (Siede-) }
— — (Spring-) }
— — (Spur-) }

Herd, (Stich-) ſ. in S.
— — (Strauch-) ſ. unter Vogel-Herd.
— — (Tränk-) } ſ. in T.
— — (Treibe-) }
— — (Vogel-) ſ. in V.
— — (Wald-) } ſ. in W.
— — (Waſch-) }
— — (Zerren-) ſ. Th X, S. 620.

Herd-Aſche, im Hüttenbaue, diejenige Aſche, aus welcher der Treibeherd bereitet wird. Imgleichen, dasjenige Bley, welches ſich im Treiben zuerſt in Glätte verwandelt.

Herd-Bley, eben daſelbſt, dasjenige Bley, welches ſich bey dem Treiben in den Herd zieht, und auch nur ſchlechthin der Herd genannt wird; zum Unterſchiede von der Glätte.

Herd-Bret, in den Küchen, diejenigen Breter, mit welchen der Feuerherd an den Seiten zuweilen eingefaſſet und bekleidet wird. Siehe Küchen-Herd.

Herd-Eiſen, ein ovales Eiſen mit einer Handhabe, womit der Lehm zu dem Herde eines Backofens feſt geſchlagen wird.

Herd-Fluth, in dem Hüttenbaue, derjenige Schlamm, welcher ſich bey dem Waſchen der Erzſchliche abſondert und über den Planenherd in den Aftergraben fließt.

Herd-Friſchen, (das) im Hüttenbaue, von der R. A. den Herd friſchen, d i. den Herd, oder die in die Herdaſche gezogene Glätte wieder in Bley verwandeln; ſ. Th. XV, S. 129.

Herd-Geld. 1. An einigen Orten eine Abgabe von einem Herde, d. i. einer Feuerſtätte, einem Wohnhauſe, an die Obrigkeit; welche an andern Orten auch der Herdſchilling, die Herdſteuer, das Feuergeld, Feuerſtättengeld, Kamingeld, Rauchfanggeld, Rauch-Geld, Rauchpfennig u. ſ. f. genannt wird, weil die Größe der Häuſer, folglich auch der Abgabe dabey

nach

nach der Zahl der Kamine oder Feuermauern bestimmet wird. Im mittlern Lat. wird es Foagium, Focagium, Fr. Fouage, Fouage, Fumage. bey den byzantinischen Schriftstellern Καπνικον, genannt.

2. An andern Orten ist es vielmehr eine jährliche Abgabe, welche dem Grundherrn von demjenigen Platze, worauf ein Haus steht, zur Erkenntniß seines Grundrechtes gegeben wird, und alsdann heißt sie auch das Herdrecht, der Herdzins; s. Herd 2.

3. An noch andern Orten, führt auch das Henker=Geld, oder die sämmtlichen Kosten eines peinlichen Prozesses, diesen Nahmen; entweder, so fern Herd ehedem auch den Richtplatz bedeutete; s. Herd 3. oder auch, so fern diese Kosten nach den Herden, d. i. Feuerstätten, unter die Unterthanen vertheilet wurden.

4. In einigen Gegenden, z. B. im Altenburgischen, wird dasjenige freywillige Geschenk, welches der Käufer eines Hauses oder Gutes der Gattinn des Verkäufers, gleichsam für die willige Abtretung ihres Feuers und Herdes macht, das Herdgeld genannt. An andern Orten heißt es das Gönnegeld, am häufigsten aber das Schlüsselgeld.

Herd=Glas, in den Blaufarbenwerken, dasjenige Glas, welches aus den allzu vollen Töpfen, bey dem Aufschäumen der Materie auf den Herd des Ofens zu fließen pflegt.

Herd=Hammer, im Hüttenbaue, ein Hammer, womit der Treibeherd zugerichtet und geschlagen wird.

Herd=Korn, eben daselbst, diejenigen Körner Silber, welche sich zuweilen auf dem Rande des Treibeherdes anzusetzen pflegen, und auch Treibekörner, imgleichen Hähne heißen. Siehe Hahn 1.

Herd=Kugel, eben daselbst, eine steinerne Kugel, welche man auf den Treibeherd laufen läßt, dessen Mitte zu finden, weil sie in derselben liegen bleibt.

Herd-Löffel, eben daselbst, ein eiserner Löffel, womit man bey dem Abtreiben des Silbers etwas aus dem geläuterten Werke schöpfet, um dessen Silbergehalt zu erfahren.

Herd-Pfennig, s. unter Peters-Groschen.

Herd-Platte, eine eiserne oder steinerne Platte, womit man diejenige Stelle eines Herdes, wo das Feuer eigentlich angemacht wird, zuweilen zu belegen pfleget. Der Herdstein, wenn sie von Stein ist.

Herd-Probe, im Hüttenbaue, diejenige Probe, welche man bey dem Abtreiben des Silbers mit dem geschmolzenen Werke anstellt, um dessen Silbergehalt zu erforschen.

Herd-Recht. 1. An einigen Orten, das Recht einen eigenen Herd zu halten, d. i. eine eigene Wohnung zu haben; das Feuerrecht.

2. Siehe Herd-Geld 2.

Herd-Ring, im Hüttenbaue, ein eiserner an einem Theile scharfer Ring, womit der Treibeherd ausgeschnitten wird.

Herd-Schilling, s. Herd-Geld 1.

Herd-Schmid, auf den Blech- und Hammerwerken, der Nahme eines Hammerschmides, welcher in den Blechhämmern auf den Blechmeister folgt, und den Gleicher, Ziener und Urwäller unter sich hat; s. Th. V, S. 661.

Herd-Stange, bey den Bäckern, eine Stange, den schadhaften Herd in dem Backofen damit auszustechen; die Brechstange.

Herd-Stein, s. Herd-Platte.

Herd-Steuer, s. Herd-Geld 1.

Herd-Vogel, bey den Vogelstellern, zahm gemachte Vögel, welche als Lockvögel auf den Vogelherden gebraucht werden. Imgleichen Vögel, welche man auf solchen Herden zu fangen pflegt.

Herd-Zins, s. Herd-Geld 2.

Da kam er her und ging weg. Wofür auch her seyn üblich ist. Da war ich her und u. s. f.

2. Figürlich. 1) Es ist so hergekommen, es ist so üblich, durch einen langen Gebrauch so eingeführt, so hergebracht. In welchem Verstande der Infinitiv in Gestalt eines Hauptwortes am gewöhnlichsten ist. Das Herkommen. Es ist so Herkommens. Das ist nicht Herkommens. Ein altes Herkommen, ein alter Gebrauch. Das Reichs-Herkommen, eine durch die bloße Gewohnheit eingeführte Regel in Staats-Sachen des deutschen Reiches. Im Nieders. Herkumst, wo auch das Bey- und Nebenwort herkumstig, was Herkommens ist, gebraucht wird. 2) Abstammen, dem Geschlechte nach. Von Esau kommen her die Edomiter, 1 Mos. 36, 9. Im Hoch-Deutschen ist es in dieser Bedeutung veraltet, ausser daß man in derselben noch das Hauptwort das Herkommen braucht. Er ist von dem besten Herkommen, von der besten Familie. Ein Mädchen von geringem Herkommen, aus einem geringen Geschlechte. Siehe auch Herkunft. 3) In noch weiterer Bedeutung, die Wirkung einer Ursache seyn. Die Sünde kommt von einem Weibe her, Sir. 25, 32.

Herkunft, von dem vorigen Zeitworte. 1. In der eigentlichen Bedeutung, die Handlung des Herkommens. Vor meiner Herkunft.

2. In dessen zweyten Bedeutung, die Abstammung, dem Geschlechte, den Vorältern nach. Die Amerikaner wissen nichts von ihrer Herkunft. Im Nieders. Herkumst.

Herling, ein nur in dem Weinbaue, besonders Ober-Deutschlandes, übliches Wort, solche Weinbeeren und Trauben zu bezeichnen, welche nicht die gehörige Reife oder Zeitigung erhalten, folglich sauer und herbe bleiben. Er wartete, daß er (der Weinberg) Trauben brächte, aber er brachte Heerlinge, Es. 5, 2.

Die

braucht worden. Von Ar, Ehr, groß, erhaben, würde es einen erhabenen, heiligen, werth geschätzten Mann bedeutet. Von Heer, bedeutete es ehedem als ein Appellativum sehr häufig einen Kriegesmann, da denn im Plural auch Heerleute für Soldaten vorkommt; bey den Longobarden Herimanni, Arimanni. Im Schwed. ist Herremann, ein Ritter, adeliger Vasal, imgleichen ein Edelknecht, und da ist es unstreitig aus Herr zusammen gesetzt. Auch von dem Worte Heerde hatte man ehedem Heerdmann, und zusammen gezogen Hermann, einen Hirten zu bezeichnen, und auf dem Lande einiger Gegenden wird noch der Leithammel Herman genannt. Ja es finden sich Spuren, daß das Männchen mehrerer Thiere ehedem Hermann genannt worden. Im Nieders. ist Harm Bock, ein Schafbock, und Harm Schaf, oder Schaf Harm, ein einfältiger Tropf, auf welche Art auch die eigenthümlichen Nahmen Hans, Peter u. s. f. gebraucht werden. Im Osnabrück. sagt man von jemanden, welcher die Güte Gottes mißbraucht, er glaube Gott heiße Härm, d. i. Hermann. Siehe Hermelin 3.

Hermaphrodit, s. Zwitter.

Hermaphrodit-Pomeranze, s. Th. III, S. 86.

Hermel, (die) noch mehr im Diminut. das Hermelchen, oder Härmelchen, im g. L. der Meißner, eine Benennung der Anthemis nobilis *L.* s. Kamille.

Hermel-Raute, eine Art der Gartenraute; s. Raute.

Hermelin. (das) 1. Eine Art Wiesel, welche sogleich beschrieben werde.

2. Ein weißgelbes Pferd mit röthlichen Mähnen und Schweife, führt gleichfalls den Nahmen des Hermelines; Fr. Soupe de lait. Siehe auch Hermelin-Fuß.

3. In einem alten deutsch-latein. Vocabulario von 1477, wird die Grille oder das Heimchen, eyn Hermelyng genannt.

Dietorius, ein Schweitzer, nennt das Männchen einer Maus Härme und Härmle, und in den monseelschen Glossen heißt der Chamäleon Haramo.

Das Hermelin, die Hermelinwiesel, Bergwiesel, weiße Wiesel, oder Königswiesel, im Nie-

Niederſ. Harmke, Hermelke, iſt eine Art Wieſel, welche ganz weiß und nur an der äußerſten Spitze des Schwanzes ein wenig ſchwarz iſt, und das koſtbare Pelzwerk gibt, welches gleichfalls unter dem Nahmen des Hermelins bekannt iſt. Einige Neuere erkennen mit Linné das Hermelin nur für eine Varietät der gemeinen Wieſel mit ſchwarzem Schwanze, Muſtela Erminea *Linn.*; Andere aber halten es für eine beſondere Art. Es heißt beym Gesner Armelinus & Muſtela alba; beym Jonſton und Charleton, Hermellanus; beym Plinius, Mus hybernus; beym Aldrovand, Muſtela candida, in extrema cauda nigricans; beym Ray und Schwenkfeld, Muſtela candida ſ. Hermineum; beym Klein, Muſtela Armellina; beym Briſſon, Muſtela hyeme alba, aeſtate ſupra rutila, infra alba, caudae apice nigro; beym Hrn. v. Büffon, l'hermine oder le roſelet, (aber mit Unterſchied, nähmlich Hermine im Winterkleide, da es durchaus, die Schwanzſpitze ausgenommen, welche auch im Winter ſchwarz bleibt, eine weiße Farbe hat; und Roſelet im Sommerkleide, da es roth oder gelblich ausſieht, und nur am Bauche weiß iſt;) beym Hill, Muſtela niuea, auribus angustis, caudae apice nigro; Engl. (beym Pennant und Forſter) Stoat, im Sommerkleide, und Hermin im Winterkleide; Span. Arminno, Armelino; Portug. Arminho; Ital. Armellino, Ermellino, Hermellino; Holl. Hermyn; Norw. Hermelin; Schwed. Hermelin und Lekat; Norw. Royſe-Kat (eine auf Felſen lebende Katze, weil es, wie eine Katze, Mäuſe und Vögel fängt;) Poln. Gronoſtay; Ruſſ. Gornoſtai; Tunguſ. Jelek; in Nord-Amerika, Sie-cuſe-ſue. Die meiſten dieſer Benennungen, wohin auch Mus armenus ſ. ermineus gehört, ſind von dem Nahmen der Landſchaft Armenien, aus welcher man ehedem dieſes Pelzwerk bekam, ehe man noch unmittelbar den Weg in die nordlichen Länder wußte; daher dieſe Felle

ehe-

ehedem auch pelles armeniae, arminiae und herminiae hießen. Dieſes Thier hieß auch Mus ponticus, weil in den mittlern Zeiten die Einwohner der Landſchaft Pontus am ſchwarzen Meere einen ſtarken Handel mit dergleichen Pelzen trieben.

Das Hermelin findet ſich in den kältern Gegenden von Europa und Aſien, inſonderheit in Norwegen, Lappland und dem ruſſiſchen Sibirien, am häufigſten, in gemäßigten Ländern ſeltener, gegen Süden aber gar nicht. Es hält ſich gern in Wüſteneyen und Waldungen auf. Es iſt, bereits erwähnter Maßen, im Sommer roth, gelblich oder dunkelrothbraun, wie die gemeine Wieſel, und im Winter weiß, am Schwanze aber behält es in allen Jahrszeiten eine dunkelſchwarze Spitze.

In Lappland, beſonders in Finnmark, gibt es auch Hermeline mit weißen Schwänzen, die bey den Lappländern Seibuſh, in Norwegen und Schweden aber Sne-Myſſer oder Sno-Mus heiſſen. Sie ſind kleiner, als das echte Hermelin. Linné nennt ſie: Muſtela niualis, caudae apice vix pilis villis nigris.

Es gleicht in den meiſten Stücken der gemeinen Wieſel, iſt aber etwas größer, und hat einen längern Schwanz. Die ganze Länge von der Schnautze bis an die Spitze des Schwanzes, beträgt ungefähr 7, der Schwanz allein aber 2 Zoll. Das Haar iſt auf dem Leibe ungefähr ½, am Ende des Schwanzes aber 3 Zoll lang. Das Thier hat kleine ſchwarze Augen, kurze aber breite und runde, am unterſten Ende getheilte Ohren. Die Schenkel ſind nicht viel über 1 Zoll lang.

So häufig, als die gemeine Wieſel, kommt es nicht vor; doch findet man davon, beſonders in alten Waldungen, und zur Winterszeit zuweilen in den Feldern, die nahe an einen Wald gränzen, eine ziemliche Menge. Es läßt ſich nicht zahm machen, und verliert ſelbſt in dem eiſernen Käfich, worein man es zu ſperren pflegt, nichts von ſeiner Wildheit. Anſtatt daß es zahm wer-

den

den sollte, bleibt es vielmehr so wild, daß es, so lange man ihm zusieht, nicht einen Bissen zu fressen waget. Es bleibt in einer unaufhörlich schüchternen Bewegung, und sucht sich beständig dem Anblicke des Menschen zu entziehen. Wenn man es lebendig erhalten will, muß man ihm ein Bündel Werrig hinlegen, worein es sich wickeln könne. Alles, was man ihm gibt, wird dahin ein geschleppet. Seine Nahrung genießt es vorzüglich des Nachts. Frisch erhaltene Nahrungsmittel lassen eingesperrte Hermeline und Wieseln wohl 2 bis 3 Tage stehen, ehe sie es wagen, dieselben zu berühren. Drey Viertel vom Tage widmen sie dem Schlafe. In ihrer Freyheit erwarten sie gleichfalls die Nacht, ihre Nahrung aufzusuchen. Die eingesperrten Hermeline pflegt man mit Eyern und Fleisch zu nähren; sie berühren aber diese Speisen nicht eher, als bis sie schon verdorben sind. Honig haben sie, bey einigen Versuchen, nicht eher genießen wollen, als nach drey langen, beschwerlichen Fastagen. In ihrer Freyheit leben sie von Vögeln, Eyern, Ratzen, Mäusen und Fischen. Sie gehören also unter die fleischfressenden oder Raub-Thiere. So klein das Hermelin an sich ist, so bringt es doch, nach Pontoppidan's Bericht, zuweilen die größten Thiere um, besonders das Elendthier und den Bär. Was hier die Stärke nicht vermag, das bringt die List zu Stande. Wenn nähmlich diese Thiere schlafen, springt das Hermelin ihnen in das Ohr, und beißt sich mit seinen scharfen Zähnen so fest ein, daß es gar nicht abfallen kann. Die großen Thiere fangen hierauf an zu laufen, zu schreyen, und endlich ganz abgemattet, durch einen Sprung von einem Felsen, ihr Leben zu endigen. Eben so verfährt es mit dem schlafenden Adler und großen Auerahn. Besonders sind Eyer für dieses Thier die größten Leckerbissen. Daher sieht man, nach eben desselben Versicherung, an dem See-Ufer, bey stillem Wetter, daß das Hermelin auf die Inseln

seln hinaus, wo ein groſser Vorrath von Eyern der Wasservögel befindlich ist, schwimmt. Wenn es auf einer solchen Insel wirft, soll es seine Jungen auf einem Holzspane hinüber an das Land schwemmen, und mit seiner Schnauze den Span von Zeit zu Zeit anstoßen, damit er desto besser fortkommen möge.

Im russischen Sibirien werden die besten und gröſsten Hermeline, die man in der Gegend findet, in der isettischen Provinz gefangen. Sie werden an Ort und Stelle mit 15 Kop. und theurer bezahlt. Man gibt oft die dort gefangenen Lasti, eine Art Iltisse, für wahre Hermeline aus; man kann sie aber daran, daß sie keine schwarze Extremität haben, erkennen.

Die Lappländer fangen die Hermeline in einer Falle, die aus einem gespaltenen birkenen Kloße besteht, wovon das eine Stück durch einen Stiel aufgestellet wird, und auf das Thier, wenn es der Lockspeise nachgeht und in die Oeffnung der Falle hinein kriecht, herab fällt, und dasselbe erschlägt. Die Maschine steht einen Fuß hoch über der Erde, damit die Waldmäuse nicht hinein kriechen. Vor der Falle liegt ein Kloß von eben der Höhe, auf welchen das Hermelin kriecht, wenn es die Witterung spüret. Wenn das Thier gefangen ist, läßt es aus Angst den Urin, der das weiße Fell gelb färbet. In Norwegen fängt man es ebenfalls in der Falle; auch zwischen zwey glatten Steinen, wovon der eine mit einem Hölzchen so aufgestellt wird, daß er sogleich niederfällt, wenn die an einen Draht befestigte Lockspeise angerührt wird, und das Hermelin erdrückt. In Norwegen schießt man es auch mit platten Pfeilen oder stumpfen Bolzen, damit der Balg, als das vornehmste, weswegen man diese Thiere fängt, nicht Schaden leide.

Es gibt aber dieser Balg, der von den feinsten, aber kurzen, Haaren ist, und sich in seiner matt-weißen Farbe weit schöner ausnimmt, als der von weißen Kanin-

minchen, ein sehr schönes und kostbares Pelzwerk, womit man Röcke und Amtsgewänder der Könige, Churfürsten, Fürsten und anderer vornehmer, insonderheit obrigkeitlicher und geistlicher Personen, als: der Erzbischöfe, Bischöfe, Domherren, imgleichen der Frauenzimmer von Stande, füttert: wie man denn auch daraus Schärpen, Müffe, Mützen und deren Verbrämungen macht. Vornehmlich werden diese Dinge sehr hoch geschätzt, wenn sie von lauter Schwänzen gemacht sind. Weil aber dieses gar zu hoch in das Geld laufen würde, pflegen die Kürschner, um diese Schwänze nachzuahmen, und die Weiße dieses vortrefflichen Pelzwerkes zu erheben, auf solches kleine schwarze Flecke von lombardischen Lammsfellen, die sehr schwarz und glänzend sind, zu heften, und solches damit gleichsam zu besäen. Die Bälge kommen häufig aus Rußland, wo verschiedene europäische und asiatische Nationen dieselben kaufen, oder gegen andere Waaren eintauschen. Sie werden nach Zimmern verkauft; und es sind in denselben die Felle an der Seite des Kopfes zusammen gebunden und umgekehrt, daß die Haare einwärts kommen, wiewohl erfahrne Kaufleute die guten an andern Merkmahlen zu erkennen wissen. Je weißer sie sind, und wenn sie keine Löcher haben, desto höher werden sie gehalten. Die Farbe der norwegischen Hermeline ist am dauerhaftesten.

Anstatt der Hermelinschwänze, bedient man sich öfters der Schwänze der gemeinen Wiesel; diese sind aber an ihrer mindern Dicke und Schwärze leicht zu erkennen. Einige Pelzhändler und Kürschner nennen auch den Zobel das schwarze Hermelin, Fr. Hermeline, Armeline, Martre Armeline, welches aber irrig ist.

Das Thier, welches Kolbe auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung (*) für ein Hermelin gehalten hat, und

(*) S. Dessen Beschreib. des Vorgebirges der guten Hoffnung, Amst. 1741, 8. III Th. 6 Cap. S. 54.

und deſſen Fleiſch er für ſchmackhaft und geſund ausgibt, iſt dem Hermelin gar nicht ähnlich. Auch die grauen Hermeline der morgenländiſchen Tatarey und des nördlichen China, deren einige Reiſende gedenken, unterſcheiden ſich von den echten Hermelinen merklich.

In der Wapenbildung, wird Hermelin, oder das Fell des jetzt beſchriebenen Thieres, L. Vellus ponticum, Hermionicum, Fr. Hermine, in einem Schilde vorgeſtellt, als ein weißes oder ſilbernes Feld, welches mit kleinen ſchwarzen langen Strichen oder Flecken beſäet iſt, die wie ein länglicher Dreyangel geſtalter ſind, und ſich mit 3 Spitzen endigen, davon die mittelſte gerade ſteht, die beyden zur Seite aber etwas auswärts gehen. Oben befinden ſich wieder 3 Strichlein von gleicher Geſtalt, die abgeſetzt ſind. Sie werden auch ſo gemahlt, daß ſie oben angefügt ſind, und ein Kreutz machen. Wenn die Tinctur verwechſelt, und ſchwarzes Hermelin mit weißen Schwänzen genommen wird, heißt es Gegen-Hermelin, Fr. Contre-hermine, und ein ſolches Feld (nähmlich ein ſchwarzes mit weißen Flecken), Champ contre-herminé. Das Hermelin-Fell haben inſonderheit die Herzoge in Bretagne zum Wapenzeichen angenommen.

Das Hermelin wurde ſo hoch gehalten, daß demſelben zu Ehren 2 Ritterorden geſtiftet wurden. Den erſten Hermelin-Orden, Fr. Ordre de l'hermine, ſtiftete in Bretagne Herzog Johannes IV, im J. 1381. Das Ordenszeichen war ein Halsband, welches aus 2 Ketten Ringen beſtand, die mit 2 Kronen ſich endigten. Eine davon hing auf der Bruſt, die andere lag auf dem Nacken. Jede Kette hatte 8 Glieder. Zwiſchen dieſen 2 Ketten waren 10 gehende Hermeline, auf jeder Seite, welche die 2 Kronen unterſchieden; dieſe waren am Leibe mit einem gekrümmten Bande umwun-

wunden, welches wechselsweise schwarz und weiß emaillirt war, worauf die Devise: A ma vie, stand. Auf den schwarzen Stellen waren weiße, und auf den weißen schwarze Buchstaben. Aus der auf der Brust liegenden Krone hing an 2 Kettchen ein Hermelin herab, auch mit dem umwundenen Zettel, worauf erwähnte Worte standen. Diese Ordenskette war von Gold oder vergoldetem Silber, nach Beschaffenheit des Standes der Ritter, an welche der Herzog solche austheilte. Der Herzog trug dieselbe mit Edelsteinen und Perlen besetzt. Es wurden in diesen Orden, welcher auch l'Ordre de A ma vie hieß, auch Damen aufgenommen, die man Chevalières nannte; welches damahls bey keinem andern Ritterorden geschah.

Der zweyte Hermelinorden, war der vom König Ferdinand von Neapel im J. 1464 gestiftete. Er bestand in einem goldenen Halsband, woran ein Hermelin hing, mit der Devise: Malo mori quam foedari (lieber will ich sterben als besudelt werden); weil man ehemahls vom Hermelin glaubte, daß es lieber durch das Feuer, als durch den Koth, laufe, und es deswegen zum Sinnbild der Reinigkeit und Unschuld machte.

Hermelin, (Eich=) siehe Eichhorn.

Hermelin=Fuß, nennt man bey Pferden, wenn sich in den weißen Abzeichen an den Füßen, am meisten aber auf der Krone, schwarze Flecken finden.

Hermelin=Orden, siehe oben, S. 64.

Hermetisch versiegeln, und hermetisches Siegel, L. Sigillum Hermetis Fr. Sceau d'Hermès, oder Sceau hermétique, nennt man, in der Chemie, die Verschließung eines Gefäßes durch seine eigene Materie, vermittelst des Feuers; die Zuschmelzung des Halses eines chemischen Gefäßes. Man nennt sie auch das hermetische Lutum, das hermetische Klebwerk. Das hermetische Versiegeln der Gläser vermittelst einer Lampe, habe im XVIII Th. S. 654, beschrieben.

Hermine, siehe Hermelin.

Herminium, das wohlriechende Zweyblatt; s. in Z.

Hermodatteln, Hermodactylen, Herzwurz, L. Hermodactylus, Fr. Hermodacte, Hermodate, eine aus dem Orient kommende harte, knollige, dreyeckige, auswendig blaßröthliche, inwendig weiße Wurzel, in der Größe einer Kastanie, welche gleichsam ein in der Mitte entzwey geschnittenes Herz vorstellt, indem sie auf der einen Seite platt, auf der andern aber erhaben ist. Auf der erhabenen Seite ist sie mit einer Furche gezeichnet; übrigens gemeiniglich etwas über 1 Zoll lang. Sie läßt sich leicht zu Mehl zerstoßen, und hat einen schleimigen süßlichen Geschmack, der mit einer Schärfe verbunden ist. Sie wird aus Syrien und Aegypten über Constantinopel zu uns gebracht. Man scheint in Ansehung der Pflanze, welcher diese Wurzel zugehört, noch ungewiß zu seyn. Einige halten sie, mit Lonicer, Cäsalpin, Dodonäus und Lobel, für eine Art Zeitlosen, welche beym C. Bauhin Colchicum variegatum, f. radice siccata alba, heißt; Andere aber mit Boerhaave, Miller, Dalechamp und Adanson, für die knollige Schwertlilie in den Morgenländern und Arabien, Iris tuberosa corollis imberbibus, foliis tetragonis *Linn.* Hermodactylus folio quadrangulo *Tourn.* Von beyden Pflanzen wird die Beschreibung an ihrem Orte vorkommen; hier will ich nur ihren Gebrauch anführen. Aegineta hat dieser Wurzel zuerst Erwähnung gethan. Die frische Wurzel soll einen sehr scharfen Geschmack haben, und heftiges Erbrechen und Purgieren verursachen; die getrocknete oder geröstete aber den ägyptischen Weibern zur Nahrung dienen, und dieselben fett machen. Diese getrocknete Wurzel zu Pulver gestoßen, ist von den meisten Aerzten als ein untrügliches Mittel wider die Krankheiten der Gelenke gehalten (daher sie auch den Nahmen Anima articulorum erhielt,) und ihr überhaupt eine kräftig zertheilende

Ei-

Eigenschaft beygelegt worden. Nach Anzeige der Schriften der harlemer Gesellschaft, hat ein aus Hermodatteln, Engelsüß, Kletten und Sassaparillwurzeln, nebst dem Franzosenholze, bereiteter Trank, bey Gicht-Schmerzen sich heilsam bewiesen; wiewohl den Hermodatteln der wenigste Antheil der guten Wirkung beyzumessen ist. In unsern Apotheken ist die Wurzel meistens von den Milben durchfressen; daher sich nicht leicht ein Arzt damit abgeben wird. Sie wird in den Apotheken zu verschiedenen Tränken, Pulvern und Pillen genommen; insonderheit werden die Pilulae hermodactyloram daraus gemacht.

Bey dem Einkaufe dieser Wurzeln muß man diejenigen erwählen, welche dick und frisch, recht völlig und trocken, ganz, und nicht zermilbet sind.

Hermodactylus Mesuae, folio maculoso Gesn. der gemeine Hundszahn, Erythronium Dens canis *L.*; siehe Hunds-Zahn.

Hermodactylus niger & rufus Mesuae & Serap. Hermodactylus vulgo *Caesalp.* die Herbst-Zeitlose, Colchicum autumnale *L.*; s. Zeitlose.

Hernandie, der hernandesische Baum, Hernandia, *ein dem spanischen Arzte* Franciscus Hernandez (*welcher die natürliche* Geschichte von Neu-Spanien beschrieben hat,) zu Ehren also genanntes Pflanzengeschlecht, wovon 2 Arten bekannt sind:

1. Die klingende Hernandie, Königsbaum, Taucherlein, Hernandia sonora, foliis peltatis *L.* Hernandia amplo hederae folio vmbilicato *Plumier.* Nux vesicaria oleosa, foliis vmbilicatis *Plukenet.* Arbor Regia *Rumph.* Balantine *Petiver.* Engl. Jack in a box. Dieser indianische Baum hat gemeiniglich einen hohlen Stamm, und ist alsdenn eine Wohnung grosser schwarzer Ameisen, welche ihn durchbohren, und dadurch ein und aus spatzieren. Hr. v. Linné hat einen Ast mit *Blättern aus Amerika* erhalten, welche

[illegible] Erhöhung, zugespitzt, oben
zend-grün, unterwärts blaß-grün. Der
der untern Fläche befestigt, und verbreitet
then Aesten durch dasselbe. Diese schildför
ter sind also gestellt, daß die Spitze nach un
ist. Auf einem Stamme wachsen weib- u
che Blumen. Diese haben, nach den neue
achtungen, einen dreyfach getheilten Kelch
menblätter und 3 Staubfäden; die weiblich
nen abgestutzten, völlig ganzen Kelch, und
Blätter mit einem Griffel. Die Frucht ist
wärts offen, und enthält eine bewegliche N
bey jeder Bewegung einen Schall von sich
man von weitem hören kann. Es ist dieses
andern Ursachen ein merkwürdiger Baum.
zel soll, wenn sie gegessen, oder auf die Wu
wird, ein sicheres Mittel wider alle Arten
Die Macassaren führen, wie Osbeck meldet
als ein Heilmittel wider Verwundungen mi
Pfeilen, jederzeit bey sich. Der Safft der
wenn solcher die Haut berührt, beitzt die Ha
Die abgekochte Rinde purgiert stark. Die
auf den Unterleib gelegt, zertheilen die Verhär
Milz und anderer Eingeweide.

und der Gestalt nach einem Ey ähnlich. Dieser Baum gehört in Ostindien zu Hause.

Hernia, siehe Bruch.

Herniaria, Fr. Herniole, Bruchkraut; siehe Th. VII, S. 20.

Hernske, s. Herlitze.

Herodes, der bekannte eigenthümliche griechische Name verschiedener Könige und Vierfürsten im jüdischen Lande, welcher hier nur um der im g. L. üblichen Redensart willen angeführt wird, das danke dir Herodes, d. i. dafür verdienst du Strafe und nicht Dank, wofür man wohl auch sagt, das danke dir ein anderer, das danke dir der Teufel.

Ohne Zweifel als eine Anspielung auf das Verhalten Herodis nach der ihm von den Weisen aus Morgenlande überbrachten Nachricht.

Heroisch, aus dem Lat. heroicus, Fr. héroïque, einem Helden gleich und ähnlich, ihm gemäß, in dessen Eigenschaften gegründet, heldenhaft, heldenmüthig. Eine heroische That oder Handlung, eine Heldenthat, eine That, wozu höhere Kräfte erfordert werden.

In der Sprache der Aerzte heissen heroische *Mittel*, Fr. remèdes héroïques, solche Genesmittel, *welche schnell eine beträchtliche* Veränderung in der thierischen Oekonomie hervor bringen.

Eine heroische Figur, bey den Bildhauern, eine menschliche Statue zwischen 6 und 7 Fuß. Ueber 7 Fuß heißt sie ein Coloß; unter 7 Fuß aber eine Statue in natürlicher Größe.

Herold, eine ehemahlige Benennung eines Gesandten im Kriege, eines feyerlichen Ausrufers höherer Art, eines verpflichteten Aufsehers bey Turnieren und andern feyerlichen Vorfällen, welche die adeligen Wapen und Ahnen untersuchen, und in streitigen Fällen den Ausspruch thun mußten. L. Fecialis, Fr. Hérault, Héraut.

Das Amt eines Heroldes war vormahls in Friedens- und Kriegeszeiten sehr ansehnlich. Er hatte die Aufsicht über den Adel, hielt Register und Stammbäume der Geschlechter, ordnete die Wapen, und stellte die Ahnen derjenigen, die ihren Adel zu beweisen nöthig hatten. Er ordnete die Schilde, Helme und Wapen, und wehrte den darunter vorfallenden Mißbräuchen und Unordnungen. Er gab auf das Verhalten des Adels Acht, und hatte die Macht, diejenigen, die durch schändliche Thaten und schwere Verbrechen sich des Adels unwerth gemacht hatten, desselben zu entsetzen. Er ordnete alle große Gepränge am Hofe bey fürstlichen Krönungen, Beylagern, Begräbnissen, Haltung der Reichstage u. s. f. und hatte die wegen des Vortrittes vorfallenden Streitigkeiten zu entscheiden. Er kündigte die Turniere und das adelige Rennen an, richtete die Ordnung derselben ein, und forderte die auf, welche in die Bahn treten sollten. Wenn ein scharfer Kampf geschehen sollte, bestellte er den Fehdebrief, und ordnete die Schranken zum gleichen Vortheile beyder Kämpfenden. Im Kriege kündigte er die Fehde und den Frieden an; er sagte der Ritterschaft zum Treffen an, wenn eine Schlacht gehalten werden sollte, und stellte sich an einen hohen Ort, wo er alles übersehen, und von dem Wohl- oder Uebel-Verhalten eines Jeden Zeugniß ablegen konnte. Er war unverletzlich, und es durften auch die Feinde sich nicht an ihm vergreifen. Deswegen trug er ein besonderes Kleid oder anderes Zeichen, daran er zu erkennen war. Dieses Amt ist sehr alt, und bey den ältesten Griechen und Römern im Gebrauche gewesen. Heut zu Tage ist es ziemlich abgekommen. Doch werden sie noch in Frankreich und England beybehalten, wo sie die Ritterwapen und Ahnenbeweise untersuchen müssen, und noch überdies bey den königlichen Krönungen,

ungen, Vermählungen und Leichenbegängniſſen gewiſſe Ceremonien verrichten.

In Frankreich ſind 30 Herolde, welche nach den verſchiedenen Provinzen dieſes Königreiches benannt werden, z. E. Héraut de Bourgogne, de Normandie, de Bretagne, d'Anjou u. ſ. w. Der erſte und vornehmſte unter ihnen wird der Wapenkönig (Roi d'armes) genannt, und hat den beſondern Zunahmen Mont-joie Saint-Denys, welches ſonſt das alte Feld-Geſchrey der Franzoſen iſt. Der Wapenkönig und die Herolde tragen bey Feyerlichkeiten Waffenröcke von violettem Sammet, worauf vorn und hinten drey goldene Lilien geſtickt ſind, und auf den Aermeln ſteht der Nahme der Provinz; der Wapenkönig aber führt über den Lilien ſeines Waffenrockes auch eine Königskrone. Auf dem Kopfe tragen ſie eine Art Barett (Toque) von ſchwarzem Sammet, mit einer goldenen Schnur; und an den Füßen Halbſtiefeln, bey Kriegscommiſſionen aber Stiefeln. Bey königlichen Begräbniſſen tragen ſie ein Trauer-Kleid mit einer langen Schleppe, und führen einen Stab, Caduceus (Caducée) genannt, welcher mit violettem Sammet überzogen, und mit geſtickten goldenen Lilien beſtreut iſt.

In England werden die Herolde in drey Claſſen eingetheilt. Zur erſten gehören die Wapenkönige oder Waffenherolde (Rois d'armes), deren drey an der Zahl ſind; nähmlich: der Garter, welcher vornehmlich bey den Gepränge des Ritterordens vom Hoſenbande zu thun hat; und die beyden Provinzial-Waffenherolde, wovon der eine Clarencieux, und der andere Norroy genannt wird. Jener hat den Südertheil von England diesſeit des Trent-Fluſſes, dieſer aber den Norder-Theil jenſeit des Fluſſes, zu bedienen. Die zur zweyten Claſſe gehören, werden ſchlechtweg Herolde genannt. Ihrer ſind 6, und jeder führt einen Beynahmen von einer Provinz, z. E. von Richmond, Lancaſter, Cheſter, Windſor u. ſ. f. Sie verſehen die Stelle der erſtern an den ihnen angewieſenen Orten, und haben Theil an ihren Zugängen. Sie werden zu allen Begräbniſſen der Standesperſonen, von den Baronets an, gezogen, und müſſen dieſelben anordnen. Im übrigen ſind ſie Bewahrer der Geſchlechtsregiſter, und ſie müſſen dieſelben in Ordnung halten. Die dritte Claſſe machen die Pourſuivans d'armes (Percevants) aus, welche auch Manteaux-bleus (Blue-Mantles), Rouges-Croix, Rouges-Dragons und Porte-couliſſes genannt werden.

Sonst werden heut zu Tage wenig Herolde mehr gebraucht, ausser bey einigen feyerlichen Gepränge, als: Friedens-Proclamation u. s. f. Wenn im Kriege eine Bothschaft an den Feind zu thun ist, so braucht man einen Trompeter oder Trommelschläger.

Figürlich in der höhern Schreibart, ein feyerlicher Bothe, eine Person, welche eine Sache auf eine feyerliche Art bekannt machet, wo man auch das Fämin. die Heroldinn findet. Ein Herold der Wahrheit, einer, der sich nicht scheuet, die Wahrheit öffentlich zu bekennen und zu verkündigen.

In der Naturgeschichte wird auch der blaue Holzhäher, Pica glandaria cristata *Linn.* Herold genannt, ohne Zweifel zunächst von dem alten haren, schreyen, rufen, woher auch der Nahme Häher abstammet.

Es würde zu weitläuftig seyn, die vielen Ableitungen anzuführen, welche man von diesem alten, aber dunkeln, Worte versucht hat; daher ich nur einiger der wahrscheinlichsten gedenken will. Schilter läßt es von Heer, Kriegesheer, und Ald, Aldio, ein Diener, abstammen, weil der Herold ehedem vornehmlich ein öffentlicher Bothe eines Kriegesheeres war; Leibnitz und Ihre von dem Wallis. Herod, ein Bothe, Gesandter, woraus durch ein eingeschobenes l unser Herold, das mittlere Lat. Heraldus, das Ital. Araldo, und das Franz. Herault geworden; Frisch von Ehre, weil der Herold die Ehrenzeichen des Adels in Ehren zu halten hatte, daher man dieses Wort auch mehrmahls Ehrenhold geschrieben findet. Und der Ehrenhold rief überlaut u. s. f. Dan. 3, 4. Wachter unterscheidet gar den Ehrenhold von dem Herolde, und leitet das letztere von dem schon gedachten alten haren, rufen, her, welches bey dem Kero, Otfried und andern häufig vorkommt.

Heron, s. Reiher.

Herons-Ball, L. Pila Heronis, hat von Heron von Alexandrien, als seinem Erfinder, den Nahmen, und ist nichts anders, als eine gläserne oder kupferne hohle

Herr (*), sowohl ein jeder, welcher einem andern zu befehlen hat, in Beziehung auf denselben, als auch der eigenthümliche Besitzer einer Sache.

1. Ueberhaupt, in welcher weitesten Bedeutung es auch von weiblichen Personen gebraucht wird. Ich muß Herr im Hause seyn. Die Frau ist hier Herr im Hause. Herr zur See seyn, die höchste Gewalt zur See haben. Sein eigener Herr seyn, seine Veränderungen nach eigenem Gutdünken bestimmen können. Ich bin nicht Herr meines Herzens, habe dasselbe nicht in meiner Gewalt. Herr über seine Leidenschaften seyn. Sich zum Herrn seiner Begierden, einer Stadt, eines Landes machen. Herr über etwas seyn, frey damit schalten können. Er ist nicht Herr über sein Vermögen. Der Herr eines Hauses, eines Gutes, eines Feldes, der eigenthümliche Besitzer desselben, der Hausherr, Eigenthums-Herr, Grundherr.

2. Besonders, in vielen derjenigen Stufen, deren die Macht zu befehlen, oder die Gewalt über andere fähig ist. Die vornehmsten Fälle dieser Art sind etwa folgende.

Im höchsten und vorzüglichsten Verstande bezeichnet dieses Wort in der deutschen Bibel und biblischen Schreibart, Gott, den höchsten Oberherren, sowohl für

(*) Dieses alte Wort lautet schon im Isidor Herr, bey dem Willeram Herro, in dem alten Gedichte auf den heil. Anno Heirri, Hero, in Oberschwaben Heer, Heir, in Nieders. Heer und Herr, im Angels. Hearra, im Isländ. Schwed. und Dän. Herre. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es zu dem Geschlechte der Wörter ar, hoch, hehr, erhaben, heilig, ehe, eher, erst, Ehre u. s. f. gehört, welches dadurch wahrscheinlicher wird, weil dieses Wort wirklich bey dem Otfried Herero, und im Tatian Heristo lautet, wovon ersteres der Comparativ, letzteres aber der Superlativ von hehr oder eher ist. Das Lat. Herus, das Griech. Κύριος, das Sihora bey dem h. Augustin, und heutige Franz. und Engl. Sire und Sir, sind vermuthlich sehr genau damit verwandt.

nicht ganz veraltet ist, ob es gleich jetzt am häufigsten einer jeden adeligen männlichen Person beygeleget wird; der Herr von N., welche von ihren Unterthanen auch nur der Herr schlechthin genannt werden. Siehe Herren-Bank, Herren-Stand.

Auch die bürgerliche Obrigkeit in den Städten, die Rathsglieder, werden von ihren Bürgern nur schlechthin die Herren genannt, vollständig die Rathsherren, oder Herren des Rathes. Wohin auch die Zusammensetzungen, Bauherr, Feuerherr, Fruchtherr u. a. m. gehören. Imgleichen der Besitzer eines Land- und Rittergutes, der Gutsherr, in Absicht auf die Unterthanen und Leibeigenen. Siehe Herren-Arbeit u. s. f.

Aus Höflichkeit nennt man auch eine jede männliche Person von einigem Stande, auch wenn es nicht der bloße Titel ist und den Nahmen begleitet, einen Herren, welches auch der einige Fall ist, in welchem das Diminut. das Herrchen von jungen Personen dieser Art gebraucht wird. Schulgelehrte und modische Herren. Ein artiger junger Herr. Ein süßer Herr, Fr. Petit-Maitre, welches Einige sehr ungeschickt durch Kleinmeister übersetzt haben. Die weiß gepuderten Herrchen. Was gilts, darum hat sich das junge Herrchen noch nicht bekümmert. Im mittlern Lat. waren dafür die Diminut. Herilis, Domicellus, Domnulus u. s. f. üblich. Siehe auch Junker.

In der häuslichen Gesellschaft heißt der Hausvater in Rücksicht auf das Gesinde dessen Herr. Herr und Frau, der Hausherr oder Hausvater und dessen Gattinn. Sprichw. Wie der Herr so der Knecht. Auch Ehegattinnen pflegen ihre Ehegatten in der anständigen Sprechart ihren Eheherren oder nur Herren schlechthin zu nennen. Mein seliger Herr, d. i. Ehemann.

ändert bleiben kann, in welchem Falle aber der Articulus postpositivus an den eigenthümlichen Nahmen kommen muß. Ich weiß mir die Welt und Herr Simonen nicht verbindlicher zu machen, für Herrn Simon oder den Herrn Simon. So auch, wenn Herr allein steht, da denn in der zweyten Endung der Articulus postpositivus s an dasselbe tritt; die Kinder erwähnten Herrns, für des erwähnten Herrn.

Im X Th. S. 184, f. ist bey dem Worte Ehr schon angemerket worden, daß man im Hoch- und Oberdeutschen unter Ehr und Herr, und im Niederf. unter Heer und Herr einen Unterschied macht, und letzteres für anständiger und höher hält, als die erstern Ausdrücke. Dieser Unterschied beruhet mehr auf dem Gebrauch, als auf die Abstammung und ursprüngliche Bedeutung. Beydes sind allem Ansehen nach eines, und eben dasselbe Wort. Vermuthlich wurde Ehr, Lehr und Herr, welches älter zu seyn scheint, durch den langen Gebrauch und durch die weite Ausdehnung zu gemein und niedrig; ein ungefährer Zufall brachte vielleicht das Herr einer härtern Mundart in Ansehen, und man behielt es als ein minder bekanntes und folglich edleres Wort, für solche Personen bey welche man durch das gemeinere Heer und Ehr, nicht genug geehrt glaubte. Wenigstens ist unser Herr auf eine ähnliche Art in die niedersächsische Mundart gekommen, wo es sich auch noch neben dem ältern Heer erhält. Im mittlern Lat. wurden Domnus und Dominus auf ähnliche Art unterschieden; jenes brauchte man von geringern, dieses von vornehmern Herren.

In dem weiblichen Geschlechte ist in den meisten Fällen Frau üblich; s. Th. XIV, S. 787, sqq. Herr und Frau; der Landesherr, die Landesfrau; der Erbherr die Erbfrau. In solchen Fällen, wo Frau nicht üblich ist, oder eine Zweydeutigkeit verursachen könnte, bedient man sich anderer Ausdrücke, Gerichtsherrschaft, die Hausbesitzerinn u. s. f. Von Freyherr ist im Plur. sowohl Freyfrau als Freyherrinn üblich. Das letzte braucht man auch, wenn man bloß die Gattinn eines Mannes bezeichnen will, dessen Benennung in der letzten Hälfte das Wort Herr hat. die Feldherrinn, nicht Feldfrau; die Kammerherrinn, welche von der Kammerfrau sehr unterschieden ist; die Rathsherrinn. Aber von Pfarrherr sagt man häufiger Pfarrfrau als Pfarrherrinn.

Herren-Arbeiter, im Bergbaue, Häuer, welche den Gewerken, als ihren Herren, gegen einen gewiſſen Wochenlohn arbeiten; zum Unterſchiede von den Lehenhäuern.

Herren-Bank, in verſchiedenen Gerichten und feyerlichen Verſammlungen, z. B. in dem Reichshofrathe, bey dem königl. Appellations-Gerichte in Prag u. ſ. f. diejenige Bank, derjenige Ort, wo die Herren oder Ritter ihren Sitz haben, und die daſelbſt ſitzenden Herren oder Ritter ſelbſt, die Ritterbank; im Gegenſatze der gelehrten Bank, oder der Glieder bürgerlichen Standes. Siehe auch Herren-Stand.

Herren-Bauch, im Scherze, ein Bauch, wie ihn ein wohl gemäſteter vornehmer Herr zu haben pflegt; ein Prälatenbauch.

Herren-Bier, ſtarkes, kräftiges Bier, wie es der Herr, oder Herren zu trinken pflegen, im Gegenſatze des Nachbieres, Tiſchbieres oder Kofentes.

Herren-Bret, bey den Tiſchlern, eine Art dünner Breter (ſ. Th. VI. S. 653), vielleicht weil ſie dieſelben nicht zu den gemeinen, ſondern nur zu den für vornehmere Perſonen beſtimmten Arbeiten brauchen.

Herren-Brod. 1. Brod, welches für den Tiſch des Herren beſtimmt iſt; im Gegenſatze des Geſindebrodes. Imgleichen weißes, feines Brod, dergleichen für vornehme Herren gebacken zu werden pflegt. In engerer Bedeutung werden die runden geraſpelten Semmeln an einigen Orten Herrenbrod genannt. Verſteht man unter dieſem Ausdrucke einzele Brode, ſo kann auch der Plural Herrenbrode gebraucht werden.

2. Figürlich, der Unterhalt, welchen man von ſeinem Herren bekommt. Herrenbrod eſſen, einem andern gegen den nöthigen Unterhalt zu dienen verbunden ſeyn. Der Gegenſatz iſt, ſein eigenes Brod eſſen.

Herren-Dienſt, ein jeder Dienſt, welchen man ſeinem Herren zu leiſten ſchuldig iſt. Herrendienſt geht vor

Got-

deutung auch zuweilen nur der eigentliche Hofplatz desselben.

Herren-Huth, ein berufener Ort im Markgrafthum Ober-Lausitz, welcher zum zittauischen Kreise gehört, und in welchem die erste und vornehmste Gemeinde der von dem ehemahligen Grafen v. Zinzendorf gestifteten Religions-Partey, welche sich selbst vereinigte Brüder, oder die evangelische Brüdergemeinde nennt, gegründet wurde. In die Religionsgeschichte der Herrenhuther mich einzulassen, ist hier der Ort nicht. Eine Nachricht von ihnen, und die Geschichte ihrer Secte in den preußischen Provinzen unter der jetzigen Regierung, findet man in Hrn. Prediger Ulrich Briefen über den Religionszustand in den preußischen Staaten, 1 Band, Lpz. 1778, 8. S. 489—494. Auch in Rücksicht auf Manufacturen, Fabriken und den Handel ist die schnelle Verbreitung der Herrenhuther eine der merkwürdigsten Begebenheiten unsers Jahrhundertes.

Einige aus Mähren entwichene arme Familien kamen im J. 1722 nach Sachsen, suchten Unterkommen und Schutz, und nachdem sie beydes bey dem Grafen v. Zinzendorf gefunden, und sie sich auf den Feldern des gräfl. zinzendorfischen Dorfes Berthelsdorf angebauet hatten, entstand die erste Anlage eines Ortes, welcher jetzt unter den Handelsplätzen in aller Stille eine wichtige Rolle spielt. Herrenhuth stieg bald nach seiner Entstehung empor; es wurde mit Leuten aus verschiedenen Ländern bevölkert, unter denen sich auch Kaufleute befanden; und bald sah man ein, daß die neue Colonie selbst bey ihren Grundsätzen den Handel zum Hülfsmittel wählen müßte. Der größere Theil der mährischen Brüder, welche sich zuerst dort, und hernach an andern Orten niederliessen, bestand aus Handwerkern, deren Capital Fleiß und Geschicklichkeit war. Um jenen in Bewegung zu setzen, und diese zu belohnen, wurde der Handel das unschuldigste Mittel, wel-

welches sich darboth. In dem Innern der Colonie herrschte Arbeitsamkeit, gemessene Ordnung, Einigkeit und Bruderliebe. Aus diesen Tugenden gewannen die dort verfertigten Waaren sichtbare Vorzüge, und nun kam es bloß darauf an, die übrige Welt davon zu unterrichten, um im Großen Nutzen daraus zu ziehen. Hierzu gehörte die Anlegung einer Handlung, als das natürlichste Triebrad solcher Entwürfe, wozu Stoff in Menge vorhanden war. Es kam hierbey hauptsächlich auf die kluge Auswahl desjenigen Mannes an, welcher zuerst an die Spitze der Unternehmung treten sollte; aber auch hier stimmte der Erfolg mit den Wünschen der Gemeine.

Abraham Dürninger, aus Strasburg, war einer von denen Kaufleuten, die sich in Herrenhuth niedergelassen hatten. Dieser Mann besaß Erfahrung und Redlichkeit, in gleich großem Grade. Sein Kopf war, richtig zu denken, gewohnt, und sein Aeußeres mit derjenigen ungezwungenen Gefälligkeit geziert, welche das Zutrauen anderer am sichersten an sich zieht. Mit einem nur mäßigen Vermögen legte er im J. 1726 den Grund zu seiner Handlung. Diese machte schon in den ersten Jahren ansehnliche Fortschritte, und nahm dermaßen zu, daß man sie jetzt unter die großen Häuser in Europa zählt. Es ist gar nicht nöthig, ein Wunder zu Hülfe zu nehmen, um diese, obgleich seltene, Erscheinung zu erklären. Dürninger war ein mit kaufmännischen Talenten und Kenntnissen versehener Mann. Seine Bekanntschaft war bereits, als er die Handlung errichtete, ansehnlich ausgebreitet. Nun denke man sich die Erfahrungen, die Rathschläge einer Menge von Brüdern, die theils am Orte, theils in allen Welttheilen wohnen; die Bereitwilligkeit, mit der sie ihm ihre Einsichten, ihren Credit, ihr Vermögen leihen; die Treue, den Eifer, womit er von jedem unterstützt wird; und der Erfolg ist nichts

weiter, als die natürliche Reihe von Dingen, die sich im Kleinen, wie im Großen, entwickeln. Hierzu kam die Anlegung so vieler andern Gemeinden, alle nach einerley Grundsätzen geformt, und im Ganzen von Herrenhuth abhängend. Daraus erwuchsen neue Verbindungen; Verbindungen, die gewisser Maßen im Kleinen denen ähnlich sind, die England ehedem mit seinen Colonien in Nord-Amerika unterhielt; nur mit dem Unterschiede, daß hier das feste Band der Bruderliebe alles genauer an einander knüpfet.

Die Waaren-Niederlage in Herrenhuth verdient von durchreisenden und besuchenden Fremden in Augenschein genommen zu werden. Nicht leicht findet sich irgendwo ein so ausgesuchter Vorrath von Schnitt-Waaren, Kleidungsstücken und Bedürfnissen aller Art zum Verkauf beysammen, die in einer Reihe von Gewölben in der vortrefflichsten Ordnung aufgestellt sind. Daraus entsteht ganz natürlich eine beträchtliche tägliche Einnahme. Denn ungeachtet die Waaren der Herrenhuther theuer sind, so wird doch dieser Umstand durch ihre innere Güte und die daraus fließende bessere Dauer derselben überwogen. Selbst die Gewohnheit, den Verkaufpreis mit kurzen Worten zu bestimmen, gibt ihrem Handel Vorzüge und Nachdruck.

So groß aber auch die Vortheile seyn mögen, die ihnen am Orte aus dieser Einrichtung zufließen, so sind solche doch weit unter jenen, welche vermittelst des Comtoirs auswärts gewonnen werden. Ihr Briefwechsel verbreitet sich bis in die entlegensten Theile der bewohnten Welt. Ihre Versendungen von Leinwanden sind überaus wichtig; sie erstrecken sich bis in das innerste Norden, nach Portugal, Spanien, Holland, England, Frankreich, nach der Levante, und nach beyden Indien. Im Jahr 1777 exportirte Herrenhuth für 128/298 Rthlr. 12 Gr.

Lein-

Leinwand (*). Verbindungen, die sie mit so vielen Brüdern in jedem Hauptorte der Welt unterhält, erleichtern die Herbeyziehung solcher Materialien, welche entweder zu ihren Manufacturen oder zum Handel überhaupt gehören, woraus sichere Speculationen und theilnehmende Geschäfte entspringen.

Abr. Dürninger, der Stifter dieses Handlungs-Hauses, starb im J. 1772. Ihm folgte in der Verwaltung des Handels, Hr. Dan. Gambs, nebst andern, worunter Jo. Eph. Pohlmann die Besorgung der Niederlage und die inländischen Geschäffte wahrnahm, welcher aber bald nachher starb. Jetzt heißt die Firma des Hauses noch Abr. Dürninger und Compagnie. Unter denen vielen Colonien, deren Mutter Herrenhuth ist, sind insonderheit Gnadenfrey in Schlesien, und Sarepta in Rußland, merkwürdig.

Der König von Preussen, der seine Länder so schnell mit eigenen Manufacturen und Fabriken zu segnen gewußt hat, rief die so genannte neue Secte, oder vielmehr ihre Industrie, in seine Provinzen. Eine dieser Colonien wählte sich ihren Wohnplatz in der fruchtbarsten Gegend Nieder-Schlesiens, unweit Nimptsch, baute sich, mit der solchen Gemeinden eigenen Geschwindigkeit und Schönheit, vor ungefähr 35 Jahren an; und so entstand Gnadenfrey. Wenn sich dort gleich kein Handlungshaus von großer Wichtigkeit befindet, so fehlt es doch nicht an Manufacturen und einzelen Handwerkern, die entweder für eigene oder für Rechnung des Ganzen fleißig sind. Ueberhaupt verdient dieser Ort Bemerkung, weil er, nach Herrenhuth, in seiner Art der größte in Deutschland, und von mehr als 2000 Menschen bewohnt ist.

Sarepta liegt im astrakanischen Gebiethe; die Stiftung der dasigen Gemeinde geschah im J. 1765. Sie blühte eine Zeit lang, bis die durch Pugatschew veranlaßte Rebellion ausbrach. Damahls mußte die Colonie alles im Stiche las-

(*) Nach Hrn. O. C. R. Büsching Anzeige, im 46 St. seiner wöchentl. Nachr. v. J. 1780, machte das einzige Handlungs-Haus in Herrenhuth, Abr. Dürninger und Comp. im J. 1775 eine Zollangabe von 215,979 Rthlr. 25 Gr. 8 Pf. für exportirte Leinwand.

sen, um nur ihr Leben zu retten, woraus, wie leicht zu erachten ist, ein überaus großer Verlust entstand. Wahrscheinlich hätte niemand an ihre Wiederherstellung gedacht, wenn nicht die große Catharina bey der Direction der Gemeinden so lange darauf gedrungen hätte, bis der Entschluß dazu genommen und ausgeführt wurde. Sarepta ist also seit einigen Jahren wieder bevölkert, und hat seine eigene sehr wichtige Handlung, weil theils die Bedürfnisse der Gemeinde, theils die Lage des Ortes, dergleichen Einrichtung nothwendig machten. Die Firma derselben heißt Abraham Lorenz und Compagnie. Der Compagnon, Ernst Gotel Klein, ein geborner Berliner, lebte in Gnadenfrey, bis ihn seine Bestimmung nach Rußland führte. Sarepta selbst liegt in einer fruchtbaren Ebene, welche in einiger Entfernung von einem kleinen Flusse, der Sarpa, bewässert wird. Die Lebensmittel sind dort gut und wohlfeil. Besonders ist daselbst an Fischen ein Ueberfluß. Gedachter Fluß ist dermaßen damit gesegnet, daß man sie zu gewissen Jahrszeiten mit hölzernen Schaufeln in beliebiger Menge heraus wirft. Das Klima daselbst ist erträglicher, als in andern Theilen Rußlandes. Der Handel geht überaus wohl von statten. Von Zeit zu Zeit erscheint eine Menge Kalmücken und anderer dort in der Nähe herum irrender Völker; diese schlagen unweit Sarepta ihr Lager auf, und kommen alsdenn in den Ort selbst, um sich mit Bedürfnissen, die ihnen fehlen, zu versehen. In dem Handlungsgewölbe steht ein langer breiter Tisch. Auf diesen setzen sich die Befehlshaber der verschiedenen Horden mit kreutzweise über einander gelegten Beinen. In dieser Stellung nehmen die Herren ein Stück Waare nach dem andern in Augenschein; und so wird man endlich über den Handel einig. Seit kurzem entdeckte der Arzt der Gemeinde einen Gesundbrunnen in der Nähe von Sarepta. Die Colonie wird dadurch aufs neue in mehr als einer Art gewinnen, weil man seit der Zeit denselben häufig besucht. Die zum Theil noch etwas wilden Nachbarn werden bey dieser Gelegenheit gesitteter, indem zugleich der Handel mit ihnen mehr und mehr zunimmt. Bey dem dasigen Verkehr muß nothwendig ein beträchtlicher Nutzen übrig bleiben, weil hierbey alle Concurrenz mit andern, wodurch gemeiniglich die Preise herunter gebracht werden, völlig wegfällt. Die Zufuhre von Waaren geschieht über St. Petersburg und Astrakan, wobey noch verschiedene Flüsse die Herbeyschaffung befördern. Zur Ausfuhre ist der Hafen von Astrakan am bequemsten gele-

gelegen. Uebrigens wird alle Handlung für Rechnung der Gemeinden getrieben.

Hrn. Sinapius kaufmännische Hefte. 1 St. Altona, 1780. 8. S. 21, flg.

Sollte, bey so bewandten Umständen, der Handel der Herrenhuther noch wie ein gemeiner Dorfhandel anzusehen und zu beurtheilen seyn? Sollte die Behauptung des Verfassers des 1773 zu Leipzig herausgekommenen Werkchens über den Dorfhandel, nicht zu hart seyn, wenn er die Herrenhuther als Leute schildert, die dem Staate höchst schädlich seyn, die sich unter dem Deckmantel der Religion einschleichen, und nun dadurch, daß sie statum in statu machen, daß sie die vornehmsten Gewerbe an sich ziehen, nur mit denen, die mit ihnen in Compagnie sind, (denn man müsse von ihnen jetzt reden, als wenn man von einer großen Handlungsgesellschaft redet, in die sie, aus Bigotterie, wie Jesuiten, ad majorem dei gloriam, übergegangen sind,) handeln, und mit ihrem erhaltenen Reichthum das ausgesogene und betrogene Land verlassen; und wenn er sie Turbanten der städtischen Nahrung nennt?

Auch der sonst in seinen Urtheilen so unparteyische Hr. Prof. Beckmann, gibt, bey Gelegenheit seiner Recension gedachter Schrift, im 4 B. seiner physik. ökon. Biblioth. S. 291, dem Verf. Recht, wenn er sie Turbanten der städtischen Nahrung nennt, und fügt hinzu: „auch Blutigel hätte er sie „nennen können, wenn man gleich ihren Fleiß, ihre Geschicklichkeit, und ihre ausnehmende Sorgfalt für das Interesse „ihrer Gesellschaft bewundern muß. Dieser Eifer wider diese „gefährliche Handlungsgesellschaft ist nicht Intoleranz, so wenig „man dem, der keine Contrabandhändler leiden will, Intoleranz vorwerfen kann. Mag doch immer mein Nachbar dem „Zinzendorf nachseufzen, wenn er nur nicht dem Staate „durch die Beschaffenheit seines Gewerbes schadet."

Herrenhuther Papier, s. unter Papier.

Herren-Korn, an einigen Orten, dasjenige Korn, welches man dem Landes- oder Gutsherren als eine Abgabe zu entrichten verbunden ist.

Herren-Krankheit, im Scherze, eine Benennung des Podagra, weil Personen von Stande am häufigsten damit behaftet zu seyn pflegen.

Herren-Kümmel, Cuminum regium, Ammi; s. Th. I. S. 682.

Herren-Leben, ein sehr bequemes, müßiges Leben, dergleichen vornehme Herren, wenigstens dem Urtheile des großen Haufens nach, gemeiniglich zu führen pflegen. Ein Herrenleben haben oder führen.

Herren-Loch, eine Benennung gewisser Löcher an dem Grindel des Pfluges; s. unter Pflug.

Herren-los. 1. Keinen Dienstherren habend, von Personen, welche sonst um Lohn und Unterhalt zu dienen gewohnt sind. Herrenloses Gesinde. Nieders. heerlos.

2. Keinen Eigenthümer habend, von Sachen.

Daher die Herrenlosigkeit, in beyden Fällen.

Herren-Meister, s. Heer-Meister.

Herren-Papier, s. unter Papier.

Herren-Schicht, s. unter Schicht.

Herren-Schnepfe, s. Schnepfe.

Herren-Schwamm, eine in einigen Gegenden, z. B. in Böhmen, übliche Benennung des im VIII Th. S. 14. flg. beschriebenen eßbaren Feldschwammes oder Champignons, so fern er eine angenehme Speise vornehmer Herren ist.

Herren-Sitz, der Sitz, d. i. der Wohnsitz des Herren eines Rittergutes.

Herren-Sonntag, an einigen Orten, besonders in der römischen Kirche, der Sonntag Esto mihi, welcher im g. L. auch die Pfaffenfastnacht genannt wird; weil die große Fasten sich bey den Geistlichen, welche zuweilen auch nur schlechthin die Herren genannt werden, schon mit dem folgenden Montage, bey weltlichen Personen aber erst an der Aschermittwoch anfängt.

Herren-Stand, der Stand der Herren, d. i. der adeligen Personen männliches Geschlechtes, und die dazu gehörigen Glieder; der Ritterstand. In engerer Bedeutung, z. B. in Oestreich, Schlesien u. s. f. werden nur die Grafen und Freyherren, welche ehedem im vorzüglichen Verstande Herren hießen, zu dem Herrenstande gerechnet.

Herren-Stuhl, der Stuhl in der Kirche, welcher für den Erb- oder Gerichtsherren des Ortes bestimmt ist.

Herren-Tafel, die Tafel, an welcher ein vornehmer Herr speiset, und die Art und Weise wie er speiset. Imgleichen, die Tafel des Herrn, zum Unterschiede von der Tafel seiner Bedienten; von geringern Herren auch der Herrentisch, im Gegensatze des Gesinde-Tisches.

Herren-Tisch, s. das vorhergehende.

Herren-Vogel, in einigen Gegenden ein Nahme des im XX Th. S. 637 beschriebenen Holzhähers; entweder als eine verderbte Aussprache des Wortes Häher, oder auch so fern er wegen seiner bunten Farben und Gelehrigkeit von vornehmen Personen ehedem mehr geliebt wurde, als jetzt geschieht.

Herrgottbärtlein, an einigen Orten eine Benennung der Sanguisorba officinalis *Linn.*; s. Sperber-Kraut.

Herrig, dem Herren, oder einem Herren gehörig, ein nur noch in den Zusammensetzungen zweyherrig, dreyherrig, vierherrig, deutschherrig u. s. f. übliches Wort, zwey, drey oder vier Herren, den deutschen Herren gehörig, wofür im g. L. auch zweyherrisch, dreyherrisch u. s. f. und an manchen Orten zweyherrlich, dreyherrlich u. s. f. üblich sind.

Herrko, (Erdäpfel-) s. unter Kartoffel.

Herrisch. 1. Siehe Herrig.

2. Einem Herren gleich oder ähnlich, doch nur im verächtlichen Verstande, geneigt, andern ohne Fug und Recht, imgleichen mit einem übeln Anstande zu

befehlen, und in dieser Gemüthsart gegründet. Eine herrische Stimme.

Herrlich. 1. Einen hohen Grad der Pracht, des äußern Vorzuges und Ansehens habend, und darin gegründet. Ein herrlicher Aufzug, ein herrliches Gastmahl, ein herrlicher Glanz. Herrlich leben, prächtig, wie ein großer Herr. Herrlich gekleidet seyn.

2. Einen hohen Grad der innern Vollkommenheit habend, ohne doch deren äußere Bekanntmachung auszuschließen, und darin gegründet; wo es im höchsten und vorzüglichen Verstande in der deutschen Bibel häufig von Gott gebraucht wird. In weiterer Bedeutung bezeichnet es sehr häufig in einem hohen Grade schön, angenehm, vollkommen, brauchbar u. s. f. Herrliche Tage haben, überaus bequeme. Ein herrlicher Beweis, ein sehr bündiger, fruchtbarer Beweis. Der Rath wäre herrlich und schön. Ein herrliches, vortreffliches, Arzeneymittel.

Herrlich sagen auch die Böttcher, in einer sonderbaren Bedeutung, von einem Reife, welcher zu enge ist, und nicht hinan will.

In dem alten Gedichte auf den heil. Anno nur herro, im Schwed. herrlig. Es scheint nicht sowohl von Herr abzustammen, in welchem Falle es zunächst einem großen Herren gleich oder ähnlich bedeuten würde; sondern unmittelbar von dem alten hehr, hoch, erhaben, heilig, prächtig, welches dadurch wahrscheinlich wird, weil es in unsern ältesten Denkmählern jederzeit nur mit einem einfachen r geschrieben wird. Herlih, bey dem Ottfried, prächtig. Der schon genannte Verf. des alten Gedichts auf den h. Anno, braucht nur das einfache her dafür, und im Dänischen ist herlig, prächtig, von herrelig, herrisch, sehr genau unterschieden. Bey dem Notker ist hêrlicho in noch weiterer Bedeutung, sehr. Indessen hat man auch unmittelbar von Herr, das Beywort herrlich, doch nur in Zusammensetzungen, dreyherrlich, drey Herren gehörig, deutschherrlich, den deutschen Herren gehörig, landesherrlich, oberherrlich u. s. f. Siehe Herrig, und das folgende.

Herr-

Herrlichkeit, das Abstractum des vorigen Bey- und Nebenwortes.

1. Die Eigenschaft einer Sache, nach welcher sie herrlich ist, ein hoher Grad der äußern Pracht, des äußern Vorzuges. Die Herrlichkeit des Königes, Sprichw. 14, 28.

In einigen oberdeutschen Gegenden ist Ew. Herrlichkeit ein Titel, welcher im Abstracto verschiedenen Personen gegeben wird. In Erfurt bekommen ihn die churfürstlichen Kammerräthe, und in Nürnberg die Rathsherren, Aerzte u. s. f. doch überall nur von geringen Personen.

Im mittlern Lat. Dominatio, im Ital. Signoria, woraus zugleich erhellet, daß es in diesem Verstande zunächst von Herr herkommt. Bey dem Ottfried findet sich dafür thinaz Heroti.

2. Im Concreto, ein herrliches Ding, eine herrliche Sache, wo es in einigen Fällen unmittelbar von Herr abstammet.

1) In einigen oberdeutschen Gegenden wird eine Feyerlichkeit, eine Solennität, eine Herrlichkeit genannt. 2) Auch die Regalien sowohl, als die mit dem Erb- und Grundeigenthum verbundenen Gerechtsamen, werden zuweilen Herrlichkeiten genannt. Die forsteyliche Herrlichkeit, das Recht des Landesherren über alle in seinem Lande befindliche Waldungen; das Forstregal.

In dem alten Fragmente auf Carls des Großen Feldzug kommt dafür das veraltete Herliche vor.

3) In den Niederlanden wird auch eine Herrschaft, d. i. einem Herren oder Freyherren gehörige Gebieth, eine Herrlichkeit genannt.

Herrschaft, von Herr, in dessen vorzüglich und engerer Bedeutung, sowohl in Ansehung der Gewalt, als auch des Eigenthumes.

1. Als ein Abstractum, die Gewalt, andern zu befehlen, besonders andern willkührliche Befehle zu ertheilen

theilen, und wenn der Gegenstand eine Sache ist, die Gewalt, dieselbe als sein Eigenthum zu gebrauchen. Auf daß seine Herrschaft groß werde, Es. 9, 7. Unter jemandes Herrschaft stehen. Zur Herrschaft über Land und Leute gelangen, zur Regierung. Ein Land unter seine Herrschaft bringen, unter seine Gewalt, Bothmäßigkeit. Jemanden der Herrschaft entsetzen, der Regierung, der Gewalt. Die Herrschaft führen. Zur Herrschaft gelangen. Die Frau hat die Herrschaft über den Mann. In welcher ganzen Bedeutung es doch, vermuthlich wegen der Zweydeutigkeit mit den folgenden Bedeutungen, zu veralten anfängt, wo man es nur noch am häufigsten im figürlichen Verstande gebraucht. Das Glück hat große Herrschaft über uns, große Gewalt. Die Herrschaft über sich selbst haben, über seine Leidenschaften und Neigungen.

2. Als ein Concretum.

(1) Eine mit der Herrschaft bekleidete Person, eine Person, welche berechtigt ist, andern willkührlich zu befehlen. In diesem Verstande ist es noch in folgenden Fällen üblich.

a) Als ein Collectivum, sowohl im Singular allein, als im Plural allein, von mehrern die höchste Gewalt habenden Personen, der Landesherr und dessen Familie. Die hohe Landesherrschaft. Die durchlauchtigste Herrschaft ist heute ausgefahren, oder die durchlauchtigsten Herrschaften sind ausgefahren. Die junge Herrschaft, oder die jungen Herrschaften, die Kinder des Landesherrn oder Herrn.

b) An einigen Orten führt auch die höchste gegenwärtige Obrigkeit eines Ortes, den Nahmen der Herrschaft. Am häufigsten ist es in dieser Bedeutung auf dem Lande, von dem Gerichtsherrn und dessen Familie, in Beziehung auf die Unterthanen. Eine

gute

gute Herrschaft haben. Jemanden bey der Herrschaft verklagen.

c) Vornehme Personen werden von geringern sehr häufig Herrschaft, oder im Plural Herrschaften genannt, sowohl collective, als auch von einzelen Personen. Es ist eine fremde Herrschaft hier angekommen, ein fremder vornehmer Herr, er mag sich nun allein befinden, oder seine Familie bey sich haben.

d) In der häuslichen Gesellschaft werden Herr und Frau von dem Gesinde die Herrschaft genannt. Seiner Herrschaft treu und redlich dienen. Wo es auch von einzelen Personen gebraucht wird.

(2) Das Gebieth, über welches jemand Herr ist, über welches er zu befehlen hat. In der ganzen Herrschaft meines Königreiches, Dan. 6, 26. Auch hier ist es von dem Gebrauche eingeschränket worden, wo man es am häufigsten nur noch in folgenden Fällen braucht. α) Der Gerichtsbezirk, das einem Gerichts-Herren unterworfene Gebieth. In eine fremde Herrschaft ziehen. β) In noch engerm Verstande ist die Herrschaft ein Gebieth, welches einem Herrn im engern Verstande, d. i. einem Dynasten, einem Frey-Herren, als einem solchen Herrn, unterworfen ist, welches in Schlesien eine Standesherrschaft genannt wird; siehe dieses Wort. Die Herrschaft Wartemberg in Schlesien, die Herrschaft Wolgast in Pommern, die Herrschaft Anholt in Westphalen u. s. f. In Baiern führt ein jedes Rittergut, welches die obere Gerichtbarkeit besitzt, den Nahmen einer Herrschaft.

Daher herrschaftlich, der Herrschaft in engerm Verstande, d. i. dem Landes- oder Gerichtsherren gehörig, in dessen Würde gegründet. Die herrschaftlichen Befehle übertreten. Herrschaftliche Güter, Gefälle. Imgleichen von der häuslichen Herrschaft. Die herrschaftliche Gesellschaft, die Gesellschaft zwischen dem Herren oder der Frau und dem Gesinde.

Herr-

Herrschaft, (Geleits-) s. Th. XVII, S. 110.
— — — (Gemein-) s. Th. XVII, S. 135.
— — — (Grund-) s. Th. XX, S. 282, f.
— — — (Standes-) s. oben, S. 93.
Herrschafts-Wapen, siehe unter Wapen.
Herrschen, (*) seine Herrschaft, d. i. oberste oder doch überlegene Gewalt ununterbrochen ausüben und thätig erweisen.

1. Eigentlich, vornehmlich in der höhern Schreib-Art. Herrschet über die Fische im Meere, 1 Mos. 1, 26. Ueber Land und Leute herrschen. Die Reichen herrschen über die Armen. Für befehlen in einzelen Fällen ist es nur noch im Oberdeutschen üblich.

2. Figürlich. 1) Jemandes Veränderungen bestimmen, besonders von Neigungen, Leidenschaften u. s. f. Herrschende Laster. Eine herrschende Gemüthsfassung. Herrschende Zweifel hegen. 2) Im Schwange gehen, von dem größten Haufen einer Art angenommen und ausgeübet werden. Der gute Geschmack herrschet bey uns noch überall. Die herrschende Mode, der herrschende Geschmack. 3) Auf eine fortdauernde Art und mit Bestimmung der Dinge außer sich vorhanden seyn, in der höhern Schreibart. Anmuth herrschet überall und Freude. Hier herrschen noch eben dieselben Ursachen.

Herse, siehe Egge. Fall-Gatter.
Herspricker Bier, siehe Th. V, S. 21.
Herstreichen. 1. Als ein Activum, nach der redenden Person zu streichen; im Gegensatze des hinstreichen.

2. Als ein Neutrum, streichend, strichweise sich der redenden Person nähern. Die Zugvögel streichen her.

Daher

(*) Bey dem Notker herreſen, bey den schwäbischen Dichtern nur heren, im Niederſ. harſchopen, im Dän. herske, im Schwed. herrska; alle von Herr, wie dominari von Dominus, und ἀρχειν von ἀρχος.

Daher der Herstrich, bey den Jägern, die Rückkunft der Streich- oder Zugvögel zu uns, der Herzug, Wiederzug, Wiederstrich; im Gegensatze des Hinstriches oder Rückstriches, d. i. ihres Abzuges.

Herweg, der Weg, d. i. die Veränderung des Ortes, nach der redenden Person, oder nach der Heimath des Gegenstandes; im Gegensatze des Hinweges, wo doch beyde nur im g. L. üblich sind.

1. **Herz** (*), Diminut. das Herzchen, Oberd. Herzlein, zusammen gezogen Herzel.

1. Eigentlich derjenige fleischige Theil in den thierischen Körpern, welcher einer umgekehrten Pyramide gleicht, zwischen den zwey Abtheilungen der Lunge fast mitten in der Brust liegt, und, durch seine wechselsweise Ausdehnung und Zusammenziehung, das Blut aus den Blutadern von allen Theilen des Leibes in seine Höhlen aufnimmt, und durch die Pulsadern wiederum ausstößt. Dadurch wird es zugleich das Werkzeug der natürlichen Wärme in den Menschen und Thieren, der Flüssigkeit des Geblütes und des Lebens; wovon weiter unten ein mehreres sagen werde. Jemanden den Degen durch das Herz stoßen. Es stößt ihm das Herz ab, sagt man im g. L., von dem Augenblicke des Todes. Das Herz schlägt, wenn es sich ausdehnet und zusammen zieht; es pocht, es klopft, wenn solches geschwinder und mit mehrerer Heftigkeit geschieht, als

(*) In dem Isidor, bey dem Xero, Otfried und andern alten Schriftstellern bereits Herz, bey spätern oberdeutschen Schriftstellern auch des Herzens leich. Die gothische und mitternächtigen Mundarten haben anstatt des Zischlautes nach ihrer Gewohnheit ein t, wie das Hairto bey dem Ulphilas, das Angels. Heort, das Engl. Heart, das Nieders. Hart, das Dän. Hierte, und das Schwed. Hjerte, wohin auch das Griech. καρδια gehört. Andern Sprachen fehlt das Suffixum ganz, wie dem Griech. κηρ, κηρ und Lat. Cor; dagegen die slavonischen Mundarten auch den vordersten Hauchlaut in den Zischlaut übergehen lassen, wie das Dalmat. Szarcze, das Böhm. Srdce, das Pohln. Serce, und das Crain. Serze.

als gewöhnlich; siehe das Herz-Klopfen. Ein Kind unter seinem Herzen tragen, in der edlern Schreibart, für, mit demselben schwanger gehen. Sein Herz mit jemanden theilen, alles. So lange mir das Herz im Leibe schlägt, so lange ich lebe.

Das Herz, L. Cor, Fr. Coeur, ist eins der edelsten und vornehmsten Eingeweide eines jeden thierischen Körpers, ohne welches derselbe weder leben noch bestehen kann. Es ist dasselbe ein dreyeckiges, oder fast kegelförmiges Stück Fleisch, welches mitten im untern Theile der Brusthöhle angetroffen wird. Man bemerke an demselben äußerlich einen breiten Theil, oder die Grundfläche, Basis; ferner einen dünnen, runden und zugespitzten Theil, oder die Spitze des Herzens, Apex s. Mucro cordis, imgleichen oben eine gewölbte, unten aber eine flache und breite Fläche. Ungeachtet die Herzspitze allemahl dünner und spitziger ist, als die Grundfläche des Herzens, so ist sie doch, weder in allen Thieren, noch in allen Altern eines jeden Thieres einerley, sondern gemeiniglich bey dem Menschen stumpfer, als den übrigen Thieren, und in der Frucht auch etwas dicker, als bey erwachsenen Körpern, dabey aber etwas schief. Das Herz liegt eigentlich die Quere, gleichsam wie ein umgefallener Kegel, und zwar dergestalt, daß die untere platte Fläche auf dem Zwerchfelle liegt, die obere gewölbte Fläche aufwärts steht, der breite Theil oder die Grundfläche nach der rechten Seite zu gekehrt, der dünne und vorderste Theil aber, oder die Spitze, schräge nach der linken Seite zu gerichtet ist, daß man deswegen so gar in derselben die Schläge und Bewegungen des Herzens von außen empfinden kann. Die ganze Ausmessung desselben, seiner Länge nach, beträgt ungefähr 6; die Breite der Grundfläche, als die größte des ganzen Eingeweides, 5, und die Rundung oder der ganze Umfang ungefähr 13 Querfinger. Uebrigens ist das Herz bey den Menschen und den ihnen

nen ähnlichen Thieren am größten. Bey einem ausgewachsenen Menschen wiegt es 5; bey einem Ochsen von 1500 Pfund, 2, und bey einem Elephanten von 5000 Pfund, nur 17 Pfund. Hieraächst besteht das Herz aus verschiedenen Schichten fleischerner und muskelartiger Fasern, welche theils eine gewundene ring- oder schlangenförmige, theils eine länglich runde, theils eine zirkelförmige Richtung haben, und sich sämmtlich auf eine ganz unauflösliche Weise netzförmig unter einander verstricken und vergittern. Diese Fasern sind äußerlich mit einer Haut, die sich von den größten Gefäßen dahin verlängert, und unter welcher ein dünnes Zellgewebe liegt, überzogen, wie denn auch hin und wieder unter dem Zellgewebe, besonders da, wo die Gefäße aus dem Herzen gehen, auch an der Grundfläche und Spitze derselben wirkliches Fett, welches dem Fette des übrigen Körpers in allen Stücken gleicht, anzutreffen ist.

Das Herz ist sowohl für sich ganz, als auch mit den, an seiner Grundfläche befindlichen und anhängenden Theilen in einen ziemlich weiten und geräumigen Sack eingeschlossen, welcher eine, dem Herzen gleichförmige, nähmlich eine kegelartige Gestalt hat, übrigens aber von größerm Umfange als jenes ist, und der Herzbeutel, das Herzfell, die Herzhaut, das Herzhäutlein, der Herzsack, im g. L. das Herzbändel (das Diminut. von Band, für Bändlein,) im niedrigen Scherze der Seelsack, Pericardium, genannt wird. Die weiße Haut, welche den Herzbeutel ausmacht, besteht aus dichten, festen und sehnigen Fasern, die auf verschiedene Art kreußweise unter einander verflochten sind. Es ist daher die Stärke des Herzbeutels so groß, daß er der auf ihn wirkenden Gewalt mehr, als irgend eine ähnliche Haut des Körpers, Widerstand leistet. Am stärksten ist der Herzbeutel in den Amphibien, Fischen und andern dergleichen Thieren; und die-

ſes vielleicht darum, weil er bey ihnen von keinem Zwerchfelle unterſtützet wird, und bey einigen derſelben entweder gar keine, oder doch wenigſtens nur knorpelige und ſchwache Rippen zur Verwahrung des Herzens vorhanden ſind. Die innere Fläche deſſelben iſt glatt und poliert, die äußere aber noch von einem Zellgewebe überkleidet, wozu ſich auch noch an einzelen Stellen Verlängerungen des Mittelfelles geſellen. Außer dem, daß der Herzbeutel vermittelſt der angezeigten Structur mit dem Mittelfelle in einiger Verbindung ſteht, welches beſonders in der obern gewölbten Fläche geſchieht, und derſelbe oberwärts an die großen Aeſte der Blutgefäße gränzet, wo deswegen große Ringe oder Oeffnungen anzutreffen ſind, welche eben von dem Durchgange ſolcher Gefäße entſtehen, ſo hängt derſelbe mit ſeinem untern, breiten und flachen Theile, theils mit der ſehnigen, theils auch ein wenig mit der fleiſchernen Subſtanz des Zwerchfelles zuſammen, welches durch ein dazwiſchen liegendes Zellgewebe geſchieht. Bey den vierfüßigen Thieren liegt das ganze Herz auf dem in die Quere vorliegenden Bruſtbeine, und es hängt daher der Herzbeutel nur einiger Maßen mit dem Zwerchfelle zuſammen; indem nähmlich nur derjenige kleine Theil deſſelben, worin ſich die Spitze des Herzens befindet, mit dem Zwerchfelle verbunden iſt. Die dahin gehörigen Blutgefäße ſind theils eigene, theils Zweige derjenigen, welche zu dem Mittel- und Zwerchfelle gehen; und die Nerven ſtammen auch von den Zwerchfellnerven ab. Die inwendige Fläche des Herzbeutels wird nicht nur ſtets feucht, ſondern auch in der Höhle deſſelben, meiſtentheils etwas dergleichen angeſammelte wäſſerige Feuchtigkeit, das Herzwaſſer, Liquor pericardii, wahrgenommen, welche vermuthlich aus den, eben daſelbſt zu bemerkenden, Dunſtlöchern, welche als die äußerſten Spitzen kleiner Dunſtgefäße anzuſehen ſind, ausgepreſſet wird, wodurch denn das Herz beſtändig

dig befeuchtet und schlüpfrig erhalten wird. Diese äußerliche Beschützung des Herzens scheint nun hauptsächlich der übertriebenen und gränzenlosen Bewegung desselben gehörige Schranken zu setzen, damit nähmlich die Herzspitze sich weder zu sehr vorwärts strecken, noch sonst allzu frey seitwärts hin und her schwanken könne, wie denn auch der allzu große Ueberfluß des Herzbeutelwassers von solchen einsaugenden Löchern eingezogen, und zu diesen Gefäßen wieder zurück geführt wird.

Es kommen ferner zwey Hauptstücke am Herzen vor, welche dasselbe äußerlich und innerlich angehen, nähmlich die beyden Herzohren und Herzkammern. Unter den beyden Herzohren, Herzöhrlein, Herzläppchen, (Herzläpplein), Vorkammern, von dem gemeinen Mann Krötenfüße genannt, Auriculae cordis, versteht man zwey ziemlich ansehnliche, oben an der Grundfläche des Herzens, auf beyden Seiten herab hangende, und wie ein Par Ansätze vorstehende fleischerne Beutel. Man theilt sie in das rechte oder vordere, Auricula cordis dextra s. anterior, und das linke oder hintere Herzohr, Auricula cordis sinistra s. posterior, ein. Jenes steht mehr vorwärts, und geht nach der rechten Seite zu; dieses hingegen steht wegen der schiefen Lage des Herzens mehr hinterwärts, und ist nach der linken Seite zu gekehrt. Beyde bestehen aus starken und ansehnlichen Muskelfasern, die von einem Herzohre zu dem andern laufen, woraus die genaueste Verbindung derselben unter sich entsteht. Sie machen inwendig zwar eine ziemlich große und ansehnliche Höhle, deren jede mit der an ihr angränzenden Herzkammer zusammen geht, die aber unter sich nicht die geringste Gemeinschaft haben, sondern durch eine mitten durchlaufende Scheidewand, Septum auricularum, inwendig gänzlich von einander abgesondert sind. Indessen trifft man bey ungebornen Kindern eben an dieser gemeinschaftlichen Scheidewand zwischen beyden

Herzohren ein eyrundes Loch oder Oeffnung, Foramen ouale, an, welches aber bey erwachsenen Körpern völlig verschwindet. Nach dem linken oder hintern Herzohre hin, findet sich an dieser Oeffnung eine kleine Haut oder Klappe derselben, Valuula, welche größer als die Oeffnung selbst, und oben am Rande dergestalt befestigt ist, daß sie den Rückweg aus dem linken Herzohre in das rechte fest verschließt, ungeachtet sie einen freyen Durchgang aus diesem in jene verstattet. Diese Höhlen sind übrigens inwendig mit einer feinen Haut bekleidet, und hin und wieder sehr häufig mit neben einander liegenden, und von einander abstehenden ziemlich starken fleischernen Säulen, oder Muskelbündelchen, Trabes s. Columnae lacertosae, und zwischen jedem einzelnen derselben mit Grübchen und kleinen Vertiefungen, Cryptae s. Fossae, versehen. Das rechte oder vorderste Herzohr, welches mit der rechten Herzkammer zusammen geht, ist weiter als das linke; und es öffnen sich in dasselbe die beyden großen Hauptäste, nähmlich der aufwärts und absteigende der Hohlader, Trunci venae cauae adscendentis & descendentis, von welchen es das einfließende Blut annimmt, und sofort weiter in die angränzende Herzkammer befördert. Das linke oder hinterste Herzohr liegt dem vorigen gegen über, hat eine engere Höhle als jenes, dagegen aber ist die fleischerne Substanz desselben etwas dichter und fester, und es setzen sich oben in demselben die großen Aeste der Lungenblutader, Trunci venae pulmonalis, ein, welche ihr gesammeltes Blut dahin abgeben, von da es sich denn weiter in die nahe gelegene Herzkammer ergießt. Endlich sind noch an den Herzohren und ihren innern Höhlen die Herzohrenklappen, oder Falten, Valuulae auriculares, zu bemerken, welche bey jedem an der Mündung befindlich sind, mit welcher sich das Herzohr endiget, und die hohle Herzkammer anfängt. Sie stellen schmahle,

gleich-

gleichsam zungenförmige und vorn ziemlich spitzig zulaufende, sehnige Häutchen vor, welche sich mit ihren sehnigen Enden oder Spitzen an die Fleischsäulen der Herzkammer ansetzen. Die bey dem rechten Herzohr befindlichen sind dreyfach, und werden daher die dreyspitzigen Klappen, Valuulae tricuspidales, genannt. Jene, welche vor dem linken Herzohr sitzen, führen zwar auch öfters diesen Nahmen; weil ihrer aber eigentlich nur zwey sind, so hat man sie noch besonders die bischofshutförmigen Klappen, Valuulae mitrales, genannt. Sowohl diese, als jene, legen sich, bey gewissen Bewegungen des Herzens, vor die Mündung der Herzohren, und schließen dieselben sehr genau und fest, und verhindern also dadurch, daß das Blut, welches einmahl in dem Herzen angekommen ist, nicht wieder aus demselben durch eben denselben Ort zurück fließen kann, sondern daß es einen andern und natürlichern Lauf nehmen muß. Bey ungebornen oder neugebornen Kindern trifft man auch noch vor der Mündung des untern und aufsteigenden Astes der Hohlader, inwendig, wo sie bereits in die Herzohrhöhle gelanget ist, eine halb-mondförmige häutige Klappe, welche von ihrem Erfinder die Eustachische Klappe, Valuula Eustachiana, genannt wird, und nur in solchen Körpern dazu dient, den Lauf des daher ankommenden Blutes unmittelbar und geradezu durch das eyrunde Loch nach der Höhle des linken Herzohres zu lenken.

Gleichwie beyde Herzohren nur als anhängende Theile des Herzens anzusehen sind, so machen die beyden Herzkammern, mit allen ihren sowohl äußerlichen als innerlichen Theilen, woraus sie bestehen, das eigentliche und wahre Herz aus. Die rechte oder vordere Herzkammer, Ventriculus cordis dexter s. anterior, liegt nach der rechten Seite zu, in der vordern Gegend der Brusthöhle; die linke oder hintere Herzkammer, Ventriculus cordis sinister s. posterior, nimmt den lin-

ken und hintersten Platz der Brusthöhle ein. Diese beyde Herzkammern, oder die großen inwendigen Höhlen des Herzens, welche gleich auf die Höhlen der beyden Herzohren, zunächst unter der Grundfläche des Herzens selbst folgen, sind in der Mitte durch eine ziemlich dichte und feste Scheidewand von einander abgesondert, und werden von außen her durch die Structur und die bewundernswürdige und sonderbare Verstrickung der Muskelfibern unter sich zusammengesetzt und gebildet. Die auswendige Fläche des Herzens ist hier ziemlich glatt und eben, und außer dem Fette, welches hauptsächlich oben an der Grundfläche, und um die großen Gefäße herum, häufig angetroffen wird, mit einer mittelmäßig dicken Haut überzogen. Die inwendige Fläche der Herzkammern hingegen, welche auch einen dünnen häutigen Ueberzug hat, ist desto ungleicher und unebener, und hin und wieder mit ziemlich großen Erhöhungen und Vertiefungen versehen, welche von den ansehnlichen und starken fleischernen Säulen, die hier häufig befindlich sind, entstehen. Beyde Herz-Kammern öffnen sich oben an der Basis des Herzens in dem Anfange der großen Aeste der Pulsadern, durch eine zirkelrunde Mündung, welche um und um an ihrem Rande mit einem sehnigen Ringe gleichsam eingefasset ist. Außer der einen und andern solchen Mündung, und dem ersten Ursprunge eines und des andern großen Pulsaderstammes, befinden sich drey halbmondförmige sehnige Klappen, Valuulae semilunares, deren jede sich vorn an ihrem frey schwebenden Rande in der Mitte mit einem sehnigen Knötchen endiget. Sie verschließen oben die Mündungen beyder Herzkammern, und verhindern also, daß das Blut, welches durch diesen Weg einmahl aus dem Herzen in die anhängenden großen Pulsadern fortgeschaffet worden ist, durch eben denselben in das Herz wieder zurück fließe. Die rechte und vorderste Herzkammer ist zwar

bey-

beynahe eben so lang als die andere, übrigens aber viel weiter und geräumiger, und besteht dagegen aus dünnern Wänden. Sie gränzt an das vorderste und rechte Herzohr, und es entspringt oben an der Basis aus ihrer Mündung die Lungenpulsader, Arteria pulmonalis. Die linke und hintere Herzkammer ist zwar viel enger als jene, dagegen aber sind ihre Wände desto dichter und stärker, und bestehen aus mehrern Fleisch-Fasern. Es entspringt oben aus ihrer Mündung an der Grundfläche des hintern Herzens, die große allgemeine Pulsader, Arteria aorta s. magna.

Außer diesen vier allgemeinen Blutgefäßen, nähmlich der großen Hohlader und Lungenblutader, imgleichen der Lungenpulsader, und großen Hauptpulsader, hat das Herz auch noch seine eigene und besondere, sowohl schlag- oder pulsaderigen, als blutaderigen Gefäße, nähmlich die so genannten Kranzadern, Arteriae & Venae coronariae, welche durch die ganze Substanz des Herzens mit unzähligen kleinen Gefäßen verbreitet, auf verschiedene Weise mit einander zusammen hängend und unter sich verbunden sind. Die Kranzpulsadern, Arteriae coronariae, führen dem Herzen sein eigenes Blut zu seiner Nahrung zu; die Kranzblutadern, Venae coronariae, hingegen sammeln das überflüssige, und bringen es unmittelbar zu dem rechten Herzen wieder zurück. Endlich hat auch das Herz, so wie alle Eingeweide, seine eigene Nerven.

So lange der thierische Körper sich noch in lebendigem Zustande befindet, ruhet das Herz niemahls. Alle Bewegungen desselben schränken sich auf zwey Stufen ein, nähmlich die Zusammenziehung, Systole s. Contractio cordis, und die Ausdehnung, Diastole s. Expansio cordis. Diese beyde einander entgegen gesetzte Bewegungen, welche das Herz aus eigener Kraft, theils vermöge seiner ganz besondern Structur, theils wegen der Ergießung des Blutes in seine Höhlen,

theils wegen anderer Ursachen, verrichtet, geschehen nicht auf einmahl, sondern abwechselnd, so, daß eine Bewegung immer auf die andere folgt. Die vier Haupttheile des Herzens verhalten sich dabey dergestalt, daß gleiche Höhlen zu gleicher Zeit einerley Bewegung, unähnliche Höhlen hingegen zu einer und eben derselben Zeit eine andere und zwar entgegen gesetzte Bewegung verrichten. Wenn sich also das eine Herzohr zusammenzieht, so befindet sich das andere Herzohr zu selbiger Zeit auch in diesem Zustande, da hingegen die Herzkammern alsdenn sich zugleich alle beyde ausdehnen; und so geschieht es auch umgekehrter Weise. Bey der einen sowohl, als bey der andern Bewegung, leidet nicht nur die äußere Gestalt des Herzens, sondern auch vorzüglich dessen innere Höhlen, eine außerordentliche Veränderung. In der Zusammenziehung wird das Herz äußerlich kürzer, im Umfange dicker, und die Spitze, welche sich dem obern Theile nähert, gleichsam etwas stumpfer, die inwendigen Höhlen werden enger und zusammen gepresset, vom enthaltenen Blute leer gemacht, und dieses in den nächsten Ort fortgestoßen. In der Ausdehnung verlängert sich das Herz äußerlich, wird im Umfange etwas schmähler, und die Herzspitze erhält ihre vorige dünne Gestalt, die inwendigen Höhlen werden geräumig und weit, und nehmen alsdenn von dem nächstgelegenen Theile das Blut ein und auf. Der so genannte große Umlauf oder Kreis-Lauf des Blutes, Circulatio sanguinis maior, welcher sich wie Ebbe und Fluth verhält, geschieht nun durch das Herz folgender Maßen. Alles Blut wird außer dem Herzen von allen Theilen durch die Blutadern gesammelt, und zur Hohlader gebracht, durch welche es sich in die Höhle des rechten oder vordern Herzohres ergießt; von da gelangt es in die rechte oder vordere Herzkammer, geht aus derselben in die Lungenschlag-Ader, welche es mit ihren vielen Aesten durch die Lungen

gen herum führt, bis es von den daselbst befindlichen kleinen Blutaderästen wieder gesammelt, und durch die Stämme der Lungenblutader, der Höhle des linken oder hintern Herzohres zugeführt wird. Von hier aus wird es ferner in die linke oder hintere Herzkammer geleitet, aus welcher es endlich in die große Hauptpuls-Ader übergeht, und durch die kleinsten Aeste derselben den entlegensten Theilen des Körpers zugebracht wird, bis es endlich die Blutadern von neuem sammeln, und dem Herzen wieder zuführen. Dieses ist die wahre Beschaffenheit des Blut-Umlaufes bey erwachsenen Körpern, welcher aber bey einer Frucht, so lange sie noch im Mutterleibe verschlossen ist, ganz anders geschieht. Weil nähmlich solche Körper keine Luft schöpfen und Athem hohlen, folglich ihre Lungen niemahls ausgedehnet werden, so sind dieselben auch zu der Zeit keines freyen Blut-Umlaufes fähig. Der Schöpfer hat deswegen in dem Herzen und den größern Gefäßen ungeborner Körper, einige ganz besondere und wichtige Veränderungen angebracht, welche verursachen, daß kein Blut aus dem Herzen zu den Lungen gelange, sondern sich gleichsam vor denselben vorbey schleiche. Der ganze Strohm des Blutes, welches durch den untern und aufwärts steigenden Ast der Hohlader, der Höhle des linken Herzohres zugebracht worden ist, wird durch die vor der Mündung dieser Ader befindliche halb-mondförmige Eustachische Klappe gerade nach der Oeffnung des eyförmigen Loches geleitet, und geht also, ohne daß es sich erst in die vordere Herzkammer ergießt, unmittelbar in das linke Herzohr, und von da in die linke Herzkammer, die große Pulsader u. s. w. Alles Blut hingegen, welches von oben her durch den obern und absteigenden Ast der Hohlader in das vordere Herzohr gekommen ist, ergießt sich, vermöge seiner eigenen Schwere, in die rechte und vordere Herzkammer, und dringt von da bis in den Anfang der Lungen-

Pulsader. Aus dieser entspringt, noch ehe sie die Lungen erreicht, zunächst am Herzen ein kleiner pulsaderiger Canal, Canalis arteriosus Botallii, welcher sich links, nach hinten zu, gegen die große allgemeine Schlagader neiget, und sich zunächst da, wo dieselbe aus der linken Herzkammer hervor kommt und entspringt, in dessen Bogen einsetzt. Durch diesen pulsaderigen Gang geht also das aus der vordern Herz-Kammer in den Anfang der Lungenpulsader gedrungene Blut unmittelbar in die große Schlagader über, und gelanget also weder in die Lungen selbst, noch in das ganze linke Herz, und wird von den Aesten dieser Schlagader durch den ganzen Körper geführt. Der bey erfolgtem Athemhohlen gereitzte und stärkere Trieb des Blutes nach den Lungen verursachet, daß sowohl das eyförmige Loch, als der pulsaderige Canal zusammen fallen und verwachsen, und solcher Gestalt nach und nach bey Kindern, wenn sie auf die Welt gekommen sind, gänzlich verschwinden. Man sieht hieraus den großen Nutzen, welchen das Herz leistet, und wie unentbehrlich dieses Eingeweide zur Erhaltung und zum Leben des Körpers sey.

Es haben zwar alle Thiere, einige wenige ausgenommen, ein Herz im Leibe, aber die Einrichtung und Structur dieses Eingeweides ist nicht bey allen einerley. Diejenigen Thiere, welche ein Herz mit zwey Ohren und Kammern haben, führen ein rothes warmes Blut in ihren Adern, und hieher gehören alle vierfüßige säugende Thiere, Quadrupedia mammalia, und alle Vögelgeschlechter. Eine andere Art Thiere sind mit einem Herzen versehen, welches nur Ein Ohr und Eine Kammer hat; diese haben ein rothes kaltes Blut in ihren Adern, und werden daher auch kaltblütige Thiere, Animalia frigida, genannt. Man rechnet hieher alle Amphibien und Fische. Ferner gibt es Thiere, bey welchen das Herz nur aus einer einzigen Kammer besteht,

besteht, und denen sowohl die andere Herzkammer, als beyde Herzohren, fehlen. Bey diesen findet man kein eigentliches rothes Blut, sondern an dessen Stelle einen weißen schleimichten Saft; daher man sie auch blutlose Thiere, Animalia exsanguia, nennt, wohin die sämmtlichen Insecten und Würmer gehören. Endlich gibt es auch Thiere, welche gar kein Herz haben; welches von den Polypen, Thierpflanzen, und überhaupt allen denen Thierchen gilt, die nur aus einem einzigen Darme bestehen, und keine vom übrigen Körper unterschiedene Gefäße besitzen, wodurch besondere Säfte laufen.

Bey vielen großen vierfüßigen Thieren, z. E. im Herzen des Ochsen, trifft man öfters den berühmten Herzknochen, oder das so genannte Herzbeinchen, am Ende der einen oder andern Herzkammer, oder auch wohl in beyden, an, an dessen Stelle in kleinern Thieren oftmahls nur ein Knorpel vorhanden ist.

Da man schon von den ältesten Zeiten an, das Herz für den Sitz der Seele, und besonders des Willens und der innern Empfindungen gehalten hat: so hat solches zu vielen figürlichen R. A. Gelegenheit gegeben, worin Herz zwar seine eigentliche Bedeutung behält, die ganze Redensart aber doch eine Figur ist. Die Angst möchte ihm das Herz abstoßen, sagt man im g. L. von einem sehr hohen Grade der Angst. Es will ihm das Herz abstoßen, von einem Menschen, welcher eine unruhige Begierde blicken läßt, ein Geheimniß zu entdecken. Der Gram frißt ihm das Herz ab, verkürzet sein Leben. Einem das Herz schwer machen, traurige Empfindungen in ihm erwecken. Nun ist mein Herz leichter, wenn diese Empfindungen gehoben oder vermindert werden. Wie leicht wird mir um das Herz! Nun da ist mir ein rechter Stein vom Herzen, in eben diesem Verstande. Es ist mir so enge um das Herz, wenn man eine geheime Sorge, einen geheimen Gram empfindet. Ich rede, wie es mir um das Herz ist, wie man es empfindet. Ich weiß, wie es ihm ums Herz ist, was er empfindet. Wie warm wird mirs um das Herz! Mein Herz will mir brechen, von einem hohen Grade des Kummers, des Grames, der Wehmuth.

Dieser

Dieser Brief brach ihm das Herz. Es ist ihm an das Herz gewachsen, von einem hohen Grade der Liebe, der Neigung gegen eine Sache. Das Geld ist ihm eben nicht an das Herz gewachsen. Der Gram zerreißt mir das Herz, von einem hohen Grade des Grames. Und so viele andere Ausdrücke mehr, wovon einige noch im Folgenden vorkommen werden.

2. Figürlich.

1) Der äußere Theil des Körpers, unter welchem sich das Herz befindet. Besonders die Brust. Das Schildlein auf dem Herzen des Hohenpriesters. Im Oberdeutschen pflegt man noch die äußere Brust des weiblichen Geschlechtes, das Herz zu nennen. Mit bloßem Herze (Herzen) gehen, mit bloßer Brust.

2) Das Mittelste, das Inwendigste eines Dinges, in verschiedenen Fällen. In dem Herzen des Landes, mitten in dem Lande. Das Herz, oder die Mark-Röhre, der Nelken. Das Herz, das Herzchen, die mittelsten zarten Blätter, in den Pflanzen, Niederf. die Herzpolle. Bey den Schiffern wird der mittelste Theil eines Dicktaues, welches aus einer gewissen Anzahl Fäden besteht, worüber die übrigen Leinen geschlagen werden, das Herz genannt.

3) Der menschliche Leib, doch nur in einigen biblischen Stellen. Gott erfüllet unser Herz mit Speise, Apostg. 14, 17. Noch mehr die Lebenskraft. Wein erfreuet des Menschen Herz. Siehe auch Herz-stärkend.

4) Am häufigsten die Seele des Menschen und deren besondere Fähigkeiten.

(a) Die Gedanken, die innern Vorstellungen der Seele, im Gegensatze ihrer Bekanntmachung durch äußere Zeichen. Etwas in seinem Herzen behalten. Herz und Mund stimmen bey ihm nicht überein, er spricht nicht so wie er denkt. Etwas seinem Herzen eindrücken, einprägen, seinen Gedanken, seinem Gedächtnisse, mit Einschließung des Einflusses auf das Begehrungsvermögen.

(b) Die

(b) Die innern Empfindungen, das ganze Begehrungsvermögen, der Wille im weitern Verstande, das Gemüth. Sowohl

a) Ueberhaupt. Weß das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Erhebet eure Herzen zu Gott, richtet eure Gedanken und Begierden auf ihn. Jemanden in das Herz greifen, starke Empfindungen in ihm erwecken. Ihm das Herz erweichen, Empfindungen des Mitleidens, der Wehmuth in ihm erwecken. Das geht zu Herzen, erweckt Empfindungen, hat Einfluß auf den Willen. Sein Herz verhärten. Ein hartes Herz haben, im Gegensatze eines weichen Herzens, oder der Fertigkeit leicht zu empfinden, leicht gerührt zu werden. Es geht ihm nicht von Herzen, er empfindet es nicht so, als er spricht. Die Sprache des Herzens reden, der Empfindungen. Mein Herz sagt mirs, ich empfinde es auf eine dunkle Art. Ein Vaterherz, ein Mutterherz, ein Bruderherz, ein Tiegerherz haben, empfinden wie ein Vater u. s. f. Es überwältigte mich die Bewegung eines zu vollen Herzens. Von dem Herzen wegreden, so wie man es empfindet. Etwas zu Herzen nehmen, davon auf eine anhaltende Art gerühret werden. Ein Herz und eine Seele mit jemanden seyn, eben so wollen und denken wie er. Er hat mein ganzes Herz eingenommen. Sein Herz von jemanden abwenden. Sein Herz vor einem andern verschließen. Kein Herz zu jemanden haben, kein Vertrauen. Er ist nach meinem Herzen, so wie ich ihn wünsche. Etwas nicht über das Herz bringen können, seine Empfindungen nicht überwinden können, um etwas zu thun. Von Herzen gern, mit Uebereinstimmung der lebhaften Empfindung. Jemanden von Herzen lieben, hassen, verabscheuen. Von Grund des Herzens, oder von Herzens Grund. Er lachte, aber man sahe, daß dies La-

chen

chen nicht von Herzen kam. Im gem. Leben wird von Herzen auch in weiterer Bedeutung für sehr, in einem hohen Grade, gebraucht. Es war von Herzen schlecht. Er ist von Herzen arm. Nach seines Herzens Wunsch handeln. Das Herz möchte mir bluten, sagt man von einem hohen Grade der Wehmuth, des Kummers. Mit Herz und Mund versprechen. Pfui, schämen Sie sich ins Herz! schämen Sie sich aufrichtig. Sein Herz an eine Person oder Sache hängen, seine Begierden auf eine dauerhafte Art auf dieselbe richten, gemeiniglich nur im nachtheiligen und verächtlichen Verstande. Ein gutes, ein böses Herz haben, in Beziehung auf andere. Hand übers Herz legen, wenn man sagen will, daß jemand von dem Zustande eines andern, der mit ihm in einer genauen Verbindung steht, oder ihm nahe angeht, gerührt, und dadurch bewogen wird, mehr an ihm zu thun, oder sich seiner mehr anzunehmen, als er sonst würde gethan haben, oder zu thun Willens war. Ob er sich gleich nicht so gegen mich verhalten hat, als er sollte, so muß ich doch bey seinen jetzigen Umständen, Hand übers Herz legen und mich seiner annehmen, d. i. ich muß mich durch seine Umstände bewegen lassen, mehr für ihn zu zu thun, als ich Willens war. Oder, bey dem Unglück welches ihm zugestoßen ist, werden Sie schon Hand übers Herz legen müssen, d. i. Sie werden durch sein Unglück gerühret, und bewogen werden müssen, mehr an ihm zu thun, als Sie sonst würden gethan haben. Ihr Kind ist zwar ungehorsam gewesen, aber ein Vater leget doch Hand übers Herz. Wenn ich schon Hand übers Herz legen, und dir helfen wollte, so weiß ich doch, daß du meine Güte nicht erkennen wirst.

In Ansehung des Ursprunges dieser Redensart, und der Ursache, warum man die Rührung, welche wir bey jemandes Zustande empfinden, der uns nahe angeht, und dasjenige was wir

wir dadurch mehr an ihm zu thun bewogen werden, ein Ueberz Herz legen der Hand nennt, finden zweyerley Muthmaßungen Statt. Entweder kommt diese Redensart daher, weil man bey einer Rührung und Empfindung des Mitleidens, gegen solche Personen die uns nahe angehen, die Hand auf die Brust, auf den Ort unter welchem das Herz seinen Sitz hat, und also über das Herz zu legen pflegt. Diese äußerliche Handlung ist ein Zeichen der Rührung und des Mitleidens, so man innerlich in dem Gemüthe empfindet; und man hat daher diese Redensart von der innerlichen Rührung selbst gebraucht, wovon die äußerliche Handlung ein Zeichen ist, und wodurch man bewogen wird, sich jemandes anzunehmen, und mehr zu seinem Besten zu thun, als man sonst gethan hätte. Oder, da wir das Wort Herz auch für das Gemüth und die innerlichen Empfindungen gebrauchen, und das Wort Hand zuweilen auch Hülfe und Beystand bedeutet, so könnte die R. A. Hand übers Herz legen, auch so viel sagen: Die Hand mehr thun lassen, jemand mehr helfen, als das Herz will, oder als man in dem Gemüthe beschlossen hat.

β) Besonders mit dem Nebenbegriffe des verborgenen, geheime Empfindungen und Gedanken zu bezeichnen. Im Herzen aber war mirs lieb. Man kann niemanden in das Herz sehen. Etwas auf dem Herzen haben, ein geheimes Anliegen. Jemanden sein ganzes Herz entdecken, sein Herz vor ihm ausschütten. Sein Herz in den Schooß eines Freundes ausschütten. Offenbare ihm dein ganzes Herz. In seinem Herzen nach etwas trachten.

γ) Nach einer noch weitern Figur, auch eine Person, besonders in Betrachtung ihres Empfindungs- und Begehrungsvermögens. Sich alle Herzen verbinden, die Herzen, die Gemüther aller Menschen, mit denen man in Verbindung steht.

Besonders ist mein Herz, und im Diminut. mein Herzchen, im g. L. ein Ausdruck der vertraulichen Zärtlichkeit, womit geliebte Personen einander anzureden pflegen; da man denn auch wohl Zusammensetzungen mit diesem Worte zu machen pflegt; Herzens-

Kind,

Kind, Herzensfrau, Herzensmann u. s. f. für geliebtes Kind u. s. f.

(c) Das Gewissen, ein besonderer Fall der vorigen Bedeutung. Frage dein Herz, es wird dir sagen, daß du unrecht hast.

2. Herz, welches nur in der ersten und vierten Endung des Singulars gebraucht wird, die Mäßigung der Furcht in Gefahren und des Widerwillens in unangenehmen Vorfällen zu bezeichnen. Er hat ein Herz, wie ein Löwe. Er ist lauter Herz. Jemanden Herz machen, ihm ein Herz einsprechen. Herz bekommen. Ein Herz fassen, sich muthig zu etwas entschließen. Wer hat Herz? Komm her, wenn du Herz, oder wenn du das Herz hast. Das Herz ist ihm entfallen, in der niedrigen Sprechart, ist ihm in die Hosen gefallen, sitzt ihm in den Hosen. Siehe auch Herzhaft.

Ob es gleich sehr wohl angeht, Herz in dieser Bedeutung als eine bloße Figur des vorigen anzusehen, zumahl da auch im Lat. Animus und im Deutschen Muth auf ähnliche Art gebraucht werden: so ist es doch fast noch wahrscheinlicher, daß es ein eigenes Wort für sich ist, welches mit dem vorigen nur zufälliger Weise dem Klange nach überein kommt. Die mangelhafte Declination und der Mangel dieser figürlichen Bedeutung in den verwandten Sprachen, machen solches glaublich. Es scheint von dem Worte hart abzustammen, welches unter andern auch kühn, tapfer, muthig bedeutete, und durch Veränderung des t in den Zischlaut, diesem Hauptworte den Ursprung gegeben haben kann. Siehe Hart, die Anm. Das Kr. hardi und Hardiesse, das Griech. κραταιος, und das Pohln. Hardość, Muth, (dagegen das Herz daselbst Serce heißt) haben eine ähnliche Abstammung.

Herz-Ader, im g. L. eine Benennung verschiedener Adern, von welchen man glaubt, daß sie zu dem Herzen gehen, welches doch von allen Blut- und Puls-Adern gilt. So wird bey den Pferden eine Ader am Bauche hinter dem Gurte die Herzader, und weil sie in der Gegend des Spornes liegt, auch die Sporader,

Fr.

Fr. Veine de l'éperon, genannt; L. Vena thoracica externa, deren Oeffnung (Aderlaß) in den Bauchkrankheiten und der Kolik empfohlen wird.

Herz-Bändel, s. Herz-Beutel.

Herz-Baum, bey den neuern Schriftstellern des Pflanzenreiches, eine Art des Schellenbaumes (Cerbera Linn.), welche in Ostindien und Amerika an den Wassern wächset, und in seinen großen länglich runden Aepfeln eine herzförmige Nuß einschließt, welche auch französische Arzeneynuß genannt wird. Der Baum, welcher auch Manghasbaum, Cerbera Manghas, foliis lanceolatis, nervis transversalibus L. genannt wird, erreicht eine Höhe von 15 bis 20 Schuh, einen starken Stamm, und treibt krumme Aeste. Das Holz ist ganz weich, und die Rinde hat einen bittern beißenden Geschmack, und enthält einen milchichten Saft. Die Frucht ist ungefähr von der Größe eines Gänseeyes, aber sehr leicht, grünlich, mit untermischten weißen Puncten, auf der einen Seite etwas platt gedrückt, und enthält zwey Samen oder Nüsse, welche großen Kastanien gleichen, und einen weißen Kern haben. Diese Frucht ist höchst giftig; sie erregt, innerlich genommen, ein gewaltsames Erbrechen, und die Indianer bedienen sich derselben, einander zu vergiften und zu tödten, ob gleich in Amboina die Blätter dieses Baumes als Zugemüse gespeiset werden.

Wenn in einigen Gegenden auch die Fichte Herz-Baum genannt wird, so ist solches eine verderbte Aussprache für Harzbaum.

Herz-Beben, s. Herz-Klopfen.

Herz-Bettchen, Oberd. Herzbettlein, im g. L. ein kleines, weiches, von Flaumfedern ausgestopftes Küssen, welches man den Kindern beym Einwindeln auf das Herz zu legen pflegt.

Herz-Beutel, s. oben, S. 97.

Herz-Blatt. 1. Bey einigen ein Nahme des Zwerch-Felles, Diaphragma, aus welchem das Herzfell entsteht.

2. Ein junges noch nicht entwickeltes Blatt an den Gewächsen, besonders an solchen, welche sich in Häupter schließen, weil es in dem Herzen, d. i. dem Innern, der Knospe oder des Knopfes verschlossen ist. Nieders. die Herzpolle.

Daher stammt vermuthlich auch die figürliche Bedeutung, da man eine zärtlich geliebte Person, besonders ein zärtlich geliebtes Kind sein Herzblatt oder Herzblättchen zu nennen pflegt. Siehe auch Herz-Laub.

Herz-Blume, oder im Diminut. das Herzblümlein, in einigen Gegenden, ein Nahme der im VI Th. S. 242 beschriebenen Borragen, weil man ihren Blumen eine besondere herzstärkende Kraft beyleget.

Den Nahmen Herzblume führt auch, wegen der herzförmigen Narbe, eine Gattung Pflanzen mit zwey ungleich langen Paren von Staubfäden und bedeckten Samen, deren Blumenkelch in 5 Stücke getheilt, die Blumenkrone glockenförmig, spitzig und in 5 Abschnitte zerspalten, und das Samenbehältniß zweyschalig und zweyfächerig ist, und viele Samen enthält; Capraria L. Man kennt bisher nur 4 Arten davon:

1. Die zweyblümige Herzblume mit wechselsweise stehenden Blättern und zweyfachen Blüthen, Capraria biflora, foliis alternis floribus geminis *Jacqu.* Capraria foliis alternis, corollis quinquefidis *Linn. Royen. & Brown.* Capraria curassavica, Cabritta vulgo dicta *Herm.* Sie ist in Curassao, auf den carcibischen Inseln und in Griechenland zu Hause, und blüht den größten Theil des Jahres hindurch. Ihr Stamm ist staudig, eckig, grün, und ungefähr $1\frac{1}{2}$ Schuh hoch. Ihre Aeste sind holzig und aufrecht, und entstehen einander gegen über, meistens zu 3, oder auch wechselsweise auf kurzen Stielen, und sind eyrund, haarig und

etwas

etwas gezahnt. Ihre Blumen sind ohne Geruch, und stehen zu 2, selten zu 3, oder einzeln auf eigenen Stielen, und haben einen glatten Kelch, eine weiße glatte Krone, und eine herzförmige Narbe. Man kann sie aus dem Samen ziehen, den man im Frühlinge auf ein Mistbeet säet, und, wenn die Pflanzen aufgegangen sind, sie wieder in ein Mistbeet, zu Ende des Jun. aber entweder in Töpfe, die mit fetter Erde angefüllt sind, oder in eine warme Rabatte setzt, auch alsdenn in die freye Luft bringt. In Curassao trinkt man sie anstatt des Thees.

2. Capraria durantifolia, foliis ternis dentatis, pedunculis solitariis, ramis alternis *L.* Veronica caule hexangulari, foliis Saturejae ternis serratis *Sloan.* Sie wächst in Jamaika an überschwemmten Orten wild.

3. Capraria granoloides, foliis oppositis sessilibus ouatis integerrimis, pedunculis solitariis, caule repente *L.* Man findet sie in Virginien, Italien und im Elsas, an wässerigen Orten wild.

4. Capraria crustacea, repens, foliis oppositis ouatis subpetiolatis crenatis *L.* Caranasi minus *Rumph.* Sie ist in Amboina und China zu Hause.

Herz-Blut, s. Herz-Geblöt.

Herz-Bräune, s. Ungarische Krankheit.

Herz-Brand, eine Benennung des innerlichen oder schwarzen Brandes, einer Krankheit des Rindviehes, welches aber eigentlich ein Schlagfluß ist; zum Unterschiede von dem Leberbrande (nicht Lederbrande, wie ich ihn im VI Th. S. 407, genannt habe,) und Glieder- oder Knochenbrande.

Herz-brechend, das Mittelwort von der R. A. das Herz brechen. Herzbrechende Worte, Worte, welche den höchsten Grad der Wehmuth, des Mitleidens zu erregen fähig sind. Das ist herzbrechend.

Herz-Drücken, Cardialgie; s. Magen-Krampf.

Herz-Erbse, Herzsame, Blasenerbse, Wunder-Erbse, wilder Peterlein, Corindum *Tourn.* Cardiospermum *Linn.* Vesicaria *Riv.* Pisum cordatum, Fr. Pois de merveille, Pois à enivrer, bey den neuern Schriftstellern des Pflanzenreiches, eine Gattung Pflanzen mit ächt Staubfäden und drey Staubwegen, deren Blumenkelch und Honigbehältniß aus vier Blättern bestehen, welche bey dem letztern ungleich sind, und drey zusammengewachsene und aufgeblasene Samen-Behältnisse zurück lassen, welche in drey Fächer abgetheilt sind, und in deren jedem ein kugelförmiger, mit einem herzförmigen Flecke bezeichneter, Same liegt. Man kennt nur zwo Arten davon, welche beyde Sommergewächse sind, und in den Gärten gezogen werden.

1. Die gemeine Herzerbse mit glatten Blättern, Cardiospermum Halicacabum, foliis laeuibus *L.* Pisum vesicarium, fructu nigro, alba macula notato *Bauh.* Halicacabum *Rumph.* Halicacabus peregrinus *Dod.* wovon das Corindum ampliore folio, fructu maximo, und Corindum fructu & folio minori *Tourn.* Spielarten sind. Diese Pflanze ist in beyden Indien zu Hause. Die faserige Wurzel treibt einen eckigen Stängel, (welcher in seinem Vaterlande 8 bis 10, außer demselben aber höchstens 3 Schuh hoch wird,) und dieser viele lange Zweige, welche mit ihren Gäbelchen an andern Pflanzen in die Höhe klettern. Die zusammengesetzten ästigen Blätter theilen sich anfangs in 5 Theile, und jeder wieder in 3 andere. Die Blättchen selbst sind eyförmig, zugespitzt, und rundlich eingeschnitten. Die langen, nackten Blumenstiele sind auch gemeiniglich in 3 Aestchen getheilt. Die Blumen sind klein, weißlich, und die schwarzen Samen mit einem weißen, herzförmigen Flecke bezeichnet. Die Blätter und Samen sind bald größer, bald kleiner, aber nicht beständig einerley. Man zieht sie bey uns jährlich auf dem Mistbeete aus den Samen. Man kann die

Pflan-

Pflanzen auch daselbst stehen lassen, und wenn sie Platz haben, und durch beygestecktes Reisig sich in die Höhe ziehen können, wird man auch reifen Samen davon erhalten. Sollten andere Pflanzen auf dem Mistbeete dabey Schaden leiden, so setzt man sie in geräumige Blumentöpfe, stellet diese an einen sonnenreichen Ort, begießt sie fleißig, und setzt sie gegen den Herbst hinter die Fenster des Glashauses.

2. Die brasilianische Herzerbse, deren Blätter auf der untern Fläche wollicht sind, Cardiospermum Corindum, foliis subtus tomentosis *L.* Cardiospermum villosum, foliis acutis obtusis, petiolis brevibus *Mill.* kommt aus Brasilien, und mit der ersten Art sehr viel, in der Art sie fortzupflanzen aber gänzlich überein. Ihre Blumenstiele tragen zwischen den Gabeln 10 bis 11 Blumen, bleiben auch nach dem Abfallen der Blumen, und sind steif. Uebrigens unterscheidet sich diese Art von der vorigen vornehmlich durch die untere wollichte Fläche der Blätter, und durch die engern und schmählern Samenbehältnisse.

Herz-Fell, s. oben, S. 97.

Herz-Finger, bey einigen, der vierte Finger an der Hand, von dem Daumen an gerechnet, welcher sonst auch der Gold- oder Arzt-Finger genannt wird; s. Th. XIX. S. 507.

Herz-Freude, eine Pflanze; s. Borragen.

Herz-Freund, s. Knöterich und Waldmeister.

Herz-Geblüt, Herzblut, ein Unding, worunter sich der große Haufe ein besonderes Geblüt nahe um das Herz einbildet, dessen Verlust den Tod verursache.

Herz-Geschwulst, eine Geschwulst am Herzen, welche entweder durch die Brustwassersucht oder durch eine Wassersucht des Herzbeutels verursacht wird.

Mit dieser Benennung belegen insonderheit die Viehärzte eine gewisse Krankheit bey Pferden, da diese Thiere einen heftigen Schmerz an der vordern Mündung

ung des Magens leiden. Ich werde davon im Art. Magen-Krampf bey Pferden, ausführlicher handeln.

Herz-Gespann. 1. Ein schmerzhafter Zufall bey Menschen und Thieren; im Oberd. das Herzspann, Herz-Gesperr, in Schlesien die Röthe, an andern Orten das Anwachsen, oder der Ribbenkuchen, Gr. und L. Cardiaca passio, Cardiacus morbus, Cardiogmus.

Bey erwachsenen Personen, pflegt dieser höchst beschwerliche Zufall oft bey einem unordentlichen Monaths- oder goldenen Aderfluß, bey Mutter- und Nieren-Plage, bey Hypochondrie, Verstopfung, verschlagenen Winden, und Würmern, imgleichen nach zurück getretener Krätze, oder einem andern Ausschlag, sich einzustellen, und ist bisweilen eben so schwer, als die Hauptkrankheit selbst, wovon er herrührt, zu heben. Der Erfahrung zu Folge, sind diejenigen, welche viel Schreck, oder lange anhaltenden Gram und Sorgen gehabt haben, diesem Uebel, ohne daß irgend eine andere Ursache Gelegenheit dazu gibt, vorzüglich unterworfen. Dieser Zufall äußert sich zuerst durch eine gewisse Art von Schwere oder Drücken in der Gegend der Herzgrube, welches sich nach und nach in ein Spannen, und zuletzt in ein ängstliches Drücken, Zusammenziehen und Brennen verwandelt. Diese Empfindungen steigen bisweilen bis unter die Schulterblätter in die Höhe. Man hat dabey einen Ekel vor allen Speisen; des Morgens bricht man sich sehr oft; das Athemhohlen fällt besonders nach starken Bewegungen schwer, und es stellen sich kalte Schweiße, Gemüths-Unruhe, und oft auch kleine Ohnmachten, vornehmlich bey schwächlichen Frauenspersonen, dabey ein.

Da dieser Zufall in einem krampfhaften Zusammenziehen der Nerven des obern, oder des mit dem Schlunde fest hängenden Magenmundes besteht: so hat man bey der Cur desselben zweyerley zu beobachten:

1. daß

1. daß man den Magen von aller die Nerven desselben reitzenden Schärfe und Unreinigkeit befreye; und 2. daß man die daraus entstehenden Krämpfe, besonders wenn sie bereits zur Gewohnheit geworden sind, zu stillen suche.

Ehe ich die vernünftige Curart beschreibe, will ich, des allgemeinen Vorurtheils wegen, der gewöhnlichen Curen des gemeinen Mannes Erwähnung thun. In Holstein tritt man den Kranken, wenn er über das Anwachsen klaget, mit Füßen. Er wird so lange von der Brust bis auf den Leib getreten, bis man merkt, daß es stark knacket. Der Knecht und die Magd erzeigen sich einander wechselsweise diesen Liebesdienst. Diese Cur mag nicht viel besser, als die Tortur, seyn. Sie hilft jedoch dem holsteinischen Bauer, welcher nach seiner gewohnten Lebensart, auch wohl mit einer Schüssel voll Sauerkohl und Schweinfleisch vom Fieber curiret werden kann. Der braunschweigische und lüneburgische Bauer, und auch der Bürger, macht es im Grunde nicht viel besser. Er braucht nur statt der Füße die Hände. Man streicht den Kranken unter den kurzen Rippen, unter den Schulterblättern und am Rückgrath, mit Fett. Dieses Streichen, wenn es gelinde verrichtet würde, ist nach der allgemeinen Erfahrung nicht schädlich. Allein, die alten Weiber meinen es dabey gar zu gut, besonders wenn sie unter die kurzen Rippen kommen. Hier wenden sie gemeiniglich die größte Gewalt an, ohne zu bedenken, daß zwey sehr weiche Theile dieser Gegend, Leber und Milz, durch ein so unvernünftiges und grobes Verfahren leicht verletzet werden können. Man läßt, in diesem Falle, in der Gegend der Herzgrube und unter den kurzen Rippen, mit dem besten Erfolge Bernsteinöhl aufstreichen, und legt sogleich, wenn man bloß mit dem vordersten Theile des Fingers einige Mahl damit gestrichen hat, eine durchgewärmte Serviette um den gan-

zen Leib. Es kann dieses, bey einem eingewurzelten Uebel alle Abend beym Schlafengehen, 14 Tage lang, geschehen. Doch muß dabey folgendes Purgiermittel ein Par Mahl gebraucht werden. Man nimmt: Jalappenwurzel, Senesblätter, und Cremor tartari, von jedem ½ Quent; dieses wird fein gepülvert, unter einander gemischt, und des Morgens in Pflaumenbrühe oder dünnen Kaffe genommen. Morgens und Abends läßt man den Kranken 3 Tassen etwas starken römischen Kamillen-Thee trinken, womit, außer den Tagen, da vorerwähntes Purgiermittel genommen worden ist, alle Morgen ein Eßlöffel voll Cremor tartari mit dem größten Nutzen gebraucht werden kann. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich zu allen Ursachen dieser Krankheit auch die gehörigen Mittel vorschlagen wollte. Die angezeigten Mittel, besonders aber der fleißige Gebrauch des Kamillen-Thees, passen auf alle Fälle dieser Art, und man kann sich, bey einer guten Lebensordnung und einem anhaltenden Gebrauche derselben, eine sichere Hülfe versprechen.

Was diese Krankheit bey Kindern betrifft, so sind die Weiber und Aerzte in der Theorie derselben ganz uneinig. Einige halten sie für eine wirkliche Verdrehung, Andere für eine Verwachsung. Man nennt sie auch das Verbrechen, das Wehethun, und das Angetrogt seyn. Ueber alles dieses muß man hinsehen; denn es ist hier keine pathologische Gelehrsamkeit nöthig. Genug, es gibt eine Krankheit, welche in einer Ausdehnung der Seiten und der Herzgrube besteht, wozu sich mancherley Spannungen um die Brust gesellen, welche Herzensangst, Beklemmung, Unruhe, Hitze und Schlaflosigkeit verursachen. Diese Krankheit wiederfährt den Kindern nach Erkältung, nach heftigem Schreyen, und wenn sie sich balgen, überwerfen, oder im Bette herum wälzen. Mehrentheils sind es Blähungen

Anisöhl reichet, Klystiere von Wasser und Zucker, mit einigen Tropfen Anisöhl, und äußerlich die obigen, oder auch Kamillen- Nelken- Spik- Wermuth- Wachholder- oder Muskatennuß-Oehl, oder warme geröstete Brodrinden, mit mancherley Gewürz eingerieben, und etwas Kinderbalsam befeuchtet, in der Gegend des Magens applicirt, und zugleich die Ammen anhält, daß sie täglich Muskatennuß, oder Fenchel- und Anis-Körner käuen, so hat man die angerögten Kinder recht nach der Kunst tractiert.

Zu den besondern Mitteln wider diese Krankheit gehören auch folgende. Die Fieberrinden-Essenz wird Kindern, die zum Herzgespann geneigt sind, eine Zeitlang, täglich eine Stunde vor den Mahlzeiten, zu einigen Theelöffeln voll, in zwey bis drey Mahl so viel Melissen- oder Fenchelwasser verdünnet, eingegeben, sehr gute Dienste thun. Auch sind zur Cur selbst Klystiere von Fieberrinde besonders dienlich.

Ein oder zwey Tropfen Cajeputöhl auf Zucker in den Mund genommen, und allmählich verschluckt, befreyen gemeiniglich sogleich den Magen von Blähungen und Krämpfen. Weil aber dieses Oehl eine starke Wirkung im Munde thut, so ist es nur für schon einiger Maßen erwachsene Kinder, die man bedeuten kann. Solchen läßt sich auch bey heftigem Drücken und Spannen im Magen einige Tage lang das Decoct von Wulferley-Blumen (Flor. arnicae), zu ein Par Tassen voll, geben. Man kocht nähmlich eine Handvoll solcher Blumen in einem Nößel Bier. Eine kleine Uebelkeit, welche man die ersten Mahle vom Genusse dieses Decoctes empfindet, geht bald vorüber, wenn man sich auf das Bett legt. Pulverisirten Campher, in Leinwand genähet, in der Herzgrube zu tragen, ist zuweilen von außerordentlicher Wirkung wider die Blähungen und Krämpfe des Magens. Kann man die Kinder bereden, oft ein wenig Muskatennuß zu käuen und zu verschlucken, so wird sie dieses von der Neigung zum Herzgespann befreyen.

Knoblauch, Teufelsdreck, Bisam und Mohnsaft sind besser für Erwachsene; wenigstens muß sie ein Arzt verordnen, wenn bey Kindern Gebrauch davon gemacht werden soll.

Was man das Herzgespann bey Thieren, insonderheit Pferden, nennen könnte, davon werde im Art. Magen-Krampf handeln.

2. Eine

Blättern bereiteter Umschlag, soll, wenn er auf den Leib gelegt wird, das Magendrücken der Kinder, welches von aufgebläheten Seiten und Magen herrührt, heilen, indem er nähmlich die zähen Säfte, deren Gährung Blähungen verursachet, auflöset. Sie soll die Convulsionen stillen, die Verstopfungen der Eingeweide heben, und die Würmer tödten. Das Pulver davon, wenn es zu 1 Quent in Wein genommen wird, soll nicht nur den Urin und die monathliche Reinigung befördern, sondern auch die Geburt erleichtern. Rajus schlägt das Decoct dieser Pflanze, und das mit Zucker vermischte Pulver der getrockneten Pflanze in Herzklopfen, hypochondrischen und hysterischen Zufällen, als ein Mittel von gar vortrefflicher Kraft und Wirkung vor. An diesem allen zweifeln die neuern Aerzte mit Recht; denn außer einiger Bitterkeit kann man nichts besonderes darin finden. Die Roßärzte brauchen sie auch bey einigen Krankheiten des Rindviehes und der Pferde. Die Blumen werden von den Bienen besucht.

Herz-Gesperr, s. den vorhergeh. Artikel.

Herz-Gewächs, Herz-Polyp, Polypus cordis, ein fehlerhaftes Gewächs in dem Herzen, welches zuweilen wildes Fleisch, zuweilen knorpelartig, zuweilen aber auch ein bloß schleimiges Wesen ist, den Umlauf des Geblütes hindert, und daher Herzklopfen verursachet.

Herz-Gras, Corynopus; s. Krähen-Fuß.

Herz-Grube, Diminut. das **Herzgrübchen**, Oberd. **Herzgrüblein** (*), Gr. Anticardium, L. Fovea cordis, Scrobiculus cordis, Fr. Fossette du coeur, Fossette de l'estomac, die Höhle oder kleine Vertiefung, welche man äußerlich unmittelbar unter dem schwertförmigen knorpeligen Fortsatze des Brustbeines (Os ster-

(*) In dem alten Fragmente auf den Feldzug Carls des Großen bey dem Schilter Herznavel.

sternii) wahrnimmt, und welche gleichsam das Ende der Brust und den Anfang des Unterleibes bestimmet. Sie ist von sehr geringem Umfange, und scheint von der einwärts stehenden und zurück gebogenen Spitze des schwertförmigen Knorpels herzurühren. Bey fetten Körpern ist sie deswegen auch wenig wahrzunehmen, weil sie alsdenn mit darunter liegendem Fette ausgefüllet ist.

Herz=Haut, siehe oben, S. 97.

Herz=Kammer, zwey Höhlen in dem Herzen, welche durch eine Scheidewand von einander abgesondert sind, von welcher die zur rechten Seite das Blut aus der Lunge erhält, die zur linken aber dasselbe durch den ganzen Leib vertheilt; siehe oben, S. 101. Bey den Jägern hingegen wird die ganze Höhle in dem vordern Theile eines wilden Thieres, worin die Lunge und das Herz liegen, und die Rippen enge zusammen stoßen, so sich zwischen den beyden Bügen befindet, die Herz=Kammer genannt.

Herz=Kirsche, s. Kirsche.

Herz=Klee, Tricordium, Trifolium cordatum s. cordiale, Acetosella; s. Th. I, S. 266, sqq.

Herz=Klopfen, ein ungewöhnliches, mit Aengstlichkeit verbundenes Klopfen des Herzens, welches sowohl von physikalischen als moralischen Ursachen herrühren kann, und im gem. Leben auch das Herzpochen genannt wird.

Alle Krankheiten, welche ein großes Hinderniß des Umlaufes des Blutes bey sich haben, worunter auch das Herzklopfen gehört, sind nicht als gleichgültig anzusehen. Derer Ursachen, welche ein solches Uebel erregen, ist keine geringe Anzahl, weswegen es auch eins der gemeinsten ist. So wie aber die Ursachen wichtig oder geringe seyn können, so sind auch die Wirkungen durch ihre Grade unterschieden. Man muß das Herzklopfen oder Herzpochen, L. Palpitatio cordis,

von

von einem bloßen Herzbeben oder Herzzittern, L. Tremor cordis, wohl unterscheiden. Dieses entsteht von einer leichten Ursache, findet sich auch bey Gesunden, und geht bald vorüber; jenes aber ist mehr anhaltend, sehr beschwerlich, und mit bedenklichen Zufällen verknüpft. Einigen ist diese Krankheit erträglich, da sie Andern starke Ohnmachten zu Wege bringt. Jener konnte gewiß nicht gleichgültig dabey gewesen seyn, von dem Castellus berichtet, daß er die Schläge seines Herzens gehört habe, wenn er ihm zur Seite gestanden. Forestus versichert so gar, außerhalb des Hauses das Herzklopfen des Kranken gehört zu haben. Horst erzählt, daß durch die heftigen Schläge des Herzens die Rippen der linken Seite bey einem Menschen sich gekrümmt hätten. Unter allen aber, welche hiervon geschrieben haben, gibt *Angelus Victorinus* wohl die stärkste Wirkung an, nähmlich, daß so gar die Rippen davon gebrochen wären. Das Herzklopfen kann von Giften, von starker Bewegung, und Erhitzung, von Ueberladung des Magens, von unordentlichem Monathsfluß und Hämorrhoiden, von schwacher Verdauung und von Blähungen im Magen und Gedärme, von Schreck, Zorn oder Furcht, von einem Reitze im Herzen, von Vollblütigkeit, von Kaffe und hitzigen Getränken, von heißer und dumpfiger Luft, von engen Kleidern und unnatürlichen Stellungen, von zurückgetretenem Podagra ꝛc. entstehen. Jede dieser Ursachen erfordert eine gemäße Cur, deren nähere Abhandlung aber mich zu weit führen würde. Fast allezeit, nur bey einem Herzgewächse nicht, kann Hülfe Statt finden. Nur einiger besondern Mittel, welche man darin bewährt gefunden hat, werde ich Erwähnung thun. Darunter gehört zuvörderst das Schröpfen. Man setzt nämlich dem Kranken, nachdem man ihn durch gehörige Arzeneyen dazu präparirt hat, ein Par Schröpfköpfe auf die Brust, jedoch ohne sich dabey

des

des Schröpf-Instrumentes zu bedienen; in welcher Absicht auch die Ansetzung der Blutegel ihren Nutzen hat. Sollte aber der Kranke die Anwendung dieses Mittels auf der Brust ausschlagen, so thun ihm auch wiederhohlte Scarificationen auf dem Rücken mit dem Schröpf-Instrumente gute Dienste.

Einen gewissen Kranken, welcher lange Zeit mit dieser Plage behaftet gewesen war, und welcher mancherley Mittel dagegen gebraucht hatte, aber allemahl ohne dauerhaften Nutzen, lehrte der Zufall ein Mittel, welches allemahl in weniger als 1 Minute zuverläßige Hülfe verschaffte. Da er nähmlich einst sich zu Schließung des rechten Schuhriemens bückte, verlor sich plötzlich das Herzklopfen mit dem gewöhnlichen kurzwährenden Verhalten des Athems. Dieses half auf einige Zeit; und er darf jetzt nur einen erhabenen Sitz suchen, um sich mühsam nach dem rechten Fuße zu bücken, so kann er sich alsobald selbst auf einige Wochen Freyheit von seiner Plage verschaffen.

Die Wirkung dieses Mittels ist vielleicht nicht schwer zu erklären. Allgemein freylich ist es nicht; allein dafür gebe es auch nicht aus.

In den meisten Roßarzeneybüchern findet man eine Krankheit dieses Nahmens bey Pferden beschrieben, die aber vielmehr als ein Zufall mehrerer und ganz verschiedener Krankheiten anzusehen ist. Es bleibt immer ein sehr gefährlicher Zufall, zumahl wenn das Herz-Klopfen außerordentlich stark ist. Es kann von einem heftigen Fieber, von Gewächsen im Herzen und in den großen Gefäßen, von einer Herzbeutelwassersucht, einer Cardialgie, Darmgicht und mehrern Krankheiten herrühren, welche allemahl ihre eigene Mittel erfordern. Dem Herzklopfen selbst kann man übrigens durch Aderlässe und kühlende Mittel, z. E. Salpeter, Einhalt thun.

Herz-Knorpel, im g. L. eine Benennung des Brust-Beines, Sternum, welches halb knorpelig ist, im vordern Theile der Brust vor dem Herzen liegt, und die Rippen aufnimmt.

Herz-Kohl, eine Art braunen Kohles, dessen Blätter sich in der Mitte der Pflanze in ein Herz zusammen schließen; von Herz, das Mittelste eines Dinges.

Herz-Kraut, eine Benennung 1. des oben, S. 123, beschriebebenen Leonurus Cardiaca L.; 2. der Melisse.

Herz-Läppchen, das Diminut. des ungewöhnlichern Wortes der Herzlappen. 1. In der Zergliederungs-Kunst, kleine Höhlen oder Säckchen auf der Seite der Blutadern oben an beyden Herzkammern, worin sich das zum Herzen laufende Blut, bey noch nicht eröffneter Herzkammer verweilet; siehe oben, S. 99.

2. Im g. L. kleine viereckige, aus weißer Leinwand, Damast oder Zwillich geschnittene und umstochene doppelte Läßchen, welche kleinen Kindern bey dem Einwindeln über das Herz gelegt werden.

Herz-Laub, Herzblatt, Rais de coeur, in den bildenden Künsten, ein Laubwerk an den Gesimsen in Gestalt eines Herzens. Wenn es Einschnitte hat, heißt es geschlitztes oder gespaltenes Herzlaub, Fr. Rais de coeur refendu, zum Unterschiede vom einfachen, Rais de coeur simple; siehe Th. XIX, S. 64, und Fig. 1660, No. 5 und 6.

Herz-lieb, herzlich geliebt, welches im Hochdeutschen nur noch im g. L. üblich ist. Herzlieber Bruder. Herzliebste Mutter.

Herz-Muschel, eine Art Muscheln mit vollkommenem Charnier in Gestalt eines Herzens, Cardium, Chama cordiformis. Der Bewohner derselben ist ein See-Hase (Tethys). Die zu diesem Geschlechte der Muscheln gehörigen Arten, werden, unter andern, im 3 B. des neuen Schaupl. der Natur, Leipz. 1776, gr. 8. S. 822, f. angezeigt und beschrieben.

Herz-

hartschlägig, in dem sächs. Weichbilde hartschlegig, in dem böhm. Landrechte hartkeichend, im Nieders. hartschlechtig. Die Unkunde der wahren Beschaffenheit dieser Krankheit hat allerley seltsame Ableitungen dieses Wortes hervor gebracht. Es stammet ohne Zweifel von Herz, Nieders. Hart, und schlagen ab, weil das Herz dabey ungewöhnlich schlägt, und folglich auch die Seiten in eine heftige Bewegung setzt. Man darf es deswegen nicht herzschlägtig schreiben, weil schlagen, so wie tragen u. a. ihr g in den Ableitungen in mehrern Fällen in ein ch verwandeln. Am richtigsten würde man es herzschlägig schreiben, von dem folgenden Herzschlag. In Nürnberg ist für herzschlächtig auch bauchbläsig üblich, und Bluntschli, ein Schweitzer, nennt engbrüstige Leute gutschlägige.

Die Entzündung der Lunge und der Brust-Muskeln, welche bey den Pferden besonders mit dem Nahmen der Herzschlächtigkeit, Fr. Pousse, belegt, und wovon ein keichendes, engbrüstiges und bauchschlagendes oder herzschlächtiges Pferd im Fr. Cheval poussif, genannt wird, ist eine der gefährlichsten Krankheiten des Viehes. Sie gehört unter die eine kürzere Zeit dauernden Krankheiten, und wird von den meisten Viehärzten gemeiniglich verkannt. Oefters wird sie den Thieren nur deswegen tödtlich, weil man ihre Gegenwart nicht bey Zeiten wahrgenommen hat. In der Grafschaft Burgund ist sie unter dem Rindvieh sehr gewöhnlich. Eine übermäßige Erhitzung und eine unmittelbar darauf folgende Erkältung ist fast immer die hervorbringende Ursache derselben. Das höchst unsinnige Verfahren einiger Leute mit den Pferden, diese Thiere in einen außerordentlichen Schweiß zu setzen, kann sehr leicht Anlaß dazu geben. Diese Krankheit ist jederzeit mit einem starken Fieber ver-

Täuschern belehren zu lassen, dieses Wort getreu durch Scabiosus übersetzt, ohne zu bedenken, ob dasselbe einen innerlichen Hauptmangel nach dem Begriffe der deutschen Rechte bedeuten kann. Vitriarius de tribus vitiis equorum capitalibus Saxonicis. Traj. rhen. 1694. Cap. 1, §. 4.

bald als möglich, auf jede Seite der Brust ein Haarseil, welches man durch etwas in die Wunde gestreuetes spanisch Fliegenpulver um desto geschwinder zur Vereiterung bringt. Unter den Trank wird Vitriolspiritus oder Honigessig (Oxymel symplex) gemischt.

Man hat sich immer mehr Mühe gegeben, geheime Mittel wider diese Krankheit zu erlangen, als daß man sich um die wahre Ursache derselben bekümmert hätte, da man doch solchen Pferden durch eine sorgfältige Wartung mehr Dienste, als durch die kostbarsten und theuersten Arcana erweisen kann. Wenn man sich entweder jetztgedachter Vermischung des Getränkes bedient, oder einen Tag um den andern in des Pferdes Getränke 4 Quent Salpeter und 2 Quent Salmiak auflöset, so wird solches stark durch den Urin wirken, und das Keichen oder die Herzschlächtigkeit am sichersten erleichtern. Folgendes ist zuweilen zu gebrauchen, und kann eine Zeitlang etwas thun: Man nimmt frische Milch, 1 Quart; Oehl und Eydotter mit einander vermischt, 8 Loth, gibt ihm dieses lauwarm, und läßt das Heu wohl ausstäuben und etwas mit Wasser anfeuchten; macht es aber nicht zu naß, weil sonst das Pferd es nicht gern frißt.

Ein herzschlächtiges Pferd muß mit Futter gespeiset werden, welches nahrhaft ist, und zugleich nicht viel Raum einnimmt; d. h. es muß mehr Körner, als Heu, bekommen. Denn wenn ein Pferd seinen Wanst mit Heu anfüllen muß, so ist es auch genöthigt, solches mit Wasser zu verdünnen und zur Verdauung geschickt zu machen; dieses aber verursachet ein stärkeres Pressen gegen die Lunge, und macht mithin das Uebel ärger. Wenn daher solche Pferde eine Reise thun sollen, muß man ihnen viel Haser, und wenig Heu, welches etwas befeuchtet worden ist, geben. Uebrigens muß ein solches Thier in einem warmen Stalle stehen, und eine starke Streu haben, auch mit Decken behangen seyn.

Die Entzündung der Lunge und der benachbarten Theile der Brust endiget sich entweder mit der völligen Wiederherstellung des Thieres; und alsdenn muß man das Thier noch eine Zeit lang in Ansehung des Futters behutsam warten, und es insonderheit vor Erhitzung und schleuniger Erkältung in Acht nehmen; oder es entsteht eine Vereiterung der Lunge und die Lungen-

Sucht

Sucht darnach; oder es erfolgt in kurzer Zeit der Tod.

Die Roßhändler in Deutschland lassen ein mit der Engbrüstigkeit oder Herzschlächtigkeit behaftetes Pferd, die Zeit über, wenn es auf dem Markte zum Verkauf steht, wenig oder gar kein Heu fressen, damit es nicht viel saufe, und daher seine Lunge sich desto leichter aufblasen könne, und der Husten oder die Engbrüstigkeit das Pferd im Vorreiten oder Mustern nicht zu sehr plage. Die englischen Roßtäuscher aber haben ein noch besseres Mittel, diesen Fehler zu verstecken; sie nehmen nähmlich eine Staude Meerrettig, ½ Elle lang, schaben sie ganz frisch, stecken sie in jedes Nasenloch nach einander, drücken von außen das Nasenloch zu, und reissen das Stück Meerrettig mit Gewalt heraus, damit der Saft sich überall in der Nase anhänge. Da nun solcher sehr scharf ist, so muß das Pferd stark niesen; und man bewirket dadurch so viel, daß es die kurze Zeit, da solches gemustert wird, guten Athem hat, den es aber, so bald der Meerrettig nicht mehr in der Nase beißt, wieder verliert. Das beste Mittel, sich wider solche Betriegereyen zu bewahren, ist, daß man dem Pferde die Gurgel zudrücke, und es hustend mache. Wenn also der Husten kurz und abgebrochen ist, und seine Haare nicht glatt, sondern, vornehmlich in den Flanken, borstig aussehen, so wird sich nach dem Husten das Zeichen der Herzschlächtigkeit untrieglich zeigen; das Pferd wird mit den Flanken schlagen, und in der Dünnung eine Höhle machen, welche durch die Gewalt des schweren Athemhohlens entsteht.

Herz-Schlag. 1. Der Schlag des Herzens, welcher durch die Einziehung und Ausstoßung des Blutes entsteht. Besonders eine Krankheit des Rindviehes und der Schafe, wobey ihnen der Bauch stark schlägt und der Athem oft ausbleibt, welche Krankheit bey den Pferden die Herzschlächtigkeit genannt wird; siehe

den vorhergehenden Artikel. Das Bey- und Neben-Wort davon heißt herzschlägig, und im gem. Leben herzschluckig.

2. Im gem. Leben einiger Gegenden, besonders Niedersachsens, wird der Lappen über der Leber bey den Thieren der Herzschlag, Niederf. Hartslag, genannt. Noch häufiger führt Herz, Lunge und Leber von einem Viehe, besonders von Kälbern, diesen Nahmen, welches in Obersachsen das Geschlinge heißt.

Herz-Sims, ein Glied in der Baukunst; ein halber Herzsims, Fr. Moulure ovale en demi-coeur; siehe Th. XIX. S. 56.

Herz-Spann, s. Herz-Gespann.

Herz-Wasser, das in dem Herzbeutel befindliche Wasser, worin das Herz gleichsam schwimmt; siehe oben, S. 98. Imgleichen im g. L. ein herzstärkendes abgezogenes Wasser.

Herz-Weh, Cardialgie; s. Magen-Krampf.

Herz-Wurm, in dem Wahne des großen unwissenden Haufens, ein Wurm, welcher sich in dem Herzen befinden und durch seinen Abgang den Tod verursachen soll. Wenn daher jemanden das Wasser aus dem Magen in den Mund tritt, so heißt es alsdann, der Herzwurm beseiche ihn. Auch einen hohen Grad des Herzklopfens und des Herzwehes pflegt man diesem Wurme zuzuschreiben, und diese Krankheiten wohl selbst den Herzwurm zu nennen.

Man versteht unter Herzwurm auch eine Art von Verderben, welche vornehmlich den weißen Kopfkohl trifft, wovon an seinem Orte ein Mehreres vorkommen wird.

Herz-Wurzel, an den Bäumen und einigen Gewächsen, diejenige Wurzel, welche senkrecht in die Erde geht, und das Herz oder die mittelste unter den Wurzeln ist; die Hauptwurzel, Pfahlwurzel, Spießwurzel oder Zapfenwurzel, zum Unterschiede von den Seiten-

ten- und Nebenwurzeln. An dem Weinstocke wird sie von Einigen auch die Pfeilwurzel genannt. Ein Mehreres davon siehe im Art. Wurzel.

Die Benennung der Herzwurz oder Herzwurzel, führen auch verschiedene Pflanzen; als: 1. die Bärwurzel, siehe Meum; 2. das Giftheil, Aconitum Anthora L. s. Th. I, S. 378, fgg.; 3. der Hahnen-Sporn, Aristolochia rotunda vulgaris *offic.*, s. Th. II, S. 394; 4. die Hermodatteln, s. oben, S. 66.

Herz-Zittern, s. Herz-Klopfen.

Herzen, aus Liebe an sein Herz drücken, umarmen. In weiterem Verstande, umarmen, küssen, überhaupt, sowohl von erlaubter als unerlaubter Umarmung. Laban herzete und küssete den Jacob, 1 Mos. 29, 12. Herzen hat seine Zeit, Pred. 3, 5. Imgleichen als ein Reciprocum. Herze dich nicht mit eines andern Weibe, Sir. 9, 12. Im Hochdeutschen kommt es nur noch in der vertraulichen Sprech- und Schreibart vor. Für lieben überhaupt, die Weisheit herzen, Sprichw. 4, 8. imgleichen für umfangen, seine rechte Hand herzet mich, Hohel. 2, 6. ist es im Hochdeutschen ungewöhnlich.

Herzhaft, Herz habend; s. Herz 2.

1. In weiterer Bedeutung, Fertigkeit besitzend, alle Furcht gehörig zu mäßigen, und in dieser Fertigkeit gegründet, wo es dem furchtsam entgegen steht. Ein herzhafter Mann. Eine herzhafte That. Sich herzhaft zu etwas entschließen. Herzhaft reden.

2. In engerer Bedeutung, Fertigkeit besitzend, alle Gefahr zu mehrerer Anstrengung seiner Kräfte im Widerstande dagegen zu gebrauchen; tapfer, im Gegensatze des feige. Den Feind herzhaft angreifen. Herzhaft wider den Strohm schwimmen.

Herzig. 1. Ein Herz habend. Wie man Herz das Inwendige des Holzes nennt, so braucht man das Beywort herzig ebenfalls in solchem Verstande. Bey

dem Holzhandel, wird man oft hören: In diesem Walde sind die Kienbäume nicht so herzig, als in jenem, d. i. sie haben nicht so viel festes Herz inwendig, sondern viel Splint.

2. Im g. L. der Hoch- und Oberdeutschen wird herzig auch für herzlich, zärtlich, geliebt, gebraucht. Ein herziges Kind.

Herzog (*), L. Dux, Fr. Duc, ein Wort, welches in den ältesten Zeiten Deutschlandes den Anführer eines Heeres, d. i. eines ganzen Haufens, besonders eines Kriegesheeres, oder doch der Kriegesvölker einer ganzen Provinz oder eines Landes bedeutete. In welcher nunmehr veralteten Bedeutung dieses Wort im Angels. Heretoga, im Isländ. Herrog, im Schwed. Haertig, im mittlern Lat. Heretochius, lautet. Bey dem Henisch führt daher die Nachteule noch den Nahmen des Herzogs, weil ihr die Vögel, wenn sie sich bey Tage sehen lässet, in ganzen Heeren nachzuziehen pflegen.

Nachmahls standen diese Herzoge zugleich ganzen Provinzen oder Ländern vor, deren Mannschaft sie in Kriegeszeiten anführten, in Friedenszeiten aber die höchste Gewalt entweder mittelbar oder unmittelbar ausübten, und den Grafen vorgesetzt waren. Ursprünglich stellten, wie gesagt, die Herzoge Kriegsobersten oder Heerführer (gleichsam Herren des Zuges, Duces) vor, führten aber ihr Amt nicht länger, als es demjenigen, der sie eingesetzt hatte, beliebte. Zu Carl's des Großen Zeiten waren den Herzogen ganze Länder anvertrauet, um daselbst, zu Friedenszeiten, das Justiz- und Polizeywesen zu verwalten, im Kriege aber die

(*) Die Abstammung dieses Wortes ist nicht schwer. Es ist aus Heer und ziehen, ehedem tiuhan, teohan, Nieders. teben, anführen, zusammen gesetzt, so wie das Lat. Dux von ducere abstammet. Boxhorn war fest überzeugt, daß das alte persische Xerxes mit unserm Herzog, sowohl der Abstammung als Bedeutung nach, überein komme.

die aufgebothene Mannschaft ins Feld zu führen. In beyderley Absicht waren jedem Herzoge 12 Grafen (Comites) als Beystände zugeordnet.

In diesem Verstande lautet es schon in dem Isidor Herizohi. Ottfried nennt Pilatum Herizoho, und bey dem Notker heißt Gott, Herizog. Auch in der deutschen Bibel wird 1 Sam. 25, 30. und 2 Sam. 5, 2. David, ein Herzog über Israel, und Christus Matth. 2, 6. ein Herzog über Israel, und Ebr. 2, 10. ein Herzog der Seligkeit genannt.

Heut zu Tage ist ein Herzog ein Beherrscher eines Herzogthumes, L. Ducatus, Fr. Duché, oder solchen Landes, welchem ehedem ein Herzog im alten Verstande vorgesetzt war, oder welches in den spätern Zeiten zu der Würde eines Herzogthumes erhoben worden, oder endlich auch, eine Person, welche von einem Höhern ausdrücklich mit dieser Würde bekleidet worden. Im deutschen Reiche folgen die alten Herzoge unmittelbar auf die Churfürsten, vor den Fürsten; diejenigen aber, welche erst in den neuern Zeiten von den Käisern diese Würde erhalten haben, gehen den alten Fürsten nach.

Vormahls waren nur 4 Herzoge in Deutschland, nähmlich Bayern, Sachsen, Schwaben und Franken; heut zu Tage aber sind ihrer 7, als: Bayern, Sachsen, Braunschweig, Meklenburg, Holstein, Lothringen und Würtemberg.

In Großbritannien ist ein Herzog zugleich auch Marquis, Graf, Vicomte und Baron.

In Frankreich heißt Duc oder Herzog ein zur französischen Noblesse gehöriger Herr, dessen Würde zunächst auf die Würde eines Prinzen (Prince) folgt. Es wurden nähmlich ehemahls aus dem hohen Adel 12 vorgezogen, die man Pairs nannte, davon die Hälfte Herzoge, und die andere Hälfte Grafen, beyderseits aber halb geistlich und halb weltlich waren, die vor andern große Macht und Ansehen, vornehmlich aber bey der Krönung eines Königes ihre eigene Verrichtungen hatten. Ob nun gleich hernach mit zunehmender Gewalt der Könige ihr Ansehen abgenommen hat, so ist ihnen doch die Verrichtung bey der Krönung noch übrig geblieben; und weil die weltlichen mit der Zeit

ausgegangen, und nicht mehr sind, so werden auf sich ereignenden Fall, gewisse Personen ernannt, die deren Stelle vertreten. Die heutigen Herzoge werden Ducs & Pairs (Herzoge und Pairs von Frankreich) genannt, wenn sie eine Duché Pairie, d. i. ein Herzogthum, welches mit einer Pairschaft verbunden ist, besitzen. Diejenigen, deren Duchés-Pairies vermöge solcher Lettres Patentes, welche das Parlement in gehöriger Form approbirt und beschleiniget hat, errichtet worden sind, gehören zur Zahl der hohen Kronbedienten; und in dieser Qualität wohnen sie der Salbung des Königes und andern Prachtceremonien bey, und haben Sitz im Parlement. Diejenigen, die nur durch einen offenen oder unversiegelten königlichen Gnadenbrief, den ein Staatssecretär ausfertiget, den Titel und die Würde eines Herzogs erhalten haben, heißen Ducs à brévet, oder schlechtweg Ducs. Haben Ducs, oder auch Ducs & Pairs, die Urkunden ihrer Herzogswürde und Pairschaft nicht vom Parlement verificiren lassen, so bestehen die Vorzüge, welche sie wegen dieses Titels zu genießen haben, nur in den Honneurs des Louvre. Am Hofe nehmen die Herzoge ihren Rang nach dem Alter ihrer Herzogthümer, im Parlement aber nach dem Alter ihrer Pairschaft.

Die Herzoge von Venedig und Genua führen diesen Nahmen, doch in ihrer Sprache mit einem Unterschiede von den andern, indem sie nähmlich nicht Duca, sondern Doge, genannt werden. Sie gelangen zu solcher Würde nicht durch Erbrecht, sondern durch die Wahl; der zu Venedig auf lebenslang, der zu Genua aber nur auf 2 Jahre, nach deren Verfluß er wieder ab=, und in die Ordnung der Senatoren tritt. Ihre Gewalt erstreckt sich auch nicht weiter, als daß sie in dem Rathe den Vorsitz haben, und ihren Nahmen zu Vollziehung der gemachten Schlüsse herleihen.

Den Titel Erzherzog, L. Archidux, Fr. Archiduc, (d. i. ein Herzog, welcher vor andern Herzogen einen Vorzug hat,) legten sich ehedem auch die Herzoge von Lothringen und Brabant bey. Heut zu Tage wird derselbe nur allein von dem Hause Oestreich geführet, dessen männliche Glieder Erzherzoge, und deren Gemahlinnen Erzherzoginnen, genannt werden.

Der

Der Titel Großherzog, Grand-Duc, kommt den Beherrschern von Toscana zu, und gibt ihnen zugleich den Rang über andere Herzoge zunächst den Königen.

Hespe, s. Häspe.

Hesperis Linn. s. Nacht-Viole.

Hesperis allium redolens, Alliaria, Knoblauchkraut; s. Th. I. S. 514.

Hesse, s. Häkse.

Hessel, Hesseling, ein Fisch; s. Häseling.

Hessische-Tiegel, s. Schmelz-Tiegel.

Heßlich, s. Häßlich.

Hetre, s. Büche.

Hetschepetsch, Dorn- oder wilde Rose; s. Rose.

Hetz-Bahn, Hetz-Garten, Hetz-Gebäude, Hetz-Haus, } s. Hetze 2.

Hetz-Hund, bey Kampfjagen und im Jagdwesen, eine Art großer starker Hunde, welche bloß zum Hetzen gebraucht werden; s. unter Hund.

Hetz-los, s. Hetz-Riemen.

Hetz-Peitsche, eine große starke Peitsche, wie sie die Jäger bey einer Hetze zu Pferde zu brauchen pflegen.

Hetz-Platz, s. Hetze 2.

Hetz-Riemen, bey den Jägern, ein lederner Riemen, woran die Windhunde geführet werden; s. auch Hetz-Strick. Die Hunde von dem Hetzriemen losmachen, damit sie dem Wilde nacheilen können, heißt bey den Jägern, die Hunde hetzlos machen.

Hetz-Schirm, bey einem Hauptjagen, ein Schirm von Buschwerke für die Hetzhunde.

Hetz-Strick, bey den Jägern, ein Seil, an welchem die Hetzhunde geführet werden.

1. Hetze, (die) an einigen Orten, ein Nahme der im X Th. S. 768, fgg. beschriebenen Aelster, eines Raub-Vogels.

2. Hetze,

2. Hetze, von dem folgenden Zeitworte. 1. Die Handlung des Hetzens. Eine Hetze anstellen, ein Thier mit Hunden hetzen. Auf die Hetze gehen. Die Hasenhetze, Bärenhetze, Wolfshetze, Schweins-Hetze oder Sauhetze u. s. f. Auch figürlich. In der Hetze seyn, von allen Seiten in Gefahr, in Verlegenheit seyn. Eine Hetze mit jemanden haben, sich mit ihm zanken; imgleichen, ihn ohne Verschonen verspotten, auch, ihn in der Hetze haben.

2. Der Ort, wo Thiere mit Hunden zum grausamen Vergnügen der Zuschauer gehetzet werden; der Hetzplatz, das Hetzhaus, der Hetzgarten, die Hetzbahn, das Hetzgebäude; wovon sogleich sprechen werde.

3. Eine Hetze Hunde, bey den Jägern, so viel Hetzhunde, als zusammen eingehetzet sind; s. auch Hatz, wie dieses Wort im Oberdeutschen lautet.

Wo großer Herren Höfe sind, pflegt man wohl allerhand, theils einheimische, theils ausländische rare und wilde Thiere zu hägen, als: weiße und graue Wölfe, weiße und graue wilde Schweine, weiße und schwarze Bären, Auerochsen, Löwen, Tieger, Luchse, Panther u. d. gl. wie auch besondere Vögel, welche in eigenen Höfen, Gräben, Kammern oder andern Behältnissen ihren Aufenthalt, und besondere Aufseher oder Wärter haben, die für ihre Erhaltung sorgen müssen. Solche Thiere werden denn theils zum Vergnügen der Herrschaft angeschaffet, theils müssen sie auch bey Gegenwart fremder Herrschaften denselben eine Veränderung durch einen Kampf verschaffen, oder bey andern Solennitäten sich streitend sehen lassen.

Bey den Römern waren die Plätze und Schau-Bühnen, worauf allerhand wilde Thiere unter einander, auch wohl mit Menschen, kämpfen, und dadurch dem ganzen Volke, sowohl Vornehmen als Geringen, ein Schauspiel verschaffen mußten, ihre Amphitheater, deren

deren Größe, Ansehen und Kostbarkeit fast Menschen-Kraft und Vermögen zu übersteigen schienen. Die Anlage derselben war rund oder oval, und ohne Dach. Der ganze Bau bestand auswendig aus verschiedenen Etagen von Pfeilern, Säulen und Bogen. Inwendig waren oben, rings herum, Logen für die vornehmsten Zuschauer. Unter diesen Logen befanden sich die stufenweise angelegten Sitze für das gemeine Volk, zwischen welchen hin und wieder Treppen angebracht waren, um darauf zu einer jeden Reihe Sitze kommen zu können. Die unterste Etage (Cauea) war ohne Treppen und Sitze, hin und wieder aber auf den Seiten mit stark gewölbten Höhlen für die wilden Thiere, welche durch die in der Mauer befindlichen Thüren in den Kampfplatz eingelassen werden konnten, auch mit andern Behältnissen für die Rennpferde, und für das bey den Kampfspielen nöthige Geräth versehen. Der Kampfplatz selbst hieß Arena, weil er mit Sand bestreuet war.

Das vornehmste unter allen war das Vespasianum in Rom, welches wegen seiner Größe das Colosseum genannt, und vom *Degodetz* in seinen Edifices antiques de Rome ausführlich beschrieben, und nach allen Dimensionen entworfen worden. Man findet auch Nachricht davon im *Serlio*, *Scamozzi*, und in des *Lipsii* und *Maffei* Werken von Amphitheatris, desgleichen in des *Fontana* Amphitheatro Flauio, Hag. Com. 1725, f. welcher dessen Länge zu 564, und die Breite zu 467 veronesische Fuß angibt. Nach des *Degodetz* Grundriß ist die ganze Länge 594, und die Breite 495 pariser Fuß, die innere Länge oder die Länge des Kampfplatzes 263 Fuß 11 Zoll, die Breite aber 165 F. 1 Z. oder $\frac{1}{3}$ der ganzen Breite. Nach *Keysler's* Ueberschlag hatten 32 bis 34000 Zuschauer darin Platz, und *P. Victor* gibt gar 87000 Stellen an. Eutropius und Cassiodorus melden, daß bey seiner Einweihung 5000, oder, wie *Dio* lib. 66 meldet, 9000 wilde Thiere von allerley Arten auf diesem Kampfplatze umgebracht worden.

Das Amphitheater in Verona, wovon noch jetzt vieles zu sehen ist, siehe Fig. 1309, war, nach des *Fontana* Angabe, 450 veronesische Fuß lang, und 360 F. breit, worauf, nach

Keys-

Keyßler's Ueberschlag, 22184 Personen Platz gehabt. Im *Maffei*, de gli Amfiteatri è singolarmente del Veronese, in Verona, 1728, 8. und *Torellius Saravna*, de orig. & amphith. Veron. 1540, f. findet man es sehr ausführlich beschrieben; auch findet man im *Serlio* einen Grundriß davon. Letzterer beschreibt auch das Amphitheater, welches in Pola, einer Stadt in Dalmatien, befindlich war. Auch zu Nimes hatten die Römer ihren großen Geist im Bauen durch ein Amphitheater blicken lassen. Das zu Arles hat *Joseph Guys* in seiner Descript. des arenes ou de l'amphith. d'Arles, Arel. 1665, 4. beschrieben.

Auch bey Neapolis findet man noch ein Amphitheater, insgemein Coliseo genannt, welches ehedem mitten in der Stadt Pozzuoli gewesen seyn soll, jetzt aber beynahe eine Viertelstunde davon entfernt ist. Dieses Amphitheater ist oval von Back-Steinen aufgeführt, und hat in der Länge 172, in der Breite aber 88 Fuß. Die Erdbeben haben ihm zwar großen Schaden zugefügt, indessen aber sind doch die untersten 2 Gallerien noch in ziemlich gutem Stande. Hier soll der heil. Januarius mit seiner Gesellschaft den wilden Thieren vorgeworfen, von solchen aber mit vielem Respect verehret worden seyn.

Die Absichten, welche die Römer bey solchen Lasten von Gebäuden hatten, kommen heut zu Tage, wenigstens in dem Grade, nicht vor. Da die Hetzen nicht mehr um so vieler Menschen willen, wie die römischen Thierkämpfe, angestellet werden, so ist auch nicht nöthig, solche erstaunlich große Gebäude und Schaubühnen dazu zu errichten, sondern man umschließt einen Hof mit einem etliche Etagen hohen Gebäude, worin viele Oeffnungen nach dem Hofe zu sind, damit eine ziemliche Anzahl Menschen Zuschauer abgeben können. In der untern Etage sind Gewölbe und Kammern für die zum Kampf gewidmeten Thiere, welche mit starken Fallthüren dergestalt versehen sind, daß, wenn solche oben aufgewunden werden, das Thier alsdenn heraus laufen, und hernach, wenn man die Fall-Thür niederläßt, wieder darein verschlossen werden kann. Daß aber der Hof viereckig gemacht werde, ist eben nicht zu rathen, obgleich zu den spanischen Thiergefech-

ten

ten viereckige Marktplätze gebraucht werden; denn diese werden nicht der viereckigen Figur wegen, sondern weil sie einen geräumigen Platz gestatten, dazu genommen. Es ist besser, wenn ein solcher Hof acht- zwölf- oder gar sechzehn-eckig ist, weil dieses einem Amphi-Theater näher kommt, als das Viereck, und auf dem Boden aus der Höhe alles besser übersehen werden kann, die kämpfenden oder gehetzten Thiere auch insgesammt mehr im Gesichte bleiben müssen, als wenn sie sich in den 4 Ecken herum tummeln.

Fig. 1310 a), b), c), d) und e), stellen Grund-Risse, Aufrisse und Durchschnitte eines Hetzgebäudes dar.

Fig. 1310 b) ist der halbe Grundriß der untern Etage, und Fig. 1310 c) der halbe Grundriß der zweyten Etage. a, a, a, a, Fig 1310 b), sind gewölbte Kammern für wilde Thiere. c, der Gang vor diese Kammern. b, ein Eingang. d, d, Eingänge zu den Treppen, welche in die 3, 4, 5 und 6te Etage führen. E, der Hetzplatz, dessen Weite im Lichten von Winkel zu Winkel etwas über 100 Fuß beträgt. n, der Eingang in den Hetzplatz, dergleichen auch gegenüber ist. Solche dienen auch, wenn Fuchsprellen angestellet werden sollen, zu einer Entrée. f, f, f, f, Fig. 1310 c), sind Logen zum Zuschauen in der zweyten Etage. g, ein Gang davor. h, h, h, doppelte Freytreppen, welche nach der zweyten Etage führen. Jede Loge hat vorn an der Brustlehne eine 10 Fuß breite Oeffnung. Solcher Logen sind in dem ganzen Gebäude 120. Es können also eine ziemliche Menge Zuschauer, welche an der Brustlehne stehen, Platz haben, und füglich dahinter noch eine Reihe Zuschauer sich befinden.

Fig. 1310 a) zeigt den Aufriß des Hetzgebäudes.

Fig. 1310 c), gibt das Profil quer durch das Gebäude, nach der Durchschnittslinie der Grundrisse bh, Fig. 1310 b) und c). Auch zeigen sich hier die Oeffnungen der Logen, darunter aber die Auslaßthüren der Thiere, und ein kleines Fenster über derselben.

Fig. 1310 d) gibt theils einen Aufriß nach einer andern Wendung, als der Riß Fig 1310 a), theils einen Durchschnitt durch die Treppen nach der Linie lm, Fig. 1310 c).

Wollte man den Hetzplatz gröſser haben, müſste man lieber die Figur sechzehneckig machen.

In Deutschland hatte das ehemahlige Hetzgebäude in Berlin, (welches von Nering gebauet war, und von König Friedrich Wilhelm 1720, bey Gelegenheit der Vermehrung des königl. Cadetten-Corps zum Cadettenhause angewiesen wurde, um welches der jetzige König, im J. 1775, ein ansehnliches neues Gebäude, in einem gleichseitigen Vierecke, 3 Etagen hoch, nach Unger's Angabe aufführen lieſs, da denn, nachdem das neue Gebäude zum Theil fertig war, das alte im J. 1777 abgebrochen wurde,) den Vorzug, theils weil es in Form des alten, zu dergleichen Schauspielen bestimmten, römischen Amphitheaters gebauet war, als auch, weil in demselben allerhand Arten wilder und grimmiger Thiere, insonderheit drey groſse Löwen, weiſse und schwarze Bären, etliche Tieger, wilde Auer-Ochsen und hauende Schweine, aufbehalten wurden.

Hetzen, (*) sowohl eilen als eilen machen, die Bewegung

(*) In dem alten Fragmente auf Carl's des Groſsen Feldzug herzen, im Schwabensp. herzen, im Nieders. hissen, im Holländ. hissen und hischen, im Schwed. hissa und hetsa, im Dän. hedse, im Flor. tin. izzare, bey den übrigen Italienern adizzare. Wachter leitet es von Aſs, ätzen, ankörnen, Frisch von dem Geschrey der hetzenden Jäger he! he! und Ihre von heiſs, Nieders. heet, Schwed. het, her. Die letzte Ableitung würde die wahrscheinlichste seyn, wenn es nicht noch eine bessere gäbe. Der harte zusammen gesetzte Laut in der Mitte des Wortes läſst schon vermuthen, daſs es ein Intensivum, Frequentativum oder Factitivum seyn müsse; und das ist es wirklich, indem es sowohl sehr eilen, als sehr eilen machen, bedeutet. Es muſs also von einem Stammworte herkommen; welches hesen, oder, da es in gröbern Mundarten auch hatzen (siehe Hatz) gesprochen wird, hasen, lautet und eilen bedeutet; so wie das Lat. incitare, von cito, eilig, gebildet worden. Und dieses Stammwort ist noch wirklich vorhanden, wie bereits bey den Wörtern Haschen, Hase und Hastig gezeigt worden. Indessen kann es seyn, daſs Heiſs, Hitze, und dieses veraltete hasen, eilen, und aktive jagen, in ihrem Ursprunge nahe mit einander verwandt sind. Bey den alten Finnen und Lappen war Hyse der Gott der Jagd.

ung einer Person oder Sache beschleunigen, in welcher weitesten und eigentlichen Bedeutung es aber großentheils veraltet ist. Es ist,

I. Ein Neutrum, welches das Hülfswort haben bekommt, aber nur bey den Jägern für eilen, laufen, bekannt ist. Ein Fehler ist es, wenn der Leithund hinter einen jeden Vogel darein hetzet. Der Wolf hetzet nach dem Raube, oder zu seinem Fraße, d. i. er läuft, eilet, wofür bey den meisten Jägern trollen üblicher ist.

II. Als ein Activum, jagen, verfolgen, wo es noch Klogel. 3, 52. heißt, meine Feinde haben mich gehetzet, wie einen Vogel. Hier braucht man es nur noch in engerer Bedeutung von vierfüßigen Thieren, und besonders von den Hunden. Der Hund hetzet gern, bey den Jägern, von dem Leithunde, wenn er gern alle Thiere, welche ihm vorkommen, verfolget, sich mit ihnen herum jaget. Wenn eine Sau von einem Saubeller gefunden und gehetzet (verfolget) wird.

Noch häufiger, vermittelst eines andern Thieres, besonders vermittelst der Hunde jagen, oder in voller Flucht verfolgen. Einen Ochsen mit Hunden hetzen, oder auch nur schlechthin, einen Ochsen hetzen. So auch Bären, Wölfe, Esel, Hasen hetzen. Einen Fuchs todt, oder zu Tode hetzen. Hetzen reiten, auf die Hetze reiten. Ins Garn hetzen, bey den Jägern, ein Thier vermittelst der Hetzhunde in das Garn treiben. Von Strick aus hetzen, oder von dem Stricke hetzen, wenn man in freyem Felde hetzet. Auf den Ball hetzen, nach dem von dem Saufinder durch Bellen gegebenen Laute die Rüdenhunde auf die Sau anlassen. Einen Bettler von dem Hofe hetzen, mit Hunden von dem Hofe treiben. Auch figürlich, jemanden hetzen, ihn ohne alles Verschonen verspotten, aushöhnen, besonders wenn solches von mehrern zugleich geschiehet. Er ist mit allen Hunden gehetzt,

ſagt man im g. L., von einem Menſchen, der ſich in alle Fälle leicht zu ſchicken weiß, beſonders von einem, der auf alle Ränke abgerichtet iſt; wo die Figur von einem den Hetzhunden ſchon mehrmahls entgangenen und dadurch verſchlagener gewordenen Thiere hergenommen iſt.

III. Eilen, verfolgen machen, und in weiterer Bedeutung anreitzen, antreiben. Auch hier braucht man es nur noch in einigen Fällen, beſonders von den Hunden. Den Hund an oder auf einen Ochſen hetzen. Die Hunde hinter jemanden darein, hinter ihm her hetzen. Hunde, Thiere an einander hetzen. Imgleichen von Perſonen. Zwey Perſonen an einander hetzen, ſie mit einander uneins machen, einen Zank, ein Mißverſtändniß unter ihnen ſtiften.

1. Heu (der) oder Hui, ein in Holland, Flandern und England ſehr gebräuchliches Hochbord von mittelmäßiger Größe, welches einen flachen Boden hat, und daher nicht tief im Waſſer geht; einen Gabelmaſt, ein Mars- und ein Stag-Segel führt, und 300 Tonnen in ſich nimmt. Die Engländer nennen es Ho- und Hulk. Die Gabel am Maſt wird von den flandriſchen Schiffleuten la Corne genannt. Siehe auch Holk und Huker.

Es gehört, der Abſtammung nach, vermuthlich zu dem Geſchlechte des Wortes hohl, oder auch zu hauen. Im Schwed. iſt Ho ſowohl ein ausgehöhlter Stamm, woraus man das Vieh tränket, ein Trog, als auch der Canal oder das Gerinne, welches das Waſſer auf das Mühlrad führt.

2. Heu, (*) [das] in weiterer Bedeutung, alles abgehauene und gedörrete Gras, beſonders ſo fern es zum Futter

(*) Bey dem Ulphilas Hawi, bey dem Norker Hauue, im Schwabenſp. Hoeuu, in den monſeeiſchen Gloſſen Houo, im Niederſ. Hau, im Osnabrück. Hög, Häg, im Holländ. Hoy, im Angelſ. Hieg, Hig, im Engl. Hay, im Dän. Hoe, Heu, und Haa, Grummet, im Schwed. Hoe, im Isländ. Hey, im Finniſchen Heinae. Caſaubonus leitet es von dem Griech. ἡ, Gras, Friſch von hägen, ſchonen, geſchontes Gras, Wach-

ter für das Vieh bestimmt ist, L. Fenum, Foenum, Fr. Foin. Heu machen, Heuen, welches alle zur Zubereitung des Heues nöthige Beschäfftigungen, besonders das Umwenden, Trocknen und Zusammenbringen des abgehauenen Grases mit in sich schließt; Nieders. hauen. Heu gewinnen, es zubereiten, und dadurch als sein Eigenthum bekommen; siehe Heu-Gewinn.

Das Gras, nebst andern zur Viehfütterung dienlichen Pflanzen, wächst theils auf natürlichen, theils künstlichen Wiesen, in besonders dazu bestimmten Gras-Gärten, auf Lehden, in Wäldern, wo es, um Heu daraus machen, mit der Sense oder Sichel abgemähet, und getrocknet wird. Da nun die meisten an solchen Orten wachsenden Pflanzen, eine ausdauernde (perennirende) Wurzel haben, treibt diese, nach dem Abmähen, von neuem Blätter und Stängel; und wenn dieselben zu einiger Vollkommenheit gelangt sind, können sie entweder mit dem Viehe betrieben und abgefressen, oder noch einmahl abgemähet, und zu Heu gemacht werden. Daher kommt es, daß man ein- und zweyhauige, (ein- und zweymähdige, ein- oder zweyschürige), in manchen Gegenden auch dreyhauige oder dreymähdige Wiesen antrifft. In engerer Bedeutung wird nur das erste Heu, welches von den zweymähdigen Wiesen gewonnen wird, Heu oder altes Heu genannt. Was bey den zweymähdigen nach der ersten Heuärnde abgemähet und zu Heu gemacht wird, nennt man Nachgras, Nachmahd oder Grummet (Grömmet) (*), L. Foenum chordum, Foenum serotinum, Fr. Regain. Bey den dreymähdigen wird die zweyte Aernde Heu-

Wachret und die meisten übrigen von hauen, im Alemann. houwen, ab; welche Ableitung dadurch wahrscheinlich wird, weil man das Gras niemahls eher Heu zu nennen pflegt, als bis es bereits abgehauen ist, wenn es gleich noch nicht trocken ist.

(*) Die Abstammung dieses Wortes, siehe Th. XX. S. 248. f. Anm.

Grummet, oder die erste Nachmahd, und was bey dem dritten Mähen gewonnen wird, Grummet schlechtweg, oder die zweyte Nachmahd, genannt. Von den Orten selbst, wo das Heu gewonnen wird, bekommt dasselbe verschiedene Benennungen und Eigenschaften, wovon weiter unten sprechen werde. Wie die Wiesen zum Grastragen geschickt zu machen und zu bearbeiten, und nach abgemähetem Grase ferner zu behandeln seyn, wird im Art. Wiese vorkommen. Hier habe es nur mit dem daraus zu machenden Heu, dessen Bereitung und Nutzung zu thun.

Die Verfertigung oder Einärndung des Heues; imgleichen die Zeit, wenn das Gras gehauen, zu Heu gemacht und eingeführt wird, besonders in der engern Bedeutung des Wortes Heu, wird die Heuärnde, L. Foenisecium, Fr. Fauchage, Fauge, Fanage, Fenaison, genannt, wofür im Oberdeutschen Heumad, Heumaht (von mähen), imgleichen Heuet üblich ist. Die einmähdigen Wiesen werden gemeiniglich um das Fest Jacobi gehauen, und daher Jacobs-Wiesen genannt. Auf dreyhauigen Wiesen, deren es aber nicht viele gibt, geht die Heuärnde gleich nach Pfingsten, oder im Anfange des Junius an; das Heugrummet pflegt man gegen Ende des Julius, und das Grummet in der Mitte oder gegen Ende des Septembers einzubringen. An einigen Orten nimmt man bey dreyhauigen Wiesen die erste Heuärnde vor, wenn die Linde zu blühen anfängt; die zweyte, wenn der Hahnenkamm (Rhinanthus Crista galli L.) den Samen zur Reife zu bringen, und dessen Samenbehältniß zu klappern anfängt; und die dritte richtet sich nach der Beschaffenheit des Graswuchses und der Witterung. Die meisten Wiesen werden des Jahrs zweymahl gehauen. Die erste Aernde geschieht im Junius um Johannis, oder auch zu Anfange des Julius, welcher daher den Nahmen Heumonath bekommen hat. Zum Grummet

wird

wird zu Ende des Auguſtes, oder Anfange des Sept., gehauen.

Auf die gehörige Beobachtung der Zeit, wenn das Gras geſchnitten oder gemähet werden muß, kommt bey der Heuärnde ſehr viel an. Denn das Gras hat ſeine eigene Zeit der Reife; und alles Mähen vor oder nach dirſer Zeit bringt lauter Verluſt zuwege. Wenn ein Stück Land früh zum Grastragen bereitet iſt, und ſeine gehörige Düngung gehabt hat, kann es öfters ſchon zu Ende des Maymonathes geſchnitten werden. Es gibt Einige, die bey günſtiger Witterung daſſelbe früher ſchneiden, ſich nach dem erſten Anſcheine der Reife richten, und, großen Nutzen davon zu haben, ſich einbilden, indem ſie ſich ſolcher Geſtalt frühzeitig zu der andern Aernde bereiten; allein, ſolche verlieren gemeiniglich mehr bey der erſten, als ſie in der andern gewinnen können. Auf die erſte Aernde kommt die Hauptſache an, und darauf muß man alſo vorzüglich ſehen; die andere iſt nur wie eine Kleinigkeit dagegen zu rechnen.

Eine jede Pflanze hat eine gewiſſe Zeit im Jahre, darin ſie blühet; und auch das Gras hat die ſeinige. Wenn wir bey andern Pflanzen den Lauf der Natur unterſuchen, ſo werden wir finden, daß, obgleich ihre Blätter währendem Blühen ſehr ſchön ſtehen, ſie dennoch, wenn der Same zur Reife kommt, welk werden. Die Blätter des Graſes gehören eben ſo wohl zur Quantität des Heues, als die Halme, und ſind wirklich der beſte Theil; ſie müſſen daher keinesweges hintan geſetzt werden. Auf wohl gewarteten Grund-Stücken kommen die gemeinen Arten des Graſes am Ende des Maymonathes, oder im Anfange des Junius, zur Blüthe; und das iſt auch die natürliche Zeit, es abzuſchneiden. Das Heu hat ſeine gehörige Quantität nicht eher, als bis die Halme völlig ausgewachſen ſind; nach ſolcher Zeit aber gerathen die Blätter ſo

urtheilen, sondern, wenn das ganze Feld voll Blüthe steht, eine genaue Untersuchung anstellen. Je voller und frischer die Köpfe des Grases, und je vollkommener und gesunder die untern Theile desselben sind, desto besser ist es. Man öffne demnach das Gras mit den Händen an verschiedenen Stellen bis ganz hinunter, und gebe genau Acht, was für ein Ansehen die untern Theile haben. Wenn die Köpfe reifen, so werden die untern Theile braun; und dieses ist das erste Kennzeichen des Verfalles. Alsdenn gewinnt der Kopf nichts mehr, und der untere Theil verliert sehr viel. Dieses ist also die Zeit zum Mähen.

Cr. *Rud. Böhmer* progr. de justo foenisocii tempore. Vitemb. 1776, 4.

Das eiserne Werkzeug, womit das Gras von den Wiesen abgehauen oder abgemähet wird, wird, bekannter Maßen, die Sense, und zwar besonders Gras- Wicken- oder Heu-Sense genannt, und kommt in der Hauptsache mit der im XI Th. S. 388, fgg. beschriebenen Getreidesense überein. Beyde sind mit einerley Eisen oder Klinge versehen, und nur in Ansehung der Stiele oder so genannten Sensenbäume von einander unterschieden. Die Klinge ist ein sehr dünnes, etwas krumm gebogenes und wohl gestähltes scharf schneidendes Eisen, hinten am Ringe, wo sie an den Sensenbaum gestoßen wird, gute 4 Querfinger, und in der Mitte ungefähr 3 Querfinger breit, vorn aber wie ein Habichtschnabel krumm und spitzig zulaufend. Sie muß, zum Grasmähen, 38 Zoll lang seyn, und wenn man den Stiel perpendiculär stellet, daß die Klinge unten komme, muß diese also auf den Stiel gestoßen seyn, daß ihre Spitze 15 Grad über die Horizontalfläche erhaben sey, an dem andern Ende aber, wo sie nähmlich aufgestoßen ist, muß sie auf der Horizontalfläche aufliegen. Die Grassense hat einen krumm laufenden unten aus- und oben eingebogenen Baum, welcher von einem Selbstwuchs also zubereitet wird.

Er

Er muß unten ziemlich in die Höhe gebogen seyn, wodurch die Klinge in etwas über die Erde erhoben wird, in der Mitte hingegen muß er in der Gegend des Knebels ein wenig aufwärts, und an seinem obern Ende wieder unterwärts gebogen seyn. Die mittlere und obere Biegung dient dazu, daß der linke Arm im Hauen nicht allzu hoch geführet werden dürfe, welches ein unförmliches und schweres Hauen verursachet. Der untere Bogen ist wegen der Kürze und Niedrigkeit des Grases, damit der Stiel nicht auf die Erde treffe, und dadurch den Hieb hindere. Die Krümmen abgerechnet, ist der Stiel in gerader Linie, 2 Ellen hoch. Der Stiel oder Baum ist, an statt daß er bey der Getreide-Sense nur Einen, beynahe in der Mitte quer eingepflöckten Griff, oder so genannten Knebel, hat, bey der Grassense, an dem einen Ende, welches man in der linken Hand hält, mit einer Krücke, und ungefähr beym dritten Theile von oben hinunter mit einem hölzernen Knebel, wie ein Haken, den man im Hauen mit der rechten Hand hält, versehen. Unten am Ende des Baumes ist die Sense mit einem eisernen Ringe an dem Baum befestigt. Das bey der Getreidesense oben, wo die Klinge angestoßen wird, befindliche so genannte Zeug oder Sensengerüst, fehlt bey der Gras-Sense gänzlich.

Fig. 1311, ist der Abriß einer in Schonen gebräuchlichen, und nach eines jeden Arbeiters Größe und Wachsthum so vernünftigen und natürlichen Regeln gemäß eingerichteten Heusense, welche eine gewohnte und ungewohnte Hand mit gleicher Fertigkeit führen kann. Die ganze Länge des Baumes an derselben wird von dem Fuße des Mähers bis unter dessen Arm genommen. Die Stelle der Handhabe, oder des so genannten Knebels, A, gibt die Länge des Armes, wenn derselbe sich auf der Krücke B stützet, und sich mit geschlossener Hand herunter strecket. Der

Schweif C ruhet auf dem linken Arme. Mit einer solchen Sense mähet der Arbeiter das Gras, ohne daß er durch Niederbücken seine Mühe vermehren darf.

Freyherrn Carl Härlemann Reise durch einige schwedische Provinzen. Lpz. 1751, 8. S. 68.

Eine isländische Sense, sieht man Fig. 1312 abgebildet. Sie ist 1 Elle lang und 2 Z. breit, mit einem 1 Finger breiten ledernen Riemen, an einen $2\frac{1}{2}$ bis 3 Ellen langen Stiel oder Schaft befestigt, welcher mit der Länge der Sense etwas über einen rechten Winkel, und hingegen mit der Breite oder Schneide derselben einen etwas kleinern oder spitzigen Winkel macht, je nachdem nähmlich der Schnitter zu mähen gewohnt ist. In Island steht die Schneide allgemein höher, als anderswo. Die Sense wird ungefähr jede Stunde mit einem Wetzsteine geschärfet, welcher von der isländischen Handlungsgesellschaft dahin geführt wird; dem ungeachtet wird sie doch noch einmahl des Tages ins Feuer gelegt, damit sie dünn gehämmert werden kann.

Nach dem so genannten Hausgesetz ist die Tagearbeit eines mittelmäßig geübten Schnitters, ein ebenes Stück Land von 30 Quadrat-Klafter. Ein solcher abgemessener Platz wird Dagslaata genannt. Die Frauensleute sammeln das gemähete Heu mit ihren Harken, und breiten es auf die in der Nähe liegenden bequemen Anhöhen zum Trocknen aus; überfällt sie während der Arbeit plötzlich ein Regen, so wird es auf dem Felde in kleine ovale Haufen (Isländ. Laun oder Lan) gesetzt, welche alle mit ihren Enden dem Winde entgegen stehen. Diese Haufen sind ungefähr 2 Ellen hoch, $1\frac{1}{2}$ E. breit, und 4 bis 5 E. lang. Sobald das Heu völlig trocken ist, wird es nach Hause in die Scheune gebracht, und daselbst aufgestapelt. Ist das Haus nicht zu entfernt, wird es in große Haufen gebunden, und von starken Mannspersonen dahin getragen; sonst bedient man sich der Pferde, wovon ein jedes zwey solche Bündel, eins auf jeder Seite, trägt. Ein solches Par Bündel nennt man Kapall, und wird nach Beschaffenheit der Umstände verkauft; doch ist der alte festgesetzte Preis für einen solchen Kapall von dem besten und trocknen Heu, zu 20 Lißpfund 20 Ellen,

Ellen, oder eine Krone. Im Frühlinge zahlt man doppelt so viel für einen Karall, als in der Aerndezeit. Der Preis eines gewöhnlichen Karalls, welcher nicht viel über 10 bis 12 Liespf. wiegt, ist im Sommer 8, im Frühlinge 16 Liespfund. Wird aber das Heu in theuern Zeiten nach dem Gewichte verkauft, so steigt der Preis bis 40 Liespf. für 10 Liespfund. In guten Jahren schätzt man 1 Klafter Heu oder Futter für eine Kuh auf 10 Oehre, d. i. 2 Rthlr. Species. Wenn die Heuhaufen völlig gestapelt, mit den Füßen gestampft, zugedeckt, und mit einem ansehnlichen Haufen Steine gepreßt worden, messen die Bauern ihren Vorrath an Heu in Klaftern aus, und berechnen darnach, wie viel Vieh sie damit zu füttern im Stande sind. Man rechnet gemeiniglich auf eine Kuh 1 Klafter in Quadrat. Uebrigens haben die Isländer in ihren Rim oder Kalendern eine bestimmte Zeit festgesetzt, in welcher die Heuärndte sich anfangen und endigen soll. Der Anfang ist frühestens den 13ten, und spätstens den 20 Jul.; des B schlusses erster Termin ist die Tagegleiche, und der letzte Termin ist Michaelis, oder der Ausgang des Septembers.

Olaffens und Povelseus Reise durch Island, 1 Th. Kopenh. und L. 1774. 4. S. 17.

Weil die Sensenklingen bey dem Gebrauche stumpf und zum Schneiden untüchtig werden, müssen die Mäher dieselben gehörig schärfen, nähmlich wetzen, und klopfen (schlagen, oder, wie es an einigen Orten genannt wird, dengeln). Die Nothwendigkeit und Wirkungen dieses Verfahrens, und das dazu nöthige Werkzeug, habe bey Gelegenheit der Getreidesensen, im XI Th. S. 405, fgg. beschrieben. Wenn starkes Gras abzumähen ist, dergleichen das Gras auf fetten und sumpfigen Wiesen, Esparsette oder Lucerne ist, so muß die Sense ganz kurz geschlagen werden, indem der Hammer auf das Ende der Schneide hin geneiget wird, so, daß der Schlag ungefähr 1 Linie von vorn oder der Breite der Sense treffe. Hat man hingegen eine Wiese von zartem und feinem Grase zu mähen, so muß man bey dem Klopfen der Sense, den Hammer etwas weniger neigen, so, daß der Schlag mehr platt falle, und die Schneide länger ausstrecke, indem er sie dünner

und

und feiner macht. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Wetzsteine, den man zum Schärfen der Sensen gebraucht. Es muß derselbe nur von fern an die Schneide gebracht werden; d. h. die Sense muß mehr auf ihren Seiten, als an der Schneide, bestrichen werden, wofern sie zum Abmähen des kurzen und zarten Grases fein abgezogen seyn soll. Zu härtern und gröbern Grase und Gewächsen hingegen läßt man den Stein ein wenig näher über der Schneide weggehen.

Man kann in Ansehung der Mühe und Zeit des Mähens vieles ersparen, wenn man den Boden eben macht und allen Unrath davon absucht. Die Arbeit wird alsdenn nicht so oft unterbrochen werden, als wenn Hügel oder andere Hindernisse im Wege sind. Die Schnitter können alsdenn nicht nur ordentlich fort arbeiten, sondern auch allezeit einen Zoll tiefer an der Erde wegschneiden, welches von nicht geringer Wichtigkeit ist. Denn 1 Zoll Heu unten am Halme ist mehr werth, als 3 oben an der Spitze. Auch die Nachmahd oder das Grummet leidet durch dieses tiefe Mähen nicht den geringsten Schaden. Denn dabey kommt es nicht auf die übrig bleibenden Stumpfen, sondern auf die neuen Schosse aus der Wurzel an. Je tiefer also die ersten weggeschnitten werden, desto freyer können die letztern hervor schießen. Das tiefe Mähen ist solchemnach in aller Absicht vortheilhaft; es müssen aber doch immer die Grasstoppeln so hoch bleiben, daß die Sonne nicht den Erdboden austrocknen könne, damit nicht Mos wachse.

Gute Mäher hauen das Gras so von der Erde ab, daß es wie geschoren aussieht. Auf fetten Wiesen hat es nichts zu bedeuten, wenn es auch dicht von der Wurzel abgehauen würde, zumahl wo der Grund feucht ist, und wenn nach Abbringung des Heues bald ein Regen darauf folgt. Sind aber die glatt und scharf gemähten Wiesen trocken, und folgt ein anhaltendes dürres Wetter, so leiden die entblößten und aufgedeckten Wurzeln Schaden; es entstehen daher zuweilen große Brandflecke, wor-

worauf kein Grummet wachsen kann; und wo es noch wächst, kommt es nur dünn und dürftig hervor. Wenn man demnach anhaltende Hitze und Dürre vermuthet, ist es besser, wenn das Gras nicht gar zu sehr aus der Erde heraus geschnitten, sondern nur über der Erde weggenommen wird.

Andere hingegen hauen ihre Grummetwiesen zu Heu wiederum allzu hoch; ja einige schleudern fast nur die Spitzen ab, und im Komme oder im Auswurfe der Sense bleibt das Gras fast unversehrt. Man pflegt zu sagen, es würde zum Nutzen des Grummets also gehauen. Allein, es langet nicht. Es ist besser, man nehme zum Heu, was zum Heu gehört; denn das Gewisse ist am sichersten, und wer weiß, wie das Wetter zum Grummetmachen beschaffen seyn wird. Oefters ist, wenn das Grummet geärndet werden soll, beständiges Regenwetter, so, daß man das Grummet zu wenigen Nutzen bringen kann. Ein anderer Nachtheil, welcher davon entsteht, wenn das Heu zu hoch gehauen wird, ist der, daß hernach bey dem Grummethauen die Sense nicht recht hinunter will. Denn das alte, gemeiniglich zu Stock und Buckel gewordene, Gras treibt die Sense von sich ab; und so kann man weder das Heu noch das Grummet gehörig nutzen.

Es muß demnach die Sense so geführet werden, daß sie das Gras so kurz als möglich an der Wurzel fasse, und von einem Halbzirkel zum andern, den die Sense beschreibt, keinen Rand stehen lasse. Damit auch das Mähen besser und geschwinder von Statten gehe, wird gern eine Tageszeit dazu gewählt, wo das Gras steif genug ist der Sense zu widerstehen und den Schnitt auszuhalten, d. i. früh Morgens, auch des Nachts wenn der Mond scheint. Mit dem nächtlichen Mähen ist auch noch der Vortheil verknüpft, daß mehr Tageszeit zum Trocknen des Grases gewonnen wird, um dem Regenwetter geschwinder ausweichen zu können.

Bey den meisten Domänen- und Privat-Gütern sind Frohnen, sowohl zum Mähen, als Dörren und Sammeln des Grases. Wenn nun das Mähen durch Fröhner geschehen soll, die insgemein nur eine gewisse Anzahl Tage lang zu mähen schuldig sind, so hält es

schwer,

schwer, ihre Tage in Nächte zu verwandeln; noch schwerer aber, von ihrer Arbeit Nutzen zu ziehen; sie sind unwillig, thun die Arbeit mit Verdruß und Zwang, mithin unvollkommen; sie glauben, doppelte Dienste zu thun, da sie doch nur einfache schuldig sind, weil die Nachtdienste insgemein für doppelt gerechnet werden, und z. B. überall die Bothen, welche bey Nacht verschickt werden, auch doppelten Lohn erhalten. Man wird daher wohl thun, nie zum Mähen Fröhner anzustellen, sondern diese Arbeit, um den Lohn durch geschickte Subjecte, die weit seltener sind, als geschickte Getreideschnitter, und zwar bey Nachtzeit und Mondenlicht verrichten, oder, wenn der Mond nicht scheint, doch gleich bey Anbruch des Tages damit anfangen zu lassen. Es ist ohne dieß in den meisten Gegenden eingeführt, daß der Lohn nicht nach der Zeit, die damit zugebracht wird, sondern nach der Größe der Wiesen berechnet und bezahlt wird. Weil aber die Mähedienste selten persönliche Schuldigkeiten sind, sondern den Gütern ankleben, folglich zu den Einkünften gehören, die nicht verschenkt zu werden pflegen, so versteht sich von selbst, daß solche Dienste billig tariert, und die Taxe dafür von den davon befreyten Fröhnern erhoben werde, die sich nicht weigern, sondern es vielmehr als eine Wohlthat ansehen werden. Die übrigen Arbeiten hingegen, da das gemähete Gras bald zusammen geharket, bald ausgebreitet, bald auf größere oder kleinere Haufen gebracht, und endlich auf den Wagen geladen wird; diese alle können eher ohne Bedenken durch die Fröhner geschehen, weil dieses lauter Arbeiten des Tages sind, die unter der Aufsicht und in beständiger Gegenwart des Verwalters, oder eines von ihm dazu bestellten Aufsehers, geschehen müssen.

Wo indessen das Grasmähen noch durch die zu Handdiensten verpflichteten Unterthanen verrichtet wird, kann denselben kein so hohes Tagewerk, wie

bey

bey dem Getreidemähen, auferleget werden. Da von keinem Unterthan, so treu er auch an und vor sich selbst seyn mag, vermuthet werden kann, daß er in dem herrschaftlichen Dienste den äußersten und möglichsten Fleiß anwenden werde: so hat eine Herrschaft mit einem mäßigen Fleiße zufrieden zu seyn Ursache. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß ein Grasmäher, bey mittelmäßigem Fleiße, mehr nicht als einen halben großen Bruch-Morgen (*) bestreiten kann; mithin ist, bey dieser Arbeit, das Tagewerk eines Fröhners auf 240 rheinl. Ruthen, welches gerade 1 ½ magdeb. Morgen beträgt, zu bestimmen. Jedoch ist das Grasmähen nicht an allen Orten gleich schwer oder leicht.

Oeconomia forensis, 6 Band, S. 231.

Der Speisung der Grasmäher wird weiter unten Erwähnung geschehen.

Wenn das Gras abgemähet ist, muß es umgewendet und getrocknet werden, und alsdenn ist es Heu. Dieses ist der ganze Proceß mit wenig Worten. Es gehört aber noch mehr dazu, um die Sache recht zu verstehen.

Man findet in den meisten ökonomischen Büchern den Rath: Man soll das Gras, wenn es gehauen ist, in Schwaden liegen lassen, bis den andern Morgen der Thau abgetrocknet ist, alsdenn solches sogleich wenden und breiten, des Abends in kleine Haufen, die man Brechschober, Wetterhaufen, Windhaufen, Wind-Reihen oder Winterpäckchen, im Stadischen Rucken, in Schlesien Köpfel, Raupele, zu nennen pflegt, bringen, und so lange darin stehen lassen, ohne etwas weiter damit vorzunehmen, bis es aufgeladen und eingefahren wird, welches bey gutem Wetter gar füglich nach 2 Tagen geschehen kann. Das auf diese Art gemachte Heu soll nicht nur dem Ansehen nach besser, son-

(*) Ein großer Landmorgen beträgt 418, ein Bruchmorgen hingegen 480 rheinländische Ruthen.

sondern auch der innern Güte nach viel saftiger, nahrhafter und gesunder seyn, als jenes, dem durch das allzu öftere Wenden und Breiten in der Sonnenhitze die kräftigsten Bestandtheile ausgezogen, und nichts als ein ausgedörreter leerer Halm gelassen worden, welcher noch sehr oft schädliche Eigenschaften angenommen hat, dahingegen ein Tag genug ist, dem Grase die meisten und überflüssig wässerigen Theile zu benehmen, die darin gebliebene Feuchtigkeit aber just zureichend ist, die nöthige Gährung zu verschaffen, welche Gährung wieder durch das Auf- und Abladen zu rechter Zeit gedämpfet wird, ehe eine nachtheilige Veränderung dadurch hat entstehen können. Man soll durch dergleichen Heu gesünderes Vieh, bessere Milch, schmackhaftere Butter bekommen, ja so gar mehr Vieh darauf halten können, und die Pferde sollen dadurch den meisten Krankheiten, welche vom schlechten Heu herrühren, entgehen. Ein Mehreres von dieser vorzüglichen Art, das Heu trocken zu machen, findet man in einem Schreiben aus London, v. 20 Jun. 1765, in No. 30 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 268—270.

Das jetzt beschriebene Verfahren ist nicht nur in England, sondern auch in Schweden gebräuchlich. Hr. Pfarrer Hederström meldet in seiner Beschreibung des Kirchspiels Näsby in Ostgothland, (s. den XIX Band der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1757, S. 269,) daß manche Land-Wirthe die Vorsichtigkeit brauchen, daß sie nicht den ersten Tag das Heu zusammen rechen, sondern es da liegen lassen, wo es gehauen ist, damit es desto besser trockne, vornehmlich aber, damit die abgehauenen Gras-Stoppeln bey der Sonnenhitze und trocknem Winde ihre Feuchtigkeit nicht allzu stark von sich lassen, und dadurch den Graswurzeln Schaden thun, sondern, wegen des über ihnen liegenden Grases, Zeit haben, sich zu setzen und zusammen zu ziehen. Eben daselbst hielt

man

man auch ehemahls bey der Heuärnde für rathsam, das Heu nicht nur einen Tag an dem Orte, wo es gehauen worden, liegen zu lassen, sondern auch dasselbe, nachdem es in Schober gesammelt worden, noch einige Tage stehen und ausschwitzen zu lassen.

Was das vorgeschlagene Heutrocknen in Schwaden betrifft: so muß vornehmlich darauf Rücksicht genommen werden, ob die Wiesen stark oder schwach bewachsen seyn; ob die gehauenen Futterkräuter nahrhaft oder mager seyn; ob der Wiesengrund feucht oder trocken sey; ob wir Sonnenschein, Wind und trockene, oder Regen, veränderliche und nasse Witterung in dieser Zeit getroffen haben; ob die Wiesen frey, der Sonne und der durchstreichenden Luft ausgesetzt liegen, oder mit Hecken, Gebüschen, Holzungen eingeschlossen seyn; ob man die Heuärnde im Jun. Jul. oder August vornimmt? Sind die Wiesen stark bewachsen, so gibt es beym Abmähen hohe Schwaden; diese kann die Sonne nicht durchscheinen, und der Wind nicht durchwehen; es müssen also die Schwaden aus einander gestoßen werden. Dieses muß auch geschehen, wenn die abgehauenen Futterkräuter nahrhaft und voll Säfte sind, wohin von unsern einländischen Gewächsen, der rothe, weiße gelbe oder so genannte Wiesen-Klee, alle Arten wilder Wicken, Kuhblumen, u. a. m. gehören. Bleiben diese starke, hohe, diese saft- und blättereiche Schwaden einen Tag und länger bey warmer Witterung, zumahl wenn solche in Thau oder Regen abgemähet und dadurch gehäufet werden, unausgestoßen liegen, so erhitzen sich die Kräuter, werden gelblich und ihre Blätter schwärzlich, fallen beym völligen Trockenmachen ab, bleiben folglich auf der Wiese liegen, gereichen dem Vieh nicht zur Winternahrung, sondern es kommen solchergestalt nur die dürren kraftlosen Halme auf die Futterställe. Je saftreicher der abgehauene Wiesenwuchs ist, welcher in den Mona-

then Jun. und Julius, bis Jacobstag einfällt, je mehr muß solcher gewendet und gebreitet werden, wenn man nicht gegen Aufwendung einiger Groschen Tagelohn des ökonomischen Nutzens des Heues verlustig gehen will. Sind hingegen die Wiesen schwach bewachsen, ihre Futterkräuter mager, der Grund trocken, haben wir Wind und Sonnenschein, und liegen die Wiesen frey: so kann man freylich Tagelohn ersparen, das abgehauene Gras in Schwaden liegen lassen, bis den andern Morgen der Thau abgetrocknet ist, alsdenn solches sogleich breiten und wenden, des Abends in die gewöhnlichen kleinen Windhaufen bringen, und so lange darin stehen lassen, bis es aufgeladen und eingefahren wird. So bald aber Witterung und Umstände ein anderes erfordern, muß ein kluger Heumacher auch darnach seine Einrichtung machen.

Was den zweyten Satz betrifft, daß durch die Sonnenhitze die kräftigsten Bestandtheile ausgezogen, und daß die Gährung durch das Auf- und Abladen zu rechter Zeit gedämpfet werde: so muß jeder Haus- und Landwirth bey seiner Heuärnde die Sonnenwärme und Witterung in alle Wege beobachten, in den heißen Mittagsstunden das Heu ruhen lassen, die Bearbeitung desselben und das Aufladen selbst, in die Nachmittags- oder Abendstunden, wenn keine trübe Wolken aufsteigen, verschieben. Das läugne ich aber gänzlich, daß, wenn durch eine darin gebliebene überflüssige Feuchtigkeit die Gährung entstehen sollte, solche durch das bloße Auf- und Abladen gedämpfet würde. Vielmehr brennt sich das Heu auf dem Boden; die blätterreichen Futterkräuter werden schwärzlich; die ganze Masse des Heues wird bitter und sauer; und anstatt daß von dieser Fütterung das Vieh gesund werden, gute Milch und Butter geben sollte, wird man von allem das Gegentheil erfahren.

55 St. der gel. Beytr. zu den Braunschw. Anz. v. J. 1772, Col. 345, fgg.
No. 17 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1772, S. 501, f.

Wenn bey dem Heumachen ein Regen fällt, so muß man das ausgebreitete und naß gewordene Heu nicht umwenden, sondern es so, wie es liegt, trocknen lassen, welches auch gar bald geschieht, indem solche Regen selten anhaltend sind. Wendet man hingegen dieses Gras, welches beynahe trocken gewesen, nunmehr aber durch einen Zufall auf der Erde wieder naß geworden ist, um, so thut die Feuchtigkeit der Erde demselben großen Schaden. Läßt man es aber liegen, so wird der naß gewordene obere Theil gar bald wieder trocken werden, indem die darauf gefallene Nässe nur leicht ist, und die Sonne und Luft eine große Kraft haben.

Wenn dieses alles geschehen ist, kann das Heu so hingeworfen werden, daß es bequem zu laden liege; und alsdenn ist es in dem gehörigen Zustande, eingefahren zu werden.

Ob das Heu gehörig trocken sey, wissen erfahrne Wirthe durch das Gefühl zu erkennen. Sonst erforscht man es auch auf die Art, daß man eine Hand voll Heu in die Luft wirft. Fällt es geschwinde und senkrecht herunter, so ist es noch feucht; flattert es aber umher, und fällt langsam, so ist es ein Zeichen, daß es trocken sey.

Das Heusammeln an und vor sich selbst kann zwar von Weibspersonen, wenn sie nur sonst von dem gehörigen Alter, Stärke und Tüchtigkeit sind, eben so gut, als von Mannspersonen, verrichtet werden; doch erfordert es an vielen Orten, wo das Heu nicht sofort, als es gesammelt worden, eingefahren werden kann, die Nothwendigkeit, daß dasselbe in große Haufen, welche bis zum Winter stehen bleiben, gebracht werde. Zur Setzung solcher Haufen gehört nun allerdings eine Geschicklichkeit, die man eher von einer Manns- als Weibsperson vermuthen kann. Findet man nun un-

ter seinen Dienstleuten keine Weibsperson, die dazu tüchtig wäre: so ist eine Herrschaft allerdings berechtigt, zu verlangen, daß die zu Handdiensten verpflichteten Unterthanen der Reihe nach hierzu eine tüchtige Mannsperson stellen müssen.

So wenig in Ansehung des Getreide- als Heu-Sammelns, kann ein gewisses Tagewerk mit Zuverlässigkeit bestimmet werden, weil diese Arbeiten gar zu sehr von der Beschaffenheit der Witterung, die weder in der Herrschaft noch der Unterthanen Gewalt steht, abhängt. Solches aber hindert nicht, daß nicht bey der allgemeinen Vertheilung der Dienste auf die vorfallenden Wirthschaftsgeschäfte, auch hierunter etwas gewisses festzusetzen möglich sey; wovon weiter unten, bey Gelegenheit der Heufuhren, sprechen werde.

Bey dem Aufladen des Heues, ist dahin zu sehen, daß es mit in die Bäuche des Heuwagens geladen, recht derb eingetreten und vollkommene zwey- oder vierspännige Fuder gemacht werden. Jedes Fuder wird mit dem so genannten Heubaum, Wiesbaum oder Wiesenbaum (verd. Wieselbaum) gebäumet, d. h. das auf dem Wagen liegende Heu wird mit einem geraden und starken Baume, welcher so lang ist, daß er hinten und vorn über den Wagen hinaus reicht, befestiget, indem man den Baum, der Länge nach, oben auf das Heu leget, und die beyden Enden vorn durch eine Kette, und hinten mit einer starken, ungefähr 12 bis 16 Ellen langen, Leine oder Seil, welches die Heuleine oder das Heuseil genannt wird, fest an den Wagen anzieht, damit die Ladung dadurch beysammen bleibe.

Zu den Heufuhren werden gemeiniglich sehr große Wägen genommen, welche 50, 60 bis 80 Centner fassen, und schwere mit Eisen beschlagene Räder haben, und daher mit hinlänglich starken Pferden bespannet werden müssen. Auf Wiesen von sehr festem Boden

ist

ist keine Bedenklichkeit deßhalb vorhanden; auch ist an solchen Wiesen nicht viel gelegen, weil ihr Gras von keinem besondern Werthe ist. Zwar wächst das beste Gras eben nicht auf losem und sumpfigem, aber doch auf fettem und weichem Boden. Läßt man nun über diesen schwere Wägen gehen, so zerschneiden und zerreissen sie ihn in hundert Furchen und Löcher, die zwar in der Folge sich wieder erheben können, aber doch, wie die Erfahrung lehrt, entweder sehr spät, oder grossen Theils gar nicht. Wird dieses einige Jahre wiederhohlt, so wird endlich die Wiese wie eine Scheun-Tenne zusammen gefahren, und die fruchtbar gewesene fette Wiese ist nun auf den vierten Theil ihres Ertrages herab gesetzt. Es müssen daher zu den Heufuhren auf fetten weichen Wiesen, keine schwere und große, sondern nur kleine und leichte Fuhrwerke mit breiten unbeschlagenen Pochrädern gelassen, und das Heu also eingefahren, oder die Wägen doch nur auf solche Stellen der Wiese geführet werden, die fest genug sind, den einschneidenden Rädern zu widerstehen; oder man muß, wenn die Wiese keine solche Plätze hat, den Wagen außerhalb oder an ein Ende derselben stellen, und das Heu dahin tragen lassen. Es wird zwar einigen mehrern Aufwand von Zeit und Arbeit erfordern, um das Heu tragen zu lassen; allein, durch eine wohlgeordnete Einrichtung können alle Schwierigkeiten leicht überwunden werden. Bey dem Aufsammeln und Laden des Heues können viele Menschen, die so gar aus Lust mit arbeiten, auch Kinder, angestellet werden; und das Tragen des Heues bis an die Stelle, wo es geladen wird, erfordert alsdenn so wenig Zeit und Aufwand, daß, die Beschwerlichkeiten nicht einmahl gerechnet, die man mit Mühe, auch Gefahr des Umwerfens, wobey so gar Pferde und Gespann Schaden leiden können, zu überwinden hat, wenn man in weiche Wiesen schwere Wägen schicket, ich es satz auf mich

nehmen wollte, in kürzerer Zeit und mit geringern Kosten eine weiche Wiese auf diese Art mähen und abbringen zu lassen, als ein anderer, der dieses auf jene Art mit schweren Wägen, die auf der Wiese herum gefahren werden, es würde möglich machen können. Es ist aber ein Unterschied zu machen, wenn die Wiesen in einem Mohre (einem sumpfigen, morastigen Lande, von einem schwarzen Boden, dergleichen dasjenige ist, woraus Torf gegraben wird,) liegen, wie in manchen niederdeutschen Gegenden gefunden wird, wo die Menschen keinen Schritt thun können, ohne bis an die Waden, oder noch tiefer, einzusinken, und wo also mit Pferden und Wagen die Gefahr verhältnißmäßig noch größer ist. Hier findet das Tragen des Heues, welches auf solchen Mohrwiesen gemacht wird, bis zu einer festen Stelle, auf welcher der Wagen steht, deswegen nicht Statt, weil solche Mohre gemeinlich von sehr großem Umfange sind, mithin das Tragen zu viel Zeit und Menschen erfordern würde, und doch bey dem Tragen die schwer beladenen Menschen fast dieselbe Gefahr des Einsinkens laufen würden, als Wagen und Pferde. Man hat daher eine andere Art, die Wägen und Pferde auf die mohrigen Wiesen zu bringen, ohne sie der Gefahr des Versinkens auszusetzen, ersonnen. Die Räder sind nähmlich nicht nur, auf die bereits erwähnte Art, mit einem viel breitern Rande versehen, damit sie mit weniger Schärfe einschneiden mögen, sondern die Wägen selbst sind auch kleiner, und werden nicht überladen; das Hauptwerk aber kommt auf die Pferde an, die mit ihren Füßen weit tiefere Löcher schlagen können, als die Räder. Diesen Pferden werden daher hölzerne Tafeln unter die Hufeisen geschoben, dergestalt, daß sie dadurch zwar am Gehen nicht sehr gehindert werden, aber doch auch die Tafeln nicht abschütteln können. Denn gleichwie ein Pfahl in einen Sumpf weit tiefer einfährt, als ein Bret, welches horizontal dahin geworfen wird,

so

so schwer es auch in der Mitte beladen seyn möge: also kann auch das Pferd, welches auf vier Tafeln steht, nicht so leicht, und auch lange nicht so tief eindrücken, als mit den bloßen Hufeisen. Die Menschen selbst, die bey der Heuärnde sich beschäfftigen, bedienen sich dieser Vortheile an ihren Füßen, davon wir einen Theil der Möglichkeit bey unsern Gärtnern sehen, die ihre Pflanzenländer ebenfalls mit Bretchen, die sie sich unter den Füßen befestigen, fast auf gleiche Weise, wie durch die Walze geschieht, auf der Oberfläche zusammen drücken, und in dieser Art zu treten sehr geübt sind. Dasjenige, was ich bisher gesagt habe, ist nur von solchen Möhren, die nicht ausgestochen werden, zu verstehen.

Was die obere Einrichtung der Heuwägen betrifft, so geschieht das Einfahren des Heues am besten mit solchen Wägen, worauf man ein Leitergitter auf Stützen oder Rungen gelegt hat, welche Stützen man beym Abladen an der einen Seite wegnimmt, welches die Arbeit sehr befördert.

Einen in England gebräuchlichen einspännigen Heukarren, sieht man Fig. 1313 abgebildet. Die Räder sind 10 Fuß hoch und 10 Zoll breit. Die Achse A ist länger, als gewöhnlich, und geht mitten durch den Karren, damit sie verhüte, daß solcher nicht so leicht umfalle, und die Stangen mit des Pferdes Brust gleich mache.

In Bergslagen, in Schweden, bedient man sich gewisser Heuschlitten, die auf dem Grase so leicht laufen, als auf dem Eise. Sie sind etwas länger und breiter im Gange, als die gewöhnlichen Schlitten, haben einen Boden von dünnen Bretern, und eine Erhöhung an beyden Seiten, damit das Heu sicher liegen möge.

Auch bey den Heufuhren muß man, wo möglich, keine Frohnfuhren gebrauchen, sondern diese lieber auf

Geld setzen. Denn zu eben der Zeit, da die herrschaftlichen Wiesen gemähet und abgebracht werden, haben auch die Unterthanen und Bauern mit ihren eigenen Wiesen zu thun, wo es denn hart und gewisser Maßen grausam wäre, den armen Landmann zur Versäumung seiner eigenen Aernde zu zwingen, um die herrschaftliche zu befördern.

Die Heufuhren gehören hiernächst auch zu denjenigen nach Tagen eingerichteten Bauerdiensten, wobey von Seiten der Bauern der größte Mißbrauch und eine Menge von unausstehlichen Betriegereyen ausgeübet wird. Es kommt auch hierbey, so wie bey den Getreidefuhren, theils auf die Ladung, und theils auf die Entfernung der Wiesen, von welchen das Heu geholet und heran gefahren werden muß, an. Sind die Wiesen nahe bey dem Dorfe, und höchstens nur eine Viertel-Meile davon entfernt, so geschieht einem dienstbaren Bauer nicht zu viel, wenn er täglich 2 Fuder, und zwar in Ansehung der zweyspännigen, à 8, und der vierspännigen à 12 Ctn., anzufahren angehalten wird. Ist der Ort, von welchem das Heu geholet werden muß, dem Dorfe noch näher, als $\frac{1}{4}$ Meile, so können ganz füglich 3 bis 4 Fuder von ihm verlangt werden. Muß er aber eine Meile, und weiter, darnach fahren, so thut er genug, wenn er täglich 1 Fuder heran rücket. Denn nicht allein das Auf- und Abladen des Heues nimmt viele Zeit weg, sondern es muß auch bey dem Heufahren, wegen der großen und hohen Wägen viel Behutsamkeit beobachtet werden, und es kann daher damit nicht so eilig, als bey andern Lasten möglich ist, zugehen. Nach dem Verhältniß des Gespannes, sollte zwar ein vierspänniger Bauer, wenn ein zweyspänniger 8 Ctn. ladet, noch einmahl so viel, nähmlich 16 Ctn. fortschaffen. Wegen der Last selbst ginge solches auch gar wohl an, indem man die gewöhnliche Ladung für 1 Pferd, auf 6 Ctn. rechnet, die

von

den mir bestimmten Heufuder aber weit weniger betragen. Allein, mehrentheils fehlt es auf den gemeinen Bauerwägen an Platz zu mehrern Heu. Ein überladenes Fuder Heu aber wird sehr leicht umgeworfen, und der daraus entstehende Schade trifft allemahl den Herren selbst. Indessen ist hierbey unter dem Heu, ob solches klein- oder stark-halmig ist, ein Unterschied zu machen, indem von dem erstern, weil dasselbe weniger Platz einnimmt, ganz füglich ein Par Centner mehr, als von dem letztern, aufgeladen werden können.

Gleichwie ferner überhaupt die guten und schlimmen Wege einen großen Einfluß in alles Fuhrwerk haben, und die aufzuladende Last nicht allein mit den Kräften des Gespannes, sondern auch mit der Beschaffenheit des Weges in einem Verhältniß stehen muß: so hat man dieses auch bey den Heufuhren nicht außer Augen zu setzen. Auf weichen, morastigen und tiefen Wiesen, wo öfters Pferde und Wagen einsinken, können daher nicht so starke Fuder, als auf hohen und trocknen, geladen, und dem Bauer anzufahren zugemuthet werden. Bey dergleichen Umständen ist es billig, daß von der oben bestimmten Centner-Zahl, sowohl bey den zwey- als vierspännigen Heufudern, etwas verhältnißmäßiges abgezogen werde. Eine allgemeine Bestimmung läßt sich hierunter nicht angeben, weil auch selbst die tiefen Wiesen nicht alle gleich sumpfig und morastig sind, sondern in der einen immer besser fortzukommen ist, als in der andern. Eine billig denkende Herrschaft wird hierunter schon von selbst solche Maßregeln zu treffen wissen, deren Beobachtung den Bauern nicht zu ihrem Verderben gereicht. Sollen aber die Heufuhren, welche die Bauern verrichten müssen, nicht ganz vereitelt werden, so wird für die zweyspännigen 6, und bey den vierspännigen 10 Ctn. eine Last bleiben, welche sie auch auf sumpfigen Wiesen allemahl abzufahren im Stande sind. Sonst kann

ein Grundherr auch diesem Verluste an den Heufuhren bey tief liegenden Wiesen gar leicht dadurch entgehen, wenn er das darauf gewornene Heu nur bey Frostwetter, welches auch die Moräste und Sümpfe stehend macht, abfahren läßt. Er wird dadurch nicht allein sich selbst einen Vortheil stiften, sondern auch den Bauern in diesem ihren Dienstgeschäffte eine große Erleichterung verschaffen. Denn, wenn auch gleich die Bauern auf einer morastigen Wiese einige Centner weniger aufzuladen die Erlaubniß haben, so werden doch allemahl die Pferde dabey weit mehr abgemattet, als wenn sie auf festem Wege ihre volle Ladung hinter sich haben.

Es eräugnet sich nicht selten, daß die Wiesen, auf welchen das abzufahrende Heu befindlich ist, zwar an sich selbst morastig, und mit schwerer Last nicht wohl zu befahren sind, das Heu aber nur einige hundert Schritt vom festen Lande steht, und, wenn es dahin gebracht worden, die oben bestimmte Centner-Zahl gar füglich aufgeladen und fortgeschaffet werden kann. Hierbey entsteht nun die Frage: Ob die Bauern nicht schuldig seyn, bey solchen Umständen, so viel Heu, als zu einem vollen Fuder erfordert wird, auf zwey oder drey Mahl heraus auf das feste Land zu rücken, solches alsdenn gehörig aufzuladen, und solcher Gestalt ihre gehörige Fuder abzuliefern? Da die Bauern den ganzen Dienstag in herrschaftlichen Arbeiten zubringen müssen, so sehe ich keinen Grund ab, warum sie auch nicht hierzu verbunden seyn sollten, zumahl da die Anzahl der Fuder, welche ihnen nach meinem Vorschlage in einem Dienstage auferleget worden, dergestalt gemäßigt ist, daß sie zu diesem Herausrücken des Heues auf das feste Land noch immer Zeit genug übrig behalten.

Ich habe, z. B. wenn das abzuhohlende Heu nicht über ¼ Meile von dem Gute steht, das Tagewerk der Bauern bey den Heu-

Heufuhren auf 2 Fuder bestimmt. Rechnet man derselben nun auch zum Aufladen eines jeden Fuders 1 Stunde, zum Abladen ½ Stunde, und zum Hin- und Herfahren 1 Stunde: so wird der Bauer doch überhaupt zu diesen beyden Fudern mehr nicht als 5 Stunden nöthig haben, folglich noch Zeit genug, das Heu vorher aus den Wiesen heraus zu rücken, übrig behalten, zumahl in derjenigen Jahrszeit, wo die Wiesen morastig sind, eben nicht die kürzesten Tage zu seyn pflegen.

Die Bestimmung der Bauerfuder nach Centnern, wird vielleicht manchen zu weitläuftig scheinen, indem der bloße Augenschein hierunter sehr betrieglich ist, und man ein Fuder Heu, nach dem bloßen äußern Ansehen, in Ansehung seines Gewichtes, nicht so genau schätzen kann. Ich gebe dieses gar gern zu; indessen werden noch immer Mittel und Wege, jedes Fuder Heu ohne viele Umstände und Zeitverlust abzuwägen, vorhanden seyn. Man hat in großen Heu-Magazinen solche Wagen, auf welchen ein ganzes Fuder Heu nebst dem Wagen Raum hat, und gewogen werden kann. Von dem Betrage des Gewichtes wird der Wagen als Tara abgezogen, und alsdenn ergibt sich die Zahl der aufgeladen gewesenen Centner Heu von selbst. Die Einrichtung solcher Heuwagen werde weiter unten beschrieben. In einer großen Wirthschaft, wo ordentlicher Weise eigene Heuscheunen befindlich sind, wird solche Wage in der Scheune gar leicht angebracht werden können; und die dazu erforderlichen Kosten sind auch nicht für wichtig genug zu achten, um deshalb eine so löbliche Wirthschaftsordnung gänzlich zu unterlassen. Der Bauer wird sich schon von selbst in Acht nehmen, daß er nicht zu wenig aufade, wenn er nur weiß, daß solche Wage, wodurch seine hierunter begangene Betriegerey entdecket werden kann, vorhanden ist. Es wird daher, wenn die Sache einmahl eingerichtet ist, nicht immer alle Heufuder abzuwägen nöthig seyn, sondern nur bey denen geschehen dürfen, bey welchen man, dem äußern Ansehen nach,

einen

einen Zweifel hat, ob sie auch das gehörige Gewicht enthalten möchten. Diejenigen, die hierbey auf unrechtem Wege betroffen sind, müssen nicht allein dafür gehörig bestrafet, sondern auch, das fehlende Heu außer ihren Dienstagen nachzuhohlen, angehalten werden. Dieses und das Daseyn der Wage zusammen genommen, wird die unfehlbare Wirkung thun, daß sich so leicht keiner auf dergleichen Unterschleife betreten lassen wird.

Wer die Kosten zur Anschaffung einer solchen Heu-Wage scheuet, und lieber bey dem Alten bleiben will, dem wird freylich die Bestimmung der Bauer-Heufuder nach Centnern nichts helfen, und er wird beständig bey diesem Dienstgeschäffte der Discretion der Bauern, ob sie viel oder wenig aufladen wollen, ausgesetzt bleiben. Doch will ich, diesen Schlendrians-Wirthen zum Besten, einige Kennzeichen angeben, wornach man beurtheilen kann, ob ein Fuder Heu gut oder schlecht geladen sey. Auch hier hat der Bauer mancherley Kunstgriffe, um dem Herren ein Blend-Werk vorzumachen. Man sieht öfters zwey Bauer-Fuder gegen einander, wovon das eine über die Leitern sehr hoch, das andere aber nur ganz flach geladen ist. Dem äußern Anscheine nach sollte man glauben, daß jenes weit mehr Heu, als dieses, in sich enthielte. Allein, man irret sich, und bey einer genauern Untersuchung wird sich das gerade Gegentheil hiervon finden. Der Raum zwischen den Leitern ist der Ort, wo ein guter und ehrlicher Lader das meiste Heu anbringt. Seine Leitern stehen nicht allein in der gehörigen Weite aus einander, sondern er tritt auch das dazwischen geladene Heu so fest ein, daß man bey der Untersuchung eines solchen Wagens kaum mit der Hand hinein kommen kann. Ein Bauer hingegen, der die Absicht hat, seine Herrschaft bey den Heufuhren zu hintergehen, zwingt nicht allein die Leitern, so viel als möglich,

sich, zusammen, um den Raum zwischen denselben desto enger zu machen, sondern wirft auch das Heu ganz lose hinein, ohne es mit den Füßen einzutreten. Um jedoch dem Fuder ein Ansehen zu geben, und der Herrschaft ein Blendwerk zu machen, thürmet er über die Leitern desto mehr Heu auf, welches aber, weil es niemahls so fest, als das zwischen den Leitern liegende eingetreten werden kann, nur immer eine Kleinigkeit beträgt. Man kann ganz sicher rechnen, daß ein in den Leitern wohl und tüchtig geladenes Fuder ein Drittel mehr Heu enthält, als ein anderes, bey welchem diese Ladungsart nicht beobachtet worden, ob es gleich über die Leitern eine weit merklichere Höhe hat. Die Verkürzung der Heuwägen ist ebenfalls ein Kunstgriff, dessen sich die Bauern bey diesem Wirthschaftsgeschäffte gemeiniglich zu bedienen pflegen. Daß auf einen kurzen Wagen nicht so viel Heu, als auf einen langen, geladen werden könne, gibt schon die Vernunft, weil auf diesen beyden Wägen nicht einerley Raum vorhanden ist. Will nun eine Herrschaft diesen gewöhnlichen Bevortheilungen der Bauern ausweichen, so muß sie eines Theils darauf halten, daß die Wägen die gehörige Länge haben, und die Leitern nicht über den Hinter-Wagen hervor stehen. Hiernächst kann man die von den Bauern angefahrnen Fuder Heu, ob sie gut und tüchtig geladen seyn, nicht besser prüfen, als wenn man in das zwischen den Leitern geladene Heu mit der Hand hinein fährt. Kann man in dasselbe nicht allein mit der Hand, sondern auch wohl mit dem ganzen Arme, ohne Mühe hinein dringen, so ist es ein sicheres Merkmahl, daß der Bauer schlecht geladen habe. Findet man aber, bey dieser Probe, das Heu zwischen den Leitern dermaßen fest zusammen gepacket, daß es Mühe verursachet, mit der Hand oder dem Arme hinein zu bringen, so kann man überzeugt seyn, daß der Bauer ehrlich gehandelt, und gut geladen habe.

Diese

Diese wirthschaftliche Untersuchungen würden von keinem Nutzen oder Wirkung seyn, wenn der Grund-Herr nicht das Recht hätte, die schlechten Lader für ihre hierunter ausgeübte Betriegereyen gehörig zu bestrafen, und von ihnen, wegen der erlittenen Verkürzung in seinen Diensten, eine billigmäßige Entschädigung zu fordern. Es ist daher nicht ungerecht, wenn ein Bauer, der von einer solchen bey den Heufuhren in Ansehung der schlechten Ladung begangenen Betriegerey überzeuget worden ist, außer dem Dienste, an seinen Freytagen noch ein zweytes Fuder heran zu fahren angehalten wird. Will dieses noch nicht fruchten, so verfährt ferner eine Herrschaft nicht ungerecht, wenn sie ihn, außer dieser Schaden-Ersetzung, noch überdieß mit einer willkührlichen Strafe beleget. Auch selbst den Zeitpächtern, welchen sonst nur der bloße Dienstzwang verstattet ist, kann dieses nicht verwehret werden.

Oeconomia forensis, 5 Th. S. 127, und 6 Th. S. 151, flg.

Wenn die Heuärnde angeht, findet eine gewisse besondere Speiseordnung Statt, welche von der Speisung in der Getreideärnde etwas abgeht. Ich werde hier, mit dem beliebten Hrn. Verfasser der Haus-Mutter, das Schema zur Speisung in der Heuärnde, auf den August, nach der Rocken- und Weitzen-Aernde stellen, ob gleich bey zwey- oder dreyschürigen Wiesen, die erste Heuärnde schon um Johannis fällt. Man muß daher bey dem Schema an den August denken, wenn darin einiger Vorkosten Erwähnung geschieht, die als Zeitspeisen in gedachtem Monathe, aber nicht im Junius, zu haben sind.

Eine Aerndewoche fürs Grasmähen.

Montag.

Frühstück im Hause, um 5 Uhr. Branntwein, Butter und Bärmkuchen.

Früh

Frühstück im Felde, um 7 Uhr. Hirsesuppe, gekochte Eyer, Brod und Butter.
Mittagsmahlzeit. Grünkohl und geräucherter Schinken, oder dergleichen Schulterblatt. Butter.
Vesperbrod. Brod, Butter und Käse. Zuweilen wird auch in den ersten Tagen des Grasmähens, noch wohl Bärmkuchen zum Vesperbrod in dem Kober den Schnittern mit ins Feld gegeben.
Abendbrod. Eyer und gekochte Gurken. Butter.

Dinstag.

Frühstück im Hause. Wie am Montage.
Frühstück im Felde. Heidegrützsuppe, gekochte Eyer, Brod und Butter.
Mittagsmahlzeit. Kartoffeln mit Hammelfleisch. Butter.
Vesperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Eyerkuchen und gekochte Gurken oder gemeiner Salat, wenn letzterer noch im Garten befindlich ist. Butter.

Mittwoche.

Frühstück im Hause. Wie am Montage.
Frühstück im Felde. Hafergrützsuppe, Brod und Butter.
Mittagsmahlzeit. Linsen und geräucherte Schellrippen, oder dergleichen Schulterblatt.
Vesperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Graupensuppe, Eyerkuchen, Butter.

Donnerstag.

Frühstück im Hause. Wie am Montage.
Frühstück im Felde. Hirsesuppe. Butter und Brod.
Mittagsmahlzeit. Erbsen und Fleisch, frisches oder geräuchertes. Butter.
Vesperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Kartoffelsuppe. Butter.

Freytag.

Frühstück im Hause. Wie am Montage.
Frühstück im Felde. Heidegrützsuppe, Butter und Brod.
Mittagsmahlzeit. Pastinaken mit Enten- oder Gänse-Fleisch. Butter.
Vesperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Eyerkuchen, oder vom Mittage übrig gebliebenes Fleisch und Gurken. Butter.

Früh-

Sonnabend.

Frühstück im Hause. Wie am Montage.
Frühstück im Felde. Hafergrützsuppe, Butter und Brod.
Mittagsmahlzeit. Mohrrüben und Saubohnen mit Speck oder Schulterblatt. Butter.
Vesperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Graupensuppe, Eyerkuchen, Butter.

Sonntag.

Mittagsmahlzeit. Erbsen und geräuchertes Fleisch.

In der Heuärnde wird den Schnittern nicht mehr, wie in der Getreideärnde, ganzes oder starkes, sondern Nach- oder Speise-Bier, auch bey den Mittagsmahlzeiten kein Branntwein mehr gegeben.

Das Frühstück im Felde, welches mit der Suppe angefangen wird, muß, wie in der Getreideärnde, den Schnittern zugeschickt werden. Das Vesperbrod hingegen müssen sich die Schnitter in einem Kober (einer Tabel), wie auch das Getränk, selbst mitnehmen, wenn sie des Mittags im Hause gegessen haben.

Wenn die abzumähenden Wiesen vom Hause allzu weit entfernt sind, so ist es besser, den Schnittern die Mittagsmahlzeit, das Vesperbrod und das nöthige Getränk, hinaus zu senden, damit sie durch Hin- und Hergehen nicht unnützer Weise die Zeit verbringen.

Sind die Wiesen meilenweit vom Hause entlegen, welches gemeiniglich das Schicksal hoch gelegener Oerter ist, da läßt man die Grasmäher mehrentheils hinfahren, und sogleich das auf so viele Tage benöthigte Essen mitnehmen, als sie von Hause wegbleiben müssen um die Wiesen hinter einander weg abzumähen. In diesem Falle hat das Herkommen schon gewisse Speisen, ihrer Art und Vielheit nach, festgesetzt, welches eine Hausmutter wissen und beobachten muß.

Aerndewoche zum Heumachen, nachdem das Gras abgemähet worden.

Montag.

Frühstück im Hause. Hirsesuppe, Butter und Käse.
Mittagsmahlzeit. Klöße und Speck. Butter.
Vesperbrod, ist nicht mehr gebräuchlich; es wäre denn, daß die Leute von ihrer Mittagsmahlzeit im Felde sich noch etwas erübriget hätten. In diesem Falle müssen sie sich eigens

Wenn die Mittagsmahlzeit auf der Wiese zwar verzehrt worden, und unvermutheter Regen die Leute herein treibt, muß die Hausmutter, wenn sie Tagelöhner weibliches Geschlechts hat, solche nicht entlassen, sondern sie nebst ihren eigenen Mägden im Hause, oder auf dem Hofe, oder in den Gärten, zu anderer Arbeit sogleich anstellen, damit ihre Mittagsmahlzeit nicht vergebens und ungerechnet genossen sey. Sie muß daher niemahls ohne Plan seyn, damit sie sofort wisse, was bey geänderter Witterung mit den Leuten anzufangen sey. Der Hausvater aber muß alsdenn auch die Knechte und die Tagelöhner männliches Geschlechts anweisen, was sie währendem Regenwetter thun sollen. Eben so gut ist es, wenn das Wetter vormittags noch unentschieden ist, und man doch auf den Mittag, falls noch Heuwetter würde, die Tagelöhner nicht zusammen bringen könnte, daß man ihnen das Frühstück gebe, und sie zu andern Arbeiten anstelle, die sie den ganzen Tag beschäfftigen, wofern das Wetter nicht gut würde. Käme aber Sonnenschein, so wäre gar viel verloren, wenn man nun nicht die ganze Anzahl seiner Leute beysammen hätte, um das Geschäfft des Heuens zu vollenden. Ein versäumter halber Tag kann sehr schaden.

Nichts ist übler und verdrießlicher, als wenn das Heu naß eingeführt wird, weil es sich gemeiniglich über einander entzündet, und dem Vieh in der Fütterung recht zu einer Pest wird. Es bekommt einen bittern Geschmack, welcher von dem feinen sich anlegenden Schimmel herrührt; und dieser ist dem Viehe so schädlich, daß man es zu Tode damit füttern kann. Dieser Schimmel ist auch die Ursache, daß Heu, welches bey anhaltendem Regen sich auf der Wiese in Haufen sehr erhitzt hat, und beym Streuen oft recht dampfet, hernach, wenn es bey Sonnenschein trocken gemacht wird, im Wenden einen Staub von sich gibt, als wenn es verschlämmt wäre.

Im 19 St. der hannöver. gel. Anz. v. J. 1753, Col. 247, f. gibt ein gewisser Schelworth folgende Ursachen an, wodurch das Heu in eine Flamme geräth. 1) Wenn das Heu naß eingebanset wird; 2) wenn

2) wenn viel Wegewartkraut und rother Heinrich in dem Heu befindlich ist; 3) ist dasjenige Heu, welches auf niedrigen und feuchten Wiesen wächst, einer Gefahr der Entzündung weit mehr unterworfen, als dasjenige, so auf hohen, trocknen und bergigen Wiesen wächst, indem in jenen das vorgenannte Kraut sich häufig findet, und das Heu von feuchten Wiesen, weil es weicher, fetter und saftreicher, als das von trocknen Wiesen, zu seyn pflegt, sich viel fester auf einander packt, zumahl wenn es nicht recht trocken eingebracht ist.

Daß der rothe Heinrich und das Wegewartkraut an dem Entzünden des Heues Schuld seyn, darin tretet man sich. Alles Gras und Kraut, welches ein häufiges wesentliches Salz, und nach seiner Einäscherung ein häufiges Laugensalz liefert, ist hieran hinderlich; dasjenige Gras hingegen, welches hiervon größtentheils befreyet ist, insonderheit das langschössige zackige Wiesengras, ist hierzu am ersten fähig. Wenn dasselbe mit einer gewissen Feuchtigkeit eingebansel wird, kommt es damit in Arbeit, daß es sich erhitzt, und, wie man sich auszudrücken pflegt, brennt. Ist dieser Feuchtigkeit so viel, daß es bey dieser Arbeit nicht völlig ausdünsten kann, so wird es zu Mist. Wenn dieser Feuchtigkeit etwas weniger ist, oder vor seiner völligen Auszehrung etwas Luft bekommt, so verbrennt es dieses Gras, daß es schwarz wird. Wenn aber diese Feuchtigkeit ein Gleichgewicht hat, der Ballen Heu auch nicht allzu klein, und vornehmlich wenn er sehr dicht auf einander gedrückt ist, so jagt diese Hitze die innere Feuchtigkeit gänzlich hinaus, daher man an dem Rande eines solchen Heuhaufens die Feuchtigkeit tropfenweise hängen findet. Durch die Arbeit der innern Hitze wird dieses innere Heu zu einer völligen Kohle, welche sich von selbst entzündet, so bald sie von der äußern Luft Gelegenheit bekommt, ihr Feuer auszubreiten.

des Pfahles hinauf. In diese Löcher werden höherne Zacken oder Stifte, die etwa 2½ Quartier lang, und so stark sind, daß sie die darauf zu legenden Stangen mit dem Heu tragen können, geschlagen. Diese Pfähle mit den Zacken werden alsdenn fest in die Erde gestoßen, so daß sie etwa 8 bis 9 Ellen von einander abstehen. Solchen Zwischenraum nennt man einen Gälf. Die Pfähle müssen sich ein wenig hinten über neigen, insonderheit gegen Norden, und werden auch auf beyden Seiten mit 4 bis 5 Ellen langen Stützen befestiget, damit die Stangen, oder so genannten Haßjöro, welche 10 bis 12 E. lange abgerundete Fichtenstangen, und dicker als starke Hopfenstangen sind, desto fester auf den Zacken zwischen den Pfählen liegen mögen. Unterdessen, daß man diese Maschine aufschlägt, wird das Gras in Schwaden geharket, in Bünde zusammen gefasset, und auf die Stangen geleget. Wenn die unterste vollgesetzt ist, wird auf die nächsten Zacken die zweyte Stange geleget, und solcher Gestalt mit Legung des Heues bis oben hinauf, und bis alle Gälfe voll sind, fortgefahren. Auf der obersten Stange muß vornehmlich das Heu recht eben geleget werden, damit bey einfallendem langsamen Regen keine Lecken entstehen. Nach 8 oder 14 Tagen, nach dem die Witterung ist, wird das Heu eingefahren. Auf jetzt beschriebene Art wird um Fahlun mit dem Heu verfahren.

Fast ein gleicher Gebrauch ist in Jämteland, insonderheit bey abgelegenen Mohrwiesen, von welchen das Heu nicht eher, als im Winter, abgefahren werden kann. Man hängt daselbst das nasseste Gras auf solchen Haßjör, wo es in wenig Tagen vom Winde völlig trocken wird. Die Haßjör werden daselbst auf folgende Art gemacht. Zwey Par Pfahle werden in den Boden so weit von einander eingeschlagen, daß 3 vollkommene Heubünde dazwischen liegen können. Unten am Boden werden Stöcke oder Büsche gelegt, damit das Heu nicht im Wasser sinke. Auf solche Unterlagen werden 3 Bünde oder Arme voll in der Reihe zwischen den Pfählen, und darauf eine Stange geleget, und so weiter schichtweise, bis es 18 Bünde sind, die man für ein Winterfuder für ein Haupt Vieh rechnet.

Schwedisches ökonom. Wochenbl. Greifsw. 1765, 8. S. 309, fgg.

Wenn das Heu gehauen, gedörret und eingebracht worden, wird es entweder in besonders dazu erbaueten und bestimmten Scheuern, (Heuscheuern, Heu-Scheunen) oder auf Böden (Heuböden), Fr. Fenil,

nil, Grénier à foin, wozu besonders die Böden über den Kornscheuern oder über den Viehställen genommen werden, aufbewahret. Alle Behältnisse, in die wir unser neues Heu bringen, müssen billig vorher wohl gereiniget werden. Denn nichts zieht die Feuchtigkeit und allen übeln Geruch so leicht und so bald an sich, als dieses. Man wird daher wohl thun, wenn man, nach geschehener Reinigung, wozu ich auch eine sorgfältige Durchlüftung des Bodens rechne, denselben mit gut getrocknetem und dürren Stroh, wenigstens eine Hand dick, über und über bestreuet, und alsdenn das Heu darauf legt, dieses aber oben ebenfalls mit Stroh wohl bedeckt. Ist noch Vorrath von altem, reinem und wohlbehaltenem Futterstroh da, so wollte ich rathen, immer mit einer Schicht Stroh auf eine Lage Heu abzuwechseln. Die Vortheile dieses Verfahrens sind unschätzbar. Das Stroh bewahrt das Heu vor dem Erhitzen, welches sich so oft eräugnet, und allemahl schädlich ist. Dagegen erhält das Stroh vom Heu einen angenehmen Geruch, und wird alsdenn vom Vieh sehr gern gefressen. Haferstroh wird also unter das Kuhheu, Gerstenstroh unter das Pferdeheu, und so die andern Arten des Futterstrohes unter das Heu, welches für die übrigen Thiere gehört, eingeschichtet. Auf diese Weise dauert Heu und Stroh viele Jahre, und beydes ist in diesem Zustande gesundes und nahrhaftes Futter. Auf den Böden über den Ställen sieht man nur vornehmlich auf die Reinhaltung des Heues von den aus den Ställen sich hinauf ziehenden Dünsten und Gestank; daher bestreuet man nur den Boden dick mit gemeinem, aber trocknen, Stroh, ehe man das Heu darauf legt, so zieht das Stroh alle Dünste und Feuchtigkeiten an sich, und das Heu bleibt trocken, wohlschmeckend, und vor aller Fäulung sicher. Die Dünste aus den Ställen ziehen um desto mehr hinauf, wenn in den Viehställen, wie an vielen Orten,

zumahl bey den Bauern, üblich ist, oben über den Balken bloße Stangen gelegt, und diese Schütte bey Schütte mit Stroh bedeckt werden. Es ist aber dem Heu allemahl zuträglicher, und in Feuersbrünsten sicherer, die Ställe mit ordentlichen Decken zu versehen, und zwischen den Balken alles mit Strohlehm auszustaken; oder, welches fast noch besser ist, die Balken mit Schwarten zu belegen, und über diese einen Lehm-Aestrich zu schlagen. Zugleich muß man das Heu und anderes Futter vom Dache so weit ab legen, daß man auf allen Seiten neben dem Dache an dem Heu herum gehen kann, und folglich so, daß das Heu allemahl nur auf der Mitte des Stalles liege. Wer es also leget, wird allezeit reines und gesundes Futter für sein Vieh behalten; da hingegen andere, welche es an die Dächer legen, wo es nicht nur den aus dem Stalle aufsteigenden Dunst und Gestank in sich zieht, sondern auch von der Wetterfeuchtigkeit am Dache benetzet wird, nur dumpfiges, staubiges und ungesundes Futter bekommen.

Wer mehrere Kosten anwenden will, kann über den Heuböden Dampfzüge und Zugessen, wie über den Getreidescheunen, anbringen. Von doppeltem Nutzen sind dieselben, wenn man sie aus den Ställen durch die Heuböden, welche gemeiniglich darüber ihren Platz haben, führt, über der Fassung aber auf dem Hahnenbalken, 4 Oeffnungen läßt, wodurch die Dünste von dem Heu ihren Ausgang finden. Eine ausführlichere Beschreibung dieser Einrichtung wird im Art. Stall vorkommen.

Zur Erhaltung des in nasser und unbeständiger Witterung etwas feucht und zähe eingefahrnen Heues, hat man bereits im 18 B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1756, S. 70, f. den Rath ertheilt, zwischen jedem Rechenzuge, den man in die Scheuer oder auf den Boden bringt und herum

herum wirft, eine Hand voll Salz auszuſtreuen, und zwar auf eben die Art, wie der Ackermann die Saat weit aus einander ſtreuet. Man behauptet, daß das zähe eingeführte und auf ſolche Art mit Salz beſtreute Heu ſich nicht erhitze, noch viel weniger dumpfig werde, ſondern beſtändig kalt bleibe und ſeine grüne Farbe behalte, auch feucht und geſund bleibe, und dem Vieh zugleich Luſt zum Saufen mache, wovon ſich daſſelbe allezeit wohl befindet und mehr Milch gibt. Auch wenn man das Heu ganz trocken einführen könne, ſey es doch nützlich, Salz darunter zu ſtreuen, weil das Salz die natürliche Feuchtigkeit deſto mehr bewahret, und durch einige Feuchtigkeit hindert, daß das Heu nicht zerbröckelt noch verſpillet wird. Auch in Amerika iſt das Einſalzen des vom Regen verdorbenen und auf dem Felde beynahe verfaulten Heues gebräuchlich. So bald eine Schicht Heu, ungefähr 6 Zoll dick gelegt iſt, wird ſie ganz mit Salz überſtreuet; darauf werden andere Schichten Heu geleget, und auf gleiche Weiſe wieder mit Salz beſtreuet, bis alles Heu aufgeſchobert iſt.

Im 11 St. des Goth. gemeinnutzl. Wochenbl. v. J. 1779, und 51 St. der ökon. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſ. v. d. J. theilt jemand folgende Nachricht von dem Einſalzen des Heues, aus eigener Erfahrung mit. Auf einen einſpännigen Karren Heu nimmt man 1 Mäßchen Salz; auf ein zweoſpänniges Fuder, 1½ bis 2 Mäßchen, u. ſ. f. Ueberhaupt kann man lieber etwas mehr, als weniger, nehmen, indem es bey dem Füttern im Winter wieder zu gute kommt. Wenn eine Schicht Heu auf den Boden gelegt worden, ſtreuet man etwas Salz auf daſſelbe herum, und fährt damit bey jeder Schicht fort, bis man auf das oberſte etwas reichlicher, als auf die andern, ausſtreuet. Wenn das eingelegte Heu nach etlichen Tagen zu dünſten anfängt, ſo zergeht das eingeſtreute Salz, und dringt in das Heu hinein, von welchem es hernach nicht wieder getrennt wird.

Der Nutzen davon iſt dieſer: 1) Das ſaure, grobe und ſchilfige Heu, welches an ſumpfigen Orten wächſt, und von den Pferden noch zur Noth, von den Schafen und dem Rindvieh aber gar nicht gefreſſen wird, wird, auf dieſe Art zubereitet,

gar gern gefressen. Ich habe den Unterschied vielmahls mit Augen gesehen, da grobes uneingesalzenes Heu von dem Vieh verachtet, eben dasselbe aber eingesalzen, mit Appetit gleich dem guten Heu verzehrt wurde. Die Ursache hiervon ist leicht zu errathen; denn da alles Vieh das Salz liebt, das Heu, welches rauh und grob ist, auch dadurch etwas mürber gemacht wird, so wird es, auf solche Weise zubereitet, lieber gefressen. Diejenigen also, die solche Wiesen haben, die schlechtes Heu geben, können durch dieses Einsalzen ihr Heu etwas verbessern, wenigstens den Vortheil erlangen, daß das Vieh dasselbe frißt, und nicht, wie sonst geschieht, unter sich tritt. Auch diejenigen, welche ihr Heu auf etliche Jahre einlegen wollen oder aufbehalten müssen, oder die mit dem Heu ins Wetter kommen, daß es etwas bleich wird und von seiner Güte ein merkliches verliert, können es durch das Einsalzen dahin bringen, daß es von dem Vieh gern genossen wird. Ja, ich glaube, daß es bey großen Magazinen, wo vieles Heu von verschiedener Güte über einander gelegt wird, guten Nutzen stiften sollte. Ich kenne einen Wirth, dem ich dieses Mittel bekannt machte, der von der Zeit an, alles schlechte Heu in der Gegend um einen wohlfeilen Preis zusammen kaufte, aber gleichwohl so guten Abgang hatte, daß die Fuhrleute es nicht begreifen konnten, warum ihre Pferde das dem Ansehen nach schlechte Heu so gern fräßen. 2) Ist solches eingesalzene Heu allem Vieh, besonders den Schafen, gesund. Denn das Salz ist letztern, bekannter Maßen, eine Arzeney, die ihr Blut reiniget, und sie vor vielen Zufällen bewahrt. Sie gedeihen daher noch einmahl so gut, wenn sie ordentliches Salz bekommen. Ich glaube aber, daß es ihnen weit zuträglicher wäre, wenn sie das Salz nach und nach, als wenn sie dergleichen viel auf einmahl bekommen, wie solches bey dem alle 14 Tage bis 3 Wochen gewöhnlichen Salzen geschieht. Denn da fallen sie es sehr begierig an, überfressen sich, und bekommen nicht selten üble Zufälle; fressen sie aber eingesalzenes Heu, so bekommen sie solches nach und nach, und müssen sich nothwendig gut dabey befinden. In der Lausitz und einigen andern Gegenden auf den Gütern pflegt man den Schafen ganze Stücke Salz hin zu setzen, von welchen sie nach Belieben lecken, und wobey sie sich weit besser befinden, als wenn sie, nach der gewöhnlichen Weise, das Salz auf einmahl bekommen. Es würde daher nicht unrecht seyn, wenn man, um dieses Nutzens willen, das gute eben so wohl als das schlechte Heu einsälzte. 3) Man verliert das eingestreute Salz nicht; denn das

Vieh,

Vieh, welches dergleichen Heu frißt, verlangt kein Salz. Daher diejenigen, welche ihr Vieh alle 14 Tage salzen müssen, solches kaum in 6 Wochen nöthig haben; ja, wenn es beständig dergleichen Heu frißt, so hat man, solches zu thun, gar nicht nöthig".

Die Heuböden sind mit, einander gerade, oder meist, gegenüber stehenden Fenstern oder Oeffnungen, und diese mit Drahtgittern zu versehen, damit die Luft wechseln, und von einfliegenden und einsteigenden Thieren darin nicht gemistet werden könne. Vornehmlich ist im Anfange der Zugang der freyen Luft nöthig. Wider die Mäuse und Ratzen auf den Heu-Böden, sind die Fallen, wenn deren mehr als einerley Art aufgestellet wird, das sicherste Mittel. Gift dagegen hin zu setzen, ist gänzlich zu widerrathen. Allenfalls können, bis man genugsame Fallen angeschaffet hat, Katzen geduldet werden; solche Katzen aber schlagen, wegen des baldigen Verwöhnens, selten recht ein, und richten auch selbst auf den Futterböden viel Ungelegenheit an. Die Verunreinigung des Futters verursachet eine faulende Gährung, oder Schimmel und Moder, welche das Futter unbrauchbar machen.

In den Scheuern, zumahl wenn solche gemauert sind, wie gemeiniglich die herrschaftlichen Scheuern auf den Meierhöfen aus starken Mauern bestehen, darf das Heu niemahls an die Mauerwände angeschlagen werden, sondern man muß einen leeren Raum von 1½ bis 2 Schuh, zwischen dem Heue und der Mauer lassen, damit Platz zum Ausdünsten und zu der reinen frischen Luft bleibe. In einigen Gegenden, wo eine gute Ausübung der Landwirthschaft beobachtet wird, pflegt man in den Scheuern das Heu, (welches aber durchaus trocken seyn muß,) zu beyden Seiten der Dreschtenne auszubreiten, und auf das Heu die Winter- und Sommerfrüchte zu legen, welche dasselbe dergestalt fest zusammen drücken, daß es schwer hält, nur einen einzigen Heuhalm heraus zu ziehen. Weil es

nun

nun beschwerlich, ja fast unmöglich ist, das Heu unter dem Getreide mit den Händen oder Fingern heraus zu rupfen: so hat man die so genannten Heurupfer erfunden. Diese werden gemeiniglich von einem Stabe von hartem Holze verfertiget, welcher vorn spitzig gemacht wird, und zu beyden Seiten zwey gegen einander stehende Aeste hat, die bis auf zwey Zoll abgeschnitten sind. Die Spitze an dem Heurupfer bekommt also die Gestalt einer Nadel in einem Compaß, oder eines Pfeiles. Man läßt dergleichen auch von Eisen verfertigen, und einen 1½ oder 2 Schuh langen, hölzernen Stiel daran machen. Mit der Spitze sticht man in das Heu hinein und zieht zurück, so wird jedes Mahl ein Büschel Heu mit heraus gezogen. Der Nutzen einer solchen Einrichtung ist dieser, daß das Heu in einer gleichen Festigkeit und Schwere über einander liegen bleibt, und den Geruch besser beysammen erhält.

In guten und feuchten Jahren hat man öfters solche reiche Heuarnden, daß die Scheuern und Böden nicht hinreichend sind, dasselbe zu fassen, und man daher genöthiget wird, dasselbe in so genannte Heuscheiben zusammen zu bringen, und aus diesen hernach Heuschober aufzuschichten, oder Heuberge und Heumagazine zu errichten. Unter Heuscheiben, welche auch Flatschen, Schoberflatschen, oder Schoberflecke genannt werden, versteht man runde Haufen oder vielmehr Scheiben, welche 5, 6 bis 8 Klafter im Umkreise haben, aber nur ½ Elle hoch sind, und aus den Wetterhaufen des gemäheten Heues gemacht werden. Wenn das Heu völlig trocken ist, werden aus diesen Heuscheiben, große, runde, oben spitzig zugehende Haufen, welche man Heufehme, Heufeimen (s. Th. XII, S. 425), Heuhaufen, Heuschober, Heuschocke, Heustapel, Heustöcke, im Oberd. Tristen, im Osnabrück. Duuf, Röckel, nennt, zusammen gesetzet.

Ei-

Einen Heuschober anzulegen, in welchem sich das Heu erhalten soll, dazu gehört trocknes Heu, welches durchaus eine gleiche Dürre hat; und es muß bey klarem Wetter auf folgende Art geschehen. Man sucht einen erhabenen Ort aus, der von keiner Ueberschwemmung erreicht werden kann, welcher auch nicht zu nahe bey bewohnten Häusern, oder bey einem Dorfe liegt, damit, bey entstehender Feuersgefahr der Schober von keinen Flammen ergriffen werden möge, folglich einen etwas entfernten Ort, welcher erhaben liegt, und dessen Boden von einer trocknen Erdart ist. Daselbst richtet man hohe und starke Stangen oder Pfähle auf, in der Höhe wie man die Schober zu schlagen gedenkt; doch niemahls über 3½ Klafter. Diese Stangen werden nicht so wohl zur Haltung der Schober, als vielmehr zum Ziele genommen, wie nahe und wie weit man mit dem Heue den Abstand davon zu nehmen hat; auch damit man oben am Ende eine Stürze oder einen Hut von Stroh, Schilf oder Rohr, über den Schober befestigen könne. Der Umfang oder Umkreis des Heues um die Stangen kann 3 Klafter im Durchschnitt halten. Das Heu, welches um die Stangen herum geleget wird, darf solche bis auf 2, wenigstens 1½ Schuh, nicht berühren, damit eine hohle Oeffnung um die Stangen herum von 3 bis 4 Schuh im Diameter daselbst bleibe, welche zur Ausdünstung für das Heu und zum Eindringen der frischen Luft nöthig, und für das Heu nützlich ist. Das Heu muß so fest, als möglich, auf einander geschlagen und zusammen getreten werden. So oft man ungefähr 3 Schuh hoch Heu um die Stangen herum auf einander geschlagen hat, muß mit einem Rechen das gegen die Stangen hervor ragende Heu abgerechet, und der Höhlung eine gleiche Weite beybehalten werden. Auswendig geht diese Heupyramide nach oben allmählich zugespitzt, bis sie ihre bestimmte Höhe erreicht hat. Zu ihrer Befestigung gegen heftige

Sturm-

Sturmwinde hängt man, wenn die Höhe des Heues 1 Klafter über der Erde ist, Aeste, die wie eine Gabel gewachsen sind, hin und wieder gegen die Windseiten. Um die Stangen, und auf die buschigen Zweige dieser Aeste wird wiederum Heu geschlagen, bis man mit der Höhe zu Ende ist. Dieses verbindet das Heu und die Schober dermaßen zusammen, daß sie den stärksten Stürmen widerstehen können. Oben über dem Heue wird die Stürze oder das Dach an der Stange befestiget. Dieses überdeckt den Schober, und verhütet, daß kein Regen in die Höhlung eindringen kann. Um dieses Dach herum müssen Reife von krumm gebogenen starken Ruthen oder Gerten, mit langen hölzernen Gabeln, in den Schober gestecket und befestiget werden, damit sich das Dach durch den Wind nicht in die Höhe sträuben möge. Bey den auf solche Art verfertigten Heuschobern hat man nicht zu befürchten, daß jemahls einiges Heu verderben werde.

In England hat man eine Art von Heumagazinen, deren von Stroh oder Schilf gemachte Dächer beweglich sind, damit sie, so wie der Vorrath vom eingesammelten Heue abnimmt, herunter gelassen werden, und wenn man es haben will, ganz nahe über demselben hängen können; siehe Fig. 1314. Man trifft sie auch häufig in den hollsteinischen Marschländern an, wo man sie Heuberge nennt. Unten ist ein leerer Platz von der Höhe, daß man im Winter Wägen, Pflüge und anderes Ackergeschirr darunter stellen kann. Alsdenn kommt ein einfacher bretener Boden, worauf das Heu gelegt wird. Kalm, in seiner Beschreibung der Reise nach dem nördlichen Amerika, thut eines solchen Magazines, welches es in Hereford-Shire, in einem Forste angetroffen hat, Erwähnung. Die Einrichtung des ganzen Gebäudes war diese. Man hatte in jeder Spitze eines abgezeichneten Viereckes einen Pfahl eingeschlagen, welcher 15 Ellen lang war.

Die

Die Pfähle waren 7 E. von einander entfernt. Zwischen diesen war unten ein Verschlag von eichenen Bretern gemacht, dessen Höhe von dem Boden 4 E. betrug. Ueber demselben schwebte ein Halmdach, welches auswärts gebogen war, und die Hälfte eines Acht-Eckes vorstellte, welches von gleichschenkeligen Dreyecken eingeschlossen wird. Seine untere Verbindung aber bestand aus Hölzern, die an den Ecken in einander gefüget waren. Diese bildeten also ein Quadrat, welches die Pfähle aufs genaueste umschloß, so daß jeder Winkel einen davon in sich fassete. Damit aber die Bewegung eine größere Festigkeit haben möchte, war noch ein besonderes Bret, welches an beyden Enden ausgerundet worden, von einer Fuge der Raute nach der andern angenagelt, welches eine Art von Dreyeck hervor brachte; denn die Krümmung selbst gab hierzu die eine Seite ab, und die beyden andern wurden durch die Winkel formiret. Jetzt hatte also das Dach seine Haltung, und konnte an den Pfählen, nach Verlangen, erhöhet und erniedriget werden. Er hat auch einige dieser Scheuern gesehen, bey denen die Schwellen der Bedeckung die Ständer nur von innen, doch ganz genau, berührten, indem diese durch einen hölzernen Bogen gingen, der an jenen befestigt war. Sonst war in Ansehung der übrigen Einrichtung nichts verändert. Denn durch die Pfähle waren in beyden Fällen viel Löcher über einander gebohrt, welche ganz durchgingen, und für dicke eiserne Nägel oder Bolzen bestimmt waren, welche das Dach aufhalten sollten. Wenn man daher dasselbe zu erhöhen hatte, mußte ein Kerl bey jeder Ecke aufsteigen, und mit der Schulter die Last allmählich an den Ständern hinauf schieben, so weit man es haben wollte. Hier wurde alsdenn das Eisen eingesteckt, auf welchem die Bedeckung hernach ruhete; so wie man jenes nur ausziehen durfte, wenn diese eine niedrigere Stellung erforderte. Die Dicke der Halm-

La-

Lagen, aus denen das Dach bestand, betrug etwas weniger als 1 Fuß. Das Heu hält sich auf diese Art ungemein gut, weil die Luft beständig durchstreichen kann. Nur das äußere leidet etwas vom Regen, und wird bleich.

Sonst wird in England das Heu gemeiniglich in Haufen oder Stapeln aufbehalten, welche man Fig. 1315 abgebildet sieht. Die Bereitung eines solchen Stapels geschieht nicht viel anders, als man mit der Ladung eines Fuders auf den Wagen thut, und wird nur, so viel möglich, derb zusammen getreten und gestampfet, auch von außen wohl gekämmet und geschlagen, um es in die verlangte Figur zu bringen. Es kommt also 1) vornehmlich auf die Figur an, welche, da die Leute dazu geübt sind, sehr artig und accurat gemacht wird, auch also zu machen nöthig ist. Der Vortheil besteht hauptsächlich darin, den Haufen unten schmahl, gegen die Mitte am breitesten, von da aber bis zur obersten Höhe wieder abhängig und scharf zu formiren, just wie das Satteldach eines Hauses. 2) Daß der Haufen nicht auf der bloßen Erde stehen muß. Weil nun in England der Schnee fast niemahls ¾ Elle hoch liegt, so macht man das Gerüst, welches in etlichen, mit Bretern weitläuftig belegten, Balken besteht, kaum ½ Elle hoch; dieses muß also in Deutschland, wegen des Schnees, wenigstens 1 Elle hoch seyn. 3) Daß derselbe mit langem Stroh beleget oder gedecket wird, wie man das Dach eines Hauses zu bedecken pflegt; doch reicht das Dach nicht weiter, als bis über die Mitte, wo der Haufen gegen den Fuß anfängt schmahl zu werden, indem der ganze untere Theil frey und unbedeckt bleiben muß, um das Durchstreichen der Luft zu genießen. Zur Bedeckung wird gemeiniglich Weitzenstroh genommen. Man sticht, in dieser Absicht, da wo die Bedeckung angehen soll, mit einem zugespitzten Stocke, längst den Seitenlagen, häufige

sige Löcher, und zwar horizontal, ein. Hierauf nimmt man Bündel von dem langen Halme, und macht an dem einen Ende bey jedem eine Flechte. Diese wird hernach, vermittelst des Stabes, in die gemachten Löcher hinein gepresset, so daß sie in denselben recht fest sitzen muß. Wenn man auf solche Art mit der untersten Reihe fertig geworden ist, fährt man, ungefähr ½ Elle höher, fort, eine nach der andern, mit der vorigen parallel, auszustechen, und eine neue Schicht von Halmbündeln zu befestigen, welche jedes Mahl das obere Ende der niedrigern bedeckt. Solcher Gestalt kommt man endlich bis zum Gipfel. Dieser erfordert eine besondere und noch dauerhaftere Bedeckung. Man belegt ihn daher, der Länge nach, mit trocknem Farnkraute, und hiernächst mit Halm. Und da auch die vorige Verbindung hier nicht Statt findet, wird eine andere gebraucht, welche zugleich dem ganzen Dache noch eine stärkere Haltung gibt. Man heftet nähmlich von beyden Seiten, über dem Strohe, eine lange Stange, durch verschiedene dazu abgeschlißte Aeste, welche einem Haken gleichen. Denn diese drücken, indem sie in das Heu mit Gewalt getrieben werden, zugleich das Holz mit nieder, und geben dadurch dem Strohe die nöthige Befestigung. Eine ähnliche wird an den Ecken, welche die Giebel mit dem Dache machen, angebracht, indem auch hier durch gekrümmte Aeste lange Stangen angeklammert werden, welche verhindern, daß der Wind die Bedeckung nicht so leicht fassen und abwerfen kann. Das Stroh liegt 4 bis 5 Zoll dick. Die sehr großen Haufen, welche wenigstens 24 Ellen lang, und 10, oder mehr, breit sind, werden allemahl nach obgedachter Figur gemacht, und heissen Reaks; die kleinern aber, vornehmlich für das Grummet, macht man öfters rund, und heissen alsdenn Cocles. Das Heu hält sich so vortrefflich darin, daß

man ſich an dem Geruche vergnüget, wenn der Haufen aufgeriſſen oder angeſchnitten wird.

Die Art aber, das Heu davon zu nehmen, iſt ſo merkwürdig, als bequem. Man bedient ſich hierzu eines langen Meſſers, juſt wie die engliſchen Sägen ſind, wie man denn auch nicht anders als ſolche Sägen dazu nimmt, nachdem die Zähne ab- und ſolche ſcharf geſchliffen ſind; Fig. 1316. Hiermit ſchneidet und ſticht man von oben herab in den Heuhaufen, und ſo gleichfalls von den Seiten ꝛc. um allemahl ein rechtwinkelig viereckiges Stück herunter zu ſchneiden. Dieſe Stücke ſind gemeiniglich etwas über 1 Elle lang, faſt eben ſo breit, und eine gute halbe Elle dick. Sie laſſen ſich ganz heraus nehmen ohne zu zerreiſſen, ſind ziemlich derb, und werden alsdenn kreutzweiſe mit einem Strohſeile gebunden, um ſie fortzuſchaffen. Sie laden ſich alſo überaus bequem, und werden nach dem Gewichte verkauft. Wenn nun eine Seite oder Schicht alſo viereckig bis auf den Boden heraus geſchnitten iſt, fährt man alſo fort, ferner von oben bis auf den Boden ein Stück nach dem andern herunter zu ſchneiden. Es ſchadet dem Haufen nichts, wenn er alſo angeſchnitten iſt, weil es ſo gerade und hart wie eine Wand da ſteht, und allemahl zwey oder mehr rechtwinkelige Seiten darſtellt. Man fährt fort, in der Maße das Heu herab zu ſchneiden, bis der Haufen verbraucht iſt, welches bisweilen kaum in einem Jahre geſchieht, ohne dieſe Wände zu bedecken. Es wird aber eine geübte Hand dazu erfordert, daß man gerade ſteche und ſchneide, theils um die Stücke fein ganz und eben heraus zu ſchneiden, theils eine gerade perpendiculäre Wand zu laſſen. Ein ſolches Heu wird von den Rindern mit ſo großer Begierde verzehrt, daß ſie faſt alles andere Futter ſtehen laſſen, wenn ſie dieſes haben können. Es halten auch alle erfahrne Haus- und Land-Wirthe ſolches den Kühen gar zuträglich, indem ſie einen ſtarken

Durſt

Durſt darnach empfinden, und eine Menge Waſſer darauf trinken, welches die Milch bey ihnen vermehret.

No. 9 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 69, f.

Leipz. Samml. 184—192 St. Lpz. 1767, 8. S. 85, fgg.

v. Eckhart Experimental-Oekonomie, nach der Ausgabe des Hrn. Kammerr. Suckow, Jena, 1778, gr. 8. S. 139.

Pet. Kalms Beſchreib. der Reiſe nach dem nördl. Amerika, 1 Th. Gött. 1754, gr. 8. S. 256, fgg.

In Ungarn macht man aus dem abgemäheten und getrockneten Heue kleine Haufen, die man Petrenzen nennt. Eine Petrenze iſt ſo viel, als 2 Perſonen auf 2 Stangen tragen können. Solche tragen ſie auf Stangen zu 30, 40, auch 50, zuſammen, und formiren einen kegelförmigen Haufen daraus, welchen ſie einen Schober oder Kegel nennen. Dieſe Schober läßt man nach Gelegenheit auf der Wieſe ſtehen. Wenn ſich das Heu gut geſetzt hat, legen ſie an den untern Theil des Kegels, ungefähr 2 Schuh hoch von der Erde, eine doppelte Kette, ſpannen 6 oder 8 Ochſen an die Kette, und führen dieſen Schober, der ſeine 25, 30, auch mehr Centner wiegt, ohne Wägen, bisweilen aber auch mit Wägen, wieder auf einen andern Platz, wo ſie dieſer Schober zu 2, 3, 4 auch mehr hundert zuſammen wieder auf einen Haufen führen; dieſen Haufen aber geben ſie die Form eines länglich gedeckten Hauſes, deſſen Breite 4 bis 5 Klafter, die Länge 10, 20, 30, 40 und mehr Klafter, die Höhe aber der Breite gleich iſt. Einen ſolchen Haufen nennen ſie eine Triſte. In dieſen Triſten bleibt das Heu Sommer und Winter unter freyem Himmel in offenem Felde ſtehen, bis man deſſen benöthigt iſt, da man denn ſolches durch eine Heuſchere oder eine Hacke abſticht oder abhacket, und dem Vieh auch wieder unter freyem Himmel, ohne Krippe, zur Winterszeit bey Regen und Schnee zum Futter reichet.

42 St. der Stutg. phyſik. ökonom. gemeinnützl. Wochenſchr. v. J. 1757, Col. 650.

In Liefland fängt die Heuärnde in der Mitte des Junius an, und dauert oft bis in den Herbſt hinein; und doch bleiben jährlich manche Heuſchläge, wo Ueberfluß daran iſt, ungemähet. An Grummet iſt alſo gar nicht zu denken. In einigen Gegenden hat man auf dem Heuſchlage Scheunen, in welche das trockne Heu zuſammen geführt wird. Das meiſte Heu bleibt in großen ſo genannten Kujen unter freyem Himmel ſtehen, bis man es im Winter bey bequemerer Zeit, und wenn man über die gefrornen Moräſte fahren kann, nach Hauſe führt. Das Heu wird zuvörderſt in kleine runde Haufen, welche Saden oder Heurucken heiſſen, geſammelt. Unten liegen 2 Baumzweige, an welche man ein Pferd, oder auf weichem Boden ein Par Ochſen ſpannet, um die Saden zuſammen zu führen, und ſie in Kujen zu ſchlagen. Dieſe ſind große zirkelrunde ſpitzige Haufen, welche unten von eingeſchlagenen und mit Strauchwerk durchflochtenen Pfählen zuſammen gehalten werden. Wo Herbſt-Ueberſtröhmungen zu befürchten ſind, ſetzt man die Kuje auf ein ſtarkes, aus 4 Pfählen beſtehendes, Gerüſt. Es iſt nichts unerhörtes, mitten im Waſſer zu mähen, und das Gras zum Trocknen auf Anhöhen zu tragen. Weil feucht zuſammen geworfenes Heu zu rauchen anfängt, und verbrennt, wenn die Kuje nicht bald aus einander geriſſen und von neuem getrocknet wird, ſo macht man ſie durch eingeſetzte dünne Balken lieber etwas hohl. In ſorgfältig gemachten Kujen kann das Heu über ein Jahr ſtehen, ohne zu verderben. Die Zeichnung einer Heukuje, die eben aufgeworfen wird, imgleichen der Schober (Saden), wovon eine auf Stangen herbey gefahren wird, liefert Fig. 1317.

Aug. Wilh. Hupel topographiſche Nachrichten von Liefl- und Eſthland, 2 Band, Riga 1777, 8. S. 306, f.

Da wir ſo mannigfaltige Gattungen der Pflanzen auf unſern Grasfeldern haben, und hier grobes, dort feines,

feines, hier süßes, dort saures Heu machen: so ist es nicht nur schon an sich, der verschiedenen Güte des Grases wegen, nöthig, das Heu zu sortiren, sondern es macht auch der verschiedene Geschmack der Thiere, und ihre verschiedene Art, dieses Geschäft nothwendig. Und zwar muß dieses sogleich bey der Aernde auf der Wiese geschehen. Allenfalls kann der etwann auf den Wiesen hierin begangene Fehler, bey dem Einbringen des Heues in die Scheuern oder auf die Böden verbessert werden. Das feinste und kräftigste Kleeheu, wird für die jungen Kälber sowohl, als für die Fohlen und Lämmer; die zweyte Sorte zartes gutes Blumenheu, für die Mutterschafe; das dritte an Güte, für die Milch-Kühe und das gelte Schafvieh; das vierte für die gelten Kühe und die Zugochsen, auf ihre Böden geschaffet. Alles langhalmige, in etwas schilfige und saure Heu wird für die Pferde allein gefahren. Das ganz grobe Heu wird auf einen Boden allein gebracht, und mit unter dem Häckerling für die Mastochsen geschnitten, auch das beste davon des Abends auf die Raufen gesteckt.

Was mit verschlämmtem und verdorbenem Heu anzufangen sey, werde weiter unten lehren.

Das andere Gras, welches auf den zwey- oder dreymähdigen Wiesen nach dem ersten Abmähen wächst, wird, bereits erwähnter Maßen, Nachgras oder Grummet genannt. Nachdem das erste Heu eingebracht worden, muß man, vornehmlich bey heißer und dürrer Witterung, wobey die Graswurzeln sehr verdorren, die Wiesen mit hinlänglicher Wässerung erquicken, damit die Wurzeln dadurch erfrischet, desto geschwinder und häufiger wieder zum Wachsthum angetrieben werden, mithin das Grummet desto stärker und kräftiger wachsen könne. Dieses Nachgras läßt man, nachdem es die Umstände des Eigenthümers er-

fordern, entweder von dem Boden abfreſſen, oder zu einer neuen Aernde zum Abmähen heran wachſen.

Iſt das Nachgras zum Abhüten beſtimmt, ſo muß das große Vieh zuerſt darauf gelaſſen werden, und alsdenn müſſen die Schafe folgen. Dieſe freſſen noch, wenn Ochſen und Kühe nichts mehr finden können. Hernach läßt man den Boden einige Wochen ruhen, damit er ſich wieder erhohle; alsdenn kann das Vieh wieder darauf getrieben werden. Iſt hingegen das Grummet zu einer neuen Aernde zum Abmähen beſtimmt, ſo geſchieht dieſes, wie oben erwähnt worden, auf zweymähdigen Wieſen um Aegidii; ſind die Wieſen aber dreymähdig, ſo werden ſie das erſte Mahl gleich nach Pfingſten, das zweyte Mahl nach Johannis, und zum dritten Mahl um Michaelis gehauen. In vielen Wirthſchaften wird das Grummetmachen wegen der Aernde und Saatzeit ſehr ſpät vorgenommen. Mancher Haus- und Landwirth bildet ſich ein, daß ſein Grummet auch wohl noch wachſen ſoll, wenn es gleich wegen einfallender langen und kalten Nächte ſchon gelb wird. Am beſten iſt, 14 Tage vor Michaelis die Arbeit vorzunehmen, um ſpäteſtens um Michaelis fertig zu ſeyn. Das Grummet trocknet ohnehin ſchwer, weil die Tage im Sept. ſchon kurz ſind, und oft wenig Sonne iſt, hingegen alle Mahl ſehr ſtarker Thau fällt. Bey dem Grummetmähen muß man nicht gleich wieder den Schwaden fort, wie die Wieſe zum Heu gehauen worden, den Gang nehmen, ſondern das Grummet gerade die Quere über die Heuſchwaden, welche an manchen Orten noch zu erkennen ſind, hauen; auf ſolche Art wird der am Heu gebliebene Kamm von der Senſe recht ergriffen, und kann rein und gut mit in das Grummet gebracht werden. Dadurch erhält man auch die Wieſen am beſten gleich. Am beſten iſt es, wenn das Grummet ſogleich nach dem Hauen auf Wagen geladen, und nahe am Gute oder Hauſe

gebrei-

gebreitet wird, weil man auf solche Art alle Stunden des guten Wetters zum Trocknen mitnehmen kann. Denn es muß, ehe es auf den Boden gebracht wird, ebenfalls, wie das Heu, recht trocken seyn. Weil dasselbe kürzer ist, als das Heu, so klebt es, wenn es nicht recht trocken geworden, auf dem Boden desto eher zusammen, erhitzt sich und wird dumpfig. Diese dumpfige Klumpen sind dem Viehe, wenn es damit gefüttert wird, schädlich. Man kann zwar dem Uebel dadurch in etwas abhelfen, wenn man die Klumpen gut aus einander zupfet, indessen behält das Grummet doch immer etwas Schädliches an sich, und verursachet den Thieren, zumahl im Winter, wenn sie nicht viel arbeiten, gefährliche Verstopfungen. Ist der zur Aufbehaltung des Grummets bestimmte Boden über den Viehställen, so muß man denselben, wenn er nicht ausgestakt oder mit einem Lehm-Aestrich versehen ist, vorher über den Stangen, die auf den Balken liegen, mit gutem trocknen Stroh, wenigstens eine Hand dick, wohl bestreuen, und alsdenn das Grummet darauf legen, welche Vorsicht auch oben bey Aufbewahrung des Heues empfohlen worden ist. Uebrigens muß man mit dem Grummet im Sortiren und Vertheilen für das Vieh gleichen Unterschied, wie mit dem Heu, machen. Von dessen besondern Anwendung zur Fütterung, werde weiter unten sprechen.

So bald der Jahrwuchs von Heu und Grummet völlig eingebracht ist, hat ein Verwalter das Heuregister, d. i. ein besonderes Verzeichniß dessen, was in dem Jahre an Heu und Grummet gewonnen worden, seiner Herrschaft zur Nachricht einzusenden. Ein solches Register wird tabellarisch eingerichtet; und es werden darin angemerket: 1) die Nahmen der Wiesen und Grasplätze, und deren Lage; 2) der Inhalt eines jeden Stückes; 3) die Anzahl der darauf gewon-

nenen Heufuder; 4) der Ort, wohin das Heu gebracht iſt, oder wohin es, wenn man einen Ueberfluß davon hat, verkauft worden; und was der Schäfer bekommen hat; 5) die Anzahl der eingebrachten Fuder Grummet; 6) wohin ſie gekommen ſind; 7) die Nahmen derjenigen, die das Gras und Grummet gehauen haben; 8) der Lohn, um welchen jeder Acker von dieſer oder jener Wieſe gehauen worden; 9) die Nahmen der Fröhner und Tagelöhner, welche Heu und Grummet gemacht haben; 10) welche Wieſen zur Frohne, und welche um Lohn dürre gemacht worden, nebſt den Unkoſten; und endlich, 11) was an Wieſen vermiethet geweſen, und 12) was dafür bezahlt worden.

Ich komme zur Betrachtung des Maßes oder Gewichtes des Heues. Wenn das Heu von Domänen- oder Privat-Gütern, der Kammer oder der Herrſchaft richtig verrechnet werden ſollte, ſo müßte die Anſtalt auf dieſelben Grundſätze des Raumes und des Gewichtes zugleich gegründet werden, welche bey den Getreidemaßen Statt finden, und worüber ich mich im Art. Korn-Maß näher erklären werde. Man müßte nähmlich feſtſetzen, daß ein Korb von einem gewiſſen Raume mit Heu ſo angefüllet würde, daß der los darauf liegende ſchwere Deckel bis zu einer gewiſſen bezeichneten Stelle, zu welcher er hinab ſinket, den Raum bezeichne, welcher ſo oder ſo viel Pfunde halten müßte, wenn das Heu von guter Beſchaffenheit ſeyn ſoll, und hingegen bis zu einer tiefern Stelle ein geringeres Gewicht, wenn es von ſchlechterer, und bis zu einer noch tiefern Stelle, ein noch geringeres Gewicht, wenn es von noch ſchlechterer Beſchaffenheit ſeyn ſoll. Allein, die große Verſchiedenheit der Gattungen, der geringe Werth des Heues in ſolchen Voluminibus, und das Anſehen eines übertriebenen Künſtelns, welches ſich nicht

nicht bezahlt macht, lassen nicht vermuthen, daß ein solches Heumaß jemahls zu Stande kommen oder Beyfall finden dürfte. Es möge aber zu Stande kommen oder nicht, so will ich hier die Sache nehmen, wie sie nach der wirklichen Einrichtung der meisten Heu-Wirthschaften zu nehmen ist.

Die gewöhnlichste Weise das Heu zu messen, bezieht sich auf das Gewicht, welches vermittelst der so genannten Schnellwage, nicht durch Gewichtsteine, sondern durch Zahlen gefunden wird. Es ist fast keine mittelmäßige Stadt in Deutschland, und kein Heumagazin von einiger Bedeutung, wo nicht eine solche Heuwage, wodurch ein ganzer mit Heu beladener Wagen aufgezogen wird, und deren Einrichtung ich sogleich beschreiben werde, zu finden wäre. Auf Domänen- oder Privat-Gütern aber in der Aernde das eingebrachte Heu auf solche Weise zu wägen, würde viel zu beschwerlich, und doch immer nur ein sehr betrieglicher Augenpunct seyn, um darnach die Richtigkeit oder Redlichkeit des Verwalters zu beurtheilen. Denn dasselbe Fuder Heu, welches in der Aernde vielleicht 40 Centner gewogen hat, wiegt nach einigen Wochen oder Monathen, wenn es wieder aufgeladen und gewogen wird, gewiß keine 35 Centn. mehr. Bey einer großen Einnahme könnte also der redlichste Mann in den Verdacht eines großen Betriegers gerathen. Dergleichen Heuwagen sind mehr für das Commerz, um jeden Käufer und Verkäufer nach einer gewissen angenommenen Probe zu überzeugen, die man aus der Wage findet, als für die Kammern, Gutsbesitzer und Heu-Magazine. Die strengste Pünctlichkeit kann hier nichts helfen; die Kammer oder Grundherrschaft muß dem Gewissen des Verwalters das meiste überlassen; indessen folgt daraus doch nicht, daß die Heuverwaltung gar keiner Verrechnung fähig sey, oder daß die Rechnung keinen Nutzen habe. Wenn man eigene Wägen

hat, die bey der Heuärnde gebraucht und auf eine gewöhnliche beſtändige Art geladen werden, ſo kann man den Gehalt einer ſolchen Heufuhre treffend genug dem Gewichte nach beſtimmen, ſo daß man mit der Anzahl der Fuhren auch zugleich den Heugewinn nach Centnern finden kann. Die Abgaben hingegen geſchehen nicht Wagen- oder Fuhrenweiſe, ſondern nach Bünden (Gebünden, oder ſo genannten Rationen), die ein gewiſſes Gewicht halten müſſen, welches ihnen zu geben eine kleine Wage von einigen Pfunden hinlänglich iſt, zumahl, wenn der Heubinder, wie die meiſten ſind, mechaniſch genug iſt, das rechte Gewicht ſogleich mit dem Arme, womit er die Ration zuſammen raffet, zu treffen, ohne bey dem Abwägen viel davon reiſſen zu dürfen. Eine Fuhre Heu von 40 Centn. kann indeſſen immer auf 42 bis 43 Ctn. im Gewichte vermehrt werden, weil das Stroh, womit man die Rationen bindet, und das, was man, um beſſer hinzureichen, an dem vollen Gewichte einer jeden Ration fehlen zu laſſen pflegt, bey einer Menge von 400 Rationen leicht 2 bis 3 Ctn. im Gewichte betragen kann. Dieſes führe ich nur an, um im Vorbeygehen zu zeigen, wie ungewiß der Fuß ſeyn würde, die Rechnung des Verwalters zu prüfen, wenn man die große Heuwage für allgemein hinreichend halten wollte, und wie viele Gelegenheit ein eigennütziger Verwalter dabey haben könnte, ſich anſehnliche Vortheile zuzueignen, und doch noch den Ruhm eines grundehrlichen Mannes dabey zu verdienen.

Der ſicherſte und kürzeſte Weg würde, meiner geringen Einſicht nach, alſo dieſer ſeyn, nicht nur eigene Heuwägen zu halten, die, bis zu einer gewiſſen Höhe geladen, für ſo und ſo viel Centner altes, oder ſo und ſo viel Ctn. neues Heu haltend angeſehen werden, und in dem Heumagazine ſelbſt gewiſſe voll gebanſete Räume ihrem Gehalte nach auszumeſſen, auch an der

Wand

Wand zu bezeichnen, um, nach dem einen sowohl als dem andern Gesichtspuncte, immer den Vorrath ungefähr calculiren zu können, und alsdenn das Heu für die Pferde und für anderes Vieh in Rationen binden zu lassen. Alsdenn kann die Rechnung mit Ordnung geführt werden; man kann jeden Tag wissen, wie viel Pfunde Heu verfüttert worden, und wenn man auch, wie ich bey der Viehzucht gern zugebe, nicht so strenge, als bey den Pferden, das Regulativ beobachten kann, sondern dem Verwalter und Hofmeister überlassen werden muß, das Regulativ nach den Erfordernissen der veränderlichen Umstände zu erhöhen oder zu erniedrigen, so kann doch auf das genaueste bestimmet werden, um wie viel jeden Tag das Regulativ erhöhet worden ist.

Wenn es leicht möglich wäre, daß alles Heu auf den Magazinen in Rationen auf einmahl gebunden würde, so wäre nichts leichter, als alle Einschwindungs-Aufrechnungen der Verwalter überhaupt abzuschaffen. Denn, wenn der Mann 1000 Pfund empfangen, und in zehnpfündige Rationen hat binden lassen, so hat er 100 Rationen, daran ihm keine einzige verloren gehen muß, ohne sich darum zu bekümmern, ob eine jede einzele Ration viel oder wenig an ihrem Gewichte verliere; er hat genug für seine Redlichkeit bewiesen, wenn er 100 unverdächtige Rationen aufweisen kann, sie mögen, zusammen genommen, noch wirklich 1000 Pfund wiegen oder nicht, und die Knechte müssen mit dem Gewichte zufrieden seyn, wie der Bauer, der 1 Pfund geräuchertes Fleisch eben so hoch schätzt, als 2 Pfund frisches, auch eben so satt davon wird. Indessen, da dieses nicht so leicht auszuführen ist, als es scheint, weil die Anstalt ein allzu gekünsteltes und mißtrauendes Ansehen hat, welches bey dem meisten Theile der dabey beschäfftigten Menschen nur um so viel mehrere Begierde erwecken könnte, die Anstalt beschwerlich oder lächerlich zu machen, zumahl, wenn der Cameralist, wie gemeiniglich zutrifft, der Mann ist, dem allein die Ausführung solcher Vorschläge ohne dazu gehörige Unterstützung überlassen ist, der alsdenn den ganzen hellen Haufen wider sich haben wird, so ist er durch einen gewissen Zwang etwas einführen will, welches mit Arbeit und Kosten verknüpft ist, die man bisher nicht gehabt

habt hat, und nur jetzt erst anwenden will, um die Verwalter und die übrigen zu beschleichen; weil also, sage ich, eine solche Universal-Heubindungs-Anstalt in jedem deutschen Lande schief beurtheilt werden würde: so will ich auch hier nichts weiter darüber sagen, sondern das übrige dem Provinzialton einer jeden Kammer, oder dem Gutbefinden und Willkühr einer jeden Gutsherrschaft, überlassen, und nur noch dieses, in Ansehung des gewöhnlichsten Heurechnungs-Styles, erinnern, daß die Kammer oder Gutsherrschaft sich begnügen würde, daß der Verwalter mit seiner Rechnung hinaus reicht, ohne von ihm Ueberschuß zu fordern; aber doch auch nicht gestatten müßte, daß, wie man auf manchen Magazinen schon die Erfahrung gehabt hat, 100 und mehrere 100 Centner jährlich für Abgang verrechnet werden. Der Verwalter richte sich bey der Abgabe der Rationen darnach, etwa so wie bey einigen im Gewichte veränderlichen Waaren-Artikeln der Kaufleute so genanntes Gutgewicht und Zuwagen eingeführt sind; warum sollte man auch nicht umgekehrt Rückgewicht und Einschwand gelten lassen, so daß, wenn der Vorrath von zehnpfündigen Rationen, der vor 3 Monathen gebunden worden, nun zu Ende geht, die neue Provision auch nicht schwerer gebunden werden müßte, als eine Ration der zu Ende gehenden Provision schwer wäre, die vielleicht ein halbes Pfund leichter ist, als sie vor 3 Monathen war?

An einen teutschen Kammerpräsidenten, ein teutscher Bürger, (von Hrn. Kammerdirect. und geh. Reg. Rath Springer,) 1 Abschn. Riga und Lpz. 1775, 8. S. 493, fgg.

Die großen Heuwagen, dergleichen die ehemahlige Heuwage in Leipzig war, und wie man sie noch an verschiedenen Orten hat, sind dergestalt eingerichtet, daß man den Wagebalken umwenden kann, da auf der einen Seite der kurze Arm länger ist, als auf der andern. Da die leipziger Heuwage im Jahr 1717 wandelbar geworden, wurde sie, auf obrigkeitliche Verordnung, von dem berühmten Jac. Leupold mit einer neu verbesserten ersetzt. Es hat Letzterer eine Beschreibung davon, 1718, auf 3 Bog. in 4. unter dem Titel: Die leipziger Heuwage, oder Beschreibung einer großen Schnellwage, wie selbige nicht nur zu dem Heu, solches in ganzen Fudern auf dem

Wagen,

Wagen, sondern auch die gröſsten Fässer und Ballen, von 3 bis 60 Centner, auf das genaueste auszuwägen, gebraucht wird; ein Werk, so gleichfalls auf Backhöfen, Zeug- und Gieſshäusern, und allen Orten, wo schwere Lasten zu wägen sind, mit groſsem Vortheil, Menage und Behendigkeit zu gebrauchen ist; mit unterschiedlichen Figuren, nebst 2 K. T. herausgegeben, welche er hernach in seinem Theatro statico, S. 46, fgg. wiederhohlt hat. Die Verbesserung besteht darin, daſs die Wage dauerhafter, beständiger, schneller, und dennoch bequemer ist. Es ist solche keine Schüssel- gleicharmige oder Kramer-, sondern eine Schnell- oder italiänische Wage. Sie ist also angelegt, daſs das gröſste Fuder Heu, sammt dem Wagen, bequem aufgezogen, und auf das accurateste gewogen werden kann, welches sonst auf keiner andern Wage möglich ist; doch können auch allerley Güter, groſse Fässer und Ballen, welche über 20 Centn. sind, und die andern Wagen zu sehr belästigen und ruiniren würden, darauf gewogen werden, zugleich auch geringere bis 3 Ctn., und zwar sehr accurat, indem die Wage auf 30 bis 58 Centner, 1 Pfund, ja noch weniger ansagt.

Beschreibung der Stücke und Theile dieser Wage.

Fig. 1318 a). FG, der groſse eiserne Balken, an 6 Ellen lang, dessen Länge, Breite und Stärke nach dem Maſsstabe No. 1. beurtheilt werden kann. H, die Schere, in welcher der Hauptzapfen oder Bolzen geht, und womit die Wage aufgehängt wird. I, der Haken. K, der Schieber oder Läufer, woran das ordentliche Gegengewicht hängt. A, das ordentliche Gegengewicht, welches beständig hängen bleibt. B, das andere Anhängegewicht, welches an den äuſsersten Nagel B gehänget wird, wenn von 11 bis 20, und von 38 bis 58 gewogen wird. C, das dritte Gegen- oder Anhängegewicht, welches von 20 bis 58 Centn. gebraucht wird, und beständig an dem Nagel C hängt. L, der Haken, welcher bey M einen

Ring N

Ring N hat, an dem die 4 Ketten zum Wagen, oder die Güter anzuhängen, eingemacht sind. Dieser Haken wird in den Zapfen D eingehängt, wenn von 3 bis 20 Centn., und in den Zapfen E, wenn von 30 bis 58 Ctn. gewogen wird. O, ist der obere Theil des Hakens L perspectivisch entworfen. PQ, die Abtheilung, wie solche auf der andern Seite des Wagebalkens FG steht, da die erste Reihe von 3 bis 12, und die andere von 11 bis 20 Ctn. besteht.

In Fig. 1318 b), ist der Läufer oder Schieber nach dem Maßstabe No. 2. nach allen seinen einzelen Stücken gezeichnet. A, B, die beyden Platten oder Tafeln von Messing, damit solche auf dem Eisen nicht angreifen. a, das Charnier oder Gewerbe, so mit einem eisernen Stift in der eisernen Platte C befestigt ist, damit sich solche auf- und zuthun können, weil der Balken vorn stark und hinten schwach ist. C, zwey eiserne Platten, zwischen welche L das große Stück, in welchem der Perpendikel, statt der Zunge, hängt, befestigt ist, doch so, daß es etwas dazwischen auf- und abgeschoben werden kann, und zwar durch den Wirbel FG und die daran steckende Rolle K, welche auf der einen Seite höher als auf der andern ist. D, die stählerne Feder, welche die Platten A beständig andrückt. E, ein Eisen mit einer runden Platte b, welche auf Cc geschrauhet wird; unten ist der Zapfen mit seiner Schärfe c, woran der halbe Zirkel Q mit seinem Gegengewicht A hängt. FG, ein Stab auf beyden Seiten mit Handhaben, in dessen Mitte die Rolle oder Walze K ist, wodurch das Eisen c mit dem Perpendikel unten mit den 3 Füßen fg auf dem Balken gerichtet wird, und die 2 Rollen in die Höhe kommen, damit solches fest stehe. K, die Rolle, deren Loch außer dem Centro ist. L, die große Platte, welche zwischen den beyden Platten C beweglich steht; sie hat oben den Perpendikel N, welcher bey m vorwärts, und bey n seitwärts abgebildet ist. M, eine Oeffnung in L, in welcher der Cylinder K durch die Handhabe FG herum gedrehet, und mithin die Platte L höher und niedriger gestellet werden kann. O, die zwey Walzen oder Rollen, welche zwischen den Platten C mit dem Stift P beweglich inne stehen, und in die beyden Ausschnitte hi des Eisens L sich hinein begeben, wenn es fest stehen soll. Q, ein eiserner Bogen mit stählernen Pfannen, woran das Gewicht A hängt, und auf der Schärfe der Zapfen e ruhet. R, der Haken zum Gewicht.

Die messingenen Platten A und B schneiden mit ihrer Schärfe oder äußern Fläche pq gegen die Schere die Theilung ab.

Fig.

Fig. 1318 c) zeigt ein Stück des Wagebalkens perspectivisch nach dem Maßstabe No. 2.

Fig. 1318 d), eine Winde mit einer Schraube ohne Ende, womit der Wagebalken aus der Kette gehoben und eingehänget werden kann. In Fig. 1318 m) und n) ist diese Winde mit L bezeichnet.

Fig. 1318 e), der Schieber, im Profil, mit allen seinen Theilen, welche wie in Fig. 1318 b) mit Buchstaben bemerkt sind.

Ob gleich Ketten und Haken über 3 Centner schwer sind, so behält doch der Balken auch auf 3 Ctn. Uebergewicht, so, daß die erste Theilung, Fig. 1318 f) PQ, erst mit dem dritten Centner anfängt. Das Gegengewicht A ist beynahe $\frac{1}{4}$ Ctn. schwer. Der Zwischenraum von einem Ctn. zum andern beträgt an 11 Zoll. Auf die erste Linie von Q bis P kommen 12 Ctn. Hierbey hängt aber die Last in dem weitesten Abstande bey D, und wird nur das eine Gewicht A am Läufer gebraucht. Hiernächst ist ein besonderes Gewicht B geordnet, welches an die Achse B gehängt wird, wie solches Fig. 1318 h) zu sehen ist, so daß, wenn dieses Gewicht B also angehängt, und der Schieber mit seinem Gewichte A wieder zur Achse gerückt wird, es wieder 11 Ctn. beträgt, wie Fig. 1318 f) bey PQ zu sehen ist, und kommen wieder 9 Theile, so, daß man bis auf 20 Ctn. gelangt. Es sind aber 11 und 12 Ctn. zwey Mahl zu haben, nähmlich auf der obern Linie ein Mahl am Ende, und auf der untern am Anfange. Ist aber die Last mehr als 20 Ctn. so muß der Haken D auf die Achse E kommen, und das dritte Gewicht C an die Achse C des langen Armes gehängt werden, wie Fig. 1318 i) zeigt, das Gewicht B aber bleibt weg. Wenn nun das Gegengewicht A bey a steht, und C in der Achse C hängt, so gibt es 20 Ctn. und am Ende bey H 40; alsdenn beträgt der Zwischenraum etwa 5 Zoll. Sind 40 Ctn. noch nicht genug, so muß zum Gewicht C auch das Gewicht B an die Achse B gehängt werden, wie Fig. 1318 k) zeigt. Es fängt, wenn das Gewicht A unter a hängt, mit 38 an, so, daß 38, 39 und 40 zwey Mahl sich finden, und geht bis 58 Ctn. Es hat also diese Wage 3 Gegengewichte und 5 Achsen, da hingegen die vorige nur 3 Achsen und 2 Gegengewichte hatte.

Durch diese getroffene neue Veränderung erlangt man eine schnellere, accuratere, und vornehmlich eine beständige Wage. Denn, je näher die Last an dem mittelsten Hauptnagel hängt, desto

deſto kürzer und leichter kann der Wagebalken ſeyn, und deſto weniger Gegengewicht iſt nöthig. Da bey dem vorigen Balken die Laſt nur an 3 Zoll vom Centro war, ſo war kein ſtärkerer Balken, und auch kein ſchwereres Gegengewicht nöthig. Je näher die Zapfen beyſammen ſind, deſto mehr und leichter iſt die Wage dem Defect unterworfen; denn wo die Schärfen von den Zapfen auf einer Seite nur um ein Haar mehr oder weniger, als auf der andern, ſich abarbeiten, ſo wird es, wenn das Gewicht weit abhängt, Achtel- und Viertel-Centner betragen; je weiter hingegen die Zapfen vom Centro abſtehen, deſto weniger ſpürt man den Abgang, und die Wage bleibt richtiger. Daher das engſte Spatium an dieſer Wage 7, und das andere 14 Zoll iſt. Weil nun der Anhängepunct weit vom Centro iſt, ſo muß nothwendig, wenn viel auf einer Wage gewogen werden ſoll, der andere Theil auch lang ſeyn. Zu einer großen Länge, und vielem Gegengewichte, welches über 3 Centn. beträgt, gehört auch ein ſtarker Balken, wiewohl er am Ende noch keinen Zoll dick iſt, wegen ſeiner Breite aber ſich doch nicht biegen kann. Dieſe Wage mit 3 Gewichten iſt alſo beſſer, als die bisherigen mit 2 Gewichten, und zwar aus folgenden Urſachen: 1) weil die Zapfen viel weiter von einander ſind, und alſo nicht ſo leicht wandelbar werden, oder ſolches doch weniger zu ſpüren iſt. 2) Die Wage darf nicht umgewendet werden, und die Schärfen der Zapfen ſtehen in accurater Linie, wie es die Kunſt und Natur erfordert. 3) Der Schieber mit dem Anhängegewichte, hat einen beſondern Vorzug vor allen bisherigen, weil er auf Rollen läuft, und mithin leicht zu bewegen iſt, und dennoch auch feſt geſtellet werden kann; imgleichen, daß die Platten, welche die Theile abſchneiden, allezeit anliegen, und doch die Stange nicht abſchleifen, welches ſonſt geſchieht, ſo gar, daß es die Theilung ausſchleift. 4) Die Wage darf nicht von einander genommen werden, ſondern es kann alles beyſammen bleiben, und 5) dennoch durch eine Perſon von mittelmäßiger Stärke leicht aus- und eingebracht werden, ungeachtet es zuſammen an 7 bis 8 Centn. wieget.

Ob gleich eine Wage im Anfange noch ſo accurat iſt, ſo wird ſolche doch zuletzt falſch, oder wenigſtens faul. Solches aber entſteht, wenn ſich die Schärfen von den Zapfen abarbeiten, welches endlich doch geſchehen muß, wenn es auch diamantene Zapfen wären; denn der öftere Gebrauch und die ſchwere Laſt verurſachen dieſes nothwendig. Theils entſteht auch der

Fehler

Fehler an einer Wage, wenn die Stange, Läufer und Ketten von dem vielen hin und her schieben sich abnützen. Bey dieser Wage aber hat man dieses gar nicht, oder nur wenig, zu befürchten, weil der Schieber mit dem Gegengewichte auf Rollen läuft, und sich also nicht abarbeiten kann, auch weil weder die Wage noch das Gegengewicht viel hin und her geschleppet werden darf. Denn wenn die Stange oder das Gegengewicht nur etliche Loth geringer werden, so beträgt solches endlich viele Pfunde. Ferner entstehen auch die Fehler von den Ketten, wenn dieselben durch vieles hin und her schleppen abgenützet werden; welches aber, wenn die Ketten hängen bleiben, auch nicht mehr so sehr zu befürchten ist. Vermuthet man aber, daß die Wage etwas unrichtig geworden sey, so muß sie wieder mit accurat abgezogenem Gewichte probiert werden; doch ist nicht nöthig, solches von Centner zu Centner zu thun, sondern nur mit 12 Ctn.; und weil man die Zahl 12 zwey Mahl darauf hat, so ist ganz leicht zu finden, wo der Fehler sitzt. Wenn es auch einmahl nöthig seyn sollte, die Zapfen heraus zu nehmen, so sind dieselben hier nicht so eingesetzt, wie sonst geschieht, sondern sie sind unten eingekeilt, wie Fig. 1318 l) bey ab zu sehen ist, und oben ist ein dünner stählerner Keil cd eingetrieben; wenn dieser durchgeschlagen wird, ist der Zapfen alsdenn leicht heraus zu nehmen.

Wie die Wage, zum Gebrauche, auf die Straße zu schaffen, und wieder hinein zu bringen, zeigen Fig. 1318 m) und n).

1. Man überleget zuvörderst, wie schwer ungefähr das Gut, welches gewogen werden soll, ist. Ist es unter 20 Ctn. so bleibt die Kette mit dem Haken auf dem äußersten Zapfen D; ist es über 20 Ctn. so hängt man den Haken mit der Kette in den andern Zapfen E.

2. Man schiebt das Gegengewicht nach dem äußersten Theil der Wage gegen Z.

Die Kette umzuhängen, bringt man die Wage etwas hinaus, daß das Stück Kette K am hölzernen Balken über den Haken M zu stehen kommt; alsdenn nimmt man die Winde L, hängt sie mit dem einen Ende, daran keine Zähne sind, in die Kette K, mit dem andern fasset man den Bügel M, hebt den Haken nebst den Ketten etwas in die Höhe, daß er von dem Zapfen D oder E los kommt, und läßt ihn wieder nieder, daß dieser oder der andere durch kann, und hängt den Haken alsdenn auf.

3. Soll die Wage heraus auf die Straße geschaffet werden, so zieht man an dem Seil bey H, bis es nicht mehr geht, und die Kette M N bey O stekt, wie Fig. 1318 m) zeigt, hängt das Seil in den Haken P, nimmt die Winde L, hängt sie mit dem einen Haken in die Kette K, fasset mit dem andern Haken der gezähnten Stange den Wagebalken bey der Zahl 45, und windet den Balken so hoch, daß der Haken von der Schere R in die Oeffnung der Stange S gethan werden kann. Hierauf macht man die Kette M N in V los, wie auch die kleine Kette mit dem Haken W, und hängt sie beyseit; fasset alsdenn den Haken R und das Eisen S mit der rechten Hand zusammen, läßt mit der linken den Wagebalken vermittelst der Winde nieder, bringt die Winde an ihren Ort, und hängt hernach die Wage wie es recht ist. Der andere Theil des Wagebalkens bey Z bleibt im Haken der Kette X Y liegen, bis sich derselbe bey dem Wägen selbst aushebt. Hierauf wird das Gut oder der Wagen, wie gewöhnlich, angehänget, und durch die große Winde a vermittelst des Baumes b in die Höhe gewunden, daß es frey schwebet, und endlich gewogen.

Wie mit Anhängung der Gewichte und Ketten zu verfahren sey, zeigen Fig. 1318 g), h), i) und k).

Ist die Last durch die Winde a wieder nieder gelassen, so wird dieselbe los gemacht.

Soll aber die Wage wieder hinein geschaffet werden, so schiebt man zuvörderst das Gegengewicht an das Ende der Wage, nimmt die Winde L, hängt sie an die Kette K, und fasset den Balken bey No. 4, windet ihn in die Höhe, und nimmt den Haken der Schere aus. Ferner nimmt man die Kette M N, und schließt die Tasche davon wieder um den Balken, hängt auch die kleine Kette mit dem Haken in W ein; läßt die Wage vermittelst der Winde nieder, und hängt sie an ihren Ort; nimmt endlich das Seil von dem Haken P, und zieht mit dem Theile E die Wage völlig wieder hinein.

Die ganze Wage aber mit der Last wird, wenn solche im Eisen s hängt, durch den Hebel b b, dessen Achse bey c, und da der kurze Theil 4, der lange aber an 18 Fuß lang ist, gehoben und nieder gelassen, und zwar vermittelst einer eisernen Winde mit der Schraube ohne Ende, und der eisernen gezahnten Stange, wodurch ein Mann gar füglich 60 bis 70 Ctn. heben, auch ohne Gefahr die Kurbel stehen lassen kann.

Wie die Abtheilung theils mit dem Zirkel, theils mit justirtem Gewichte auf den Balken zu bringen, kann man a. ang. O. selbst nachlesen.

Da

Da die jetzt beschriebene leipziger Heuwage, wegen ihrer großen Last aus- und ein zu schaffen, viel Umstände und Behutsamkeit erfordert, dieses aber wegen des einmahl vorhandenen Gebäudes nicht anders eingerichtet werden konnte, so hat Leupold noch zwey andere Arten der Einrichtung einer so großen Wage, die man wegen ihrer Last nicht an- und einhängen kann, und dennoch aus dem Gebäude auf die Straße und wieder hinein schaffen muß, so daß dieses ohne Winde, und von einer nicht allzu starken Person geschehen kann, angegeben.

Die erste Art, findet man Fig. 1319 a) abgebildet. AB, ein starker hölzerner Hebel oder Balken, dessen Achse, C, bey B ist ein starkes Eisen mit einem Oehr, in welches ein Haken E, der am Stabe EF ist, eingeschoben werden kann, vermittelst des eisernen Stabes TV, welcher bey G am Stabe mit einem beweglichen Bolzen, woran 2 umlaufende Scheiben ab stecken, befestigt ist. Dieser Stab hat bey H gleichfalls 2 Scheiben, so, daß er durch die 4 Scheiben auf den Baum NM, vermittelst des Seiles IKL, über die Scheiben I und K leicht kann hin und her gezogen, und dadurch auch zugleich die Stange OP, welche mit ihrer Schere und Haken im Eisen F hängt, hinten aber bey O in einem Haken, der an der Kette OW, und diese an der Scheibe H fest ist, also, wenn das Seil L bey Z gefasset wird, daß der Stab TV mit seinen Rollen und Stab GF nebst der Wage sich herein zieht, bey K aber sich hinaus begibt. Der Stab TV mit seinen Walzen G und H ist Fig. 1319 b) von oben herab, oder im Grunde, der Haken FG aber perspectivisch abgebildet; doch sind an beyden die Rollen ab einerley. Wenn der Hebel durch die Winde Q und Stange RS bey B mit der Wage erhoben wird, muß sich auch zugleich der Stab TV nebst den Rollen erheben. Allein, man könnte eine viereckige Hülse zwischen die beyden Rollen G machen, daß der Stab EF darin auf und ab steigen, und oben mit einem Ansatz auf der Hülse ruhen könnte, so würde es ein noch besseres Ansehen machen.

Eine andere Art einer großen Wage, ohne Hebel, die an einem Orte, wo der Platz oder das Gebäude allzu niedrig ist, zu gebrauchen wäre, stellt Fig. 1320, im Profil vor. AB, ist die Wage, mit ihrem Zugehör, welche mit der Schere A

und dem Haken eben so, wie die vorige Art, aufgehängt ist, nur daß sie von der Straße herein geschaffet, und daß an statt des Hebels, eine starke Kette H I an das Eisen C D befestigt ist; dieses Seil geht über 2 Scheiben, K und L, und alsdenn über eine Walze M, woran ein Stirnrad ist, in welches ein Getriebe von einem andern kleinern Rade N eingreift, das durch eine Schraube ohne Ende, vermittelst der Kurbel O, umgetrieben wird. Um die Wage hinaus zu schaffen, ist weiter nichts nöthig, als daß das Seil vermittelst der Kurbel O auf M gewunden werde, so zieht es das Eisen D E, und mithin auch die Wage nach sich auf die Straße. Zum Einschaffen aber muß das Seil H losgelassen, und an dem kleinen Seil bey Q gezogen werden.

Eine noch bequemere Einrichtung einer Heuwage hat Hr. Prof. Penther, im 4 Th. seiner Anleitung zur bürgerl. Baukunst, Augsp. 1748, f. S. 57, fgg. angegeben. Er beschreibt zugleich die Anordnung eines Wagehauses, welche bey dieser Gelegenheit zugleich anzeigen werde.

In ansehnlichen Handelsstädten ist das Wagehaus, welches gemeiniglich nur mit dem Nahmen die Wage angedeutet wird, ein unentbehrliches Gebäude, wie es denn auch wohl gar in andern Städten gefunden wird, wenn sie auch von keiner sonderlichen Wichtigkeit sind, wiewohl im letztern Falle die Wage bisweilen mit in dem Rathhause angebracht zu werden pflegt. Es dient aber dieses Gebäude, daß darin allerhand Kaufmanns-Waaren, sie mögen in Ballen, Kasten oder Fässern eingepackt seyn, mit ihren Behältnissen gewogen, und den Centnern und Pfunden nach angegeben werden können, wornach die Frachten reguliret oder wodurch anderer Nutzen gestiftet werden kann. Ja, das Wagehaus dient nicht nur Kaufmanns-Waaren, sondern auch andere schwere Lasten zu wägen; daher allerhand Wagen von ziemlicher Größe und Accurateſſe darin vorhanden, und dergestalt angebracht seyn müssen, daß die zu wägenden Sachen füglich auf die Wageschalen gebracht oder an die Wagebalken angehänget und gewo-

wogen werden können, wozu die Gestalt und Vorrichtung des Gebäudes mit den Wagen, und die Lage oder der Ort des Gebäudes beförderlich seyn können. Weil nun das Wagehaus ein öffentliches Gebäude und öfters dem Staate sehr einträglich ist, (wie denn die amsterdamer zwey Wagen jährlich, nach Phil. Jesens Zeugniß, bereits vor 80 Jahren, ein Jahr ins andere gerechnet, 200000 Fl. eingebracht,) so verlohnt es schon die Mühe, daß es auch ein äußeres gutes Ansehen erhalte.

Ein ziemliches Beyspiel eines solchen Wagehauses haben wir an einer der eben genannten amsterdamer Wagen. Sie ist von ziemlichem Ansehen aus gehauenen Steinen, wiewohl noch etwas nach alter Bauart. Es sind 7 Eingänge darin; in jedem hängt eine starke Wage, und in dem Gebäude hängen noch etwas kleinere Wagen; doch ist dabey noch keine Heuwage, um ein ganzes Fuder Heu zu wägen; welche Heuwagen auch dienen können, schwere Geschütze zu wägen. Ueber dem untern Geschoß ist das zweyte, zu welchem zu gelangen vornher eine große doppelte steinerne Frey-Treppe vorhanden ist.

Hrn. Penther's Entwurf eines Wagehauses, stellt Fig. 1321 a), b), c) und d) vor. Fig. 1321 b) ist der Grundriß der untern, und Fig. 1321 a) der Grund-Riß der obern Etage.

In Fig. 1321 b), oder der untern Etage, sind 9 Oeffnungen oder Eingänge, wovon 8 zu Wagen, und die 9te bey a bloß zum Eingange dient. Die zwey Hauptöffnungen gehen bis in die zweyte Etage, und daselbst sind zwey große Staugen-Wagen, welche zu Heuwagen oder zu schwerem Geschütz dienen können. Inwendig im Gebäude sind bey b, c, d, e und f, noch fünf Wagen. Bey g ist eine Küche für den Wage-Inspector (oder wie er sonst heissen kann), welcher in der zweyten Etage, Fig. 1321 a), seine Wohnung hat, bestehend aus 3 Stuben a, a, a, und 4 Kammern b, b, b, b. Für die Wagen h, i, k, l, m, n, Fig. 1321 b), sind besondere verschlossene Kammern, in welche durch gewisse Winden die Wagen,

wenn sie nicht gebraucht werden, herein gezogen werden können, daß die äußern Thüren oder Oeffnungen mit 2 eisernen Thor-Flügeln, welche außen vorgeschlagen sind, zugemacht werden können. Beym Gebrauche werden die eisernen Thüren geöffnet und zurück an die Mauern geschlagen, die Wagen aber werden hervor gelassen, daß die eine Wageschale außer dem Gebäude befindlich ist, welches zu bequemerer Aufbringung der auf Schleifen heran gefahrnen Lasten dient. Damit aber die vorragenden Wageschalen nicht vom Regenwetter belästiget werden, ist ein an den beyden langen Seiten durchhin laufendes Dach nützlich, welches auch dazu dient, daß ein und andere Waaren, wenn sie nicht gleich gewogen werden, im Trocknen liegen können. Dieses Dach findet man in Fig. 1321 d) bey ab, vorgestellt. Die verschlossenen Kammern dienen, daß hauptsächlich darin die Gewichte jeder Wage, und der in dem Gebäude befindlichen benachbarten Wagen aufgehoben und verwahret, auch sonst wohl nöthige Sachen darin beygeleget werden können. Daß auch die zur Heuwage angefahrnen Fuder Heu, oder andere schwere Lasten, als: Geschütz ꝛc. füglich an gehörigen Ort unter die Stangenwagen gebracht werden können, ist aus dem Grundrisse, Fig. 1321 b) deutlich zu ersehen, da die breiten und hohen Oeffnungen eine Ein- und Durchfahrt gestatten, folglich das Centrum gravitatis der zu wägenden Lasten mitten unter den Punct der Stangenwage, woran sie gehängt werden sollen, zu bringen.

Was die Heu- oder große Stangen-Wage und ihre eigentliche Einrichtung betrifft, so ist dieselbe folgende. Die Stangenwage selbst ist 10 Fuß lang, und wieget an Eisen ungefähr 200 Pfund. Sie hängt am Ende eines hölzernen Druck-Hebels (Vectis heterodromus), welcher aus einem Zimmerstücke besteht, und 20 Fuß lang ist, dergestalt, daß der kurze Arm des Hebels 4, und der lange 16 Fuß lang ist. Der lange Arm des Hebels kann vermittelst einer Maschine, die aus einer Schraube ohne Ende mit ihrem Stirnrade besteht, durch eine Kette, welche unten um die Welle des Stirnrades und in der Höhe um eine andere Welle gewickelt werden kann, auf und nieder gesenket werden. Diese Wellen sind 1 Schuh im Diameter; das Rad ist 4 F. hoch, und hat 60 Zähne, deren jeder etwas über 1 Zoll dick ist. Die Kurbel an der Schraube ohne Ende ist 1 F. lang. Bey solchen Umständen kann ein Mann, wenn er 30 Pfund Kraft anwendet, ein schweres Fuder Heu sammt der Wage in die Höhe ziehen, an welcher letztern hier-

auf

auf die Gegengewichte zu applicirten sind, und also die Schwere des Fuders Heu ausfindig zu machen ist. Im Grundriß, Fig 1321 a), zeigen sich bey d und e die Grundrisse gedachter Maschinen, im Profil Fig. 1321 c) aber, sieht man dieselben im Durchschnitt und Aufriß, wie man denn auch hier den großen Hebel, die daran hangende Wage, ein Fuder Heu im Durchschnitt, wie auch eine Kanone im Durchschnitt, erblickt. Die Maschine muß vor sich von gehöriger Stärke und daneben wohl befestigt seyn, indem, wenn das Fuder Heu schwebet, dessen Last durch den Hebel die Maschine theils in die Höhe ziehen, theils die Schraube ohne Ende heraus drücken will; in welcher Absicht an der obern und untern Decke Träger gezogen, und daran die Balken angeankert sind, damit ein Balken dem andern zu Hülfe kommen möge. An die untern Balken ist die Maschine mit ihren Schwellenstücken befestigt, bis an die obern Träger aber gehen die Hauptständer, an welchen sie ihren Halt haben. Die schrägen Streben sind wider das Herausdrücken der Schraube ohne Ende.

Die vorbeschriebene Leupoldische Heuwage ist ein gar zu sehr zusammengesetztes und beschwerliches Werk, ins besondere wegen Heraus- und Hineinbringung und Anhängung der Wage an den großen Hebebaum. Dieser ganze Proceß fällt bey der Pantherischen Wage völlig weg, indem der Wagebalken allemahl an dem großen Hebebaum hängen bleibt, und doch vor Schnee und Regen gesichert seyn kann, wenn man Thüren vor den Obertheil der großen Oeffnung macht, so weit als die obere Etage geht, welche hier im Aufrisse, Fig. 1321 d), als weggelassen vorgestellt sind, damit man durch die Oeffnung oder das Portal frey durchsehen, und die Maschinen auch von vorn, imgleichen die Unterlage des großen Hebebaumes erblicken möge.

Das Profil, Fig. 1321 c) bedarf keiner weitern Erklärung, da es sich selbst erläutert. Bey dem Aufriß Fig. 1321 d) aber ist noch etwas zu erinnern. Da, wie oben gedacht worden, ein solches Wagehaus auch schon von außen ein gutes Ansehen verdient, weil es ein öffentliches Gebäude ist, welches in großen Handelsstädten viel einbringt; so hat Hr. Penther das seinige vorn und hinten mit ansehnlichen Giebeln versehen, doch aber nur toscanische Ordnung dazu genommen, und solche mit Bossage belegt, weil zur Stärke dieses Gebäudes auch eine verstärkte Architectur sich gut schicket. An den Ecken ist gleichfalls Bossage. Das Architrab besteht aus einem Ueberschlag,

Hohlleisten, Oberstreiffen und Unterstreiffen; der Dachsims aber kann aus 1) einem Ueberschlag, 2) Rinnleisten, 3) Riemen, 4) Hohlleisten, 5) Kranzleisten, 6) Wülst, 7) Riemen und 8) Hohlleisten bestehen; hiervon stoßen die drey letzten Glieder wider des Architrabes Unterstreiffen, der Kranzleisten wird so groß wie des Architrabes Oberstreiffen, und tritt wider denselben; das dritte und vierte Glied hat gleiche Gestalt mit des Architrabes Ueberschlag und Hohlleisten, und es treten solche wider einander; der Rinnleissen und sein Ueberschlag treten wider den Borten, indem sie über das Architrab überstehen. Einen noch vollkommenern Begriff von dieser Zusammentretung kann man sich aus Fig. 1321 c) machen, worin jedoch der Vorsprung des Risalits zu zwey Model, oder so stark, als ein ganzer Pfeiler dick ist, genommen worden.

Was endlich die Lage eines solchen Gebäudes betrifft: so befindet sich an einigen Orten die Wage am Marktplatz; welches aber Hr. Penther um zwey Ursachen willen tadelt. Die erste ist, daß am Markte schon Auflauf und Beengung genug ist, welcher durch die Wage nicht noch mehr vergrößert werden darf. Die zweyte ist, daß die Wage mit ihrer Gestalt, der Einrichtung und Einfassung seines Marktplatzes (wovon im Art. Markt Anzeige geschehen wird,) zuwider laufen möchte; daher er sie lieber an einer Hauptstraße haben will, die von ziemlicher Breite ist, daß sich noch ein Heuwagen gehörig umwenden kann; oder sie könnte auch an einem kleinen Neben-Markte liegen. Die ganze Einrichtung ist zwar so gemacht, daß an allen vier Seiten unten Oeffnungen und oben Fenster sind; dem ungeachtet aber kann das Gebäude doch mitten in einer Straße stehen, wenn es nur zu beyden Seiten Hofraum und darzu Einfahrten hat. Ja, es könnten die Seiten-Einfahrten gar überbauet werden, und dadurch der Schein einer oder zwey Lücken in der Mitte eines Häuserplatzes gar benommen werden, wenn die Ueberbauung auch nur einen Gang abgäbe. Wollte man aber darzu gar einen Nebenmarkt anwenden, und die Wage in dessen Mitte setzen, so wäre der Zugang dazu ganz ungezwungen. Sollte auch das Wagehaus ein Eck-Haus seyn, würde es doch nicht ohne Nutzen seyn; die Heufuder aber würden zurück geschoben werden müssen, wenn die Wägung vollbracht ist; in welcher Absicht die Einfahrt ein wenig Berg an angelegt werden könnte, um das Zurückschieben Berg unter zu erleichtern. Fig. 1321 f) ist der Grundriß zu einem solchen Eck-Wagehause, wobey seitwärts keine Neben-

Thor-

Thorwege seyn dürfen. Wenn es seyn müßte, könnte die Heu-Wage auch so angelegt werden, daß man nur mit einem Heu-Wagen an das Wagehaus heran, nicht aber hinein fahren dürfte, und dabey doch die Stangenwage zurück zu ziehen nicht nöthig hätte, in welchem Falle aber eine Ueberbauung nöthig wäre, dergleichen Fig. 1321 8) vorstellt.

In No. 2. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1775, S. 19, steht folgender Anschlag über eine so genannte Schnell- oder Heuwage, auf welcher man große Kasten, Fässer, und ganze Fuder Heu, mit einem Mahl wägen kann; von 3 Centn. an bis auf 60 und mehrere Centner. Der Wagebalken, oder die eiserne Stange ist überhaupt $6\frac{1}{2}$ Elle lang; unter derselben ist zuvörderst die stählerne Hauptwelle, oder das Hypomochlion, der Ruhepunct, und nächstdem noch 4 andere stählerne Wellen, um die Wage verändern zu können. An der Hauptwelle des Balkens ist die große und starke Schere, mit einem starken Haken, welcher die ganze Wage und alles zu wägende tragen muß. Auf den Wagebalken kommt die Schiebmaschine, welche auf 2 Rollen hin und her geht, auch an den Seiten die Vielheit der Centner, und vermittelst einer beweglichen Zunge den geraden Stand der balancirenden Wage anzeigt. An diese Schiebmaschine wird unten das beständige Gegengewicht von Eisen angehängt, neben welchem noch zwey andere, die mit jenem von gleicher Schwere sind, nähmlich jedes à 1 Ctn., gefertiget werden. An dem kurzen Ende der Wage wird an einem starken Haken ein großer Ring befestiget, und in demselben 4 Ketten, jede zu 9 Ellen, mit runden Gelenken gehängt, um einen Wagen an den 4 Achsenschenkeln in die Höhe zu heben. An dem langen Ende der Wage wird eine große Winde angebracht, ungefähr wie diejenigen sind, welche man zu einem sechsspännigen Lastwagen gebraucht. Mit dieser Winde, deren Stange mit Zähnen 6 Ellen lang seyn

muß, wird das Fuder Heu, oder jede andere zu wägende Last, ins Schweben gebracht.

Nach dieser Beschreibung erbiethet sich ein sehr geschickter, dem Publicum bereits bekannter, Mechanicus in Churſachſen, dergleichen Heuwage, gut und tüchtig gearbeitet, inclusive aller dazu gehörigen, auch hier nicht angeführten, einzelnen Stücke, auch der Transportkoſten, (wenn selbige wegen der Entfernung nicht gar zu beträchtlich ſind,) um und für 200 Rthlr. völlig zu fertigen und einzurichten, ſo, daß ohne Anſtand damit gewogen werden kann. Doch verſteht es ſich ohnehin, daß dieſes bloß von der Wage und den dazu gehörigen Stücken, nicht aber von dem Gebäude oder der Bedeckung der Wage zu verſtehen ſey.

Bey dem Heu iſt noch deſſen Nutzung, und die bey deſſen Verbrauch zu beobachtende vernünftige Sparſamkeit zu betrachten übrig. Eine Materie von weitem Umfange, wobey mich aber der möglichſten Kürze befleißigen werde, ohne jedoch etwas Weſentliches zu übergehen.

Wenn es unläugbar iſt, daß nur allein diejenigen Landgüter für vollkommen geachtet werden können, die neben einem fruchtbaren und wohl beſtellten Ackerbau auch zugleich einen, wo nicht überflüſſigen, doch hinreichenden Zuwachs an Heu und Gräſerey haben: ſo folgt auch von ſelbſt, daß in allen und jeden Landwirthſchaften an der richtigen Anwendung des Wieſewachſes und Heuſchlages ſehr viel gelegen ſey. Nicht alle Güter haben gleich ſtarken Heuſchlag und Wieſewachs, ſondern die Natur hat dieſes nützliche Gewächs ſehr verſchieden vertheilt. Man kann die ſämmtlichen Land-Güter, in Anſehung des Heufutters in drey Claſſen eintheilen. Auf einigen wird nur ſo viel Heu, als zur Unterhaltung des zur Wirthſchaft erforderlichen Viehes nöthig iſt, gewonnen. Andere aber haben überflüſſigen Wieſewachs; und andere hingegen ſind entweder gar nicht damit verſehen, oder haben doch nicht

ſo

so viel, als zur Nothdurft erfordert wird. Bey einer jeden Art dieser verschiedenen Landgüter müssen besondere Regeln beym richtigen Verbrauch und Anwendung des allenthalben nöthigen Heufutters beobachtet werden. Das, was man auf den Gütern der zweyten Classe hierunter vornehmen kann, findet bey denen aus der ersten Classe keine Statt, und bey denen aus der dritten Classe ist man noch mehr eingeschränkt. Damit ich nun die in dieser Materie vorkommenden Wahrheiten desto deutlicher aus einander zu setzen im Stande seyn möge, will ich bey den darüber anzustellenden Betrachtungen diese dreyfache Eintheilung der Landgüter zum Grunde legen, und, was bey einer jeden besonders zu erinnern nöthig ist, vortragen.

1. Wir haben es demnach zuvörderst mit solchen Gütern, auf welchen das zur Nothdurft erforderliche Heu gewonnen wird, zu thun. Ehe wir aber zu den Regeln, die in dergleichen Wirthschaften bey der richtigen Anwendung des Heufutters nöthig sind, schreiten können, müssen wir untersuchen und festsetzen, wie viel Heu eigentlich zur Nothdurft eines Gutes erfordert werde. So lange wir dieses nicht bestimmt haben, werden wir auch von dem richtigen Verbrauch des nothdürftigen Heues nichts gewisses und zuverlässiges zu sagen vermögend seyn.

Ich muß hierbey zum voraus erinnern, daß ich unter dem Worte Nothdurft nicht bloß dasjenige, was zur kümmerlichen und höchst nothwendigen Erhaltung des Viehes erfordert wird, sondern ein solches Quantum, wobey alle Arten desselben zu allen Zeiten bestehen und richtig auskommen können, verstehe.

Der Gebrauch des Heufutters ist für das Vieh bestimmt; der Hauptendzweck aber, warum man in einer Wirthschaft Vieh hält, zielt auf die nutzbare Erhaltung des Ackerbaues ab. Man muß also bey Entscheidung der Frage, wie viel Heu in einer Wirthschaft

zur

zur Nothdurft erfordert wird, zweyerley in Erwägung ziehen. Erstlich muß man einen gehörigen Ueberschlag machen, wie viel Vieh man gebrauche, um seinen Acker in der gehörigen Cultur und Düngung zu erhalten. Zweytens aber muß ein Landwirth bestimmen, was und wie viel eine jede Art des Viehes an Heu nöthig habe. Wer in dieser Ordnung verfährt, wird die Quantität des Heues, die er in seiner Wirthschaft nöthig hat, mit vieler Zuverlässigkeit festsetzen können.

Wenn ich gesagt habe, daß man, um das Quantum des nothdürftigen Heues zu bestimmen, zuvörderst einen Ueberschlag machen müsse, wie viel Vieh man zur gehörigen Cultur und Düngung des unter dem Pfluge habenden Ackers nöthig habe, so will ich, um die Sache genauer zu fassen, zugleich dasjenige, was ich unter der gehörigen Düngung verstehe, anzeigen. Diejenigen, die ihren Acker in neunjährigen Dünger erhalten, können noch unter die mittelmäßig guten Wirthe gerechnet werden; für sehr gute Wirthe aber hält man billig diejenigen, welche mit der Düngung alle sechs Jahre herum kommen. Den Ruhm eines außerordentlich guten Wirthes aber verdient man ohne Zweifel alsdenn, wenn man alle Jahre dem dritten Theile seines ganzen Feldes frischen Dünger geben kann. Es fragt sich also, welche von diesen drey Stufen der Düngung bey der Bestimmung des erforderlichen Viehes und dazu benöthigten Heues zum Grunde zu legen sey. Man muß in allen Dingen, wo es auf Festsetzung allgemeiner Regeln ankommt, die Mittel-Straße halten; und ich trage daher kein Bedenken, auch in dem gegenwärtigen Falle zu behaupten, daß es genug sey, wenn der Viehstand in einer Wirthschaft dergestalt beschaffen ist, daß man den dabey befindlichen Acker beständig in sechsjährigem Dünger erhalten kann. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß ein Wirth, welcher sich in Umstände, alle Jahr

den

den dritten Theil seines ganzen Feldes zu bedüngen, setzen kann, noch weit besser daran sey, und daß solche Güter einen großen Vorzug haben. Allein, es wird nur wenige Wirthschaften geben, wo solches, wenn alles in einem richtigen Verhältniß bleiben soll, ohne Beyhülfe allerhand gekünstelter Düngungsarten, zu bewerkstelligen möglich ist; das außerordentliche kann überdies keine allgemeine Regel abgeben, und es finden sich auch, vornehmlich im Brandenburgischen, verschiedene Gegenden, in welchen eine so oft wiederhohlte Düngung den Aeckern mehr schädlich, als nützlich, seyn würde. Man wird z. B. in dem Havellande überall Güter antreffen, wo ein großer Theil des Viehmistes verbrannt wird, indem die dortigen Aecker, wenn sie allzu oft gedünget werden, mehr Disteln, als Getreide, bringen.

Damit ich auch dasjenige, was eine jede Art des Viehes zu ihrer erforderlichen Unterhaltung an Heu gebrauche, etwas eigentlicher bestimmen möge, so glaube ich, daß ein Landwirth hierunter ebenfalls eine sichere Mittelstraße gehe, wenn er für jedes Hundert Mutterschafe 100, für jedes Hundert Schöpse und anderes Geltvieh, 50, für eine melkende Kuh 12, für ein Stück gelts Vieh 6, für einen Zugochsen 8, und für ein Pferd 15 Centner aussetzt. Ich glaube, diesen Vorschlag dergestalt eingerichtet zu haben, daß, wofern nur eine vernünftige Ordnung in der Fütterung selbst beobachtet wird, keine Art des Viehes Noth dabey leiden darf, sondern damit in allen Zeiten und Umständen hinlänglich auskommen kann. Ich weiß übrigens wohl, daß man das Heu gemeiniglich nach Fudern zu rechnen, und es auch solcher Gestalt unter das Vieh zu vertheilen pflegt; da aber die Fuder theils nach dem Unterschiede der Anspannung, und theils nach einer geschickten oder ungeschickten Art zu laden sehr verschieden sind, so ist diese Rechnung nicht genau

ge-

genug, um gewisse Grundsätze darauf zu bauen. Die Art, das Heu nach Centnern zu rechnen, ist unstreitig viel bestimmter und ordentlicher. Ich verlange aber deshalb nicht, daß ein Wirth ein jedes Fuder Heu, ehe er es von den Wiesen abfahren läßt, vorher wägen soll; wiewohl solches nichts unmögliches wäre, und zur Erhaltung guter Ordnung vieles beytragen könnte. Er darf nur, wenn er die Anzahl der Centner, die für eine jede Viehsorte geleget werden sollen, bestimmt hat, seine Fuder nach dem Augenmaß schätzen, so wird ihm die Eintheilung des erforderlichen Heues nach Centnern niemahls schwer fallen. Man sehe hierbey dasjenige nach, was ich oben, S. 200, fgg. hiervon gesagt habe.

Hieraus erhellet nun ganz deutlich, daß ein Land-Gut, auf welchem so viel Heu gewonnen wird, daß das zu einer alle 6 Jahr herum kommenden Düngung des ganzen Feldes erforderliche Vieh die oben angegebene Quantität bekommen kann, zu der Classe derjenigen Landgüter, welche mit dem nothdürftigen Wiesewachs versehen sind, zu rechnen sey. Ich werde dieses durch ein angenommenes Beyspiel noch näher zu erläutern suchen.

Auf einem Gute, welches in 3 Felder getheilt ist, und in jedem Felde 500 Scheffel Aussaat hat, werden, wenn keine Bauern vorhanden sind, zur tüchtigen Cultur der Aecker ungefähr 15 Pferde und 24 Zugochsen erfordert; an nutzbaren Vieh aber können gar füglich 1000 Stück Schafe, und 50 Stück Melkkühe, nebst dem dazu gehörigen gelten Rindvieh mit 25 Stück gehalten werden. Diese Anzahl von Vieh ist, wenn nur bey dem Einstreuen die gehörige Ordnung und Sorgfalt beobachtet wird, völlig hinreichend, so viel Mist zu machen, daß die Aecker bey einem solchen Gute, wenn sie nur erst einmahl in Ordnung sind, alle 6 Jahre frisch bedünget werden können.

Will man nun ferner wissen, wie viel das Vieh auf einem solchen Gute an Heufutter nöthig habe, so ist die Rechnung gar leicht gemacht, indem man nur den oben bestimmten Satz dabey zum Grunde legen darf.

350 Mutterschafe, à 100 Cnt. beträgt	-	350 Centn.
650 Schöpse und Geltvieh, à 50 Ctn.	-	325 ″
50 Stück Melkkühe, à 12 Ctn.	- -	600 ″
25 Stück gelts Vieh, à 6 Ctn.	- -	150 ″
24 Stück Ochsen, à 8 Ctn.	- - -	192 ″
50 Stück Pferde, à 15 Ctn.	- - -	350 ″
Summa		1967 Centn.

Wer also bey dem angegebenen Ackerbau so viel Heu gewinnt, der darf um die genügliche Unterhaltung seines Viehes auf keinerley Weise bekümmert seyn. Und die Güter, wo Wiesewachs und Ackerbau in einer solchen erwünschten Uebereinstimmung stehen, sind gewiß die glückseligsten. Wie sehr der Acker bey dem Mangel des nöthigen Wiesewachses leide, oder doch seinem Besitzer weit mehrern Kummer und Sorgen mache, ist einem Jeden zur Genüge bekannt. Diejenigen Güter, welche mehr Wiesen, als das Verhältniß ihrer Aecker erfordert, haben, sind zwar nicht so schwer zu bewirthschaften, und überhaupt ist der Ueberfluß des Wiesewachses niemahls so, wie der Mangel desselben schädlich; indessen bleibt es doch allemahl eine Unvollkommenheit eines Gutes, weil der Heuschlag, welcher nicht den eigenen Aeckern zu gute kommen kann, nur halb genutzet wird.

Nachdem ich bisher gezeigt habe, wie viel ein vernünftiger Landwirth zu einer wohl eingerichteten Haushaltung an Heufutter nöthig habe, so muß ich auch die Regeln, die bey dieser ersten Classe der Landgüter in Ansehung der richtigen Verwendung des Heues in Acht zu nehmen sind, bestimmen. Die glückselige Beschaffenheit solcher Landgüter verursachet, daß ich bey denselben weit wenigere besondere Anmerkungen, als bey den übrigen beyden Classen, zu machen nöthig haben werde. Alles, so bey den mit dem erforderlichen Heu versehenen Landwirthschaften zu erinnern nöthig seyn wird, beruhet auf zwey Stücken. Erstlich erfordern es die verschiedenen Eigenschaften sowohl des Heues, als auch des Viehes, daß einer jeden Viehsorte diejenige Art des Heues, die seiner Natur und Umständen am gemäßesten ist, gegeben werde; und hiernächst ist hier eben sowohl, wie bey der Strohfütterung, eine ge-

gewisse Ordnung in Ansehung der Witterung und Jahrszeiten zu beobachten. Wird eins von diesen beyden Stücken außer Augen gesetzt, so kann ein Landwirth auch bey einem vollkommen zureichenden Wiesewachs den Wohlstand seines Viehes gehörig zu unterhalten und zu befördern verhindert werden.

Die erste Hauptregel, die bey dem Verbrauche und der richtigen Anwendung des Heues zu beobachten ist, besteht also darin, daß man einer jeden Viehsorte diejenige Art des Grases, die ihr am zuträglichsten ist, zu genießen gebe. Um dieses gehörig befolgen zu können, müssen wir theils die verschiedenen Heuarten kennen lernen, theils aber auch, welchem Vieh vor andern das beste gebühre, und welches hingegen sich an dem schlechtern am ersten begnügen lassen könne, untersuchen.

Der Unterschied des Heues, in Ansehung seiner Güte und Eigenschaften, ist sehr mannigfaltig. Ich werde hier, um von meinem Hauptzwecke nicht zu weit abgeführet zu werden, nur bey einigen allgemeinen Eintheilungen des guten und schlechten Grases stehen bleiben, und insonderheit diejenige Verschiedenheit des Heues, die in den meisten Landwirthschaften vorzukommen pflegt, in Betrachtung ziehen. Die Ursachen des so vielfältigen Unterschiedes des Heues, liegen entweder in dem Gewächse des Grases selbst, oder in der Lage der Wiesen, oder auch in der Zeit und Witterung.

Was die Verschiedenheit des Heues in Ansehung seines Gewächses betrifft, so pflegt man dasselbe insonderheit in saures und süßes, imgleichen in grobes und feines einzutheilen. Daß das süße und feine Gras vor dem sauern und groben den Vorzug habe, lehrt die Erfahrung zur Genüge. Ein süßes Gras oder Heu nennt man dasjenige, in welchem die öhligen Theile durch Luft und Sonne gehörig ausgearbeitet und zur Vollkommenheit gebracht worden; saures hinge-

gegen dasjenige, in welchem die öhligen Theile zu keiner solchen Vollkommenheit gediehen, sondern noch sehr mit scharfen und gleichsam unreifen Säften vermischt sind. Da nun die öhligen Theile den meisten und besten Nahrungssaft geben, so muß nothwendig süßes Gras und Heu dem Viehe gedeihlicher als das saure seyn. In dem groben Grase können zwar die öhligen Theile zu ihrer gehörigen Vollkommenheit gelanget seyn, es führt aber dieselben nicht in so großer Menge bey sich, welches aus seinen groben Theilen selbst abzunehmen ist. Ueberdieß ist auch natürlich, daß das feine und weiche Heu von dem Vieh weit besser als das grobe verdauet werden könne, und also auch aus diesem Grunde zur Nahrung weit geschickter sey. Das beste Heu ist wohl unstreitig dasjenige, welches nicht allein aus einem von der Sonne wohl durchkochten Grase besteht, sondern auch dabey mit vielem Klee und andern stärkenden und gesunden Kräutern untermischt ist. Hingegen gibt es auch unter dem Grase verschiedene Kräuter und Gewächse, die, wo nicht allen, doch wenigstens einigen Viehearten schädlich sind. Ein sorgfältiger Wirth muß daher wohl untersuchen, ob sich auf seinen Wiesen solche Pflanzen zeigen, damit er bey der Sortirung und Vertheilung des Heues darauf Rücksicht nehmen, und nicht öfters aus Unwissenheit Schaden anrichten möge.

Der zweyte Grund, worauf der so vielfältige Unterschied des Grases und Heues beruhet, besteht in der verschiedenen Lage der Wiesen. Man theilt dieselben gemeiniglich in Feld- und Wald-Wiesen ein. Aus der Erfahrung ist bekannt, daß die Feldwiesen zwar nicht so viel, dagegen aber ein weit gesunderes und gedeihlicheres Heu, als die Waldwiesen, bringen. Auf den Feldwiesen, welche hoch und im Freyen liegen, können die in dem Grase befindlichen öhligen Theile durch die beständig darauf liegende Sonnenhitze

weit beſſer durchkochen und zu ihrer Vollkommenheit gebracht werden; auf den Waldwieſen hingegen hat das Gras von oben gar zu vielen Schatten, und von unten gar zu viele Näſſe, mithin bleiben die Säfte zu ſcharf und zu roh. Da nun, eben aus dieſer Urſache, vorgedachter Maßen, das ſüße Heu vor dem ſauern, in Anſehung ſeiner Güte, ſehr vieles voraus hat: ſo iſt auch leicht einzuſehen, warum das auf den Feldwieſen gewonnene Heu dem Viehe zuträglicher, als das von den Waldwieſen, ſey.

Da aber ſowohl die Feld- als Wald-Wieſen, nicht einerley Boden und Lage haben, ſondern darunter ein ſehr großer Unterſchied angetroffen wird, ſo iſt gewiß, daß nicht alle Feldwieſen gleich gutes, und auch nicht alle Waldwieſen gleich ſchlechtes Gras zeugen. Nachdem ihre Lage und Boden mehr oder weniger vortheilhaft iſt, iſt auch das auf ihnen gewonnene Heu beſſer oder ſchlechter. Ja, die große Verſchiedenheit dieſer beyden Stücke kann verurſachen, daß man öfters von der vorhin feſtgeſetzten Regel abgehen, und gewiſſen Wald-Wieſen einen Vorzug vor den Feldwieſen einräumen kann. Unter dieſen letztern bringen diejenigen das beſte Heu, welche etwas hoch liegen, daß das Regenwaſſer darauf nicht ſtehen bleibt, ſondern wieder bequem abſchießen kann. Das auf denſelben wachſende Gras beſteht faſt aus lauter Kräuterblättern, und kann bey dem Viehe die Stelle einer Arzeney vertreten. Nur iſt es Schade, daß es ſo ſparſam wächſt. Indeſſen kann man auch verſichert ſeyn, daß ein Fuder von ſolchem Heu dem Viehe mehr, als drey andere, nützet.

Zu dem Feldwieſenheu kann man auch das Brach-Heu nennen. Die Einrichtung der wenigſten Wirthſchaften erlaubt es, dergleichen Heu zu ſammeln, weil an den meiſten Orten die Brache zur Hütung unentbehrlich iſt. Inſonderheit geht ſolches auf denjenigen Gütern, wo Herrſchaften und Unterthanen gemeinſchafe-

schaftliche Hütung mit einander haben, gar nicht an. Ueberdieß ist auch das Brachheumachen den Aeckern schädlich, und sauget die in ihnen steckende Fettigkeit aus. Denn es ist gewiß, daß das Gras, wenn es zu derjenigen Vollkommenheit, da es zu Heu gesammelt werden kann, gelangen soll, mehr Nahrungssäfte, als wenn es mitten unter seinem Wachsthum abgefressen wird, erfordere, und daß also auch dadurch dem Acker eine größere Menge seiner bey sich führenden öhligen Theile entgehe. Hiernächst ist auch nicht zu läugnen, daß durch das Brachheumachen dem Acker wenigstens derjenige Dünger, den das Vieh sonst bey dessen Beweidung darauf zurück zu lassen pflegt, entzogen wird. Ein Acker also, der zum Brachheu gebraucht wird, muß nothwendig mehrere Früchte bringen, wofern man nicht die ihm dadurch entgehenden mehrern Kräfte durch eine öftere Düngung ersetzen will. Wem aber weder vorerwähnte Hindernisse im Wege stehen, noch auch die Entkräftung der Aecker ein hinlänglicher Grund, diese Wirthschaft zu unterlassen, zu seyn scheint, der kann allerdings auf seinen Brachen ein sehr gesundes und nahrhaftes Gras gewinnen.

Daß das Gras von den Brachen überhaupt mehr Nahrungssäfte, als alles andere, bey sich führe, sieht man ganz deutlich an den Kühen, die damit gefüttert werden, indem sie weit mehr Milch darnach geben. Es ist aber hierbey auch unter den Brachen selbst ein Unterschied zu machen; denn es wächst nicht auf allen ein gleich gutes und gedeihliches Gras. Dasjenige, welches auf fetten lehmigen Weitzenäckern gewonnen wird, ist nicht viel nütze, indem es gemeiniglich nur aus allerhand groben Blumen besteht; die gelinden Kornäcker hingegen bringen, wenn sie noch genug Düngung bey sich haben, das beste Brachheu.

Daß das Heumachen auf den Brachfeldern, weder für eine sehr nützliche noch nothwendige Sache zu halten sey, von A. F. S. st. im 14 St. der ökon. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schlesien, v. J. 1779, S. 109, f.

Bey den Waldwiesen kommt zuvörderst viel darauf an, ob sie groß und geräumig, oder aber klein und

von Waldung enge eingeschlossen sind. Da auf jenen das Gras keinen Mangel an Sonne hat, sondern durch deren Wärme hinlänglich zubereitet und zur Vollkommenheit gebracht werden kann, so bringen solche Wiesen auch ein ganz gutes und gedeihliches Heu, wofern nur der Grund nicht gar zu sumpfig und morastig ist. Auf den kleinen, um und um mit Wald eingeschlossenen hingegen wird nur ein saures und ungedeihliches Gras erzeuget, indem, wie schon einige Mahl erinnert habe, die öhligen Theile in demselben nicht genug ausgearbeitet werden können. Es zeigt sich auch bey dem auf den Waldwiesen gewonnenen Heu ein großer Unterschied, nach dem dieselben hoch oder tief liegen. Die hoch liegenden Waldwiesen tragen bisweilen, wenn sie nur nicht gar zu enge eingeschlossen sind, sondern freye Luft und Sonne haben, ein eben so gutes und nutzbares Gras, als die Feldwiesen; und man hat dabey den großen Vortheil, daß sie eine weit reichere Heuärnde geben, und noch überdieß zwey Mahl gehauen werden können, welches bey den wenigsten Feldwiesen angeht. Allein, die tief liegenden und einen morastigen Boden habenden Wiesen bringen ein desto schlechteres Heu, welches, wo nicht gar schädlich, doch von wenigem Nutzen ist, und dem Viehe wohl noch viel mehrere Kräfte, als das bloße Stroh, geben kann. Insonderheit ist, bey Beurtheilung der Güte des auf den Waldwiesen wachsenden Heues, darauf zu sehen, ob und wie dieselben der Ueberschwemmung ausgesetzt sind. Es gibt wohl wenige von solchen Wald- oder, eigentlicher zu reden, Strohm-Wiesen, welche hiervon ganz und gar befreyet seyn sollten. Die Ueberschwemmung ist auch den Wiesen an und vor sich selbst nicht schädlich, sondern kann ihnen vielmehr unter gewissen Umständen zum großen Vortheil gereichen. Sie ist nähmlich den Wiesen zuträglich, wenn sie nicht zu unrechter Zeit erfolgt, und auch das Wasser nicht

lange

lange darauf stehen bleibt, sondern bald wieder abschießt.

So gibt es z. B. in Schlesien keine bessere und fruchtbarere, als die an dem Bober gelegenen Wiesen. Dieser Fluß tritt zwar öfters aus, allein die von ihm verursachten Überschwemmungen währen nur wenige Tage, indem das Wasser in kurzer Zeit wieder verschießt, und die Wiesen nur gleichsam, um sie desto fruchtbarer zu machen, tränket. Es führt dieser Fluß, weil er von Natur einen festen und steinigen Grund hat, auch nicht so vielen Schlamm bey sich, als welcher, wenn er auf den Wiesen zurück bleibt, ein sehr schädliches Gift für das Gras ist. Man findet auch daher an dem Bober viele dreymähdige Wiesen, und das Gras ist noch in der dritten Tracht weit frischer und dicker, als man es auf vielen andern, wenn sie zum ersten Mahl gemähet werden, antrifft. Zwar ergießt sich der Bober auch bisweilen zur Unzeit, entweder kurz vor, oder wohl gar mitten in der Heuärnde. Allein, gleich wie der Schade, den er in dem letztern Falle verursachet, zu den in allen Wirthschaften unvermeidlichen Unglücksfällen gehört, und überdieß durch die zu andern Zeiten von ihm herrührende größere Fruchtbarkeit völlig ersetzt wird, so ist auch in dem ersten Falle die Ueberschwemmung desselben deshalb nicht so nachtheilig, weil, wie schon gedacht worden, das ausgetretene Wasser bald wieder verschießt, und in die Ufer des Flusses zurück tritt. Weit gefährlicher und schädlicher hingegen sind solche Ueberschwemmungen auf den an der Oder liegenden Wiesen. Dieser Strohm tritt nicht so bald wieder in seine Ufer zurück, sondern bleibt wohl öfters 3 bis 4 Wochen auf den überschwemmten Orten stehen, und läßt überdies einen häßlichen und stinkenden Schlamm zurück. Geschieht die Ueberschwemmung im Winter oder Frühlinge, wo das Gras erst zu wachsen anfängt, so kann sie auch auf diesen Wiesen mehr für eine Wohlthat der Natur, als für ein Uebel, angesehen werden. Das lange Stehen des Wassers sowohl, als auch der zurück bleibende häßliche Schlamm vertreten alsdenn, ohne dem Grase Schaden thun zu können, die Stelle einer höchst nöthigen Düngung, indem auch die besten Oderwiesen, wenn sie in langer Zeit nicht bewässert worden, gar sehr zurück schlagen und in ihrer Fruchtbarkeit nachlassen. Ganz anders aber ist es beschaffen, wenn sich die Oder kurz vor der Heuärnde, und zu einer Zeit, wo das Gras recht im Begriff, seine gehörige Reife und Vollkom-

menheit zu erlangen, steht, ergiebt. Das Gras versauert nicht allein durch das viele und allzu lange stehende Wasser, sondern es bleibt auch der sonst zur Düngung sehr nützliche, für das Vieh aber höchst schädliche Schlamm auf denselben zurück; und man kann in der That mit der Verfütterung eines solchen Heues, wenn es auch sonst seinem Gewächse nach von der besten Art wäre, nicht behutsam genug verfahren. Wenn dergleichen zur Unzeit überschwemmtes Gras noch vor der Heuärnde einen starken Regen bekommt, so wird zwar dadurch vieles von dem schlammigen Wesen wieder abgespühlet, indessen hat es doch immer einen großen Grad seiner Güte verloren. Von dem Verfüttern des verschlämmten Heues, werden weiter unten besondere Bemerkungen, Versuche und Erfahrungen vorkommen.

Drittens verursacher auch die Zeit und Witterung einen gar merklichen Unterschied in der Güte und Gedeihlichkeit des Heues. Die meisten Waldwiesen werden des Jahrs zwey Mahl gehauen, das erste im Anfange oder in der Mitte des Junius, und das zweyte Mahl zu Ende des Augustes. Daß das erstere ein weit kräftigeres Futter für das Vieh, als das letztere sey, ist schon aus der täglichen Erfahrung hinlänglich bekannt; und auch mit der Vernunft kann man die Gründe dieses Unterschiedes einsehen. Zuvörderst ist gewiß, daß das Erdreich, welches in einem Jahre eine doppelte Heuärnde liefern soll, seine meisten fetten und öhligen Theile, als welche sich am leichtesten aufschließen, schon dem ersten hervorgebrachten Grase mitgetheilt hat, und also das zweyte Gras davon nicht mehr so viel erwarten kann. Weil hiernächst das in der zweyten Aernde gewonnene, oder das Grummet, aus eben derjenigen Wurzel, welche bereits das Heu gezeuget hat, hervor wächst, eine alte Wurzel aber, bekannter Maßen, ihren Pflanzen nicht so viel Säfte, als wenn sie noch jung und folglich poröser ist, zuführen kann, so ist auch hieraus offenbar, daß dasselbe nicht so viel öhlige und fette Theile, als das aus einer frischen und jungen Wurzel hervor gesprossene und genährte Gras, an sich haben kann. Endlich muß man dabey

in

in Erwägung ziehen, daß, ob gleich die Wärme der Sonne sehr vieles dazu beyträgt, daß die in den Pflanzen steckenden fetten und öhligen Theilchen wohl zubereitet werden, eine beständige und gar zu große Hitze doch auch nothwendig eine merkliche Verminderung derselben verursachen müsse. Da nun das Grummet, von seinem ersten Hervorsprossen und zartesten Anfange an, die allergrößte Sonnenhitze auszustehen hat, das Heu hingegen in seinem ersten Wachsthum dieselbe nur auf eine sehr gemäßigte Art genießt: so kann man auch dieses für eine nicht ungegründete Ursache annehmen, warum das Heu bey seiner Verfütterung weit mehrere Kraft, als das Grummet, beweiset, indem es eine ausgemachte Wahrheit bleibt, daß alles Gras, ja alle Vegetabilien, nach der Maße, als sie mehr oder weniger von wohl zubereiteten fetten und öhligen Theilen an sich haben, auch mehr oder weniger ernähren und stärken.

Daß auch die Witterung einem Heu vor dem andern einen großen Vorzug gebe, ist ebenfalls eine durch die tägliche Erfahrung vollkommen bestätigte Wahrheit. Es würde aus den so eben angeführten Gründen leicht zu beweisen seyn, daß auch die Witterung, die das Gras zu seinem Wachsthum gehabt hat, sehr vieles zur Güte des Heues beytrage. Da aber dieses eine bloß unnütze Frage seyn würde, so will ich mich auch dabey nicht aufhalten, sondern nur derjenigen Witterung, die in der Heuärnde einfällt, mit wenigem Erwähnung thun. Daß ein trocken gehauenes, gesammeltes und eingebrachtes Heu dem Vieh weit angenehmer sey, und ihm auch wirklich besser gedeihe, als dasjenige, welches, nachdem es abgesondert worden, in einem oder andern mit ihm vorgenommenen Geschäfte beregnet, oder sonst auf andere Art naß geworden ist, daran zweifelt niemand, und es ist also solches zur Bestätigung des von mir behaupteten Satzes, daß

die Witterung ebenfalls einen Unterschied unter dem Heu mache, völlig hinreichend. Da nun ein Haus- und Landwirth die Witterung zu keiner Zeit in seiner Gewalt hat, sondern sich dieselbe, so wie sie eintrifft, gefallen lassen muß, so kann auch in so weit niemand die Beregnung seines in Schwaden liegenden oder in Haufen und Schobern stehenden Heues gänzlich vermeiden. Indessen ist gewiß, daß ein unter seiner Zubereitung beregnetes Heu allemahl sehr vieles von seiner natürlichen Güte verliert, und demselben ein unberegnetes und trocken eingebrachtes, wenn es auch gleich an und vor sich von schlechterm Gewächse ist, weit vorzuziehen ist. Das beste Schafheu ist mir, wenn es auf dem Schwaden viel Nässe hat ausstehen müssen, nicht so lieb, als ein trocken eingebrachtes Ochsenheu. Eben die Bewandtniß hat es mit allen andern Arten des Heues.

Ein Landmann hat, wie schon erwähnt worden, die Witterung freylich nicht in seiner Gewalt; es haben aber doch dabey verschiedene Muthmaßungen, woraus man ein anhaltendes trocknes oder nasses Wetter schließen kann, Statt. Er handelt also vernünftig, wenn er wenigstens sein bestes Heu nur zu einer solchen Zeit, wo er aus wahrscheinlichen Gründen eine beständige trockne Witterung hoffen kann, hauen läßt.

Man hat überhaupt angemerkt, daß die Witterung vor Johannis gemeiniglich weit trockner und beständiger, als nach Johannis, ist. Ein Landwirth würde also sehr wohl thun, wenn er sein Heu, so viel möglich, vor Johannis einzusammeln bemüht wäre. Da auch an vielen Orten, wie in Schlesien, gemeiniglich um Johannis die meisten und großen Ueberschwemmungen sich zu eräugnen pflegen, so ist es auch aus diesem Grunde den Besitzern der an Flüssen gelegenen Güter anzurathen, ihr Heu, wenigstens das beste, vor Johannis abzubringen. Wenn sie auch gleich bey einer frühern Heuärnde einigen Abgang in der Menge spüren sollten,

so

so ist doch solches mit der Gefahr, dasselbe ganz und gar verdorben zu sehen, in keine Vergleichung zu setzen.

Wir haben solchemnach die verschiedenen Arten des Heues, woraus der so mannigfaltige Unterschied in seiner Güte entsteht, kennen lernen. Damit wir nun auch wissen mögen, wie eine jede Art des Heues am besten und wirthschaftlichsten anzuwenden sey, so müssen wir ferner die verschiedenen Viehsorten durchgehen, und welche vor andern die beste Fütterung nöthig haben, oder sich mit einer schlechtern begnügen können, untersuchen. In dieser Ordnung werden wir einsehen lernen, welchem Viehe das beste, welchem das schlechtere, und welchem endlich das schlechteste Heu zu geben sey.

Die Entscheidung der Frage, welchem Vieh das gute, und welchem hingegen das schlechte Heu zu geben sey, gründet sich überhaupt auf den einzigen Grundsatz: Je zärter ein Vieh ist, und je mehr Kräfte und Nahrungssäfte es zu seiner Bestimmung braucht, desto besser muß das Heu, wodurch es ernähret werden soll, seyn. Die Wahrheit dieses Satzes fällt einem Jeden von selbst in die Augen, und ich will mich daher mit dessen weitläuftigern Ausführung nicht aufhalten, sondern vielmehr so gleich die Anwendung davon zeigen.

Daß in einer Wirthschaft an der Erziehung des jungen Viehes sehr vieles gelegen sey, wird niemand läugnen. Will man von dem Viehe, wenn es zu seinen nutzbaren Jahren gekommen ist, den gehörigen Nutzen ziehen, so muß man nothwendig dafür sorgen, daß es in der Jugend gehörig gewartet und gepfleget werde. Insonderheit muß man es in dem ersten Jahre, da es wegen seiner zarten Gefäße noch nicht alle Arten der Nahrung vertragen kann, wohl in

Acht nehmen, indem daſſelbe, wenn es im Anfange in der Pflege und Fütterung verwahrloſet iſt, niemahls recht tauglich wird. Da das Schaf- und Rindvieh den Kern der ganzen Wirthſchaft ausmacht, ſo folgt auch von ſelbſt, daß ein vernünftiger Haushälter auf die Wartung und Erziehung der Kälber und Lämmer die meiſte Sorgfalt wenden müſſe. Den Lämmern und entwöhnten (Anbinde-) Kälbern muß alſo das beſte Heu, welches ein Landwirth nur aufbringen kann, gewidmet werden. Wie viel an ihrer tüchtigen Erziehung gelegen ſey, iſt ſchon vorhin erwieſen worden; daß ſie aber, wenn ſie wohl gedeihen, und in ihren nutzbaren Jahren den Wohlſtand ihres Herren befördern helfen ſollen, mit ſolchem Heu und Futter, welches ihrem zarten Alter gemäß iſt, verſehen werden müſſen, fällt wohl einem Jeden bey der geringſten Ueberlegung von ſelbſt in die Augen. Man bedenke nur die zarten Gefäße dieſer Thiere, welche bisher, und ſo lange ſie die Muttermilch genoſſen, mit den feinſten Säften unterhalten worden ſind. Wenn man nun dieſe junge Creaturen bey ihren erſten Mahlzeiten ſogleich mit harten und groben Futter abſpeiſen wollte, ſo würde eine ſolche Veränderung nicht allein zu ſtark ſeyn, ſondern ſie würden es auch weder recht genießen noch verdauen können, am wenigſten aber dürften ſich die daraus entſtehenden groben Säfte für ihre zarte Gefäße ſchicken. Ein recht feines und blätteriges Feldwieſenheu iſt wohl, wenn man es haben kann, das ſicherſte und beſte Futter für junge Lämmer und Kälber; und noch beſſer iſt es, wenn man ihnen alles Heu dieſer Art geben kann. Es iſt hierunter mit den Anbindekälbern noch faſt behutſamer, als mit den Lämmern, zu verfahren. Die Lämmer kann man doch ohne Gefahr zum Graſe laſſen, und man braucht bey ihnen das Heu nur zur Winterszeit. Mit den Kälbern aber darf man ſolches in dem erſten halben Jahre

nicht

nicht wohl wagen, sondern sie müssen binnen dieser Zeit beständig mit trocknem Futter unterhalten werden. Je besser nun das Heu ist, welches man ihnen gibt, desto besser gedeihen sie, und desto mehr Hoffnung kann man auch von dem Nutzen, den sie künftig bringen werden, haben. Uebrigens bekommen von dem feinsten, kürzesten und süßesten Heu auch die Kaninchen.

Die zweyte Gattung des guten Heues bestimmt ein sorgfältiger Landwirth billig für seine Mutter-Schafe. Das ganze Gebäude des Schafviehes überhaupt ist viel zärter, als bey allen andern, und also bedarf es schon aus diesem Grunde einer feinern Nahrung. Die Mutterschafe aber müssen überdieß den Stamm der Schäferey beständig unterhalten, und die zu solcher Absicht nöthigen Lämmer nicht allein tragen, sondern auch eine geraume Zeit lang mit ihrer Milch ernähren. Es ist unläugbar, daß hierzu nicht allein mehrere, sondern auch, wenn Mutter und Lamm in gutem Stande erhalten werden soll, bessere Nahrungs-Mittel erfordert werden. Da nun unter allem Futter, welches dieses Vieh gewöhnlicher Weise genießt, das Heu die meisten Nahrungssäfte verschaffen muß: so ist auch leicht einzusehen, warum, nach den Lämmern und Anbindekälbern, den Mutterschafen die beste Sorte desselben gebühre. Man gibt ihnen gern, wenn man hinlänglich damit versehen ist, das auf trocknen Feldwiesen gewonnene Heu. An solchen Orten, wo es gar keine oder nicht zulängliche Feldwiesen gibt, müssen sie zwar auch mit demjenigen, so auf den Wald- oder Fluß-Wiesen wächst, zufrieden seyn. Indessen wird ihnen doch jederzeit das beste und feinste darunter ausgesuchet. Insonderheit muß man ihnen kein saures oder stark beregnetes Heu geben; am allersorgfältigsten aber ist zu verhüten, daß es mit keinen schädlichen Gewächsen untermengt sey.

Da an einigen Orten, wie z. B. in Schlesien, gemeiniglich die Schäfer die Aufsicht bey dem Heumachen haben, so kann man ihnen, in Ansehung des für die Lämmer und Mutterschafe bestimmten Heues, ganz sicher die freye Wahl lassen, weil doch dieselben vor allen andern das beste haben müssen. Das Heu für die Schöpse und das übrige gelte Schafvieh aber muß ein Landwirth selbst bestimmen, weil sonst der Schäfer auch für diese das beste wegnehmen, und das andere nicht unter ihrer Aufsicht stehende Vieh, welches dessen doch mehr benöthigt ist, darben lassen würde. Man pflegt zwar das Grummet auf eben solche Art, wie das Heu, zu vertheilen, und für jede Vieh-Sorte auch eine gewisse Anzahl Fuder, nach dem Verhältniß der ganzen bestimmten Summe, davon legen zu lassen. Weil aber, insonderheit in Schlesien, der ganze Wohlstand einer Landwirthschaft gar zu sehr von der guten Beschaffenheit der Schäferey abhängt, diese aber ohne eine ganz besondere Aufmerksamkeit für die Mutterschafe in keinem recht blühenden Stande erhalten werden kann, so thut man nicht unrecht, wenn man dieselben mit dem Grummet ganz und gar verschonet, und ihnen das ausgesetzte Quantum in lauter guten, in der ersten Aernde gewonnenen, Heu gibt. Man kann dagegen lieber dem Geltvieh etwas mehr von dem Grummet zutheilen, weil dasselbe, wenn nur der Halm nicht gar zu grob und hart ist, sich noch eher mit einem unkräftigern Futter, behelfen kann.

Nach den Mutterschafen haben wohl unstreitig die Kühe das meiste Recht zu den guten und vor andern vorzüglichen Heuarten. Man fordert von ihnen nicht allein gesunde und starke Kälber, sondern auch einen reichen Ueberfluß von Milch und Butter. Beydes kann nicht anders, als durch ein kräftiges und gedeihliches Futter erhalten werden. Hieraus ist also abermahl offenbar, daß man die nutzbaren Kühe mit keinem groben, sauern und unkräftigen Heu abspeisen, sondern ihnen das beste, so, nach gehöriger Versorgung der Mutterschafe, in der Wirthschaft vorhanden ist, aufbehalten müsse. Weil aber das Gebäude der Kühe nicht so zart, als bey den Schafen ist, man auch in einer wohl eingerichteten Wirthschaft ihre Pflege

und

und Unterhaltung nicht bloß auf das Heu ankommen läßt, sondern ihnen noch überdieß auf vielerley Art zu Hülfe zu kommen sucht: so kann auch das für sie gewidmete Heu-Quantum gar füglich mit einigen Fudern Grummet, wenn es nur von gleichem Gewächse, als das Heu selbst ist, untermenget werden. Man würde auch sonst, wenn man diese Viehsorte gleichfalls mit lauter Heu von der ersten Aernde versorgen wollte, mit der oben gemachten Rechnung nicht auskommen, indem der daselbst entworfene Etat beydes, Heu und Grummet, in sich schließt. Indessen muß man für die kalbenden Kühe ein Par recht gute Fuder von dem rechten Kernheu legen, und ihnen davon, von der Zeit an, da sie entlassen sind, bis acht Tage nach der Kalbung, geben lassen, weil sie dadurch in einen recht milchreichen Zustand, der sich, so lange sie melk sind, spüren läßt, gesetzt werden.

Wenn man nun solcher Gestalt das nöthige Heu-Futter für sein junges und nutzbares Vieh bestimmt, und einer jeden Sorte nach ihren Umständen das ihrige zugetheilt hat, muß man auch an das Zug- und Gelt-Vieh denken, und hierbey ebenfalls in Ansehung der verschiedenen Güte des Heues einen Unterschied machen.

Die Schafe und Kühe nehmen mit ihren Lämmern und Kälbern wohl das beste Heu in der Wirthschaft weg. Ist aber alsdenn noch etwas von einer guten und gedeihlichen Art übrig, so kommt es den Zugochsen zu. An vielen Orten müssen sich diese mit dem allerschlechtesten abspeisen lassen; allein ich halte solches nicht für wirthschaftlich. Ein kluger und vernünftiger Landwirth sieht sehr wohl ein, wie viel an tüchtigem Zugvieh gelegen sey, und daß er es daher demselben an guter Fütterung, ohne welche es unmöglich in tauglichem Stande erhalten werden kann, niemahls mangeln lassen müsse. Die Zugochsen sind zwar den Winter über unnütz, weil sie ihr Futter mit

Endlich müssen sich, wenn alles übrige vertheilt ist, die Pferde mit dem schlechtesten begnügen lassen. Man darf nicht glauben, als wenn das gute Heu den Pferden nichts weiter, als das schlechte, nütze; vielmehr ist es gewiß, daß es bey demselben eben so, wie bey allem andern Vieh, einen großen Unterschied ausmache. Da aber die Pferde, theils wegen ihres stärkern Gebäudes, und theils, weil sie nebst dem Heu beständig anderes kräftiges Futter bekommen, das gute Heu nicht so unentbehrlich, als die übrigen Viehsorten, nöthig haben, so wird ihnen nur aus dieser Ursache die letzte Stelle bey der Vertheilung desselben angewiesen. Indessen ist diese Regel nicht bey allen Pferden anzubringen. Diejenigen, die schon ein gewisses Alter erreicht, und die gefährliche Druse überstanden haben, können schon ein etwas härteres Heufutter vertragen. Junge Pferde hingegen, und welche die Druse noch nicht gehabt haben, muß man bey der Heuvertheilung nicht so weit zurück setzen, sondern mit einer etwas bessern und feinern Art versorgen. Insonderheit ist es von großem Nutzen, wenn man, wo nicht allen, doch wenigstens den jungen, noch unter der Druse stehenden Pferden alles überjährige Heu geben kann, weil, der Erfahrung zu Folge, das frische Heu nicht allein den mit der Druse behafteten Pferden höchst schädlich ist, sondern diesen Zufall auch wohl gar bey denen, die ihres Alters wegen schon davon befreyet seyn sollten, verursachen kann. Wäre man auch nicht das ganze Jahr hindurch altes Heu seinen Pferden zu geben im Stande, so muß man doch wenigstens im Anfange darauf bedacht seyn, damit erst die in dem neuen Heu steckenden Crudităten etwas verfliegen können.

Es würde einem Landwirthe wenig helfen, wenn er gleich einer jeden Viehsorte sowohl das erforderliche Quantum, als auch die ihm gebührende Art des Heues bestimmet und zugetheilt hätte, wofern er nicht auch zugleich

der gegenwärtigen Arbeit nicht verdienen, und sind also hierin den Pferden, welche Winter und Sommer mit vielem Nutzen gebraucht werden können, weit nachzusetzen. Man muß aber dagegen auch bedenken, daß die Ochsen nicht den ganzen Winter durch Heu bekommen, sondern sich den größten Theil desselben an Stroh, Spreu und Ueberkehr begnügen lassen müssen. Das Heu gibt man ihnen erst ungefähr 4 Wochen vor der Pflugzeit, damit sie die zu dieser schweren Arbeit nöthigen Kräfte bekommen mögen. Will man ihnen nun zu solcher Zeit, wo sie die Kräfte auf den ganzen Frühling, bis sie auf die Grasung kommen können, sammeln müssen, ein grobes und ungedeihliches Heu, welches öfters noch unkräftiger als bloßes Stroh ist, vorlegen, so muß man es sich auch nicht befremden lassen, wenn man mit seiner Feldarbeit allenthalben zurück bleibt, und mit der Saatzeit später, als seine Nachbarn, fertig wird.

Die alsdenn nächstfolgende Heusorte bekommt das gelte Schaf- und Rindvieh. Zwar muß auch das junge Vieh nach dem ersten Jahre nicht gänzlich in der Fütterung verabsäumet werden; da es jedoch seine Nahrung nur hauptsächlich zum Wachsthum gebraucht, ein allzu schnelles und durch einen gar zu großen Zufluß der Nahrungssäfte erzwungenes Wachsthum aber nichts nütze ist, indem das Vieh dadurch ein schwaches Gebäude bekommt: so ist hieraus offenbar, daß das junge oder Gelt-Vieh keines so kräftigen Heues, als das nutzbare und bereits arbeitende, bedürfe.

Bey den ausgewachsenen Schöpsen, welche auch mit unter das Geltvieh gerechnet werden, fällt zwar diese Ursache weg; allein, sie haben dagegen auch nicht so viele Nahrungssäfte, als die Mutterschafe nöthig, und können sich also auch mit einem geringern Heu behelfen.

Endlich

Endlich müssen sich, wenn alles übrige vertheilt ist, die Pferde mit dem schlechtesten begnügen lassen. Man darf nicht glauben, als wenn das gute Heu den Pferden nichts weiter, als das schlechte, nütze; vielmehr ist es gewiß, daß es bey demselben eben so, wie bey allem andern Vieh, einen großen Unterschied ausmache. Da aber die Pferde, theils wegen ihres stärkern Gebäudes, und theils, weil sie nebst dem Heu beständig anderes kräftiges Futter bekommen, das gute Heu nicht so unentbehrlich, als die übrigen Viehsorten, nöthig haben, so wird ihnen nur aus dieser Ursache die letzte Stelle bey der Vertheilung desselben angewiesen. Indessen ist diese Regel nicht bey allen Pferden anzubringen. Diejenigen, die schon ein gewisses Alter erreicht, und die gefährliche Druse überstanden haben, können schon ein etwas härteres Heufutter vertragen. Junge Pferde hingegen, und welche die Druse noch nicht gehabt haben, muß man bey der Heuvertheilung nicht so weit zurück setzen, sondern mit einer etwas bessern und feinern Art versorgen. Insonderheit ist es von großem Nutzen, wenn man, wo nicht allen, doch wenigstens den jungen, noch unter der Druse stehenden Pferden alles überjährige Heu geben kann, weil, der Erfahrung zu Folge, das frische Heu nicht allein den mit der Druse behafteten Pferden höchst schädlich ist, sondern diesen Zufall auch wohl gar bey denen, die ihres Alters wegen schon davon befreyet seyn sollten, verursachen kann. Wäre man auch nicht das ganze Jahr hindurch altes Heu seinen Pferden zu geben im Stande, so muß man doch wenigstens im Anfange darauf bedacht seyn, damit erst die in dem neuen Heu steckenden Cruditäten etwas verfliegen können.

Es würde einem Landwirthe wenig helfen, wenn er gleich einer jeden Viehsorte sowohl das erforderliche Quantum, als auch die ihm gebührende Art des Heues bestimmet und zugetheilt hätte, wofern er nicht auch zugleich

gleich dafür Sorge tragen wollte, daß solches demselben in der gehörigen Zeit und Ordnung gereichet werde. Es würde eines Theils dem Viehe nicht auf die beste Art zu Nutze kommen, und andern Theils sich auch bey dem reichlichsten Vorrath zuletzt ein Mangel eräugnen. In allen Theilen der Wirthschaft kommt es vornehmlich auf eine genaue Beobachtung der rechten Zeit und Ordnung an. Ich werde aber von der bey dem Verfüttern des Heues zu beobachtenden Ordnung hier nur etwas weniges erinnern, und das übrige an seinem Orte, wo ich von der richtigen Anwendung des Strohes handeln werde, nachhohlen.

Man muß zuvörderst den Verbrauch des Heues, so wie den Verbrauch des Strohes, nicht der Willkühr des Gesindes überlassen, sondern beydes unter genauer Aufsicht verwahren, und das nöthige täglich heraus geben lassen. Man trifft, obgleich das Heu weit vorzüglicher und kostbarer ist, in den meisten Wirthschaften hierunter eben so viele Nachlässigkeit und Unbehutsamkeit, als bey dem Stroh, an. Man begnüget sich damit, daß man die für eine Viehsorte bestimmten Antheile entweder über die Ställe, oder an andern bequemen Orten, besonders leget, und läßt alsdenn das Gesinde nach eigenem Gefallen damit schalten und walten. Es ist ganz natürlich, und die tägliche Erfahrung bestätiget es auch genug, daß hieraus eben derjenige Nachtheil, der bey einer unordentlichen Strohwirthschaft erfolgt, entstehen müsse. Das Vieh bekommt, wenn das Gesinde die freye Disposition davon hat, das ihm auf das ganze Jahr gewidmete Heu zur Unzeit, und muß alsdenn, wenn es ihm am nöthigsten wäre, Mangel daran leiden. Wer dieses verhüten will, der muß das Heu, eben so wie das Stroh, der Aufsicht eines treuen und vernünftigen Menschen übergeben. Hiernächst trägt es auch viel zur Ordnung bey, wenn man das sämmtliche für jede Art des Viehes gelegte

legte Heu bey müßigen Stunden in gewisse proportionirte Bünde, von etwa 8 bis 10 Pfund, vermittelst eines Strohseiles binden, und solche bis zur Zeit, wenn die Heufütterung angeht, aufbehalten läßt. Diese Einrichtung hat den großen Vortheil, daß man, wie viel Heu das Vieh täglich bekommt, mit vieler Zuverlässigkeit wissen, und daher einen desto sicherern Ueberschlag von dem ganzen Quanto, damit solches zureichen möge, machen kann. Läßt man hingegen das Heu uneingebunden liegen, und nur jedes Mahl so viel, als man nach bloßen Gutdünken für nöthig erachtet, von dem ganzen Haufen wegraffen, so kann dabey die Rechnung leicht triegen, und sich zuletzt ein unangenehmer Mangel äußern. Es kann auch, wenn das Heu auf gedachte Art eingebunden ist, dem Viehe mit desto mehrerer Ordnung, nachdem es die Witterung erfordert, bald abgebrochen und bald wieder zugesetzet werden, welches sonst, ohne diese Vorsicht, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist.

Da der Wohlstand des Viehes nicht so wohl auf die Menge des Futters, als vielmehr auf eine bey der Fütterung beobachtete gute Ordnung, ankommt, so findet dieses insonderheit auch bey dem Verbrauche des Heues Statt, und fast jede Viehsorte erfordert hierunter ihre eigene Regeln. Ich werde daher von einer jeden derselben das Nöthige besonders anzeigen.

Die Schäferey kostet unstreitig das meiste Heu, und sie kann auch dasselbe am wenigsten entbehren. Es ist daher an dem ordentlichen Verfüttern und der richtigen Anwendung des Heues vor allen andern sehr vieles gelegen. Man kann zwar die Schäfer nicht so, wie das andere Gesinde einschränken, sondern muß ihnen, wie mit allem Futter, also auch mit dem Heu, schon mehrere Freyheit lassen, zumahl sie, vermöge ihrer Profession, die rechte Zeit und Ordnung bey dem Heufüttern am besten verstehen müssen. Indessen sind

dieselben doch nicht ohne alle Aufsicht zu lassen, sondern vielmehr, wegen der ihnen so gewöhnlichen Betriegereyen, beständig gleichsam von weitem zu beobachten. In dieser Absicht ist unumgänglich nöthig, daß ein Landwirth in den Regeln, die bey der Fütterung des Schafviehes nöthig sind, nicht ganz unwissend sey. Kann er gleich nicht bey einem jeden Futter, welches der Schäfer den Schafen vorleget, gegenwärtig seyn, so ist es ihm doch nicht unmöglich, denselben in so weit zu beobachten, daß er das ihm anvertraute Heu nicht zu unrechter Zeit verfüttere.

Bey dem Verfüttern des für das Schafvieh bestimmten Heues ist besonders eine vernünftige Beurtheilung der Zeit und Witterung nöthig. Wird diese unterlassen, so kann es leicht geschehen, daß das oben festgesetzte Quantum, so reichlich und hinlänglich es auch sonst eingerichtet ist, doch nicht zureichen will, sondern die Schafe dabey zuletzt Mangel leiden müssen.

Das beste und zuträglichste Futter ist wohl ohne Zweifel das lebendige Gras. Das Heu, welches nur ein erstorbenes und getrocknetes Gras ist, wird nur gleichsam in subsidium gebraucht, um die Schafe, wenn ihnen die grünen Fluren und Felder verschlossen sind, nicht ohne alle kräftige Nahrung zu lassen. Man muß daher im Herbste, so lange die Schafe noch ausgetrieben werden können, an kein Heufüttern denken, sondern solches bis auf eine Zeit, wo das Vieh dessen mehr benöthigt ist, aufheben. Ist gleich das Gras, welches sie im Herbste genießen, nicht so kräftig und nahrhaft, als das im Sommer, so können sie doch deshalb keine Noth leiden, weil ihnen das Strohfutter, in welchem sie, außer den darunter vermengten trocknen Grase und Kräutern, noch manches gute Körnchen antreffen, dabey mit zu Hülfe kommt. Eben die Bewandtniß hat es auch, wenn in den Wintertagen ein trockner Frost den Schafen die Saatfelder öffnet,

dergestalt, daß sie sich täglich wenigstens 2 bis 3 Stunden mit dieser sie über alles stärkenden Nahrung erfrischen können. Wer bey solcher Witterung und Umständen seinen Schafen noch außerdem vieles Heu vorlegen wollte, würde nicht allein sehr verschwenderisch handeln, sondern auch den Schafen selbst dadurch schaden. Die Saaten, die sie alsdenn genießen, führen mehr öhliges und fettes bey sich, als ihnen dienlich wäre, wenn es nicht durch das trockne Strohfutter wieder temperirt und auf solche Art unschädlich gemacht würde.

Zu den Zeiten, wo die überall mit Schnee bedeckten Felder die Schafe beständig in dem Stalle zu bleiben nöthigen, brauchen diese Thiere das für sie aufgehobene Heu am nöthigsten. Es ist daher eben so vernünftig, als nothwendig, daß man ihnen dasselbe alsdenn in gehöriger Menge vorlege. Jedoch müssen die Raufen nicht ohne Noth gar zu voll gestecket werden, weil, wenn man ihnen auf ein Mahl zu viel vorlegt, vieles davon unter die Füße getreten wird, und also, ohne dem Vieh zu Nutze zu kommen, verloren geht. Man lasse lieber des Tages ein oder ein Par Mahl öfter Heu geben. Dadurch wird man den Schafen mehr Vortheil stiften, und auch an dem Heu selbst ersparen.

Da die Mutterschafe überhaupt das Heu am nöthigsten brauchen, so ist auch auf das ordentliche Verfüttern desjenigen, welches für sie bestimmt ist, am meisten Achtung zu geben. Man verlangt von denselben, daß sie nicht allein gute und starke Lämmer tragen und zur Welt bringen, sondern auch diese nachher mit hinlänglicher Milch und Nahrung versehen sollen. Daß dieses nicht zu erwarten sey, wenn man sie nicht beständig in gutem Futter erhält, und insonderheit zu der Zeit, wenn sie ihren jungen Lämmern wiedrum Nahrungssäfte mittheilen sollen, nicht von Kräften kommen läßt, lehren Vernunft und Erfahrung. Man

muß daher die Mutterschafe nicht nur in der Lammzeit, sondern auch schon 14 Tage vorher, am stärksten mit Heu füttern.

Die Ursachen, warum das gelte Schafvieh mit wenigern und schlechtern Heu auskommen könne, erhellen aus dem Vorhergehenden. Indessen ist doch auch bey der Heufütterung, in Ansehung dieser Vieh-Sorte, der Unterschied zu machen, daß man den Jährlingen, oder vorjährigen Lämmern, darunter einen Vorzug gebe. Daß die Gefäße derselben noch zarter, als bey den bereits völlig ausgewachsenen, seyn, kann man aus dem Laufe der Natur leicht einsehen; und die Erfahrung lehret es auch, daß sie in einem harten und anhaltenden Winter weit eher entkräftet werden. Kommt man ihnen alsdenn nicht mit hinlänglichem Heu zu Hülfe, so fallen sie wie die Fliegen dahin, und man bringt deren öfters nur sehr wenige aus dem Winter.

Daß die Kühe, so lange sie noch zu Felde gehen, keines Heues benöthigt seyn, ist einem Jeden, ohne mein Erinnern, bekannt. Denn ob sie gleich jederzeit, und insonderheit in den letzten Tagen des Herbstes, wo das Gras auf den Hütungen nicht mehr so häufig und kräftig ist, eines Bey- oder Nebenfutters bedürfen, so besteht doch solches nur entweder in geschnittenem Klee und Grase, oder, wenn man dergleichen nicht mehr haben sollte, in allerhand andern Feld- und Gartengewächsen. Ein Mehreres vom Heufüttern der Kühe wird im Art. Kuh vorkommen.

Von der Ordnung des Heufütterns bey dem Zug-Vieh, werde in den Art. Ochs und Pferd das Nöthige beybringen.

11. Was die Güter, welche überflüssigen Heuschlag haben, oder auf welchen mehr Heu gewonnen wird, als zu der Erhaltung des bey demselben befindlichen Viehstandes nöthig ist, betrifft: so ist zuvörderst die

die Frage zu erörtern: Ob es besser und vernünftiger gethan sey, diesen Ueberfluß zu verkaufen, oder denselben, wo nicht ganz, doch zum Theil, dem eigenen Viehe zukommen zu lassen? Wenn ich mich nach der gemeinen Sprache, auch selbst guter und bewährter Wirthe richten wollte: so müßte ich, diese Frage zum Besten des Viehes zu entscheiden, und demselben allen Ueberfluß, den es nur immer zu verzehren vermögend wäre, zu zuerkennen, keinen Augenblick Anstand nehmen. Man hält gemeiniglich die Heuverkäufer für schlechte Wirthe, und glaubt, daß man den Zuwachs davon unmöglich besser anwenden könne, als wenn man denselben seinem Viehe ohne Unterschied Preis gibt. Nur allein diejenigen Wirthschaften, wo das Vieh gleichsam im Heue schwimmt, und wo man in den Misthaufen öfters eben so viel Heu als Stroh antrifft, werden für gesegnet und wohlgeordnet gepriesen. Ich habe bereits oben erwähnt, daß der Wohlstand des Viehes, und mithin auch des ganzen Land-Gutes, mit einem reichen Zuwachse des Grases auf das genaueste verknüpft sey. Allein, es ist zwischen den beyden Dingen, ob das Vieh mit Heu reichlich versorget werden müsse, und ob ihm dasselbe so gar im Ueberflusse zu reichen sey, ein sehr großer Unterschied zu machen. Das erste wird die ganze vernünftige Welt bejahen müssen; und diejenigen Landwirthe, die es ihrem Viehe, bey einem reichen und überflüssigen Zuwachse an Heu, um solches für bares Geld zu verkaufen, fehlen lassen, sind keine echte und kluge Haushälter. Daß man aber, nachdem das Vieh mit dem benöthigten Heu schon reichlich versorget worden, ihm auch noch den Ueberfluß Preis geben, und sich dadurch einer öfters ansehnlichen baren Einnahme berauben solle, scheint mir verschiedene Bedenklichkeiten bey sich zu führen. In allen Dingen ist ein gewisses bestimmtes Maß zu halten, dessen Ueberschreitung lauter Un-

ordnung nach sich zieht; und es ist nicht abzusehen, warum nur allein die Fütterung des Viehes unbestimmt bleiben sollte. Vielmehr glaube ich, daß man darin ebenfalls zu weit gehen, und durch Ueberfluß Schaden anrichten könne. Es wird hoffentlich ein Jeder das oben vorgeschlagene, für jede besondere Viehart zu bestimmende Quantum dergestalt beschaffen finden, daß jede Art des Viehes reichlich damit auskommen, und wenn bey dessen Verfüttern die gehörigen Maßregeln beobachtet werden, in dem bestmöglichsten und nutzbarsten Stande erhalten werden könne. Ist aber dieses, so muß es ja wohl für eine sehr unwirthschaftliche Verschwendung angesehen werden, wenn man es dabey nicht bewenden lassen, sondern dem Viehe alles, was nur zuwächst, vorwerfen will. Nicht der Ueberfluß des Futters, sondern eine dabey beobachtete vernünftige Ordnung erhält den Viehstand in blühendem Flor.

Bey allen Landwirthschaften geht der Hauptzweck dahin, daß man aus seinen Producten allemahl das meiste bare Geld, als nur möglich ist, löse. Wer es hierin dem andern zuvor thut, wird mit Recht für den besten Wirth gehalten. Wenn ich nun auch zugeben wollte, daß die Nutzbarkeit des Viehes durch den Ueberfluß des Heues wirklich höher, als bey dem bloß reichlich zulänglichen Futter, getrieben werden könne, so wird es doch darauf ankommen, ob solches mit dem Vortheile, den man aus dessen Verkauf zu erwarten hat, in Vergleichung zu setzen sey. Wir wollen uns, mehrerer Deutlichkeit halber, hiervon durch ein Beyspiel zu überzeugen suchen.

Ich will annehmen, daß auf einem Landgute von gleichem Ackerbau, als ich oben, S. 222, f. angeführt habe, an statt 1967 Centner, gerade noch einmahl so viel, nähmlich 3934 Centner, an Heu gewonnen werde. Da zur reichlichen Unterhaltung des mit dem Feldbau dieses Gutes in einem richtigen Verhältniß stehenden Viehstandes nur 1967 Ctn. erfordert werden,

den, so ist offenbar, daß die andern 1967 Ctn. als ein Ueberfluß anzusehen sind. Es fragt sich also: ob der Eigenthümer wirthschaftlicher handle, wenn er diesen Ueberfluß an fremde Liebhaber für bares Geld überläßt, oder ob es vortheilhafter sey, daß er die seinem Vieh sonst bestimmten Heu-Portionen verdoppele, und sie dadurch, welches ohnedies nur von Kühen und Schafen verstanden werden kann, nutzbarer zu machen suche? Da die Entscheidung dieser Frage, bereits erwähnter Maßen, hauptsächlich darauf beruhet, in welchem Falle das meiste bare Geld zu hoffen sey: so ist gewiß, daß die übrig bleibenden 1967 Ctn. Heu, wenn man den Ctn. auch nur für 6 Sgr. verkaufte, bey deren Veräußerung doch eine Summe von ungefähr 420 Rthlr. betragen würden. Wollte ich nun auch zugeben, daß, wenn dieses überflüssige Heu an das Vieh gewandt würde, eine Kuh à 2 Rthlr. und 100 Schafe auf 2 Stein Wolle, der Stein à 4 Rthlr. gerechnet, jährlich höher genutzet werden könnte, so käme doch bey 50 Kühen und 1000 Schafen, durch diesen Weg, mehr nicht als 180 Rthlr., und also 240 Rthlr. weniger, als bey dem Verkaufe, heraus. Nach dieser Vergleichung der auf beyden Seiten zu hoffenden Vortheile wird nun ein jeder vernünftiger Wirth leicht von selbst beurtheilen können, was ihm am zuträglichsten sey, und welches er dem andern vorzuziehen habe.

Man wird vielleicht hiergegen einwenden, daß ein Landwirth nicht bloß auf die mehrere Nutzbarkeit seines Viehes sehen, sondern sein Augenmerk hauptsächlich auf die Vermehrung des Düngers, und die davon zu erwartende Verbesserung seiner Aecker, richten müsse, solche Absicht aber nicht besser befördert werden könne, als wenn man sein gewonnenes Heu dem Viehe recht in vollem Ueberflusse vorwirft, indem man dadurch in den Stand gesetzt wird, desto mehr Stroh in den Dünger zu verwenden. Der Satz, daß die Vermehrung des Düngers eine Hauptsorge in der Wirthschaft sey, ist richtig; nur fragt es sich, ob das verschwenderische Heufüttern zur Erhaltung dieser Absicht wirklich so viel beytrage, als viele glauben, und es auch zu seyn scheine. Es ist ausgemacht, daß es bey der Düngerwirthschaft nicht so wohl auf die Menge, als

vielmehr auf die innere Kraft und Güte des Düngers ankomme, und daß diese durch das allzu häufige Einstreuen gar leicht verhindert werden könne. Wäre es also gleich wahr, daß man durch die Verschwendung des überflüssigen Heues die Anzahl der Mistfuhren höher brächte, so würde doch den Aeckern dadurch kein wahrer und wesentlicher Nutzen zufließen, indem sie das, was sie auf einer Seite an der Menge des Düngers gewinnen, wieder auf der andern an dessen Güte verlieren müssen. Daß die Excremente des Viehes, welches vollauf zu fressen bekommt, nicht allein häufiger seyn, sondern auch, nach der verschiedenen Güte des genossenen Futters, mehrere Düngungskraft bey sich führen, will ich nicht in Abrede stellen. Es ist aber, daß ich es noch einmahl wiederhohle, gewiß, daß bey dem oben bestimmten Quanto, wenn ordentlich und vernünftig damit umgegangen wird, alle und jede Viehsorten reichlich versorget seyn; und der Augenschein wird es zeigen, daß das Ueberflüssige mehr unter die Füße und in den Mist getreten, als von dem Viehe genossen, und auf solche Art durch den natürlichen Gang in Dünger verwandelt wird. Mit dem Heue aber die Ställe zu streuen, und es solcher Gestalt bloß als ein Vehiculum des Düngers zu gebrauchen, wird wohl so leicht niemand billigen können.

Ob sich nun gleich aus den bisher angeführten Gründen deutlich genug ergibt, daß es weit rathsamer und wirthschaftlicher sey, den Ueberfluß des Heues zu verkaufen, als denselben mit dem Viehe unnöthiger Weise zu verschwenden: so wird ein vernünftiger Wirth, dessen Landgut mit mehrerm Heuschlag, als er zur reichlichen Unterhaltung seines Viehstandes nöthig hat, gesegnet ist, dennoch allemahl wohl thun, daß er von Zeit zu Zeit eine Jahres-Nothdurft in Vorrath hält. Dieses ist aus einem doppelten Grunde rathsam. Erstlich kann es, insonderheit an denjenigen

nigen Orten, wo der Wiesewachs öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, gar leicht geschehen, daß das gewonnene Heu verdirbt, und zum Gebrauche untüchtig gemacht wird. Wenn nun auf solchen Gütern, welche vor andern mit Wiesen und Gras versehen sind, der Viehstand allemahl sehr ansehnlich ist, so geräth man in solchen Fällen, wegen des Heumangels, in eine desto größere Verlegenheit; und wenn solches von fremden Orten erkauft werden muß, so fällt die bare Ausgabe manchem ziemlich hart und empfindlich. Hat man aber die erwähnte Vorsicht gebraucht, so kann man dergleichen Ueberschwemmungen und andere in diesem Theile der Landwirthschaft vorfallende widrige Begebenheiten weit gleichgültiger ansehen. Zweytens aber hat man auch von einem solchen beständigen Heu-Vorrathe noch den Vortheil, daß man seinem Viehe nicht sogleich das frische Heu, wie es von den Wiesen kommt, vorlegen darf, sondern es, da ein solches Magazin jährlich abgewechselt und aufs neue angefüllet werden muß, fast insgesammt mit altem Heu füttern und unterhalten kann. Endlich gibt es auch bisweilen Gelegenheiten, wo man mit dergleichen Heuvorrathe, wenn man gleich desselben in seiner eigenen Wirthschaft nicht benöthigt ist, einen ansehnlichen Gewinst machen kann. Doch ist, einen Heuvorrath über ein Jahr aufzubehalten, nicht rathsam. Denn das alte Heu ist nicht, wie der alte Wein, mit Vortheil zu conserviren.

Nachdem es also ausgemacht ist, daß es am vernünftigsten und vortheilhaftesten gehandelt sey, wenn man, unter den vorhin angezeigten Umständen, den Ueberfluß seines Heues in Geld zu setzen suchet, so fragt es sich dabey ferner: Ob man mehr Nutzen und Vortheil davon habe, wenn man solches machen und alsdenn verkaufen läßt, oder ob es besser gethan sey, daß man es auf dem Halm verkaufe oder

vermiethe? Hierunter eine allgemeine Regel fest zu setzen, geht wegen der gar zu großen Verschiedenheit der Umstände, die dabey vorfallen können, nicht wohl an. Der Unterschied in der Menge der Arbeitsleute, imgleichen in der Lage und Beschaffenheit der Wiesen, und andere dergleichen Dinge mehr, machen bald dieses, bald jenes, nützlicher. Wer sich also hierunter nicht irren, und in seinen Einkünften nicht Schaden thun will, der muß solches alles genau in Erwägung ziehen. Ich werde hierzu eine kurze Anleitung geben, und diese Verschiedenheit mit wenigem aus einander zu setzen suchen.

Ein Wirth, der auf seinem Landgute so viel eigene Arbeitsleute hat, daß er durch dieselben nicht allein die für seinen Viehstand erforderliche Nothdurft, sondern auch das überflüssige Heu, ohne die übrigen Wirthschaftsgeschäfte zu versäumen, bereiten und machen lassen kann, hat daran allerdings mehrern Vortheil, als wenn er dasselbe auf dem Halm verkauft. Insonderheit ist solches an Orten, wo das Heu allemahl in einem gewissen hohen Preise ist, wie in Schlesien, vorzüglich rathsam.

Man darf, um sich hiervon zu überzeugen, nur von dem Heu, welches in mittelmäßigen Jahren auf den zu vermiethenden Wiesen gewonnen werden kann, einen Ueberschlag machen, und solchen mit dem gewöhnlichen Miethzinse in Vergleichung setzen. Eine Wiese, die an Heu und Grummet in mittelmäßigen Jahren 40 Fuder, das Fuder zu 15 Ctn. gerechnet, bringt, wird an denen Orten, wo nicht ein ganz ausnehmender Gras-Mangel ist, schon ziemlich hoch vermiethet, wenn man dafür jährlich einen Pachtzins von 80 Rthlr. bekommt. Da nun die 40 Fuder Heu, welche darauf gewonnen werden können, 600 Ctn. betragen, so würde man bey selbsteigener Einärndung des Heues, wenn man den Centner auch nur für 6 Sgr. verkaufte, doch wenigstens 150 Rthlr. und also 70 Rthlr. mehr, als bey der Vermiethung, erhalten. Zwar muß hiervon auf die Kosten für das Heumachen etwas abgerechnet werden; allein, solches kann bey eigenen Leuten nur ein weniges betragen, und kommt gegen einen so wichtigen Vortheil in gar keine Vergleichung.

Hat

Hat hingegen ein Landgut nicht so viele Arbeitsleute, als zur Machung des überflüssigen Heues, ohne Versäumniß der andern Wirthschaftstheile, erfordert werden: so ist man freylich, die Vermiethung der Wiesen vorzuziehen, und also diesen offenbaren Vortheil fahren zu lassen, genöthigt. Das Heu, welches man nicht selbst nöthig hat, bloß durch fremde Leute hauen, dörren und sammeln zu lassen, ist mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft. Es muß daher ein Wirth, der solches unter diesen Umständen unternehmen will, alles wohl überlegen, damit er nicht, anstatt des davon gehofften Vortheiles, Schaden habe. An vielen Orten kann man nicht einmahl so viel fremde Leute, als zum Heumachen gehören, aufbringen; und da muß die Sache von selbst unterbleiben. In denen Gegenden aber, wo sie zu bekommen sind, kann man zwar zu dem Grashauen auch auswärtige, nicht in demselben Dorfe wohnende, Mähder, nehmen, weil diese Arbeit nicht so sehr durch die geringste Veränderung des Wetters unterbrochen wird. Die Leute aber, die zum Dörren und Sammeln gebraucht werden, müssen nothwendig in dem Dorfe selbst, oder doch wenigstens so nahe, wohnen, daß man sie jederzeit in ein Par Stunden beysammen haben kann. Man hat sonst nichts als unnöthige Kosten, Verdruß und Unbequemlichkeiten davon, und läuft am Ende mit dem Heu selbst, wenn es nicht zu rechter Zeit wahrgenommen werden kann, Gefahr. Wer die Hindernisse, die in der Heuärnde öfters so häufig und unvermuthet vorfallen, nur ein wenig überlegen will, der wird dieses Bedenken nicht ungegründet, und folglich, bey dergleichen Beschaffenheit, das eigene Machen des überflüssigen Heues wohl nicht rathsam finden. Ist aber in dem Dorfe selbst die nöthige Anzahl fremder Leute zu bekommen, so darf man sich nicht bloß durch die mehrern Kosten abhalten lassen. Wenn nur die Arbeiter in der Nähe sind, so

wird

wird es noch allemahl vortheilhafter bleiben, den Ueberfluß seines Heues selbst sammeln zu lassen, als das Gras auf dem Halm zu vermiethen.

An einigen Orten, wo das Heu sehr wohlfeil ist, als z. E. in den brandenburgischen Brüchen und Holländereyen, pflegen die Eigenthümer des Wiesewachses das Heu um die Hälfte machen zu lassen, dergestalt, daß die eine Hälfte des Heues denjenigen, die es entweder selbst, oder durch ihre Leute machen lassen, anstatt des Lohnes überlassen wird, die andere aber dem Besitzer der Wiese bleibt. Es ist dieses an und vor sich, sowohl für die Eigenthümer, die ihren Wiesewachs nicht mit ihren eigenen Leuten bestreiten können, als auch für solche Wirthe, denen es an Heuschlag auf ihren Gütern fehlt, sehr bequem. Jene nutzen ihre Wiesen, ohne deshalb die geringste bare Auslage thun zu dürfen; diese aber kommen zu dem benöthigten Heu auf eine sehr leichte Art, und ersparen gleichfalls eine ansehnliche Ausgabe, die sie sonst auf Erkaufung desselben verwenden müßten. Indessen ist dieses für die Eigenthümer nur in solchen Gegenden, wo das Heu in sehr niedrigem Preise ist, rathsam.

Bey Entscheidung der Frage, ob man den überflüssigen Wiesewachs selbst zum Verkauf einärnden lassen, oder aber auf den Wiesen das stehende Gras vermiethen solle, kommt, bereits erwähnter Maßen, auch die Lage und Beschaffenheit der Wiesen selbst in Betrachtung. Sind die Wiesen in der Nähe gelegen, dergestalt, daß man nicht allein die zum Heumachen nöthigen Arbeiter zu allen Zeiten bey der Hand haben, sondern auch das gewonnene Heu ohne viele Versäumniß abführen kann: so ist dieses allerdings ein richtiger Bewegungsgrund, den zum Verkauf bestimmten Wiesewachs selbst einärnden zu lassen. Der im Vorhergehenden bemerkte Vortheil wird alsdenn durch nichts gemindert, und man würde sich bey solchen Umständen

durch

durch die Vermiethung der Wiesen, wenn zu deren Abbringung Leute genug vorhanden sind, um so mehr Schaden thun, als man auf die Arbeiter, die man in der Nähe hat, jederzeit weit besser Achtung zu geben im Stande ist. Kommt zu dieser Lage der Wiesen noch hinzu, daß das Landgut selbst in einer solchen Gegend liegt, wo das Heu zu allen Zeiten, und für einen vorzüglich hohen Preis an den Mann gebracht werden kann: so wird das eigene Heumachen um so rathsamer.

Wer z. E., damit ich bey Schlesien bleibe, in der Gegend von Breslau überflüssigen Wiesewachs besitzt, der wird, wofern es sonst seine übrigen Wirthschaftsumstände erlauben, denselben bey selbsteigener Machung des Heues allemahl weit höher, als bey der Vermiethung des Grases, nutzen können. Denn, da es in dieser volkreichen Stadt, wenn man auch gleich die daselbst zu Friedenszeiten liegende Reiterey nicht mitrechnen will, sehr viele Pferde befindlich sind, und die wenigsten Eigenthümer sich mit dem auf das ganze Jahr erforderlichen Heu, theils wegen Mangel des Platzes, und theils aus andern Ursachen, versorgen können: so wird dasselbe, wenn der erste Vorrath consumirt ist, gemeiniglich sehr stark gesuchet, und muß alsdenn natürlicher Weise weit theurer bezahlt werden. Gleiche Bewandtniß hat es mit allen gras- und wiesenreichen Land-Gütern, welche in der Nähe groser und volkreicher Städte liegen. Es ist auch diese Nähe nicht etwa auf eine Viertel- oder halbe Meile einzuschränken; bey den 2 bis 4 Meilen entfernten Gütern wird es noch ebenfalls rathsam seyn Wenn man einen Centner von eigen gewonnenem Heu für 10 bis 12 Sgr., als welches in solchen Gegenden nichts seltenes noch ungewöhnliches ist, anbringen kann, so darf man sich eine 2 bis 4 Meilen weite Fuhre nicht gereuen lassen.

Befindet man sich aber mit seinem Landgute in einer Gegend, wo alles um und um mit hinlänglichem Heu versehen, und aus den benachbarten Städten keine besondere Nachfrage zu erwarten ist, so gibt dieses der Sache allerdings eine ganz andere Gestalt. Die Vermiethung des Grases auf den Wiesen kann alsdenn vortheilhafter werden, zumahl wenn diese noch überdies auch von dem Gute selbst entfernt liegen, und al-

so

so nicht ohne viele Unbequemlichkeit abgebracht werden können.

Ich habe oben, S. 225, fg. den Unterschied zwischen Feld- und Wald-Wiesen gezeigt, und die verschiedenen Wirkungen der auf letztern öfters zu befürchtenden Ueberschwemmungen erklärt. Auch dieses muß in Ueberlegung gezogen werden, wenn man die aufgeworfene Frage, ob es besser sey, den Ueberfluß des Heues selbst machen zu lassen, oder dasselbe auf den Wiesen zu vermiethen, gründlich beurtheilen will. Da die Feld-Wiesen gemeiniglich ein weit schöneres und gedeihlicheres Gras, als die in Wäldern und an Flüssen gelegenen, tragen, so findet ein solches Heu auch weit eher Liebhaber, und es wird daher der Eigenthümer solches allemahl für einen höhern Preis verkaufen können. Die Feldwiesen sind auch meistentheils weit näher und bequemer gelegen. Es wird also nicht allein bey dem Machen die Arbeit auf denselben weit leichter, sondern es kann auch die Abfuhre des daraus gesammelten Heues, weil sie gemeiniglich hoch liegen und einen festen Grund haben, mit weit wenigerer Beschwerlichkeit geschehen; da hingegen dieses auf den Waldwiesen öfters sowohl Menschen als Vieh viel Mühe verursachet. Ueberdies sind die Feldwiesen größten Theils von den Aeckern umschlossen. Da nun die Heuärnde eher als die Getreideärnde einfällt, so geht es so genau nicht ab, daß nicht bey der Vermiethung des Grases an fremde Leute, in dem herum stehenden Getreide, bald durch gemachte Fußsteige, bald durch die Abführung des Heues selbst, und auf andere Art mehr, immer etwas Schade angerichtet werden sollte. Und wenn es auch nur in Kleinigkeiten bestände, so veranlasset es doch immer Verdruß und Zänkereyen, welche einem Ruhe liebenden Gemüthe höchst unangenehm sind. Alles dieses aber kann vermieden werden, wenn man dergleichen Feldwiesen selbst abärnden läßt; wenigstens ist der Schade, den man sich dabey selbst thut,

thut, und welcher öfters wegen der Lage der Aecker unvermeidlich ist, nicht so empfindlich, als wenn er von Fremden geschieht. Aus den bisher erwähnten Umständen ergibt sich nun von selbst, daß, wenn man einen Ueberfluß an Feldwiesewachs hat, dessen Vermiethung niemahls so rathsam, als bey den Fluß- und Wald-Wiesen, seyn werde.

Ich will aber hierdurch keinesweges behaupten, daß bey den Waldwiesen die Vermiethung des Grases schlechterdings vortheilhafter, als das eigene Heu-Machen, sey. Sie bringen, wie ich bereits oben erwähnt habe, öfters ein eben so gutes und noch wohl besseres Heu, als die Feldwiesen, und haben überdies in Ansehung der Menge desselben allemahl einen großen Vorzug. In solchem Falle wird auch bey den Waldwiesen die Vermiethung des Grases dem eigenen Heumachen billig nachstehen müssen. Allein, bey den meisten von dieser Art Wiesen wird die Nutzung durch die öftere Ueberschwemmung zweifelhaft. Man hat öfters die größte Hoffnung zu einer reichen Heuärnde; ehe man es sich aber versieht, tritt der nahe gelegene Fluß aus seinen Ufern, und vereitelt in kurzer Zeit alle unsere Hoffnung. Da es vernünftig ist, daß man zuvörderst denjenigen Wiesewachs, welchen man für seinen eigenen Viehstand bestimmt hat, zu retten suchet: so ist es auch ganz natürlich, daß das überflüssige, da man erst zuletzt, und nachdem das nothdürftige in gehörige Sicherheit gebracht worden, daran denken kann, die größte Gefahr auszustehen hat, auch daher nicht selten ganz und gar verdirbt, und verloren geht. Man wird also, ohne mein Erinnern, von selbst einsehen, daß bey Wiesen, die einer öftern, zur Unzeit erfolgenden Ueberschwemmung ausgesetzt sind, die Vermiethung des Grases dem eigenen Heumachen ohne alles Bedenken vorzuziehen sey. Ob gleich diejenigen, welche solchen gefährlich gelegenen Wiesewachs miethen, bey

Be-

Bestimmung des Pachtzinses allerdings darauf mit sehen, und daher denselben nicht so hoch, als sonst geschehen würde, eingehen: so hat der Eigenthümer doch allemahl eine gewisse und zuverlässige Nutzung. Es laufen auch die Miether bey dergleichen Wiesewachs nicht so viele Gefahr, als die Eigenthümer, indem sie solches, weil es bey ihnen das nothdürftigste ist, so bald sich nur Anzeigen einer bevorstehenden Ueberschwemmung hervor thun, unverzüglich zu retten Anstalt machen können, da hingegen es bey dem Eigenthümer, aus den vorhin angeführten Ursachen, nur erst ganz zuletzt ein Gegenstand seiner Sorgfalt wird.

III. Es sind endlich noch diejenigen Landgüter zu betrachten übrig, welche entweder gar keinen Wiesewachs haben, oder doch nicht so viel eigenes Heu gewinnen, als zur hinlänglichen Unterhaltung ihres Viehstandes erforderlich ist. Es ist wohl unstreitig, daß bey dieser Classe die Wirthschaft am allerschwersten fällt, und ein Landwirth in dergleichen Umständen mehr, als sonst, die Regeln einer vernünftigen Sparsamkeit zu beobachten nöthig hat. Der Zustand eines Landgutes, welches an Heu und Wiesewachs Mangel hat, ist, wenn man die Sache recht erwäget, bedenklicher, als man dem ersten Anscheine nach glauben sollte. Es gibt viele Güter, wo nicht ein einziges Fuder Heu, geschweige denn so viel, als zur hinlänglichen Nothdurft erforderlich ist, auf eigenem Grunde und Boden gewonnen wird. An solchen Orten, wo in der Nachbarschaft ein Ueberfluß an Heu ist, wird dieser Mangel noch einiger Maßen erträglich, indem man dasselbe allemahl für einen billigen Preis, entweder mieth- oder auch kaufweise, bekommen kann. Allein, es eräugnet sich öfters, daß in der ganzen benachbarten Gegend kein Heu zu verkaufen ist, sondern solches mit der größten Beschwerlichkeit viele Meilen weit gehohlet werden muß. Und gemeiniglich trifft dieses solche Güter, welche ein

star-

starkes Ackerwerk haben, und wo der Boden an und vor sich sehr gut und fruchtbar, folglich um so mehr einer sorgfaltigen Cultur und Düngung werth ist. Will man auf solchen Gütern wirthschaftlich verfahren, so kann man weder den Viehstand geringer, als nach dem oben angegebenen Verhältniß erfordert wird, anlegen, noch auch das Vieh Noth leiden lassen. Beydes würde der Düngung, und mithin auch dem Ackerbau, worauf doch bey solchen Wirthschaften fast alles ankommt, höchst nachtheilig seyn. Sollte man aber das sämmtliche abgängige Heu für den theuersten Preis kaufen, und es noch überdies einen so weiten Weg herbey hohlen müssen, so würden die darauf zu verwendenden Kosten öfters den ganzen Nutzen übersteigen.

Bey uns wird der Heuhandel den Besitzern und Eigenthümern der Wiesen und den Gastwirthen überlassen; in andern Ländern aber, insonderheit in Frankreich, und zwar vornehmlich zu Paris, wo der Handel damit jedermann frey steht, gibt es eigene Kaufleute, die damit en gros und en détail handeln, welches letztere insonderheit die Höker, Lichtzieher, Frucht- und Kräuterhändler, die Gastwirthe, Pferdehändler, und Pferdeverleiher thun, denen insgesammt durch eine Menge von Verordnungen vorgeschrieben ist, wie sie sich bey ihrem Heuhandel verhalten sollen, deren vornehmste Artikel man beym Savary, Diction. univ de commerce Th. 2. S. 464. fgg. findet. Der Verkauf des Heues geschieht sowohl in Deutschland als in andern Ländern, im Ganzen, entweder nach Schiffladungen, Fudern oder Centnern; im Kleinen aber nach Bünden.

Bedenken eines fränkischen Landwirthes über einige Fragen, den wirthschaftlichen Erkauf des Heufutters betreffend: 1. Ob ein Landwirth, welcher Heumangel bey seinem Gute hat, vortheilhaft thut, Wiesen dazu zu kaufen; 2. oder, ob jährlich Heu von den Wiesen, oder endlich, 3. ob es im Winter zu erkaufen und zu erhandeln sey? st. im 4 B. der ökon. Nachr. Leipz. 1752, 8. S. 625—654.

Eines sächsischen Landwirthes Discurs über vorstehendes Bedenken, st. im 5 B. derf. 1753, S. 277—298.

Wie haben sich nun die Eigenthümer solcher Güter, welche entweder gar keinen, oder doch nicht hinlänglichen Wiesewachs haben, zu verhalten? Hierbey ist zuvörderst als eine unumstößliche Regel voraus zu setzen, daß der Viehstand weder verringert, noch das Vieh Noth leiden müsse. Hierdurch würde zwar der Sache auf der einen Seite abgeholfen, auf der andern aber desto mehr Schade angerichtet werden. Kurz, es wäre unvernünftig, wenn man, um den Erkauf des sonst nöthigen Heues zu vermeiden, entweder weniger Vieh, als das Verhältniß des Ackerbaues erfordert, halten, oder aber dem Vieh selbst an seiner nöthigen Unterhaltung selbst etwas abbrechen wollte. Diese Regel läßt uns also keine andere als solche Mittel übrig, wodurch dem Gute weder in der Menge des Viehes, noch in dessen guten und reichlichen Fütterung etwas entzogen wird. Ein Wirth, der einen Mangel an Wiesewachs hat, und dessen so kostbaren als beschwerlichen Erkaufung so viel als möglich entübriget seyn will, muß das abgängige Heu durch andere Dinge von gleicher Güte, und mit wenigern Kosten, zu ersetzen suchen. Dieses ist der Hauptpunct, worauf die ganze Sache ankommt. Nicht aber alle Arten des Viehes können das Heu gleich gut entbehren, und statt dessen mit anderer Fütterung unterhalten werden. Fast mit einer jeden hat es hierunter eine andere Bewandtniß, wie an seinem Orte ausführlicher zeigen werde.

Wie dreyßig einspännige Sommerlasten Heu auszutheilen seyn, daß sich damit sechzig große und kleine Stücke Vieh über Winter füttern lassen, viele Jahre lang versuchet; eingegeben von L. W. Rothof, st. im 20 B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. der Wiss. a. d. J. 1758, S. 287, fgg.

Damit der viele Staub und die Unreinigkeiten, welche gemeiniglich bey dem Heue zu seyn pflegen, dem Viehe nicht schaden, muß man alles Heu, ehe man es dem Viehe gibt, wohl ausschütteln; welches am bequemsten, so oft man füttert, in dem Futter-

Gange,

Gange, über einem an dessen Ende gestellten Gefäße, oder breternen Kasten, worüber ein Drahtgitter ist, geschieht, wobey man mit ein und eben derselben Mühe noch einen Vortheil erhält; denn es sammelt sich in gedachtem Verschlage der so mannigfaltig nützliche Heu-Same.

Was die Nutzung des Grummets betrifft, so pflegt man dasselbe den Pferden nicht gern zum Futter zu geben, weil sie davon matt werden, und wenn sie ziehen und arbeiten müssen, zu schwitzen pflegen. Hingegen kann man es für die Ochsen, Kühe und Ziegen, auch für die jungen Fohlen und Kälber wohl gebrauchen, wenn es gleich nicht so gar dürr ist, weil sie es nur desto lieber fressen, auch das Melkvieh desto mehr Milch davon bekommt. Auf großen Schäfereyen gibt man den Schafen gemeiniglich auch etwas Grummet, doch ist das Heu allemahl für sie gedeihlicher.

Verdorbenes, von langem Regen angelaufenes oder verfaultes Heu und Grummet, darf keiner Art des Viehes gegeben werden. Das verschlämmte Heu und Grummet, lassen Einige, wenn es wieder trocken geworden ist, ausdreschen, damit der Staub heraus komme. Andere lassen es, in dieser Absicht, in reinem Flußwasser abspühlen, und alsdenn trocknen. Allein, ein solches Heu taugt zu weiter nichts, als in den Mist geworfen zu werden, weil man bey dessen Verfüttern zu viel waget. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß dadurch allein in ganze Heerden tödtliche Seuchen gebracht worden sind, so viele Vorsichtigkeit man auch anzuwenden glaubte, indem man das Heu auf der Tenne dreschen ließ. Denn aller Koth geht doch durch das Dreschen nicht ab; und überdies ist es ein äußerst beschwerliches Geschäfft, da die ganze Scheune mit dem dichsten Staube erfüllet wird, der sich in das eingebansete Getreide oder Heu, und auf die Lungen der Drescher zieht, daß sie davon krank werden. Dieses ausgedro-

gedroschene Heu würde jedoch auch in Gefahr seyn, zu schimmeln, wenn man es einbansen wollte; ein Zufall, dem besonders auch jedes alte Heu sehr ausgesetzt ist, wenn das Dach, unter welchem es liegt, nicht Luftzug genug hat.

Ob gleich verschlämmtes Heu und Grummet bisher, nach allen ökonomischen Grundsätzen als eine höchst schädliche Fütterung für alle Arten von Vieh verworfen worden, so scheint es indessen doch aus nachstehenden, in einem an der Elbe liegenden churfächsischen Amte angestellten Erfahrungen, als ob solches Heu ohne Bedenken verfüttert werden könnte.

Die mehresten zu diesem Amte gehörigen Wiesen sind im J. 1769, zu der Zeit, als das Heu reifte, von der Elbe und Saale überschwemmet, und das Heu ganz außerordentlich verschlämmet worden. Die Wiesen mußte man nach abgelaufenem Wasser gleichwohl mähen, und das verschlämmte Heu in Verwahrung bringen lassen, damit man es im Winter bey dringenden Fällen dennoch, so viel möglich, nutzen könnte. Dieses verschlämmte Heu wollte man, zur Sicherheit, sogleich auf den Wiesen durchdreschen, und von dem Schlamme reinigen lassen, fand aber, bey angestellter Probe, daß es allzu sehr zerschlagen wurde, und nur mehrentheils die Stängel übrig blieben. Auch ließ man zur Probe etliche Fuder waschen, und alsdenn erst trocknen, welches aber gar nicht gut anschlug, indem es ausgelauget worden, und auf dem Boden gänzlich verdorben ist. Der große Mangel aber, welchen man an reinem Heu hatte, veranlassete, daß mit dem geschlämmten folgende Proben gemacht wurden.

1. Man hat 6 gesunde Schafe besonders gestellt, und sie 6 Wochen lang mit lauter verschlämmten Heue gefüttert, nach dieser Zeit aber 2 davon geschlachtet, und ganz rein und gesund befunden. Die übrigen 4 Stück aber hat man gezeichnet, und unter der Heerde gehen lassen, da sie ebenfalls frisch und gesund geblieben sind.
2. Dem Rindvieh, welches man zur Mastung aufstellte, hat man auch verschlämmtes Heu ganz allein gegeben, und hat beym Schlachten desselben wahrgenommen, daß solches nicht nachtheilig gewesen ist.
3. Einigen Stücken Zuchtvieh hat man in einer Hand verschlämmtes Heu, und in der andern reines Grummet vorgehalten. Das Vieh fraß das erstere, und verschmähete das letztere, weil das Heu einen weit bessern Geruch hatte, als

das

das Grummet, welches in feuchter Witterung eingebracht werden mußte.

4. Man hat nach diesen Proben das verschlämmte Heu auf den Schäfereyen ohne Nachtheil wirklich verfüttern können, und hierbey nützlich befunden, solches vorher durchklopfen, und alsdenn wohl ausschütteln, nicht aber dreschen zu lassen, weil durch das Dreschen die guten und gedeihlichen Blättchen abgeschlagen werden, und nur mehrentheils die Grasstängel übrig bleiben.

Aus diesen, mit aller Vorsicht gemachten, Proben erhellet, daß ein verschlämmtes Heu, wenn es recht trocken gemacht werden kann, nicht gänzlich zu verwerfen sey, und daß man es unschädlich füttern könne. Bey dem Grummet hingegen möchte mehr Gefahr seyn, welches nicht recht trocken eingebracht werden kann, weil solches zähe bleibt, einen dumpfigen Geruch bekommt, und ungedeihlich fällt.

No. 15 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1770, S. 141.
32 St. der gel. Beytr. zu den braunschw. Anz. v. J. 1770.

Ueber vorstehende Proben hat Jemand im 36 St. der gel. Beytr. zu den braunschw. Anz. v. e. d. J. seine erfahrungsmäßige Gedanken folgender Maßen eröffnet.

„Sechs Wochen sind niemahls genug, um zu erfahren, ob die Fütterung des verschlämmten Heues dem Viehe schädlich gewesen sey, oder nicht; am wenigsten ist solche Zeit bey dem Schafviehe hinlänglich. Hat sich dieses beym Winterfutter köoisch oder ungesund gefressen, so findet man solches bey der Schur desselben, und im Nachsommer; auch kann das verschlämmte Heu einigen Stücken Vieh mehr Schaden thun, als andern. Recht gesunde Schafe überwinden dieses leicht, auch alsdenn, wenn der Vorwinter gut war. In diesem Falle ist solches auch nicht so hartfräßig, sucht die besten und gesundesten Futter und Heuhalme aus; auch führen die grünen Weidekräuter das genossene überschwemmte Heu wiederum gelinde ab. Ferner thut dieses nicht so großen Schaden, wenn dem Schafvieh, welches wegen übler Witterung und Schnee nicht ausgetrieben werden kann, des Tages ein Mahl, oder um den zweyten Tag unausgedroschene Erbs- Wicken- und Bohnen-Wellen oder Bünde gegeben werden; diese haben gleichfalls eine reinigende Kraft bey sich. Nimmer aber wird man mir glaubend machen, daß im entgegen gesetzten Falle die Fütterung des verschlämmten Heues anzurathen sey. Freylich ist sol-

Pferde füttern laſſen, wie gewiß würden ſolche an
gefallen ſeyn! Dieſe Erfahrung iſt mir ganz unumſ
ich an einem Orte ökonomiſiret habe, wo ich ſonſt jä
Ueberſchwemmung meiner Wieſen erleben mußte.

Jedoch iſt keine Regel ohne Ausnahme. Bey
ſchwemmung ſelbſt iſt zu unterſcheiden, aus welchen
das Bett des Fluſſes beſteht. Sandiger Boden ſchad
viel, als ein lehmiger Grund. Der ausgefloſſene San
auf den überſchwemmten Wieſen eher an den Boden
gegen der Lehm an die Halme und Blätter reicht, un
Futterkräutern kleben bleibt. Je länger das Gras
mehr wird es überſchwemmet und an die Erde gezoge
ger es hingegen iſt, deſto weniger geſchieht ſolches. A
die Wieſen ganz voll Waſſer ſtehen, kann man doch ſ
gentlich keine Ueberſchwemmung nennen; denn di
ſchwemmung, oder, eigentlicher zu reden, die Ueber
ung der Wieſen geſchieht in den Tiefen und
des Wieſengrundes, wohin der ausgetretene Stro
Richtung nimmt; an die Anhöhen ſtauet ſich nur das
Der Pachter aber bläſet nur ſo viel Lärm, damit er de
Erlaſſung am Pachtgelde erhalten möge. Ferner ka
auf die Länge der Zeit, und auf die warme und kalte
ung an; denn je länger die Ueberſchwemmung dauert,
wärmer die Witterung der Zeit einfällt, deſto ſchädlich
lender und inficirender wird alsdenn das abzuärndende H
iſt nicht ſo ſchädlich zur Fütterung des Viehes, wenn di
bald das Waſſer abgefloſſen iſt, gehauen und recht tro
macht wird, als wenn das Gras länger ſtehen bleibt,
Schlamm in demſelben bewächſt.

thümer dieser Schafe jetzt wohl sagen, daß seine 4 Stück gesund seyn; ich zweifle aber, daß er solches im Nachsommer, um welche Zeit ich ihm das Köpfen, und das Schwellen des Magens derselben prognosticiren muß, auf das Winterfutter bekräftigen wird, denn beym geringen Anfang und Aeußerung der Lungengeschwüre kann ein Schaf wohl 3 Jahre hingehen, ehe es daran stirbt.

Die drey aufgestellten Proben betreffend, so ist verschlämmtes Heu, alles ungesunde Futter, und alle faule Weide, dem Mastvieh nicht eben so sehr nachtheilig, wenn solches bereits Fleisch und Fett gesetzt hat. Wollte man hingegen dem Mastvieh, wenn es aufgestellet wird, noch mager ist, und also beym Anfange der Mastung, verschlämmtes schwarzes Heu geben, so würde dieses Vieh ungesund werden und sterben, aber nie sich fett füttern lassen. Dieses beweisen hundert Erfahrungen, auch wenn man ungesunde, auch verfütterte, Schafe auf die schönsten fetten Weiden treiben wollte; an statt daß diese feist werden sollten, möchte solche, nach dem gemeinen Sprichworte, die Sonne umscheinen.

Daß das Vieh verschlämmtes Heu gern frißt, ist bey den Wiesen eine richtige Erfahrung, welche saures Gras tragen, weil das eingetretene Wasser ihm die widrige Säure benimmt; die angegebene Ursache aber ist unrichtig. Denn wenn man das überschwemmte Heu als zur Fütterung des Viehes schädlich angeben will, so muß es keinen bessern Geruch, als das Grummet haben, sondern es muß stinken, faul, mulstrig und modrig seyn; hat es noch den Wiesengeruch, und riecht nach seinen Kräutern, so kann man dieses kein verschlämmtes und zur Fütterung schädliches Heu nennen. Nasses Grummet muß man niemahls einfahren. Mein ökonomischer Satz ist dieser: lieber auf dem Felde und den Wiesen, als in Scheunen und Gebäuden, verdorben! Denn eine Stunde in freyer Luft beym Wind und Sonnenschein kann meine einzuscheuernden Früchte eher vor der Fäulniß präserviren, als wenn ich diese zehn Mahl in den dumpfigen Gebäuden umlegen lassen wollte.

Ist endlich das Aufschütteln zur Reinigung des Heues hinlänglich, so braucht man freylich das Dreschen nicht. Inzwischen ist es nicht vernünftig, noch weniger ökonomisch, mit Fütterung einiger Fuder von verdorbenen überschwemmten Heu ganze Schäfereyen zu wagen, vornehmlich, wenn die Fütterung und die Früchte wohlfeil sind. Lieber seinem Vieh mäßig und gesundes Futter gegeben!"

Zu mehrerer Bestätigung dieser Wahrheit, dient folgende Bemerkung in No. 44 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1778.

„Der Muldestrohm überschwemmte, zu Anfange des Jul. 1772, sämmtliche an demselben gelegene Wiesen dergestalt, daß das Gras durchaus voll Schlamm war. Als das Wasser sich wieder verlaufen hatte, trat gutes warmes Wetter ein, wobey das verschlämmte Gras recht trocken gemacht werden konnte, da es dermaßen staubte, daß es die Leute auf den Wiesen sowohl, als hernach, kaum ausstehen konnten, und voll Staub waren. In der ganzen Gegend einige Meilen weit, war kein gutes und reines Heu für Geld zu bekommen, wenn man es auch gern bezahlt hätte.

Nun mußte auf Mittel und Wege gedacht werden, den Schlamm davon wegzuschaffen. Es wurde daher gedroschen, und so viel als möglich, vom Schlamme gereiniget. Dabey aber befand sich, daß alles Geblättere und Gesäme mit los geschlagen wurde, und der übrig gebliebene Grasstängel gleichsam wie Bindfaden aussahe. Da aber kein anderes reines Futter zu bekommen war, so war man genöthigt, solches verschlämmte Heu für das Schaf- und Rindvieh zu verfüttern, wobey man beobachtete, daß dem Rindviehe beym Fressen der Staub zum Halse heraus zog; gleichwohl fraß das Rind- und Schafvieh solches Heu. Man befürchtete zwar, es möchten üble Folgen daraus entstehen, allein man spürte nichts; das Schafvieh war im folgenden Frühjahre eben so gesund, als es zum Winter eingeschlagen ward, und so war es auch mit dem Rindviehe. Das einzige, was man dabey that, war dieses: Das Schafvieh wurde im Frühjahre mit guten Kräutern, als: Rainfarn, Wermuth ꝛc. welche jedem Schäfer bekannt sind, und mit untergemengtem Salz, ein Par Mahl mehr, als sonst gewöhnlich, gefüttert, welches die Wirkung that, daß solches, da es im Frühjahre beym Austreiben auch Grünes zu fressen fand, etwas stärker, als sonst, laxirte. Dem Rindviehe wurden im Frühjahre die Adern geöffnet und etwas Blut weggelassen, auch täglich, ungefähr 14 Tage lang, schwarzes Salz zum Lecken in die Tröge geworfen. Es wurde weder an den Schafen, noch dem Rindviehe, etwas ungesundes gespüret. Das verschlämmte Gras muß aber allemahl erst recht getrocknet werden.

Hiernächst ist nicht aus der Acht zu lassen, daß, seit 1752, vier oder fünf Mahl eben dergleichen Ueberschwemmungen der Mulde geschehen sind. Besonders hatte in den Jahren 1771 und

und 1772 der Muldestrohm fast 3 Wochen außer seinen Ufern gestanden, und sämmtliche Wiesen voll Schlamm geführt. Und ob man gleich glaubte, daß im J. 1772, da das Wasser am längsten gestanden, das Gras in eine Fäulung würde gegangen seyn, so hat man solches doch abhauen lassen, und, nachdem es wohl getrocknet war, dem Schaf- und Rindvieh verfüttert, dabey aber nicht gemerkt, daß es ihnen geschadet hätte. An dem Elbstrohme hingegen ist solches Heu nicht füglich zu verfüttern indem, wenn derselbe austritt, das Wasser länger stehen bleibt, und dadurch verursachet, daß das Gras in Fäulung geht, weil die Elbe einen zähern Schlamm mit sich führt, dagegen der Schlamm von der Mulde nur mehr sandig ist.

Bey Absonderung des Lehnes und Erbes, sind die Allodialerben, das ihnen zugefallene Heu dem Lehensfolger gegen eine billigmäßige Vergütung zu überlassen, schuldig. Daß das Heu, wenn es noch bey Lebzeiten des Erblassers abgebracht und gesammelt worden, oder solches, nach dem sächsischen Rechte, innerhalb des 30sten geschehen ist, den Allodialerben zugehöre, darin sind alle Rechte und Rechts-Lehrer einig. Da die Allodialerben diejenigen Beylaßstücke, welche zur Fortsetzung der Wirthschaft auf einem Lehengute unentbehrlich sind, nicht in natura mit wegnehmen dürfen, sondern solche, gegen Vergütung, bey dem Gute lassen müssen: so findet dieses auch in Ansehung der unentbehrlichen Wirthschafts-Producte, und mithin auch des Heues, Statt. Ohne das benöthigte Vieh kann der Ackerbau nicht bestellet, noch sonst die Wirthschaft fortgesetzt werden; ohne Heu aber kann das Vieh nicht gefüttert und in brauchbarem Stande erhalten werden. Gleich wie aber bey den dem Lehensfolger zu überlassenden unentbehrlichen Beylaßstücken, kein willkührlicher Preis Statt finden kann, sondern dieselben nach ihrem wahren Werthe geschätzet werden müssen: so muß auch, in Ansehung des dem Lehensfolger zu überlassenden Heues, ein gleiches geschehen. Weder der Lehensfolger aber, noch die Allodialerben, können hierunter, wenn es nicht mit

beyder Theile Einwilligung geschieht, einen Preis bestimmen, sondern es muß dieses Heu von vereideten Sachverständigen, wozu sich erfahrne Schäfer und Kuhpächter am besten schicken, nach seinem gegenwärtigen wahren Werthe gewürdiget werden; und was diese bestimmen, müssen beyde Theile sich gefallen lassen. Die zuverlässigste Schätzung des Heues geschieht nach Centnern. Bey der gewöhnlichen Taxierungs-Art nach Fudern wird gemeiniglich ein Theil verkürzet. Da aber die Allodialerben nur die nothwendigen und unentbehrlichen Beylaßstücke dem Lehensfolger zu überlassen schuldig, die überflüssigen aber mit sich zu nehmen ganz wohl befugt sind: so muß dieser Unterschied auch in Ansehung des Heues beobachtet werden. Nur dasjenige, was zur Bestreitung der Wirthschaft auf dem Landgute unentbehrlich nothwendig ist, kann der Lehensfolger gegen Vergütung verlangen; dasjenige hingegen, was hierzu nicht gebraucht wird, sondern zum Verkauf an Fremde übrig ist, muß er den Allodialerben, wenn er sich nicht besonders mit ihnen darüber vergleichen kann, ohne Widerrede überlassen. Sollte über das Quantum des Heues, welches zu Fortsetzung der Wirthschaft nöthig ist, Streit entstehen, so muß solches nach dem Verhältniß des gegenwärtigen Viehstandes entschieden werden, und man kann dabey die obige Bestimmung, was eine jede Viehart nach wirthschaftlichen Grundsätzen zu ihrer reichlichen Fütterung jährlich an Heu nöthig habe, zum Grunde legen.

Zuweilen finden sich in dem Heue besondere **Würmer**, die ungefähr $\frac{1}{2}$ bis 1 Zoll lang sind, und schwarze oder braune Köpfe mit scharfen Beißzangen haben, welche das ganze Heu zerfressen und zu Häckerling zermalmen. Da man, nach den mit dem, im IX Th. S. 702 erwähnten, kreutzburger Düngesalze angestellten

Ver-

Versuchen, befunden hat, daß dasselbe Regenwürmer, Schnecken und anderes Ungeziefer gänzlich vertilget, so dürfte solches auch vermuthlich die das Heu zerna, genden Würmer vertreiben, wenn dasselbe schichtweise auf das Heu gestreuet wird. Ob man davon viel oder wenig nehmen müsse, wird jeden Landwirth die Anwendung lehren. Der Gebrauch bleibt hierbey noch übrig, da das Düngesalz vom Heu ausgeschüttelt wird, und auf den Wiesen mit besonderm Nutzen zu gebrauchen ist.

No. 47 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1770, S. 450.

Nach Schirach's Bemerkung, ist dieses Insect, welches das Heu zernaget, eine Raupe. Er fand, als er sie mit einem guten Ocularglase genau betrachtete, daß jede ein hornartiges röthliches Köpfchen hatte, welches mit scharfen sägenförmigen Beißzangen bewaffnet war. Der ganze Leib ist etwas rauch, doch nicht so rauch, als die gemeinen Raupen, aus welchen so mancherley Schmetterlinge werden. Sie hat vorn 6 spitzige Füße, in der Mitte 14 aber etwas stumpfe, und am Ende wieder 2. Sie kann vor- und rückwärts gehen. Wenn man sie zerschneidet, läuft eine grüne Materie heraus, welche deutlich anzeigt, daß sie sich von den Säften des Heues nähret. Den Ursprung dieser Raupe schreibt er einer fliegenden Wassermotte zu, welche ihre Eyer in das Wiesengras legt. Diese Eyer kommen mit dem zu Heu gemachten Grase auf die Heuböden, und werden daselbst ausgebrütet. Manche Wirthe, deren Heu sehr damit belästigt ist, legen das Heu um, um durch dieses Lüften das Wachsthum der Raupen zu hindern. Einige suchen dieselben durch Salzwasser zu tilgen. Vermuthlich finden diese Raupen auf Heuböden, die wenig Luft haben, ihre Nahrung besser, als in solchen, wo die Luft hinzu kann, wie es auch bey den Kornwürmern ist. Der gemeine Mann ist, nebst dem Schaden des Zerfressens, noch in einer besondern Furcht. Er glaubt, wenn das Rindvieh diese Raupen fressen würde, so würden sie sich in dem Magen und in den Därmen anlegen, und diese durchfressen; allein, dieses verhindern physische Ursachen. Alle solche Insecten sind mit ihrer Nahrung gleichartig, und werden also von dem Viehe mit verdauet. Eine Parallele sind die Maden in dem Käse, in den schönsten Herzkirschen, Pflaumen und anderm Obste. Wie viele derselben werden

den nicht unvorsichtiger Weise von den Menschen, ohne Schaden, verzehrt!

No. 51 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1770, S. 497, fgg.

Von dem Heu auf Kornböden, als einem Mittel wider Kornwürmer, s. unter Korn-Wurm.

Für das Wild hat man in Thiergärten und Gehägen besondere Heuscheunen, Heuschoppen, Wildschoppen, oder Gebäude, dasselbe über Winter darin mit Futter zu erhalten. Es muß dieselbe an einer Sommerseite, oder an einem abhängigen Berge, wo die Sonne warm anscheint, unweit eines Wassers, welches nicht zufriert, und wo dicke Behältnisse vorhanden sind, ungefähr 16 Ellen lang und 8 E. breit angeleget, und mit doppelten Raufen gemachet werden. Oben darüber aber kommt der Heuboden, den Vorrath aufzuheben; in dessen Mitte wird ein Loch gelassen, das Heu in die Raufen zu werfen und zu vertheilen. Dergleichen Heuscheunen muß man nach der Größe des Forstes, und Anzahl des Wildes, etliche haben. Wenn nun der Winter kommt, und die Hirsche insgemein nach der Brunft noch mager sind, muß ihnen sofort mit Heufutter, als: Geniste (Pfriemenkraut) und Mistel, wie auch mit gefällten jungen Kiefern, davon sie die Rinde zu schälen pflegen, geholfen werden. Wenn es aber wieder aufthauet, wird das Wild durch sein Ausbleiben von selbst anzeigen, daß es nichts mehr nöthig habe; und es kann alsdenn die Fütterung gesparet werden. Von der Nordseite, wo das ungestümste Wetter herkommt, müssen billig zur Beschirmung gute Dickichte vorhanden seyn, damit das Wild vor Ungewitter, Frost, Schnee oder schlackigen Wetter einigen Schutz haben könne, weil sonst kein Wild in eine vermachte Heuscheune einkriechen, sondern vielmehr sich davor entsetzen und scheuen würde. An einigen Orten gehen die Raufen unter dem Dache allenthalben umher, und das Heu liegt beständig darin, dergestalt, daß

daß so viel Heu, als das Wild abfrißt, von inwendig an dessen Stelle nachfällt. Einige, die nicht so viel Unkosten auf die Scheune wenden wollen, lassen das Heu bundweise in dem Gehölze auf die Sträuche hängen, das Wild damit zu füttern. Weil aber die Sonne, Regen und Luft die besten Kräfte des Heues ausziehen, und nichts als dürre Spreu oder Stroh nachlassen, so wird wenig oder nichts davon gehalten.

* * *

In dem Pflanzenreiche kommt das Wort Heu auch in den Nahmen verschiedener Pflanzen vor. So wird das Johanniskraut, Hypericum *Linn.* imgleichen das Ascyrum *L.* hartes Heu oder Hartheu genannt; s. Th. XXII, S. 46. Das Bockshorn, Trigonella Foenum graecum *L.* ist unter dem Nahmen des griechischen Heues bekannt, von welchem sogleich handeln werde.

Heu, (Brach-) s. oben, S. 226.

—— (candisch) wohlriechende Binsen, Andropogon Schoenanthus *Linn.*; s. Th. V, S. 327.

—— (feines) s. oben, S. 225.

—— (Feldwiesen-) s. oben, S. 225, f.

—— (griechisch), griechischer Klee, Bockshorn, Bockshornkraut, Jönugrek, Jenugrek, Siebenzeiten, Ziegenhorn, Aegoceras, Buceras, Foenum graecum sativum *C. B.* Foenum oder Fenum graecum *Offic.* Trigonella Foenum graecum, leguminibus sessilibus strictis erectiusculis, subfalcatis, acuminatis, caule erecto *Linn.* Engl. Fenu-greek, ein Pflanzengeschlecht, dessen Blumen 10 Staubfäden haben, welche 2 Körper ausmachen. In Niedersachsen nennt man es mit einem aus dem Lat. verstümmelten Nahmen, fine Margrete. Die dünne faserige Wurzel treibt schwache, aber aufrecht stehende, grüne, von unten auf mit Aesten besetzte, etwa 2 Fuß lange Stängel. Die gestielten Blätter sitzen einander wechselsweise

weiſe gegen über, und ſind aus 3, am Rande zart eingekerbten, anfangs ſchmahlen, hernach breiten Blättchen zuſammen geſetzt. Die Blattanſätze ſind ſpitzig, und umgeben die im Blätterwinkel platt aufſitzenden Blumen. Die Blumenblätter ſind weißlich; das Fähnchen iſt eyrund, ſtumpf, und ein wenig rückwärts gebogen; die Flügel ſind kleiner, ſchmähler, auswärts gerichtet, das untere kielförmige liegt unter den Flügeln faſt ganz verdeckt. Die lange, ſchmahle, platte, ſichelförmige, aufwärts gerichtete Schote (bey welcher man, der Geſtalt nach, einige Aehnlichkeit mit den Hörnern eines Bockes zu finden geglaubt hat, daher auch die Benennung Bockshorn entſtanden iſt,) endigt ſich mit einer langen, dünnen, leeren Spitze, und enthält dicht an einander geſetzte, gelbliche, beynahe viereckige Samen. Man nennt dieſes insgemein das zahme Hönugrek, Foenum graecum ſativum, womit in Perſien ganze Aecker beſäet werden, und welches auch in den ſüdlichen Gegenden von Frankreich, wie auch in Deutſchland, vornehmlich bey Bamberg, Nürnberg und Thüringen, gebauet wird. Das wilde Hönugrek, Foenum graecum ſylueſtre, welches in Montpellier wachſen ſoll, treibt außer dem aufgerichteten Stängel auch kriechende Ranken aus der Wurzel, und hat rauche Schoten. Die ganze Pflanze hat einen ſehr ſtarken Geruch. Das Land, auf welchem ſie am beſten fortkommt, iſt ein lockerer brauner Lehm, der mit Dünger nicht fett gemacht worden iſt. Dieſen Boden muß man von allen Wurzeln des Unkrautes reinigen, ihn zwey Mahl wohl pflügen und fein egen, ehe man den Samen ausſäet. Die beſte Zeit den Samen zu ſäen, iſt zu Ende des Auguſtes, oder zu Anfange des Septembers. Man ſäet ihn, wie die Erbſen, in ſeichte Grübchen. Die Reihen müſſen 2 Fuß weit von einander entfernt ſeyn, und der Same muß 1 Zoll weit von einander in die Grübchen geſäet werden.

Wenn

Wenn die Pflanzen im Frühlinge zu dicht beysammen stehen, kann man sie leicht mit einer Hacke verdünnen, wenn man den Boden reiniget. Wird der Same um gedachte Zeit gesäet, so werden die Pflanzen nach 3 bis 4 Wochen aufgehen. Kommt zu gleicher Zeit auch einiges Unkraut zum Vorschein, so muß der Boden, bey trocknem Wetter, so geschwinde als möglich, vom Unkraute gereiniget werden. Sind die Pflanzen 1 Zoll hoch geworden, so muß die Erde um ihre Stängel herum aufgehäufet werden, auf eben die Art, wie man es mit den Erbsen zu machen pflegt. Dieses wird die Stämme gegen die starken Winde in Sicherheit setzen; und wenn eine Reihe Erde auf der mitternächtigen oder Morgen-Seite jeder Reihe in die Höhe gezogen wird, werden die Pflanzen von den aus diesen beyden Gegenden herkommenden brennenden Winden nicht beschädiget werden können. Denn obgleich diese Pflanzen in einem mittelmäßigen Winter nicht beschädiget werden, so werden sie doch, wenn die Kälte zu strenge ist, zu Grunde gerichtet. Da aber diese Pflanze den Winter hindurch überall bleibt, wo Erbsen stehen, so werden beyde einerley Schicksal haben. Im Frühlinge muß der Boden abermahl bey trocknem Wetter geeget werden, um das Unkraut zu vertilgen; auch muß die Erde wieder um die Pflanzen gehäufet werden. Den Boden muß man, so viel als möglich, beständig vom Unkraute reinigen, weil dieses sonst die Pflanzen bald überwächst, und sie sehr schwächt. Wenn sich nun ihre Schoten zu bilden anfangen, kann man sie nicht genug der Sonne und Luft aussetzen.

Wenn der Same im Herbste ausgesäet wird, werden die Pflanzen weit stärker wachsen und mehr Nebenzweige treiben, als diejenigen, welche im Frühlinge aufgehen; man wird also auch viel mehr Samen bekommen. Diese werden auch ihre Blüthen 5 bis 6 Wochen früher bringen, und also auch diese leichter reif werden

thum derſelben ſehr durch das Abköp
befördert werden, wie man dergleiche
den Gartenbohnen zu machen pflegt.
die Pflanzen ſo hoch wachſen, als ſie
rathen die untern Theile öfters, oder ha
nicht Nahrung genug; die an dem o
findlichen aber werden insgemein erſt ſpä
alſo das Abköpfen der Stängel unterla
den ſich die untern Schoten öffnen un
fallen laſſen, ehe die obern haben reif n
Man muß daher, um die einen zu erhal
abſchneiden; alsdenn werden die Scho
Zeit, und noch dazu weit eher, reif we
der Sommer ſehr warm iſt, ſo wird der
guſt reif.

Wenn der Same gelb zu werden a
man öfters darnach ſehen, daß die Staud
abgeſchnitten oder ausgeraufet werden.
dieſes ſo lange aufſchieben wollte, bis all
und gelb geworden iſt, würde man um
Theil der Körner kommen. Denn wenn
werden, laufen die mehreſten aus den Sch
Wenn ſie alſo nicht zu gleicher Zeit reif we
und hin und wieder reife Stauden ſich f
man ſolche hinweg

me werden nach Hause und in eine Scheune gebracht, um sie nach Bequemlichkeit ausdreschen zu können. Oder man bringt die frisch abgeschnittenen und ausgerauften Pflanzen sogleich nach Hause auf einen luftigen Boden, läßt sie nebst den Schoten recht trocken werden, und drischt sie hernach. Nach dem Dreschen muß die Scheunentenne recht sorgfältig wieder gekehret und gereiniget werden, damit keine Samenkörner zurück bleiben, und unter andere Kornfrüchte kommen. Die ausgedroschenen und recht trocken gewordenen Samen-Körner darf man auch nicht dick auf einander schütten, weil sie sich sonst erhitzen, und davon schwarz und unscheinbar werden. Man muß sie auch allein aufbewahren, damit sie nicht mit andern, vornehmlich Getreidesamen, vermenget werden. Denn wenn Korn oder Malz damit verunreiniget ist, schmeckt das Brod und Bier darnach. Daher ist vielleicht der Aberglaube entstanden, daß das Getreide, wenn es auf Aecker gesäet würde, worauf vorher Fönugrek erbauet worden, einen besondern Geruch annehme.

Der Same ist der nützlichste Theil dieser Pflanze, und gibt einen ganz besondern und starken Geruch von sich. Weil derselbe so hart ist, daß er in einem Mörser nicht zerstoßen werden kann, muß man ihn auf der Mühle mahlen lassen. Die Roßärzte gebrauchen denselben häufig, und mischen ihn unter das Futter der Pferde, wenn sie husten, oder damit sie davon fetter und ansehnlich werden. In Persien soll man das Rindvieh damit mästen. In Aegypten pflegt das Frauenzimmer den gekochten Samen zu essen, damit sie fett werden. Der Same und das daraus gemachte Mehl wird gemeiniglich zu Bähungen, Bädern, Umschlägen und Klystieren genommen, indem derselbe eine erweichende, zertheilende, lindernde und schmerzstillende Kraft besitzt, auch alle Arten von Geschwulsten heilet. Der Same, mit Wasser abgekocht, gibt einen Schleim,

den man bey entzündeten Augen äußerlich, nicht ohne Nutzen, gebraucht. Man bedient sich dieses Schleimes auch innerlich wider Schmerzen in den Därmen und Uringängen. Das aus den Samen gepreßte Oehl kommt unter erweichende und lindernde Salben und Pflaster. Endlich wird der Same auch in der Färbe-Kunst gebraucht, wovon sogleich mit mehrerm sprechen werde.

Das Kraut gibt ein gutes Futter für das Vieh. Hr. Gleditsch empfiehlt diese Pflanze den Bienen-Freunden, indem die Bienen in das Innere ihrer Blumen leichter, als in viele andere verwandte Blüthen, kommen können, und ihnen fast eben so angenehm sind, als die von Meliloten.

Wenn man den zu einem Pulver oder Mehl gemachten Bockshornsamen oder Fönugrek, 1. mit Wasser eine Zeit lang kochet, so erhält man ein Decoct, welches so dick und schleimig ist, daß es sehr langsam, und nur ein geringer Theil davon, durch Löschpapier läuft. Das Durchgelaufene ist zwischen den Fingern noch immer sehr schleimig, und gleichsam fettig, anzufühlen. Dieses Decoct hat einen widerigen Geruch, wie auch einen ekelhaften, schleimigen und unangenehm bittern Geschmack. Die Farbe desselben ist, wenn es sehr gesättigt ist, weingelb, und wird, wenn man es mit vielem Wasser verdünnet, zu einer angenehmen blassen grünlichgelben Farbe. 2. Mit aufgelöseter Pottasche wird die Farbe des Decoctes etwas mehr dunkelgelb, und nach einiger Zeit legt sich an die Seiten und auf den Boden des Gefäßes etwas weniges von einer schleimigen Substanz an, welche sich zwar in zugegossenen Salzsäuren verdünnen, aber nicht auflösen läßt. 3. Mit aufgelöseterm Kochsalz wird das Decoct etwas trübe; und nach und nach setzt sich etwas von einer schleimigen Substanz an die Seiten und auf den Boden des Gefäßes, welches sich weder

von

von aufgelöseter Pottasche noch von einem Sauren auflösen läßt. 4. Wenn man mit dem Decocte aufgelöseten Salmiak vermischt, so scheidet sich ebenfalls, wie bey der Vermischung mit Kochsalz, eine schleimige Substanz, aber in weit größerer Menge. Das Geschiedene theilt der zugegossenen Pottaschensolution einige gelbe Farbe mit, doch bleibt das meiste davon unaufgelöset liegen. 5. Wenn man mit dem Decocte Salzsaures vermischet, so schlägt sich daraus nach einiger Zeit eine graue Substanz nieder; der darüber stehende Liquor hat alsdenn sehr wenig Farbe. Vermischt man aufgelösete Pottasche damit, so erfolgt ein sehr gelindes Aufbrausen, und der Liquor, welcher fast gar keine Farbe hat, wird sofort bräunlichgelb, ungefähr wie ein alter Rheinwein, gefärbt. Die niedergeschlagene Substanz wird zum Theil von der Pottaschen-Solution aufgelöset, welche davon auch etwas gelb gefärbt wird. 6. Der aufgelöseten Alaun verursachet, wenn er mit dem Fönugrekdecoct vermischet wird, die Scheidung einer gelblichweißen Substanz, welche ungefähr wie zusammen gelaufenes Eyweiß aussieht. Der darüber stehende Liquor sieht ganz klar und hell aus, und hat eine angenehme grünlichgelbe Farbe. Vermischt man mit demselben aufgelöseten Pottasche, so schlägt sich eine weißliche Substanz nieder, und der Liquor erhält eine etwas mehr gesättigte gelbe Farbe. Die aus der Vermischung des Alauns mit dem Decocte niedergeschlagene gelblichweiße Substanz färbt die zugegossene Pottaschensolution mit einer blaßgelben Farbe, und bleibt fast unaufgelöset liegen, doch verändert dieselbe die Farbe und wird bräunlich. 7. Mit Zinnsolution wird das Decoct trübe, und es schlägt sich eine häufige, ebenfalls wie ein zusammen gelaufenes Eyweiß, faserige schwefelgelbe Substanz nieder. Der darüber stehende und durchgeseihete Liquor bleibt trübe und sieht blaßgelb aus. Vermischt man mit

von obigen gehört. Die aus der V
Zinnſolution mit dem Decocte niedergeſc
ge ſchwefelgelbe Subſtanz färbt zwar d
Pottaſchenſolution blaßgelb, bleibt abe
zurück, und bekommt eine höhere gelbe Far
aufgelöſeten grünen Vitriol wird das D
trübe, und es ſchlägt ſich eine ſchwärzlich
lich = graue Subſtanz nieder. Der dar
Liquor ſieht bräunlichgelb aus. Wird d
nem Alkali vermiſcht, ſo erfolgt ſogleich ei
tion, und es ſchlägt ſich eine Subſtanz n
anfänglich blaugrün ausſieht, an der Lu
wird. Die aus der Vermiſchung des gr
les mit dem Decocte niedergeſchlagene
ſchwarzgraue Subſtanz gibt dem zugegoſ
eine rothbraune Farbe, es bleibt aber viele
ſet liegen. 9. Mit blauem Vitriol wird
trübe, und nach einiger Zeit ſetzt ſich eine
zeiſiggrünen Subſtanz. Der darüber ſteh
hat eine blaſſe grünlichgelbe Farbe. Ver
mit demſelben aufgelöſete Pottaſche, ſo ſch
was weniges von einer bräunlichen Subſ
und der Liquor wird etwas mehr grün.
Vermiſchung des blauen Vitrioles mit de
niedergeſchlagene zeiſiggrüne Subſtanz färb

sind. Diese letztern scheinen mit den schleimigen Theilen sehr genau vereinigt, oder doch durch die häufig darzwischen gesetzten öhlichtschleimigen Theile von einander so entfernt zu seyn, daß sie von denselben nicht leicht gänzlich getrennt werden können, wofern nicht die Mischung der öhlichtschleimigen Theile gestört oder sehr verändert worden ist. Außer diesen Substanzen ist auch, wie der bittere Geschmack wohl vermuthen läßt, eine seifenartige salinische Substanz mit denselben verbunden, wodurch die öhlichtschleimigen und harzigen Theile eine noch genauere Vereinigung erhalten zu haben scheinen, so daß sie auf diese Weise desto leichter in dem Wasser auflöslich werden, und mit demselben eine genaue Vereinigung eingehen können. Was das eigentlich färbende Wesen des Fönugreks betrifft, so ist dasselbe wohl vorzüglich in den harzigen Theilen zu suchen; es scheint aber auch auf gleiche Weise in den öhlichtschleimigen Theilen eingeschlossen zu seyn. Ueberhaupt ist das färbende Wesen darin nicht häufig vorhanden, und von einer solchen Beschaffenheit, daß es mehr eine von Natur bereits ausgedehnte, als dicht vereinigte oder concentrirte Substanz zu seyn scheint.

Wenn man das Fönugrek zum Färben der Wolle oder des Tuches gebrauchen will, so muß man den Kessel oder das Gefäß, worin gefärbet werden soll, mit der Färbebrühe nicht viel über die Hälfte anfüllen, weil dasselbe sehr stark aufschäumt und leicht überläuft. Ueberhaupt wird bey diesem Färbematerial ein gemäßigtes Feuer, wodurch die Färbebrühen in einem gelinden Kochen erhalten werden, am dienlichsten seyn. Was die Vorbereitungen des Tuches betrifft, so hat sich Hr. D. Pörner, bey den damit angestellten Versuchen, der Vorbereitung mit Wasser, mit Kochsalz, und mit Alaun bedient.

I. Versuche mit Tuch, welches durch bloßes Wasser vorbereitet worden.

Tuch eine halbe Stunde im Wasser gekocht, und in demnach und nach erkalteten Wasser etliche Tage eingeweicht, erhält aus den mit Fönugrek bereiteten Färbebrühen folgende Farben:

1. Mit Fönugrek ohne Zusatz, eine sehr schwache und blasse erdgelbe Farbe.
2. Mit gleichen Theilen Kochsalz und Fönugrek, eine schwache bräunlichgelbe Farbe.
3. Mit 2 Th. Kochsalz und 1 Th. Fönugrek, eine ziemlich gesättigte und dunkle bräunlichgelbe Farbe.
4. Mit gleichen Theilen Salmiak und F., eine schwache und blasse meergrüne Farbe.
5. Mit 2 Th. Salmiak und 1 Th. F., eine dergleichen gesättigtere und dunklere.
6. Mit gleichen Theilen Weinsteincremor und F., eine schwache und blasse gelbe Farbe, welche in das erbsfarbene fällt.
7. Mit 2 Th. Weinsteincremor und 1 Th. F., eine dergleichen etwas weniger gesättigte Farbe.
8. Mit 12 Th. Weinessig und 1 Th. F., eine schwache und blasse erdgelbe Farbe.
9. Mit 24 Th. Weinessig und 1 Th. F., eine schwache und blasse grünlichgelbe Farbe.
10. Mit gleichen Theilen Alaun und F., eine schwache und blasse gelbe Farbe, welche ins schwefelgelbe fällt.
11. Mit 2 Th. Alaun und 1 Th. F., eine dergleichen blassere Farbe.
12. Mit gleichen Theilen Gyps und F., eine ganz angenehme strohgelbe Farbe.
13. Mit 2 Th. Gyps und 1 Th. F., eine dergleichen etwas gesättigtere.
14. Mit 1 Th. grünen Vitriol und 2 Th. F., eine helle bräunliche.
15. Mit gleichen Theilen grünen Vitriol und F., eine dergleichen etwas gesättigtere und dunklere.
16. Mit 1 Th. blauen Vitriol und 2 Th. F., eine ganz feine zeisiggrüne.
17. Mit gleichen Theilen blauen Vitriol und F., eine dergleichen etwas dunklere.

18. Mit

18. Mit 1 Th. Zinnſolution und 2 Th. F., eine ſtrohgelbe Farbe, welche etwas lichter oder blaſſer, als No. 12, iſt.

19. Mit 1 Th. Zinnſolution, 2 Th. Kochſalz und 2 Th. F, eine ſehr blaſſe gelbe Farbe, welche noch blaſſer, als No 6 und 7, iſt, und in das erbsfarbene fällt.

20. Mit 1 Th. Alaun, 2 Th. Kochſalz und 2 Th. F., eine ſchwache und blaſſe, aber ganz angenehme ſchwefelgelbe Farbe, welche ein wenig ins grünliche fällt.

Durch das Kochſalz erhalten die färbenden Theile des Fönugreks in den Faſern der Wolle zwar eine mehrere Feſtigkeit; doch iſt von dieſen Farben, da ſie nicht lieblich ausfallen, für ſich kein Gebrauch zu machen.

Durch die gehörige Proportion des Eſſigs erhalten die färbenden Theile des Fönugreks eine etwas mehrere Befeſtigung.

Die beyden mit Alaun erhaltenen Farben, No. 10 und 11, verändern ſich an der Luft, indem ſie blaſſer und zugleich etwas grünlich werden.

Die beyden mit Gyps erhaltenen Farben, No. 12 und 13, verlieren ebenfalls an der Luft viel, und werden blaß

Die mit Zinnſolution erzeugte blaßgelbe Farbe, No. 18, wird an der Luft noch etwas blaſſer, zugleich aber auch etwas grünlich. Man muß daher, wenn man ſich dieſes Zuſatzes bey dem Gebrauche des Fönugreks bedienen will, denſelben in noch geringerer Quantität, als hier geſchehen iſt, zuſetzen.

Die blaßgelbe Farbe No. 19, bey welcher ein gemiſchter Zuſatz von Zinnſolution und Kochſalz gebraucht worden iſt, wird an der Luft etwas dunkler, und ſcheint nicht viel zu verlieren.

Die mit Kochſalz und Alaun erhaltene blaſſe ſchwefelgelbe Farbe No. 20, wird an der Luft blaſſer und verliert einige Theile, doch bleibt ſie ähnlich, da hingegen die mit Alaun erhaltenen Farben grünlich werden.

Die meiſte Veränderung machen der grüne und blaue Vitriol, als welche durch ihre metalliſche Theile oder Erden die gelbfärbenden Theile des Fönugreks, indem ſie ſich mit denſelben vereinigen, dermaßen verändern, daß alsdenn vermittelſt des grünen Vitrioles bräunliche Farben, No. 14. 15, und vermittelſt des blauen Vitrioles grüne Farben, No. 16. 17, hervorgebracht werden. An der Luft verhalten ſich dieſe Farben ſehr gut, verlieren nichts, und verändern ſich auch ſonſt auf kei-

...ung mit Tuch, welches durch K... bereitet worden.

Wenn man Tuch, welches im Waſſer etliche T... geweicht und alsdenn ſtark ausgepreßt word... Waſſer legt, es in demſelben 3 Tage lang... hierauf daſſelbe gelinde ausdrückt, und ſod... aus Fönugrek bereiteten Färbebrühen kocht, ... folgende Farben:

21. Mit Fönugrek ohne Zuſatz, eine erdgelbe...
22. Mit 2 Th. Kochſalz und 1 Th. S., eine ... b Farbe, welche ins bräunliche fällt.
23 Mit gleichen Theilen Alaun und S., ein... ſchwefelgelbe Farbe.
24. Mit 1 Th Alaun und 3 Th. S., eine g... und höhere ſchwefelgelbe Farbe.
25. Mit gleichen Theilen grünen Vitriol und ... hellbraune Farbe.
26. Mit blauem Vitriol in eben der Proportio... hellgrüne Farbe.

Die erdgelbe Farbe No. 21, iſt etwas geſättigter ... ter, und überhaupt lieblicher, als die natürliche Farbe ... ſie iſt aber noch weniger dauerhaft, und geht an der ... ganz verloren.

Die durch Kochſalz erhaltene dunkle gelbe Farbe, N... iſt etwas lichter und lieblicher, als die durch eben dieſen ... erhaltene Farbe No. 2. Sie wird an der Luft etwas bl...

Die durch gleiche Theile Alaun und S. erzeugte ... gelbe Farbe, No. 23, iſt etwas ...

Die durch grünen Vitriol erzeugte lichtbraune Farbe No. 25, iſt geſättigter, als die auf eben dieſe Weiſe bereitete, No. 15. Sie verändert ſich an der Luft wenig.

Die mit blauem Vitriol bereitete hellgrüne Farbe No. 26, iſt geſättigter und lieblicher, als die durch eben dieſen Zuſatz erhaltene, No. 17; iſt aber nicht ſo beſtändig, doch bleibt ſie ſich ſehr ähnlich, und kann mit Vortheil gebraucht werden.

III. Verſuche mit Tuch, welches durch Alaun vorbereitet worden.

Wenn man Tuch, welches etliche Tage im Waſſer eingeweicht worden, mit Alaun eine halbe Stunde lang kocht, und in dem nach und nach erkalteten Alaunbade 48 Stunden liegen läßt, ſo erhält daſſelbe aus den mit Fönugrek bereiteten Färbebrühen folgende Farben:

27. Mit Fönugrek ohne Zuſatz, eine ſehr angenehme citronengelbe Farbe.
28. Mit 2 Th. Kochſalz und 1 Th. F., eine bräunlichgelbe Farbe.
29. Mit 3 Th. Kochſalz und 1 Th. F., eine dergleichen etwas dunklere Farbe.
30. Mit 1 Th. Alaun und 2 Th. F., eine etwas ſchmutzige ſchwefelgelbe Farbe.
31. Mit 1 Th. Alaun und 4 Th. F., eine angenehme lichte ſchwefelgelbe Farbe.
32. Mit gleichen Theilen grünen Vitriol und F., eine ſchwache und blaſſe bräunliche Farbe.
33. Mit blauem Vitriol in eben der Proportion, eine gelbgrüne Farbe.

Die Vorbereitung des Tuches durch Alaun iſt wohl ohne Zweifel bey dem Gebrauche des Fönugreks eine der beſten und vortheilhafteſten, weil auf dieſe Weiſe die beſte gelbe Farbe von dem Fönugrek erhalten wird. Die vorzüglichſte unter den hier angezeigten Farben, iſt die ohne Zuſatz bereitete citronengelbe Farbe No. 27. Sie hat ein liebliches Anſehen, und verändert ſich auch wenig an der Luft; ſie wird zwar etwas blaſſer, bleibt ſich aber doch faſt gänzlich ähnlich, ſo daß ſie allerdings unter den feſten Farben einen Platz verdient. Nächſt dieſer iſt die mit 1 Th. Alaun und 4 Th. F. erhaltene Farbe No. 31, die beſte.

Die mit Kochsalz bereiteten Farben No. 28 und 29, sind keine angenehme Farben. Andere von dieser Art, z. E. die Farben No. 2, 3 und 22, welche das auf andere Weise vorbereitete Tuch erhalten hat, können, ob sie gleich nicht zu den anmuthigsten gehören, dem ungeachtet gebraucht werden.

Die mit grünem Vitriol erhaltene bräunliche Farbe No. 32, ist zwar schwächer und blasser, als die durch eben diesen Zusatz bereiteten Farben No. 15 und 25, kann aber auch in ihrer Art gebraucht werden, weil man auf diese Weise eine besondere Schattierung von einer bräunlichen Farbe erhält, welche nicht viel Kosten verursachet, und doch dauerhaft ist.

Die mit blauem Vitriol erhaltene gelbgrüne Farbe No. 33, ist von den auf eben diese Weise bereiteten Farben, No. 17 und 26 unterschieden; und da sie sich ebenfalls an der Luft gut hält, so kann auch von dieser ein guter Gebrauch gemacht werden.

Ob gleich das Fönugrek, in Betrachtung der gelb färbenden Eigenschaft vor andern gelb färbenden Körpern nichts voraus hat, so kann doch dasselbe wegen der einzigen, No. 27 angezeigten, ganz feinen und dauerhaften gelben Farbe theils für sich allein, theils aber auch zu Vermischung mit andern färbenden Körpern gebraucht werden. Wenn man überdieß bedenkt, daß dasselbe eine sehr schleimige Beschaffenheit hat, und dadurch die Färbebrühen verdicket, so kann es, wenn man auch auf dessen färbende Substanz sein Absehen nicht richten wollte, dem ungeachtet bey dem Gebrauche einiger anderer färbenden Körper den Vortheil verschaffen, daß die färbenden Theile derselben mit den Fasern des Tuches bisweilen genauer vereiniget werden können. Da sich aber auch in dem Fönugrek eine besondere gelb färbende Substanz befindet, welche in ganz andern Behältnissen, als bey andern gelb färbenden Körpern, enthalten ist: so ist gewiß, daß durch die Vermischung des Fönugreks mit andern Färbematerialien Farben von besondern Schattierungen erhalten werden können, und man wird auch überzeugt werden, daß man sich oft einiger Zusätze, welche bey dem

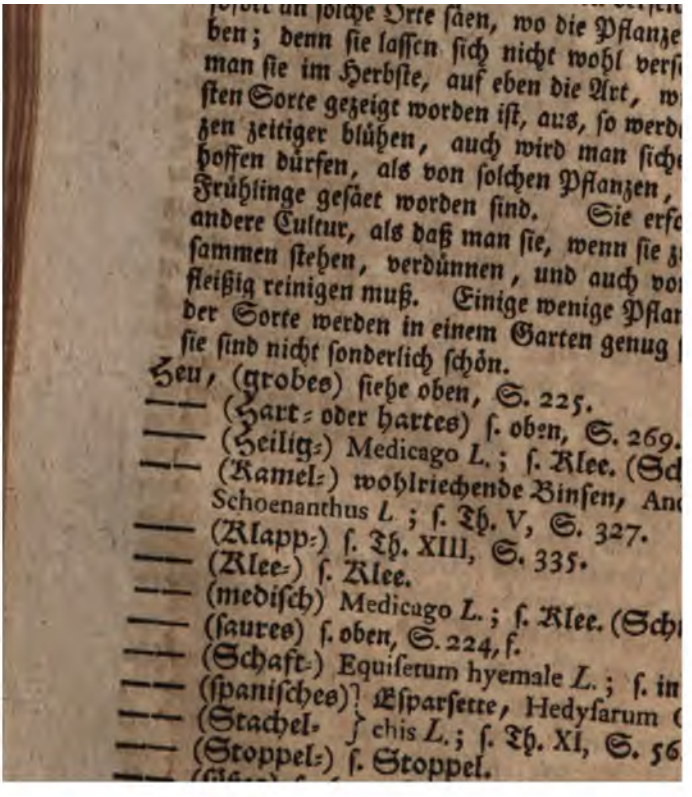
Ge-

Gebrauche des Fönugreks allein keine besonders liebliche Farben gegeben, bey den Vermischungen desselben mit gutem Erfolge bedienen kann.

Hr. D. Pörner hat auch Versuche mit dem Fönugrek angestellt, in wie fern dadurch Kattune oder baumwollene Zeuge Farben erhalten können. Aus diesen Versuchen, welche man im 3 Th. seiner chymischen Versuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunst, Lpz. 1773. gr. 8. S. 70—79, findet, erhellet, daß man sich in Ansehung einer festen Farbe auf baumwollenen Zeugen von dem Fönugrek wenig zu versprechen habe, und wenn noch hierin etwas zu erwarten ist, daß solches am ersten durch den grünen und blauen Vitriol zu erhalten sey. Gesetzt aber, daß in Betrachtung einer festen gelben Farbe auf Kattun von dem Fönugrek nichts zu hoffen wäre, so ist deswegen noch nicht bestimmt, daß dieser Körper bey dem Färben der baumwollenen Zeuge ganz ohne Nutzen seyn sollte, indem derselbe wegen seiner schleimigen Beschaffenheit, wie bereits bey den mit Tuch angestellten Versuchen angemerkt worden, bey den Färbebrühen, welche mit andern Färbematerialien bereitet werden, bloß als ein Zusatz, welcher eine verdickende Eigenschaft besitzt, einige Vortheile verschaffen kann.

Eben Desselben Versuche, welche durch Vermischung des Fönugreks mit andern färbenden Körpern, als: mit Brasilienholz, mit Krapp, mit Indigtinctur, und mit Blauholz, sowohl auf Tuch als Kattun, angestellt worden sind, findet man in angeführtem Werke, S. 361—383.

In Gärten erzieht man, um der Mannigfaltigkeit willen, noch verschiedene andere Arten des griechischen Heues, als: das stachelige oder größere cretensische griechisch Heu mit vielen Schoten, Trigonella spinosa



ſofort an ſolche Orte ſäen, wo die Pflanze
ben; denn ſie laſſen ſich nicht wohl verſ
man ſie im Herbſte, auf eben die Art, w
ſten Sorte gezeigt worden iſt, aus, ſo werd
zen zeitiger blühen, auch wird man ſich
hoffen dürfen, als von ſolchen Pflanzen,
Frühlinge geſäet worden ſind. Sie erfo
andere Cultur, als daß man ſie, wenn ſie z
ſammen ſtehen, verdünnen, und auch vo
fleißig reinigen muß. Einige wenige Pflar
der Sorte werden in einem Garten genug
ſie ſind nicht ſonderlich ſchön.

Heu, (grobes) ſiehe oben, S. 225.
—— (Hart- oder hartes) ſ. oben, S. 269.
—— (Heilig-) Medicago *L.*; ſ. Klee. (Sc
—— (Kamel-) wohlriechende Binſen, An
Schoenanthus *L.*; ſ. Th. V, S. 327.
—— (Klapp-) ſ. Th. XIII, S. 335.
—— (Klee-) ſ. Klee.
—— (mediſch) Medicago *L.*; ſ. Klee. (Sch
—— (ſaures) ſ. oben, S. 224, f.
—— (Schaft-) Equiſetum hyemale *L.*; ſ. in
—— (ſpaniſches) } Æſparſette, Hedyſarum
—— (Stachel- } chis *L.*; ſ. Th. XI, S. 56
—— (Stoppel-) ſ. Stoppel.

Heu-Blume, im g. L. Blumen, welche um die Heu-Aernde blühen.

Heu-Boden, s. oben, S. 182.

Heu-Bucht, im Oberd. der Heubarn, ein besonderer Verschlag in einem Stalle, darin das für die Pferde oder Zugochsen, auf eine ganze oder auch wohl nur auf die halbe Woche gehörige Heufutter bundweise gesteckt und verwahrt wird. Man pflegt sie gemeiniglich über den Futterkasten anzubringen, und mit einer Fallthüre und Vorlegeschlosse zu versehen.

Heu-Bund, ein Bund Heu, d. i. eine gewisse Menge vermittelst eines Strohseiles zusammen gebundenes Heu. Auf Höfen und bey wohl eingerichteten Haushaltungen werden auf ein Pferd in 24 Stunden 8 Pfund Heu gerechnet, und die Heubünde in solcher Schwere darnach gemacht.

In den Gasthöfen und Wirthshäusern in Berlin, muß ein Bund Heu, welches mit 1 Gr. 6 Pf. bezahlt wird, 6 Pfund halten.

Heu-Einsalzen, s. oben, S. 185, fgg.

Heu-Fehm, Heu-Feimen; s. oben, S. 188.

Heu-Fuhre, s. oben, S. 168, fgg.

Heu-Futter, das Heu als ein Futter für das Vieh betrachtet.

Heu-Gabel, Nieders. Hauforke, Fr. Fourche à faner, eine zweyzackige eiserne Gabel, welche sowohl an Größe als an Länge des Stieles, alle andere bey einer Wirthschaft nöthige Gabeln übertrifft. Man braucht solche, sowohl die großen Heuschöber und Heufeimen damit zu machen, als auch das Heu aus den Schöbern auf den Wagen zu reichen und aufzuladen, und wieder abzuladen, imgleichen in Pferdeställen, das Heu damit auf die Raufe zu stecken. So fern man auch die Garben damit auf- und abladet, heißt sie auch die Reichgabel.

Das hätt ich mit der Heugabel nicht in ihm gesucht, im g. L. das hätt ich mir auf keine Weise von ihm vorgestellet.

Heu-

Heu-Gewinn, die Gewinnung, d. i. Verfertigung und Einärndung des Heues. Ein Gut hat vielen Heu-Gewinn, wenn es viel Heu machen kann.

Heu-Hachel, ſ. Heu-Hechel.

Heu-Handel, ſ. oben, S. 257.

Heu-Haufen, ſ. oben, S. 188.

Heu-Hechel, Heu-Hachel, Ononis *L.*; ſ. Th. XXII, S. 250.

Heu-Karren, ſ. oben, S. 167.

Heu-Land, Land, von welchem das Gras abgemähet und zu Heu zubereitet wird; Niederſ. Mädland, Mäde.

Heu-Leine, ſ. oben, S. 164.

Heu-Lieferung, ſ. Furrage, Th. XV, S. 475, fgg.

Heu-Macher, Heu-Mäher; ſ. Heu-Vogel.

Heu-Meiſter, an einigen Höfen, z. B. an dem kaiſerlichen Hofe zu Wien, ein Hofbedienter, welcher das für den Marſtall nöthige Heu in ſeiner Aufſicht und Berechnung hat.

Heu-Monath, der ſiebente Monath im Jahre, mit einem römiſchen Nahmen der Julius; ſiehe dieſes Wort.

Heu-Pferd. 1. Eine im g. L. übliche Benennung der Libelle, d. i. eines großen Inſectes mit vier netzförmigen Flügeln, mit welchen es einen ſchwirrenden Laut in der Luft macht, einem geſchlanken Leibe von grüner und glänzender Farbe, und abgeſonderten heraus ſtehenden Augen, welches ſich zur Zeit der Heuärnde häufig auf den Wieſen ſehen läſſet; Libella ſ. Libellula grandis *Linn.* Es führt bey dem großen Haufen mancherley ſeltſame Nahmen, welche zum Theil von einem alten Aberglauben herrühren, nach welchem man daſſelbe oft für verwünſchte und verwandelte Perſonen hält. So wird es bald Herr Gottspferdchen, Gottespferd, bald des Teufels Reitpferd, in Jütland Fandens Rideheſt, in Bremen das Ritterpferd, imgleichen Reereer, bald die Jungfer, Waſſerjungfer,

fer, die verfluchte Jungfer, Wasserhexe, die Nymphe, Wassernymphe, Grasmetze, Schneidermetze, im Franz. Demoiselle, in Sachsen die Drachenhure, in der Mark Brandenburg Schillebold (*) u. s. f. genannt.

Dieses Insect, wovon es mancherley Arten gibt, welche an Gestalt, Farben und Größe, von einander unterschieden sind, wird sonst nur in mehrerer Menge nahe an stillstehenden großen Gewässern jährlich gesehen. An seinem langen, dünnen, runden, aus vielen Gelenken zusammen gesetzten Leibe, befinden sich 6 lange und geschlanke Füße, ein langer Schwanz, und 4 überaus zarte Flügel, welche mit allerhand Farben wie ein Regenbogen spielen. Sein Kopf, welcher dicker als der Leib ist, scheint lauter glänzende Augen zu seyn, daher dieses Insect an einigen Orten auch die Perle genannt wird. Es hat 2 Hörner, und in dem Maule 2 Zähne, mit welchen es scharf zwicken kann. Es läßt seine Brut, welche wie Fischrogen aussieht, in das Wasser fallen. Aus derselben kriecht, in den ersten sonnenreichen Tagen des Maymonathes, ein Wurm mit 6 rauchen Füßen, deren jeder 6 Glieder und 2 Klauen hat. Dieser Wurm sitzt am Ufer des Wassers ein Par Stunden still, verändert sich, wickelt seine Flügel aus, und fliegt nach einigen Stunden davon. Denn an dem Orte, wo der untere Leib an den obern gefügt ist, sind 4 kleine Beulen zu sehen, in welchen die Flügel verschlossen sind, die, wenn der Wurm

(*) Von schielen, schillern, mit verschiedenen Farben spielen, und Bold, Bolz, Bolzen; ersteres, weil seine Flügel und Leib allerley Farben spielen; letzteres, weil sein Leib, der cylinderförmigen langen Figur wegen, mit neben aus stehenden Flügeln, wie ein Federkiel aussieht. Denn so hieß vor Alters ein Federkiel mit der Fahne ein Bolz, z. E. ein Gänsebolz, weil die Pfeile gemeiniglich mit Federn besetzt wurden. Nach Anderer Meinung heißt dieses Insect darum Schillebold oder Schillebolzen, weil es, wie ein Bolzen oder Pfeil, schnell und gerade fortschießt.

Wurm sich verändert, sich ausbreiten, und aus einem kriechenden ein fliegendes Thier machen. Die Männchen haben hinten am Schwanze ein zangenförmiges Werkzeug, um das Weibchen in der Begattung fest zu halten. Das Zeugungsglied ist am ersten Ringe des hintern Körpers gleich am Bruststücke. Das Weibchen biegt deswegen, indem das Männchen dasselbe mit gedachter Zange am Halse packet, den hintern Körper wie einen Reif, um das männliche Glied zu erreichen, und so sieht man sie zuweilen wie einen ovalen Ring in der Luft herum fliegen.

Die Hühner, besonders die Glucken, und ihre Küchlein, fangen dieses Insect an denen Orten, wo es jährlich und häufig zu Hause ist, zur Speise, und werden davon ungemein fett. Die alten Hühner aber dauern davon nur 1 Jahr, und man darf sie nicht länger gehen lassen; sie bekommen zuletzt einen ganz dicken Kropf, in welchem man, wenn man ihn aufschneidet, einen recht festen Ballen zusammen gedrängter Heu-Pferde, die vielleicht, ihrer langen Flügel wegen, endlich eine Unverdaulichkeit verursachen, antrifft. Diese Nachricht wird daher den Hausmüttern dazu dienen, daß, wenn ihre Hühner auf dieses Insect zu starke Jagd gemacht haben, und davon zuletzt einen dicken Kropf davon tragen und behalten sollten, sie nur allein die jungen, nicht aber die alten, Hühner das Jahr über gehen lassen. Uebrigens aber lebt das Heupferd nicht nur von Insecten, sondern auch von Vegetabilien. Daß es die kleinern Insecten fangen müsse, ist daraus zu schließen, weil es, nach einigem Stillstande in der Luft, gleich einem Raubvogel, sehr schnell in gerader Linie fortschießt. Es fängt so gar die Bienen nahe an den Körben weg, trägt sie fort, setzt sich auf einem Baume nieder, und verzehrt sie. Uebrigens hat schon Frisch angemerkt, daß sich die Libellen von andern fliegenden Insecten, die kleinen von Fliegen, die größern

so

so gar von den Papilionen, insonderheit den weißen, nähren, und sie häufig wegfangen.

27 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1771, S. 225.

Die Heupferde nähren sich aber auch von Vegetabilien, und sind insonderheit dem Sommergetreide sehr schädlich, indem sie die Schüsse, so bald sie aus der Erde hervor kommen, dermaßen tief abfressen, daß diese selten wieder ausschlagen, und das Korn eingeht, und in der Erde versault. Das Gegenmittel wider diese Geschöpfe ist von besonderer Art. Man hat bemerkt, daß sie den Geschmack der Bitterkeit gar nicht ausstehen können. Gemeiniglich kochen die Landleute Wermuth in Wasser, und sprengen es über die Saaten, welche das Heupferd zerfrißt. Ein noch stärkeres Mittel aber hat man an den Coloquinthen, als dem häßlichsten Bittern in der Welt. Eine sehr kleine Quantität davon theilt ihren Geschmack einer großen Menge Wassers mit; dieses muß über das Getreide gesprenget werden, und wird allemahl von guter Wirkung seyn.

2. An einigen Orten führt auch die Heuschrecke diesen Nahmen; siehe dieses Wort.

Heu-Recht, das Recht, das auf einer Wiese wachsende Gras zu Heu zu machen. Eine Wiese hat Heurecht, wenn sie nur so lange gehäget werden darf, bis sie gemähet und das Heu eingebracht worden. Im Gegen-Satze des Gartenrechtes. Siehe auch Heu-Wiese.

Heu-Register, siehe oben, S. 199.

Heu-Rupfer, siehe oben, S. 188.

Heu-Same. 1. Der Same derjenigen Grasarten, welche ein gutes Heu geben. In weiterer Bedeutung versteht man darunter allen Samen, welchen man von allerhand auf den Wiesen wachsenden Kräutern und Pflanzen, Grase, Klee und andern Blumen, wenn sie völlig reif sind, bekommt, in so fern er mit dem Heu eingeführet wird, auf den Heuböden und in den Heu-Ställen ausfällt, welcher zusammen gefeget und gesie-

bet wird, und wovon der reine Same etwa zu Ende des Märzes, wenn bald ein Regen zu vermuthen ist, mit Asche oder Taubenmist vermengt, oder auch allein, auf neu angerichtete Wiesen oder unfruchtbare Gras-Plätze in alten Wiesen gesäet wird. Die Mittel, guten Heusamen zu diesem Behuf zu bekommen, werde, so Gott will, im Art. Wiese anzeigen.

Dieser Heusame ist auch ein vortreffliches Mittel, Schafe und Federvieh ohne viele Kosten zu mästen. Man läßt in dieser Absicht einen großen Korb mit doppeltem Boden machen. Zwischen den beyden Böden müssen die perpendikulären Stäbe so weit aus einander stehen, daß die Schafe mit den Köpfen bequem durchkommen können. Oben aus dem Korbe läßt man das große Vieh fressen. Der durch den ersten Boden, als durch ein Sieb fallende Heusame, und was sonst abfällt, dient den Schafen zu einem vortrefflichen Futter, nach welchem sie sehr fett werden. Eben diesen Abfall kann man auch zum Mästen der Truthühner gebrauchen, wenn man solchen mit dem Teige, den man ihnen gewöhnlich gibt, vermischet.

Mercure Danois, v. Jul. 1758.
23 St. der hannov. Beytr. v. J. 1759, Col. 367.

Eine andere Methode ist diese. Man läßt einige mit Böden versehene Körbe flechten, an deren Seiten Löcher offen bleiben, wodurch die Schafe mit dem Kopfe kommen können. In diese Körbe wirft man nach und nach alles Heu, welches dem Viehe gegeben werden soll, da denn die Schafe den Kopf in die Körbe stecken, und nicht sowohl von dem Heu fressen, als es nur aufrühren und in die Höhe schütteln, wodurch es geschieht, daß fast aller Same, der in dem Heu ist, wieder auf den Boden fällt. Diesen fressen sie sehr begierig, und sie werden in kurzer Zeit darnach nicht allein fett, sondern auch ihr Fleisch sehr schön und wohlschmeckend. So bald man merkt, daß aller im Heu befindliche Same von den Schafen verzehrt ist, wirft man es heraus, thut frisches hinein, und gibt das ausgeworfene dem andern Vieh. Diese Körbe müssen nicht breiter gemacht werden, als daß zwey gegen einander über stehende Schafe oder Schöpse mit dem Maule einander erreichen, und

also den Samen auch fassen können, welcher mitten auf den Boden des Korbes fällt. Die Löcher oder Oeffnungen der Körbe müssen auch eine hinlänglich geräumige Höhe bekommen, damit die Schafe Raum und Macht genug haben, das Heu recht zu schütteln.

Um das Federvieh, insonderheit kalekutische Hühner, ohne sonderliche Kosten mit dem Heusamen zu mästen, klopfet man jedes Heübund, ehe man es dem Vieh oder den Pferden vorwirft, in der Scheune mit Stecken, und schüttelt es hernach, damit der Same ausfalle. Diesen vermenget man mit Haber-Mehl oder Rockenkleyen.

Der verbesserte ökonomische Tausendkünstler, Ulm, 1767, 8. S. 484, f.

Auch zum medicinischen Gebrauche ist der Heu-Same in verschiedenen Fällen dienlich. Heusame und Kamillenblumen als ein Umschlag warm aufgelegt, zertheilt Geschwulste. In Contracturen der Glieder, insonderheit der Füße, setzt man diese öfters in ein Dunst-Bad von Heusamen, und räuchert hernach mit dem trocknen Samen. In Nierenschmerzen und Harn-Strenge, kocht man Säckchen mit Heusamen in Wasser, drückt sie aus, und legt sie in der Gegend der Nieren und der Scham auf.

2. An einigen Orten ist der Sichelklee, der auf den Wiesen wächset, und ein gutes Futterkraut ist, Medicago falcata *Linn.* unter dem Nahmen des schwedischen Heusamens bekannt; vermuthlich, weil man den Samen dazu aus Schweden bekommen hat. Siehe unter Klee.

Heu-Schaub, in einigen Gegenden, der auf den Wegen, Feldern u. s. f. zur Warnung aufgesteckte Stroh-Wisch; siehe Häge-Wisch.

Heu-Scheibe, siehe oben, S. 188.

Heu-Schein, der Schein, d. i. Neumond in dem Julius oder Heumonathe; siehe Schein.

Heu-Scheuer. 1. Eine Scheuer oder Scheune, zur Aufbewahrung des Heues und Grummets; siehe oben, S. 182, f.

2. In Thiergärten und Gehägen, ein Gebäude für das Wild, dasselbe den Winter über mit Futter darin zu erhalten; siehe oben, S. 268.

Heu-Schlag, s. Häge-Schlag.

Heu-Schlitten, siehe oben, S. 167.

Heu-Schober, siehe oben, S. 188 und 195.

Heu-Schoppen, s. oben, S. 268.

Heu-Schrecke, s. Heuschrecke.

Heu-Schuppen, s. oben, S. 268.

Heu-Seil, s. oben, S. 164.

Heu-Sense, s. oben, S. 152.

Heu-Stock, s. oben, S. 188.

Heu-Vogel, ein Nahme, welcher im g. Leben dem Bienenfraße oder Immenwolfe, einer Art Bracher oder Brachvögel gegeben wird, welcher an andern Orten auch der Heumacher oder Heumäher heißt; vielleicht, weil er einsam auf den Wiesen herum geht, und daselbst die Bienen aufsucht; Merops, Apiaster, Arquata in deserris *Klein*. Es ist einer von den Brach-Vögeln oder größern Sichlern (Sichelschnäblern, Numenii *Klein*.), der einen gekrümmten, dreyeckigen und oberwärts erhabenen Schnabel, mit gleich langen Kiefern, lange hervor ragende Flügel und einen gespaltenen handbreiten Schwanz hat, dessen Federn blau oder grünlich, und die mittelsten die längsten sind. Sein Kopf ist groß, die Stirn grünblau, der Scheitel rothgrün oder roth, der Strich längst dem Kopfe schwarz, das Kinn gelb, der Nacken grünroth, die Brust röthlich und weiter unten blau, die Schwungfedern an der Spitze schwarz, die ersten blaugrün, die mittlern pomeranzengelb, und die letzten blau. Man kann seine Stimme weit hören.

Heu-Wage, siehe oben, S. 171, und 204, fgg.

Heu-Wagen, s. oben, S. 164, fgg.

Heu-Wiese, eine Wiese, welche Heurecht hat, d. i. von welcher das Gras zu Heu gemacht werden darf; zum

Unter-

Unterschiede von denjenigen Wiesen, welche zu allen Zeiten für das Vieh offen stehen müssen. Siehe auch Heu-Recht.

Heu Würmer, siehe oben, S. 266, fgg.

Heuen, siehe oben, S. 147.

Heuer, ein Nebenwort der Zeit, dieses Jahr, in diesem Jahre welches im Hochdeutschen nur noch im g. L. üblich ist; im Gegensatze des Oberdeutschen firn und fert, voriges Jahr. Das Obst ist heuer gut gerathen. Der Wein wird heuer schwerlich reif werden. Ich habe ihn heuer noch nicht gesehen.

Im Lat. horno, im Niederl. jarel, wie wekel, diese Woche, Vermuthlich von dem alten he, ha, Heh, en, dieser, dieses, und Ar, Jahr, wie heint, bey dem Ottfried hinaht, von diesem Vorworte und Nacht. Siehe Heuerig, Heint und Heut.

Heuer, (die) ein Wort, welches nur noch im g. L., besonders Niedersachsens, üblich ist, sowohl den Vertrag über den Nießbrauch eines Grundstückes gegen eine gewisse Abgabe, die Miethe, den Pacht, als auch diese Abgabe selbst zu bezeichnen. Die Heuer eines Hauses, eines Ackers, eines Gutes, eines Weinberges u. s. f. Jemanden die Heuer aufsagen. Die Heuer bezahlen. Ein Haus zur Heuer bewohnen, zur Miethe. In einigen Gegenden ist es männliches Geschlechtes, und bedeutet alsdenn auch den Pachter oder Miethmann. Daher die Zusammensetzungen Heuer-Acker, Heuerfeld, Heuergut, Heuerland, Heuer-Wiese, Grundstücke, welche man zur Heuer, d. i. in Pacht, hat oder austhut, Heuersmann und Heuer-Leute, Pachter oder Miethmann, Pächter oder Miethleute, Heuerjahr, das Pachtjahr, Heuerschilling, das Pacht- oder Miethgeld, Heuerkorn, Korn, welches statt des Pachtgeldes gegeben wird u. s. f.

Im Niedersächsischen, wo dieses Wort eigentlich einheimisch ist, Hür, im Dän. Hyre, im Albanischen Kyra. Nicht

von dem vorigen Nebenworte, wie Frisch will, als wenn es so viel hieße, als der heuerige Genuß, ein Zins, sondern von dem Wallis. hwr, der Lohn, daher noch im Engl. Hire, der Lohn, und to hire, um Lohn dingen bedeutet. Im Angelf. ist Hyra, die Zinsen. Siehe Heuern.

Heuerig, zusammengez. heurig, das Beywort von dem Nebenworte Heuer, was in diesem Jahre ist, oder geschehen ist, oder noch seyn und geschehen wird; im Gegensatze des fernig. Die heurigen Früchte. Heuriges Obst. Heuriger Wein. Im heurigen Jahre.

1. **Heuerling, Hürling**, von dem Nebenworte Heuer, im g. L., ein Ding, welches von diesem Jahre ist, in diesem Jahre gezeuget oder erzeuget worden. So werden die jungen Fische von diesem Jahre häufig Heuerlinge genannt, unter welchem Nahmen in Oberdeutschland, besonders die jungen Bärse von diesem Jahre (s. Th. III, S. 563) bekannt sind. Siehe auch Grühe, Th. XX, S. 163. In Strasburg werden die jungen einjährigen Hechte Heuerlinge genannt. Junge Lämmer, imgleichen im Weinbaue junge Nebenschösse von diesem Jahre führen gleichfalls den Nahmen der Heuerlinge.

2. **Heuerling**, im g. L., besonders Niedersachsens, ein Miethmann, welcher zur Heuer wohnet; imgleichen, der sich um Lohn zu einer Sache dingen lässet, ein Miethling; von Heuer, Lohn, und dem folgenden Zeitworte.

Heuern (*), im g. L., besonders Niedersachsens, miethen, pachten, von Grundstücken. Ein Gut, ein Haus, einen Acker, einen Garten, eine Wiese heuern. Daher die Zusammensetzungen abheuern, ausheuern und verheuern.

(*) Im Niederf. hüren, ehedem huren, im Dän. hyre, im Schwed. hyra, im Angelf. hyran, im Engl. hire, im Holl. huuren. Siehe die Heuer. In härtern Mundarten lautet dieses Zeitwort heuren.

Heulen (*). 1. Dieſes Wort druckt einen ſtarken, gedehnten, kläglich und zugleich widerlich klingenden Laut aus, welchen ein ſtarker Wind, wenn er ſich an einem Orte fängt, imgleichen die Hunde zu manchen Zeiten, wie auch die Wölfe, welche auch davon den Nahmen haben, zu machen pflegen; von denen man daher auch ſagt, daß ſie heulen. Die Winde heulen durch die gebogenen Gipfel. Man muß mit den Wölfen heulen; wer unter den Wölfen iſt, muß mit heulen, L. Vlula cum lupis, Fr. il faut hurler avec les loups, d. i. man muß ſich in die Zeit ſchicken; man muß zuweilen, der Geſellſchaft zu Gefallen, manches mitmachen, das man im Grunde eben nicht für recht erkennt. Bey den Jägern heulen auch die Hohl- und Ringeltauben, wenn ſie ſich locken, welches von andern rückſen genannt wird.

2. In engerer Bedeutung von Menſchen, mit lauter und zugleich kläglicher Stimme weinen, wo dieſes Wort einen verächtlichen Nebenbegriff hat, ſo wie dieſe Art zu weinen ſelbſt etwas Niedriges und Verächtliches verräth; ob es gleich in Luthers deutſchen Bibel ſehr häufig für laut weinen, laut klagen gebraucht wird. Sie ſchreyt nicht, ſondern heult aus voller Lunge, Fr. elle ne crie pas, elle hurle, ſagt man von einer Perſon, die ein widrig klingendes wehklagendes Geſchrey erhebt. Figürlich auch, einen ähnlich widerlichen Laut von ſich geben. Eine Orgel heult, wenn ſie verſtimmt iſt, oder wenn eine Pfeife auch ungerührt eine Stimme von ſich gibt.

(*) Im Niederſ. hulen, im Engl. howl, im Dän. hyle, im Schwed. ulfwa, im Isländ. yfa, yla, im Finniſchen ulwon, im Franz. heurler, hurler, im Ital. hurlare, im Span. ahullar, aullar, im Lat. ejulare, vlulare, im Griech. ολολυζειν, ὑλαειν, im Hebr. אלל, im Arab. אלל; über welche Uebereinſtimmung man ſich nicht wundern darf, da alle dieſe Wörter, ſo wie gällen, hallen, ſchallen u. ſ. f. den Laut nachahmen, welchen ſie ausdrucken.

Heul=Kreisel, siehe Kreisel.

Heune, (der) ein nur noch unter dem großen Haufen, besonders Niedersachsens, übliches Wort, wo es gemeiniglich Hüne lautet, und verschiedene Bedeutungen hat.

1. Ein Fremder, ein Ausländer. Wenigstens erklärt Kilian das Niederländische Heyn auf diese Art. Besonders pflegte man ehedem die Wenden mit diesem Nahmen zu belegen, da er denn sehr deutlich mit dem Worte Hunne überein kommt. Die Wenden und Heunen, Avent. bey dem Frisch.

2. Ein Riese, wenigstens legt man heut zu Tage dem Worte diese Bedeutung bey. Er ist so groß wie ein Heune. Daher auch die Grabhügel der ehemahligen heidnischen Einwohner Deutschlandes, welche noch an vielen Orten angetroffen werden, bey dem großen Haufen unter dem Nahmen Heunengräber oder Hünengräber, Hünenbetten, Hünenhügel, bekannt sind. Indessen steht es dahin, ob diese Bedeutung wirklich alt ist, und ob sie nicht erst in den spätern Zeiten aus Unkunde der vorigen oder folgenden Bedeutung entstanden ist.

3. Bey den alten Friesen bedeutete Hüne oder Hünne, einen Todten, und in Gröningen und dem Osnabrückischen wird ein Todtenkleid noch jetzt ein Hünenkleid oder Heinenkleid genannt.

Heurath, (die) die Verbindung zweyer Personen zum ehelichen Stande; wo dieses Wort von beyden dazu gehörigen Personen gesagt werden kann. Auf die Heurath gehen oder ausgehen, eine solche Verbindung zu treffen suchen; im g. L. auf die Freyd gehen. Sie haben eine Heurath unter sich verabredet, beschlossen. Eine Heurath stiften, so fern solches von Mittelspersonen geschieht. Die Heurath vollziehen, 1 Macc. 10, 56. Eine gute Heurath treffen. Eine vortheilhafte Heurath thun. Die Heurathen schlagen nicht allemahl glücklich aus.

Dieſes Wort lautet ſchon bey dem Willerath Hirat, im Schwabenſp. Heurat. Man ſchreibt es bald Heirath, bald Heyrath; beydes aber aus Unkunde der wahrſcheinlichſten Abſtammung, welche indeſſen ſo ausgemacht noch nicht iſt. Wachter und Ihre leiten es von dem alten Hiu, Hew, Familie, Haus, und raten, zubereiten, verbinden, her, welche Ableitung dadurch wahrſcheinlich wird, daß Ottfried hiun wirklich für heurathen gebraucht. Indeſſen hat doch Friſchens Ableitung in vielen Stücken eine überwiegende Wahrſcheinlichkeit, der es von Heuer und heuern abſtammen läſſet, nicht ſo fern ſolches miethen, ſondern käuflich an ſich bringen, bedeutet, weil bey den älteſten Völkern die Weiber gekauft werden mußten. In einem 1501 zu Rom gedruckten deutſch-italien. Vocabulario heißt maridare, heiren und maridato, geheiret; und im Holländ. iſt noch jetzt verheuren für verheurathen üblich. Friſch führt im Art. Kaufen verſchiedene Beyſpiele an, woraus erhellet, daß man noch lange, eine Frau, einen Mann kaufen, für heurathen geſagt, und das Dän. gifte, Schwed. gifta und Isländ. gipta, haben auch keine andere Bedeutung; ſo wie die Römer locare, elocare und collocare im ähnlichen Verſtande gebrauchten. Die letzte Sylbe — ath würde alsdenn das Suffixum — de ſeyn, welches in Zierath, Heimath, dem Oberd. Hemath für Hemd u. a. m. gleichfalls in ath über gegangen iſt. Die Holländer ſagen noch jetzt Huerde. In Stade heißt Huurfrouw, eine Ehefrau. In dem Schwabenſpiegel haben einige Abſchriften für Heurat, Haylach, welches alte oberdeutſche Wort in einer Urkunde von 1450 Heylach, und in dem augsburgiſchen Stadtbuche Heylech lautet, aber zu dem Worte heilig gehört, welches ehedem auch ein Sacrament, und in engerer Bedeutung die Verabredung und Vollziehung des Sacramentes der Ehe bedeutete. Nach eben dieſem Muſter könnte auch das alte hir, heilig (ſ. Ehe) in Betrachtung kommen, von welchem Hirde, Heirde, Heirath, eben daſſelbe bedeuten würde.

Daher heurathen, eine Heurath treffen, ſchließen. In einigen Gegenden braucht man dieſes Zeitwort ſchon, wenn die künftige Ehe nur zwiſchen zwey Perſonen verabredet worden, beſonders nach der feyerlichen Verlobung; am häufigſten aber nach der feyerlichen Einſegnung vor dem Altare, da es denn von beyden Perſonen geſagt werden kann. Werden Sie

nicht bald heurathen? Sie hat schon geheurathet. Sie wollen einander heurathen. Reich heurathen, eine reiche Person heurathen. Glücklich, unglücklich, schlecht, gut heurathen, eine glückliche oder unglückliche Heurath thun u. s. f. Imgleichen, sich um eine Person ehelich bewerben. Um eine Person heurathen. Nach Geld heurathen, eine reiche Person zu heurathen suchen.

In dem 1523 zu Basel gedruckten N. T. Lutheri wird heurathen als ein unbekanntes Wort durch mannen, eelichen, erkläret.

Daß die Heurath, oder die Verbindung zweyer Personen zum ehelichen Stande, die Wurzel und die Stütze der menschlichen Gesellschaft sey; wie das erste Muster dieser Vereinigung beschaffen gewesen; die Nothwendigkeit der gesetzlichen Ehen zur Bevölkerung; die Hindernisse, welche der Beförderung des Ehestandes im Wege stehen; die Mittel, den Ehestand zu befördern und zu verbessern; Gedanken über die Beförderung der ehelichen Fortpflanzung in der bürgerlichen Gesellschaft; dasjenige, was zur Rechtmäßigkeit einer Ehe gehört; die Ehestiftung; das Eheverlöbniß u. s. f. siehe im X Th. S. 143, fgg.

Das gar zu frühe Heurathen ist der Bevölkerung schädlich. Der Same ist vor dem männlichen Alter noch nicht reif genug, und die Spann-Nerven des Zeugungsgliedes werden, wenn es zu früh gebraucht wird, bald schlaff. Das männliche Alter tritt aber bey allen Völkern nicht zu Einer Zeit ein. Das Klima und die Nahrung machen hierin einen großen Unterschied. Die Morgenländer werden eher mannbar, als die Abendländer; das macht theils ihre warme Zone, und theils verursachen es ihre überaus nahrhafte Speisen. Es würde daher nicht rathsam seyn, den Gebrauch der Morgenländer, früh zu heurathen,

bey

bey den Abendländern einzuführen. Die Beherrscher Europens haben zwar nicht das Staatssystem des Lykurg angenommen; aber sie unterhalten doch, sowohl zu Friedens- als Kriegszeiten, zahlreiche Armeen, welche Leute erfordern, die von Natur einen dauerhaften Körper haben, zumahl da sie jetzt nicht so früh in die Winterquartiere gehen, als vormahls, und durch Wind und Wetter öfters mehr leiden, als vom Feinde. Mit der Schifffahrt hat es gleiche Bewandtniß. Ehedem sahe man nach Martini, und bis zum März, kein Schiff in der Ostsee; jetzt befährt man sie den ganzen Winter durch. Es ist nicht nöthig, daß ich hieraus die schädlichen Folgen ziehe; ein jeder sieht sie von selbst ein. Wollte man mir den Einwurf machen, daß die Juden, ob sie gleich in kalten Ländern wohnen, dennoch früh heuratheten, zum Theil viele Kinder zeugten, und theils auch ein hohes Alter erreichten: so dient darauf zur Antwort, daß die Juden nahrhaftere Speisen (*) genießen, als die Christen; daß jene ihre Kinder der Kälte nicht so sehr aussetzen, als diese; daß die Juden nicht so viele Gelegenheiten zu Ausschweifungen in der Liebe haben, als die Christen, welches theils ihre Religion, theils die Abneigung, welche den Christen schon in der Kindheit gegen die Juden beygebracht wird, und theils die Polizey, unter der sie leben, verursachet; daß die Juden keine schwere Arbeit, die sie entkräften kann, verrichten, und daß hundert Juden, die vor dem 20sten Jahre heurathen,

(*) Fazzello gedenkt verschiedener Weiber, die an 40 Kinder gehabt haben; und Carrera einer Frau, die 47 Kinder geboren hat. Sollte die Fruchtbarkeit der sicilianischen Weiber wohl nicht von ihren nahrhaften Speisen herkommen; und sollte die Gewohnheit solches nicht anzeigen, da die Begleiter des Brautpaares nach den Trauungsceremonien, auf den Bräutigam und die Braut Hände voll Weitzen werfen, und damit den ganzen Weg über bis an das Haus des Bräutigams fortfahren?

then, doch nicht so viele Kinder zeugen, als hundert Christen, die erst zwischen dem 20 und 30sten Jahre heurathen.

Den Frauenspersonen kann die gar frühe Verheurathung ebenfalls schädlich werden, zumahl, wenn die Männer von der Natur stark begabet sind und ein hitziges Temperament haben. Sie werden zum Concipiren öfters untüchtig gemacht; oder wenn sie mit der Zeit auch schwanger werden, so laufen sie bey der Geburt doch mehrere Gefahr, als andere, die zur animalischen Fortpflanzung reif geworden sind. Das Klima hat hieran auch seinen Antheil, so wie es überhaupt alle Geburten erleichtert oder erschweret. In kalten, besonders aber bergigen Gegenden, sind die Geburten schwer und gefährlich; in warmen und niedrigen Gegenden sind sie leichter. An einigen Orten in der Schweitz und auf den Alpen stirbt fast die Hälfte der Weiber im Kindbette; daher diejenigen, welche es nur irgend thun können, sich etliche Wochen vor ihrer Niederkunft in niedrige Gegenden begeben.

Im Königreiche Decan, in Ostindien, werden die Kinder überaus jung verheurathet. So bald der Knabe 10, und das Mädchen 8 Jahre alt ist, lassen die Aeltern sie zusammen schlafen, und einige bekommen in diesem Alter schon Kinder. Allein, die Weiber, welche so zeitig Kinder bekommen, hören insgemein, wenn sie 30 Jahr alt sind, auf, mehrere zu gebären, und werden ungemein runzelig.

Die mauritschen Weiber gebären schon im 11ten Jahre, und werden zuweilen in einem Alter von 22 Jahren Großmütter; dafür aber hören sie auch bereits im 30sten Jahre auf, zu gebären.

In welchem Alter verschwindet die Hoffnung der Jungfern, einen Mann zu erhalten, oder welches ist das höchste Alter, in dem das Frauenzimmer heurathet? Ueber diese Frage sind noch bisher, da man so viele Wahrscheinlichkeiten berechnet hat, keine Beobachtungen angestellt worden. Desto größer ist

das

das Verdienst eines Predigers in Schweden, des Hrn. Hedin, welcher dergleichen in seinem Kirchspiele Kräcklinge, im Stifte Nerike und Sterngnäs, wo in allem 800 Seelen sind, gemacht hat. Er hat seit 37 Jahren, nähmlich vom März 1739 an, bis dahin 1776, jedes Mahl, wenn eine verheurathete Person, oder ein Witwer, oder eine Witwe, in seiner Gemeine mit Tode abging, genau nachgefragt und aufgeschrieben, wie alt die Person gewesen, als sie sich zum ersten Mahl verheurathet habe. Ferner fragte er alle Verheurathete, Witwer und Witwen in seiner Gemeine, die noch im März 1776 lebten, wie alt sie gewesen, als sie zum ersten Mahl in den Ehestand getreten. Hieraus machte er einen Auszug und folgende Tabelle.

Die Zeile A bedeutet das Alter der Heurathenden; die Zeile M die Anzahl der Bräutigame; und die Zeile W die Anzahl der Bräute. Z. B. in der 4ten Reihe: im Alter von 18 Jahren haben 2 Junggesellen und 17 Jungfern, in Zeit von 37 Jahren, in Kräcklinge 9 heurathet.

A.	M.	W.	A.	M.	W.
15	0	2	33	10	9
16	0	2	34	11	12
17	0	10	35	8	5
18	2	17	36	6	7
19	3	17	37	4	3
20	8	26	38	7	5
21	10	18	39	1	8
22	10	23	40	1	7
23	11	25	41	3	2
24	34	24	42	3	1
25	29	24	43	1	3
26	29	26	44	0	1
27	27	23	45	0	2
28	20	20	46	0	1
29	25	12	47	0	1
30	21	15	48	0	1
31	24	14	49	1	1
32	15	11	50	0	2
			51	1	0

Plutarchen ſchon im 44ſten Jahre völlig.

Ich halte es der Abſicht gegenwär
gemäß, die bey verſchiedenen Völke
lichen Heurath- und Hochzeitgebrä
len, da dieſelben die ökonomiſche und
faſſung nach ihrer großen Verſchiedenheit
genehme Art erläutern.

Billig mache ich in Europa mit de
bräuchen unſerer alten ehrlichen Deutſc
fang, um ſo mehr, da ich darin ein Muſter
heit und nachahmungswürdigen Anſtändig
len kann, welches ſchon Tacitus, in ſei
von den Sitten der Deutſchen, Cap. 18,
hat. „Ihre Ehen,“ ſpricht er: „haben
„haftes Anſehen, und dieſes verdient unte
„rigen guten Sitten allerdings das größte
„ſie ſind unter den ausländiſchen Nationen f
„zigen, welche ſich mit Einer Gattinn begnü
„ich möchte wenige ihrer Edeln ausnehmen
„nicht aus Wolluſt, ſondern aus andern
„davon abweichen.“ Die erſte Sorge bey i
rathen ging auf die Gleichheit des Standes,
dem Nachtheil einzeler Familien und den Unor
im gemeinen Weſen ſehr

vinz zu verkaufen, und mit dem Ihrigen zu machen, was ihnen beliebte. Adam von Bremen bezeuget, daß dieses unter den Sachsen ebenfalls auf die strengste Art beobachtet worden, und man dem guten Rathe des in Liebessachen so bewanderten Ovid's gefolget sey:

Si qua voles apte nubere, nube pari.

Hatte dieser Punct seine Richtigkeit, so war das nächste Augenmerk auf die Blutsverwandtschaft gerichtet. Weit entfernt, die Sitten der Perser und Griechen nachzuahmen, gingen sie lieber zu weit, als daß sie sich der Blutschande hätten wollen schuldig machen. Sowohl K. Rothar, in den longobardischen Gesetzen, L. 2, Tit. 8, als auch die alemannischen Gesetze, so gelinde diese sonst sind, verbiethen die zu nahe verwandten Eheverbindungen bey harter Strafe (*). In Ansehung des Alters, in welchem junge Leute heurathen konnten, war zwar nicht unter allen besondern Völkerschaften einerley Gebrauch; überhaupt aber merkt Julius Cäsar von den Deutschen an, daß sie sich eine Ehre daraus machten, nicht als Jünglinge zu heurathen, und es für eine Schande hielten, wenn jemand unter 20 Jahren eine Frauensperson berührt hatte (**). Tacitus (***) bezeuget solches nicht nur von den Männern, daß sie im Heurathen ein männliches Alter abgewar-

(*) In letztern heißt es Tit. XL, §. 1. „Wir verbiethen alle zu „nahe verwandte Ehebündnisse, dergestalt, daß es unerlaubt „seyn soll, Schwiegermutter, Schwiegertochter, Stiefmutter, Stiefmutter, Stiefmutter, Brudertochter, Schwestertochter, „Bruderfrau, Frauenschwester zu heurathen. Auch sollen „sich nicht Bruder- oder Schwesterkinder mit einander ehelich verbinden. Wer dawider handelt, soll gewärtig seyn, „daß das Band der Ehe gerichtlich aufgehoben wird, und alles sein Vermögen dem Fiscus anheim falle. Geringern „Leuten wird die Uebertretung dieses Gesetzes, bey Verlust ihrer Freyheit verbothen."

(**) Infra annum vicesimum foeminae notitiam habuisse, in turpissimis habent rebus. — Longissima apud eos pubertas. L. VI *de bello gall.* Vergl. MELA L. III, c. 3.

(***) Am ang. Orte, C. 20.

gewartet, sondern daß man auch den Jungfern Zeit gelassen, eine so wichtige Verbindung mit reifem Verstande einzugehen. Varro (*) kann sich gar nicht darein finden, daß die deutschen Jungfern 20 Jahr alt werden mußten, ehe sie heuratheten, da die römischen mit Ungeduld kaum das 12te erwarten konnten. Bey jenen hieß es:

Este pares, ob hoc concordes viuite; nam vos
Et decor & cantus & amor sociauit, & *aetas*.
Tit. Jul. Calpurnius.

Nicht bloß die Einwilligung der Braut, sondern vornehmlich ihrer Aeltern und Anverwandten, konnte die Verbindung rechtsbeständig machen. Der Bischof zu Autun hob deswegen ein schon 30 Jahr bestandenes Ehebündniß auf, weil es wider der Aeltern Willen vollzogen war; daher, nach Tacitus Bericht, Aeltern und Anverwandte allemahl bey der Verlobung zugegen seyn mußten; und wenn der Bräutigam von solchem Eheversprechen hernach abging, wurde er nach den Gesetzen als strafbar angesehen (**), indem die Verlobung gesetzmäßig geschehen war. Eben dieser Grund-Satz, daß keine Ehe ohne Einwilligung der Aeltern, Anverwandten und Vormünder als rechtmäßig sollte angesehen werden, setzte diejenigen, welche ein Mädchen mit Gewalt oder durch Ueberredung entführten, in die alleräußerste Gefahr. K. Theodoricus bestimmt dem Jungfernräuber Lebensstrafe, und dem Mädchen, wenn es in die Entführung gewilliget hatte, war keine geringere auf behalten, — pariter occidatur. Ja, wenn Aeltern oder Vormünder säumig waren, den Entführer gerichtlich zu belangen und anzuklagen, wurden sie selbst in das Elend verwiesen. Otto der Große setzt in der 967 bekannt gemachten Constitution fest, daß, wenn solche Leute hernach auch ehelich verbunden wür-

(*) Lib. II. c. 1.
(**) — culpabilis iudicatur. *L. Salic.* Tit. LXX. §. 1.

würden, und sie in der größten Eintracht lebten, man sie doch gerichtlich zum Schwert verdammen sollte, indem alle Ehen auf freyer Wahl, und nicht auf Raub, beruhen sollten.

Nie hätte ich einem deutschen Freyer rathen wollen, um ein Mädchen anzuhalten, ehe er wirkliche Verdienste um das Vaterland, er mochte solche zu Hause oder im Kriege erworben haben, aufweisen konnte. Wer die von Feinden eroberten Siegeszeichen seiner Braut zu Füßen legen, oder ihr die Narben auf der Brust zeigen konnte, welche das feindliche Schwert ihm beygebracht, der ging mit gutem Glücke auf die Heurath aus. Zuweilen waren die losen Mädchen wohl noch gar so eigensinnig, daß sie von ihrem Bräutigam forderten, vor ihren Augen in einem Zweykampfe Sieger zu werden; denn da das Hauptverdienst der Nation in der Tapferkeit bestand, so erforderten sie tapfere Väter, weil man sonst, nach ihrem Vorurtheil, keine tapfere Kinder erwarten könnte.

Hierauf bezogen sich auch die Geschenke, welche der Bräutigam, nach Tacitus Bericht, der Braut geben mußte. Dieses war nicht etwa weiblicher Schmuck, und zum Vergnügen erfundene Galanterien und Nipes oder Kleinigkeiten, sondern ein Joch Ochsen, ein gezäumtes Pferd, nebst Spieß und Schild, dem man jedoch zuweilen auch eine Zither beyfügete, wogegen sie ebenfalls etwas an Waffen dem Bräutigam überreichen mußte.

Die Absicht dieser kriegerischen Beschenkung hat uns Tacitus (*) umständlich entdeckt. Die Braut, spricht er, sollte sich dabey beständig zur Ausübung der Tugend ermuntern, und sich erinnern, daß sie vom Kriege nicht ausgenommen, sondern schuldig sey, im Krieg und Frieden eine Gefährtinn ihres Mannes zu bleiben; wovon man auch viele Beyspiele antrifft, daß die Weiber ihre Männer mitten in die Schlacht begleitet haben. War

(*) *Annal.* L. I. c. 57.

War doch die Gemahlinn des Arminius, ihrer Schwangerschaft ungeachtet, ihrem Manne nicht von der Seite gewichen, als er wider ihren eigenen Vater die Waffen führte.

Diese Geschenke waren vermuthlich der Braut-Schatz, welchen der Mann seiner Frau zubringen mußte. Denn in Deutschland herrschte nicht die Gewohnheit der Römer, die wir auch noch heutiges Tages haben, daß von dem weiblichen Geschlechte ein Braut-Schatz verlanget wird, sondern der Mann mußte solchen der Frau zubringen. Zuletzt wurde er gar durch Gesetze bestimmt, und auf den zehnten oder vierten Theil seines Vermögens, oder auch auf eine gewisse Summe Geldes festgesetzt; wovon man in Hachenbergs Germ. med. Diss. V. §. 6, Beyspiele angeführt findet. Außerdem empfing die Braut auch noch eine Morgengabe. Ob diese mit dem Methium, dessen Einige noch gedenken, (ein Braut- oder Hochzeit-Geschenk, welches ein Bräutigam der Braut gab; ganz, wenn sie eine Jungfer war: halb, wenn er sie als Witwe heurathete,) einerley oder verschiedene Geschenke gewesen seyn, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen; so viel ist gewiß, daß sowohl der Vater der Braut, als auch ihre Brüder, ihr besonders Geschenke gaben, welche Faderium, Faderphium, oder Phaderphium (*) genannt wurden. Ueber alles, was die Braut von ihrem Bräutigam oder Anverwandten erhielt, wurde in Gegenwart erbetener Zeugen eine Verschreibung, welche Fabula genannt wurde, beygeleget.

Am Tage der eigentlichen Verbindung erschien der Bräutigam bey den Aeltern der Braut; und diese hatten die Gewalt und das Recht, diese feyerliche Handlung zu verrichten, welches hernach an die Geistlichkeit übertragen wurde. In den ältern Zeiten waren

(*) Von Vater und Erbe, oder vielmehr von Fader, anstatt Vater, und Fio, Güter, Vermögen.

ren beyden Theilen die Köpfe ganz kahl geschoren, welches der Bräutigam an der Braut, und diese wieder an jenem verrichten mußte; hernach aber behielt die Braut ihre Haare, welche ungebunden um ihre Schultern hingen, und mit einem Kranze von Blumen und Kräutern geziert waren, worüber ein Schleyer hing. Ihr Brauthabit war, nach des Abtes von Urlsperg Bericht, ein weißes Kleid, welches lang herunter bis an die Erde ging. Die Copulations-Ceremonie selbst geschah mit Wechselung der Ringe und einem öffentlichen Kuß, wobey der Vater eine gewisse Verbindungs-Formel aussprach, in welcher er seine Tochter dem Manne empfahl, sie zu ehren und zu lieben, und sie in die Gemeinschaft seiner Güter einsetzte, dabey ihr auch Gewalt über Schloß und Schlüssel ertheilte. Hiermit aber war noch nicht gleich die Hochzeit vollzogen, sondern die Braut wurde gewissen Personen anvertrauet, die sie so lange bewahren, und ihr Gesellschaft leisten mußten, bis die feyerliche Uebergebung an den Bräutigam geschehen konnte; denn nicht jeder Tag und Monath war dazu zu gebrauchen, sondern sie hielten einige für zu unglücklich, als daß sie an denselben eine der wichtigsten Handlungen ihres Lebens unternehmen sollten. War aber eine bequeme Zeit da, so geschah die Uebergabe und Heimführung mit großen Feyerlichkeiten.

Der Bräutigam mußte sich seine Braut von den Aeltern ausbitten. Diese ward von ihren Brautjungfern, unter Absingung gewisser Brautlieder, so wie sie damahls waren, nach dem Hause des Bräutigams geführet. Hinter ihr folgten die gebetenen Gäste, die alle mit Hochzeitgeschenken und Glückwünschen sich im Hochzeithause versammelten. Der Anfang wurde mit einem Willkommungetrunke gemacht, und alsdenn genoß man das Hochzeitmahl. Nach geendigter Mahlzeit nahmen die Brautdiener den Bräutigam auf die

feldischen, zu Naumburg, ein gewisser Zins, unter dem Nahmen von Kuttenzins gewöhnlich seyn. Doch mag, der Zweydeutigkeit des Ausdruckes ungeachtet, dieser Zins vielleicht von der Geistlichkeit seinen Ursprung genommen haben. Denn das Wort Kutte zeigt, bekannter Maßen, den gewöhnlichen Habit der Ordensgeistlichen an, und ist nur im Niedersächsischen ein zweydeutiger Ausdruck.

Ehe ich zu der Erzählung der Heurath- und Hochzeit-Gebräuche der übrigen Völker schreite, muß ich noch der Probenächte der deutschen Bauermädchen, und der bey andern, sowohl ältern als neuern Völkern vor der wirklichen Verheurathung gebräuchlichen Probezeit, Erwähnung thun. Beynahe in ganz Deutschland, und vornehmlich in der Gegend Schwabens, die man den Schwarzwald nennt, ist unter den Bauern der Gebrauch, daß die Mädchen ihren Freyern lange vor der Hochzeit schon diejenigen Freyheiten über sich einräumen, die sonst nur das Vorrecht der Ehemänner sind. Doch würde man sehr irren, wenn man sich von dieser Sitte die Vorstellung machte, als wenn solche Mädchen alle weibliche Sittsamkeit vernachlässigt hätten, und ihre Gunsterweisungen ohne alle Zurückhaltung an die Liebhaber verschwendeten. Nichts weniger! Die ländliche Schöne weiß mit ihren Reitzen auf eine eben so kluge Art zu wirthschaften, und den sparsamen Genuß mit eben so vieler Sprödigkeit zu würzen, als immer das Fräulein an der Toilette.

So bald sich ein Bauermädchen seiner Mannbarkeit zu nähern anfängt, findet es sich, nach dem es mehr oder weniger Vollkommenheiten besitzt, die hier ungefähr in einem ähnlichen Verhältnisse, wie bey Frauenzimmern von Stande geschätzt werden, von einer Anzahl Liebhaber umgeben, die so lange mit gleicher Geschäfftigkeit um seine Neigung buhlen, als sie nicht merken, daß einer unter ihnen der Glücklichere ist. Alsdenn verschwinden alle übrige plötzlich, und der

Liebling hat die Erlaubniß, seine Schöne des Nachts zu besuchen. Er würde aber den romantischen Wohlstand schlecht beobachten, wenn er den Weg geradezu durch die Hausthür nehmen wollte. Die Dorf-Etiquette verlangt schlechterdings, daß er seine nächtlichen Besuche durch das Dachfenster bewerkstellige. Wie unsere ritterbürtige Ahnen erst dann ihre Romane glücklich gespielt zu haben glaubten, wenn sie bey ihren verliebten Zusammenkünften unersteigliche Felsen hinan zu klettern und ungeheure Mauern herab zu springen gehabt, oder sich sonst den Weg mit tausend Wunden hatten erkämpfen müssen: eben so ist der Bauerkerl nur dann mit dem Fortgange seines Liebesverständnisses zufrieden, wenn er bey jedem seiner nächtlichen Besuche alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, den Hals zu brechen, oder wenn seine Göttinn, unterdessen daß er zwischen Himmel und Erde in größter Lebensgefahr da hängt, ihm aus ihrem Dachfenster die bittersten Neckereyen zuruft. Noch in seinen grauen Haaren erzählt er mit aller Begeisterung diese Abenteuer seinen erstaunten Enkeln, die kaum ihre Mannheit erwarten können, um auf eine eben so heldenmüthige Art zu lieben.

Diese mühsame Unternehmung verschaffet anfangs dem Liebhaber keine andere Vortheile, als daß er etliche Stunden mit seinem Mädchen plaudern darf, welches sich um diese Zeit ganz angekleidet im Bette befindet, und gegen alle Verräthereyen des Amors wohl verwahrt hält. So bald sie eingeschlafen ist, muß er sich plötzlich entfernen; und erst nach und nach werden ihre Unterhaltungen lebhafter. Ja, in der Folge gibt die Dirne ihrem Buhler unter allerley ländlichen Scherzen und Neckereyen Gelegenheit, sich von ihren verborgenen Schönheiten eine anschauliche Erkenntniß zu erwerben, läßt sich überhaupt von ihm in einer leichtern Kleidung überraschen, und gestattet ihm zuletzt

alles,

alles, womit ein Frauenzimmer die Sinnlichkeit einer Mannsperson befriedigen kann. Doch auch hier wird immer noch ein gewisses Stufenmaß beobachtet, wovon aber das Detail anzugeben, die Zärtlichkeit des Wohlstandes verbiethet. Man kann indessen vieles aus der Benennung Probenächte errathen, welche die letztern Zusammenkünfte haben, da die erstern eigentlich Kommnächte heissen.

Sehr oft verweigern die Mädchen ihrem Liebhaber die Gewährung seiner letzten Wünsche so lange, bis er Gewalt gebraucht. Das geschieht allezeit, wenn sie noch wegen seiner Leibesstärke einige Zweifel hägen. Es kommt daher ein solcher Kampf dem Kerl oft sehr theuer zu stehen, weil es nicht wenig Mühe kostet, ein Bauermädchen zu bezwingen, welches jene wollüstige Reitzbarkeit nicht besitzt, die Frauenzimmer von Stande so plötzlich entwaffnet. Diesen Umstand etwas begreiflicher zu machen, berufe ich mich auf Straußens Reisebeschreibung, Amst. 1678, worin von den Europäern mit den schönen Circassirinnen verschiedene Versuche angestellt worden sind.

Die Probenächte werden täglich gehalten, die Kommnächte aber nur an den Sonn- und Feyertagen und ihren Vorabenden. Die erstern dauern so lange, bis sich beyde Theile von ihrer wechselseitigen physischen Tauglichkeit zur Ehe genug überzeugt haben, oder bis das Mädchen schwanger wird. Hernach thut der Bauer erst die förmliche Anwerbung um sie, und das Verlöbniß und die Hochzeit folgen schnell darauf. Unter den Bauern, deren Sitten noch in großer Einfalt sind, geschieht es nicht leicht, daß einer, der sein Mädchen auf diese Art geschwängert hat, sie wieder verließe. Er würde sich unfehlbar den Haß und die Verachtung des ganzen Dorfes zuziehen. Aber das ereignet sich sehr häufig, daß beyde einander nach der ersten oder zweyten Probenacht wieder aufgeben. Das

Mädchen hat dabey nicht zu befürchten, in einen übeln Ruf zu kommen; denn es zeigt sich bald ein anderer, der gern den Roman mit ihr von vorn anhebt. Nur alsdenn ist ihr Nahme zweydeutigen Anmerkungen ausgesetzt, wenn sie mehrmahls die Probezeit vergebens gehalten hat. Das Dorfpublicum hält sich in diesem Falle schlechterdings für berechtigt, verborgene Unvollkommenheiten bey ihr zu argwohnen. Die Landleute finden ihre Gewohnheit so unschuldig, daß es nicht selten geschieht, wenn der Geistliche im Orte einen Bauer nach dem Befinden seiner Töchter fragt, dieser ihm, zum Beweise, daß sie gut heran wüchsen, mit aller Offenherzigkeit und mit einem väterlichen Wohlgefallen erzählt, wie sie schon anfingen, ihre Kommnächte zu halten. Keysler gibt in seinen Reisen uns eine sehr drollige Erzählung von einem Prozesse, den die bregenzer Bauern ehemahls zur Vertheidigung einer solchen Gewohnheit geführt haben, die sie fügen nennen, und die ich im XV Th. S. 438, f. angeführt habe.

Die Casuisten, welche sich eben nicht immer von den erlaubten und unerlaubten Begattungsarten die richtigsten Begriffe machen, und manchmahl dasjenige für Sünde halten, was keine ist, und dasjenige nicht dafür halten, was doch eine ist, ereiferten sich von je her sehr über diesen ländlichen Gebrauch. Er mußte ihnen daher sehr oft zum Stoffe dienen, ihre Beredsamkeit auf eine sehr vortheilhafte und pathetische Weise zu zeigen. Die katholischen Landpriester, die mit den Angelegenheiten und mit dem Character ihrer Seelenbefohlnen zuweilen etwas näher, als die Protestanten mit den ihrigen, bekannt sind, und mithin die Untadelhaftigkeit dieser Sitte besser einsehen, äußern darüber mehr Duldsamkeit als Letztere, die nie unterlassen, ihre Bauern deswegen mit den heftigsten Strafpredigten zu verfolgen; und weil doch diese Züchtigungen

nicht

nicht allezeit von Wirkung sind, so versäumen sie keine Gelegenheit, zu Vertilgung dieses heidnischen Gräuels den weit kräftigern weltlichen Arm zu Hülfe zu rufen. Die Klagen eines gewissen geistlichen Aufsehers im Herzogthume Würtemberg vom 16ten Jahrhundert, erzählt Hr. Prof. Fischer, im 2 Bande seines Versuches über die Geschichte der teutschen Erbfolge (*). Der Kanzler von Ludewig (**) verwarf ebenfalls diesen Gebrauch mit Geringschätzung, und that auf den Cardinal Heinr. v. Segusio, welcher denselben schon im 13ten Jahrhunderte bey den Sachsen beobachtete, einen sehr hastigen Ausfall. Wenn es der Wohlstand nicht untersagte, gewisse Forschungen allzu weit zu verfolgen, und ihr endliches Resultat enthüllt darzustellen, so könnte man ihn leicht überführen, daß diese Sitte nicht nur in der Physiologie des Menschen gegründet, sondern auch eine für die Bevölkerung sehr heilsame Anstalt sey. Man darf nur einen flüchtigen Blick auf dasjenige werfen, was in großen Städten alle Tage zu geschehen pflegt. Wie viele Ehen findet man da nicht, wo die Männer im besten Alter erschöpfte Greise sind; wo blühende Damen durch die allzu frühzeitigen, und nicht selten unnatürlichen Wollüste ihrer Gemahle zu einer beständigen ehelichen Nüchternheit verdammt sind! Wie sehr müssen diese ihre weibliche Sittsamkeit nicht verläugnen, wenn sie sich entschließen, vor einem Collegium über eine solche Angelegenheit Klage zu führen, und darüber die unverschämten Einwürfe eines widrigen Advocaten anzuhören, dem man oft zur Replik die Antwort wiederhohlen möchte, welche schon lange die Gemahlinn des Germanicus dem Tiberius gegeben hat! Weil es also, für die Bauermädchen eine Apologie zu machen, und die moralische Unschädlich-

(*) Im 2 Th. des Urkundenbuches, S. 332, f.

(**) In No. 34 und 35 der hallischen Anzeigen, v. J. 1735.

keit ihrer Galanterie zu zeigen, nicht taugt: so will ich wenigstens beweisen, daß sie allen Ständen unserer Nation gemein gewesen, und eine Ursitte der Menschheit ist.

Es hat es schon lange Grupen (*) beobachtet, daß sich in ältern Zeiten alle deutsche Bräute vor der Hochzeit hätten beschlafen lassen. Wir treffen noch in der spätern Zeit unter dem hohen Adel Beyspiele an. Herr Prof. Köhler (**) liefert uns eine Urkunde, nach welcher Graf Johann IV. von Habsburg, 1378, da er schon ein halbes Jahr die nächtliche Probezeit mit der Herzland von Rappoltstein gehalten hatte, zuletzt von ihr den Korb bekam, weil sie ihn der Unmännlichkeit beschuldigte. Gleich in dem nächsten Jahrhunderte kommt im habsburgischen Hause ein anderes Beyspiel vor. Nachdem Kaiser Friedrich III. sich die Prinzessin Leonore von Portugal durch seine Gesandten verlobt hatte, und dieses Verlöbniß bereits zu Rom durch den Papst bestätigt war, zauderte er doch mit der Vollziehung der Ehe, unter dem Vorwande, daß er keine italiänische Kinder zeugen wollte. Die Prinzessinn, der dieser Verzug etwas lange Weile verursachen mochte, wandte sich deswegen an ihren Oheim, den König Alphonsus von Neapel. Allein, da dieser nicht viel mehr bey dem Kaiser auszurichten vermochte, so brach er zuletzt in diese Worte aus: „Du wirst also meine Nichte nach Deutschland führen; und „wenn sie dir dort nach dem ersten Beyschlafe nicht gefällt, mir „wieder zurück senden, oder sie vielleicht gar vernachlässigen, „und dich mit einer andern vermählen. Beschlafe sie vielmehr „hier, damit du, wenn sie gefällt, die angenehme Waare mit „dir nehmen, oder wo nicht, uns die Bürde zurück lassen „kannst". Der phlegmatische Friedrich fand auf einmahl diese Vorstellung so nachdrücklich, daß er im Augenblick jene bekannte Ceremonie veranstaltete, die den portugiesischen Damen ein so großes Aergerniß verursacht hat. Mit der Tochter dieses Kaisers, Kunigunda, hielt Herzog Albrecht IV. von Bayern das Beylager zu Inspruck, und feyerte erst nach der Heimführung zu München die Hochzeit mit ihr. Herzog Ludwig I. von Bayern hielt mit der Gräfinn Ludmille von Bogen, einer gebornen böhmischen Prinzessinn, eine Probenacht, und vollzog die Ehe in Jahresfrist.

In

(*) De vxore theotisca. Goett. 1748. Cap. 2, S. 39.
(**) In Schoetts juriſt. Wochenblatt, Lpz. 1773. Jahrg. 2, S. 683, fgg.

In den älteſten Zeiten fing die Probenacht mit dem Raube des Frauenzimmers an, und erſt ein Jahr hernach geſchah die Vermählung. Auf dieſe Weiſe heurathete z. B. König Snigger von Norwegen die Tochter des Königes Grims von Dänemark. Teudebert, König in Auſtraſien, ließ die Wittwe Teuderia ſchon im J. 533 bey ſich ſchlafen, ungeachtet er ſich erſt ein Jahr nachher förmlich mit ihr vermählte. Hieraus beſtätiget ſich die Anmerkung des P. le Cointe (*), daß diejenigen Weiber, welche die fränkiſchen Könige neben ihren rechtmäßigen Gemahlinnen hatten, keine Concubinen oder Kebsweiber geweſen ſeyn, ob gleich die gleichzeitigen Annaliſten, aus Mangel einer genauen Kenntniß der deutſchen Gebräuche, und durch ihre allzu große Anhänglichkeit an römiſche und morgenländiſche Sitten, oft verleitet wurden, ihnen dieſe Beynahmen zu geben. Es waren allezeit ſolche Gattinnen, die noch in der Probezeit ſtanden, und erſt in der Folge durch die Gebärung eines Kindes zur Würde einer rechtmäßigen Gemahlinn gelangten. Wenn die Hebung des ehelichen Brautſchatzes, und die Haltung eines Hochzeitmahles dazu kam (**), ſo war die Ehe in der beſten Form gemacht; wenn dieſe beyde Stücke aber mangelten, ſo war es entweder eine auf die Morgengabe geſchloſſene Ehe, oder nur die eheliche Probezeit. Bey der erſtern, die eine Heurath nach ſalitſchem Gebrauche in den alten Urkunden heißt, waren die Kinder keiner ordentlichen Erbfolge fähig, wohl aber im letztern Falle, weil hier noch die abgängigen Ceremonien des echten germaniſchen Ehebündniſſes nachgeholt werden konnten. Dahingegen jene, wo man ebenfalls den Ehekaufſchilling erlegte, und vor der Heimführung die Probenacht hielt, als ſchon in ihrer Art vollſtändig, keine weitere Feyerlichkeit zuließ. Noch heut zu Tagen fängt an vielen Orten die eheliche Gemeinſchaft der Güter nicht eher an, als bis die Eheleute ein Kind mit einander gezeugt haben. In der

(*) *Charl. le Cointe* Ann. Franc. Eccleſ. ad a. 773. n. 2. ad a. 803. no. 49 & ad a. 814. Nach den arabiſchen Monumenten war die Hagar eine ſolche Gemahlinn des Abrahams, und ihr Sohn Iſmael empfing daher als Erſtgeborner das gegen Kanaan weit vorzüglichere Arabien. *d'Herbelot* Bibl. orient. S. 420.

(**) *Capit.* L. VI. c. 730. Nullum ſine dote fiat coniugium, nec ſine publicis nuptiis quisquam nubere præſumat. L. VII. c. 305 — nisi forte illa mulier & ingenua facta, & dotata legitime, & publicis nuptiis honeſtata videatur.

der Schweitz verspricht sich der Bauer einen recht glücklichen Erfolg seines Ehestandes, wenn seine Frau noch im ledigen Stande schwanger geworden ist. Daraus erklärt es sich, warum unter den beyden ersten Stämmen der fränkischen Regenten, die Bastarde (wenn anders Prinzen, welche ihre Mütter in der Probezeit zur Welt gebracht haben, mit diesem Nahmen gebrandmarket werden dürfen,) ohne Unterschied mit den ehelichen zugleich succedirten. Eben dieses Erbrecht hatten die natürlichen Söhne in Dänemark, wie in den meisten nördlichen und südlichen Reichen.

Unsere barbarische Gesetzbücher zeigen noch hin und wieder Ueberbleibsel von der Probezeit. Nach dem LII Gesetz der Alemannen mußte einer, der seine Braut aufgegeben hatte, schwören, daß er sie weder aus Argwohn irgend eines Gebrechens auf die Probe gestellt, noch auch wirklich etwas dergleichen bey ihr entdeckt habe. In den sächsischen und alemannischen Land-Rechten, und in dem alten goslarischen Stadtrechte, wird eine in der Probenacht vorgegangene Gewaltsamkeit der Nothzucht gleich geachtet.

Es erhellet hieraus der wahre Grund, warum nach dem allgemeinen germanischen Rechte, die rechtlichen Wirkungen der Ehe vor dem ehelichen Beyschlaf ihren Anfang nehmen. Denn durch diesen wird die physische Ehestandsfähigkeit der beyden Personen außer Zweifel gesetzt. Eigentlich ist er aber doch von jener darin unterschieden, daß bey ihm die wirkliche Zeugung anfängt, da sich dieselbe bloß mit der vorläufigen Untersuchung der Zeugungsfähigkeit beschäftiget. Eben daher bezieht sich das Geschenk, welches man die Morgengabe nennt, in gewisser Absicht auf beyderley Ceremonien, weil es zum Beweise dient, daß die Ehe im fleischlichen Verstande vollkommen in Richtigkeit gebracht ist.

Unter den karlingischen Capitularen hebt das LXXX. des 7 Buches den alten Gebrauch der Probezeit ganz auf, und will, daß beyde Theile keusch und unbefleckt zu einander in die Ehe treten sollten. Der longobardische König Rothar befahl, die Bräute, die mit andern einen zweydeutigen Umgang gehabt hätten, als Ehebrecherinnen zu bestrafen. Daher durfte ein Bräutigam seine Braut nicht mehr aufgeben, weil sie die Vermuthung einer unverletzten Keuschheit nicht mehr für sich haben konnte. Es gab aber doch zuweilen niederträchtige Männer, welche ihre Geliebten verliessen. König Froto III. in Dänemark gab daher ein Gesetz, welches alle Mannspersonen nöthigte,

thizte, die einmahl beschlafenen Dirnen zur Ehe zu behalten. Nach dem lübischen Rechte wird derjenige, der sich einer Probenacht mit Unwahrheit rühmet, entweder um 80 Mark Silber, oder mit einem halbjährigen Gefängnisse und ewigen Landesverweisung gestraft.

Die Gebräuche unter den Negern zu Congo stimmen mit den unsrigen, so wie im Ganzen, besonders in diesem Stücke überein. Auch sie erforschen vorher die wechselseitige Fähigkeit zur Begattung sorgfältig, ehe sie sich in ein förmliches Ehe-Bündniß einlassen. Bey den Otahiten begatten sich beyde Geschlechter so lange unter einander, bis ein Mädchen schwanger wird; alsdenn muß der Vater des Kindes die geschwächte Dirne heurathen. Daß der Beyschlaf vor der Heurath noch bey mehrern Völkern erlaubt sey, wird aus der weiter unten folgenden Erzählung erhellen.

Selbst bey Völkern, die sich zu einem hohen Grade von Cultur empor geschwungen haben, findet man die eheliche Probezeit, oder es zeigen sich wenigstens Spuren von ihrer ehemahligen Beobachtung. Schon zu Mosis Zeiten erfolgte bey den Hebräern unmittelbar auf das Verlöbniß der Beyschlaf, und doch erhielt die Braut dadurch die Rechte einer Ehegattinn noch nicht, ob sie gleich, wenn sie sich hernach mit einem andern verging, als eine Ehebrecherinn gestraft wurde. Die außerordentliche Genauigkeit, mit welcher bey diesem Volke die Zeichen der Jungfrauschaft gefordert worden, streitet nicht gegen unsere Gewohnheit. Denn kann man wohl von der beyderseitigen Ehestandstauglichkeit besser überzeugt seyn, als wenn jene Zeichen zum Vorschein kommen? Ihre Philosophen, die praktischen Essäer, hingen den alten Gebräuchen am strengsten an, und nahmen dahr ihre Weiber vorher drey Jahre auf die Probe, ehe sie sich förmlich mit ihnen verheuratheten, und enthielten sich ihrer Umarmung wieder, wenn sie zur Zeugung untüchtig geworden waren. Die Griechen und Römer, die sich besonders angelegen seyn liessen, das Andenken ihrer Ur-Sitten durch eigene symbolische Gebräuche zu erhalten, haben ebenfalls davon Ueberbleibsel aufbewahrt. Das feyerliche Hochzeit-Mahl, und die förmliche Heimführung, dienten bey ihnen zum Beweise einer vollzogenen Ehe. Noch ehe bey den Griechen diese beyde Ceremonien vor sich gingen, durfte der Bräutigam seine Braut in ihres Vaters Wohnung beschlafen. Lykurg, der bey seiner Gesetzgebung immer am wenigsten von den echten Sitten der Menschheit abwich, befahl den Spartanern,

daß

daß sie ihren neuvermählten Weibern so lange verstohlner Weise beywohnen sollten, bis sie schwanger würden. Im ältern Rom mußte die Braut nach dem geschehenen Beylager etliche Zeit in einem besondern Gartenhause zubringen, ehe ihre Ehe durch die Heimführung, durch das Ehekaufsgepränge und durch die Confarreation (*) die gewisse Bestätigung erhielt.

Bey den meisten Völkern finden sich also Kennzeichen der Probenacht. Und wenn sie mit gewissen ähnlichen Gebräuchen anderer Nationen verglichen werden, so kommt man zur Erkenntniß einer allgemeinen Ursitte der Menschheit. Auch die Wahrnehmung, daß viele Gebräuche unter den Menschen, die man für verschieden hält, oder die wenigstens moralische Unschicklichkeiten an sich zu haben scheinen, aus einer und eben derselben Quelle herrühren, wird dadurch in ein Licht gesetzt. Sie sind meist in in der physischen Beschaffenheit unsers Körpers gegründet, und bestehen daher mit der natürlichen Unschuld unserer Gattung sehr gut. Fast alle rohe Völker auf dem Erdboden sind bey ihrer Heurath auf die Zeichen der bewahrten Jungfrauschaft aufmerksam, und verlangen dieselbe bey ihren Bräuten ohne Nachsicht. Andere Nationen scheinen über diesen Punct etwas gleichgültiger zu seyn, und verschiedene Völkerschaften in Asien erlauben ihren unverheuratheten Töchtern, sich der öffentlichen Wollust in dem Tempel Preis zu geben. Unter den afrikanischen Stämmen werden vorzüglich diejenigen Mädchen zu Gattinnen ausgesucht, die ihre Reitzungen viele Jahre auf Wucher gesetzt, und schon im ledigen Stande Kinder geboren haben. An andern Orten wird die Schöne dem Fremden bey seiner Ankunft zum Beyschlafe angebothen; und wenn er von dieser vortheilhaften Auer-

bieth-

(*) Confarreatio hieß eine Ceremonie der alten Römer, welche darin bestand, daß ein neuverlobtes Par, welches seine künftige Kinder zum Priesterthum widmete, in Gegenwart eines Pontifex und 10 Zeugen, von einem Weitzenbrod mit einander essen mußte.

biethung Gebrauch macht, strebt hernach jeder Biedermann nach der Ehre, ihr Gemahl zu werden. In Ansehung der Brautnacht selbst gibt es bey den südlichen und nördlichen Völkern ganz verschiedene Gewohnheiten. Bey jenen wird sie den fremden oder geringern Personen, und nicht selten neben der Bezahlung, überlassen, und für ein entehrendes Werk gehalten; da hingegen sie bey diesen nur ein Vorrecht des Regenten, des Adels, oder, besonders in Indien, der Priesterschaft ist. Eben deswegen verehrt man in Aegypten und andern asiatischen Ländereyen die plötzlichen geilen Ueberraschungen, welche von den Mönchen auf der Straße geschehen, als andächtige Handlungen. Man findet die Brautnacht noch in andere Gebräuche gehüllt, die uns zweifelhaft lassen, welchen moralischen Begriff man damit verband. Von der Art ist z. B. jener, wo die Braut vorher von allen Hochzeitgästen oder Verwandten, und zuletzt vom Bräutigam beschlafen wird.

Dem Anscheine nach sollte alles dieses die Richtigkeit der Beobachtung von der Allgemeinheit der ehelichen Tüchtigkeitsprobe bey den neuen Gatten bezweifeln. Der erste Einwurf von der Sitte, die Kennzeichen der bewahrten Keuschheit bey der Verheurathung zu fordern, ist auch wirklich sehr wichtig, indem nicht geläugnet werden kann, daß dieses bey allen rohen und Urvölkern gebräuchlich gewesen, und zu vermuthen ist, daß bey einer Probezeit die Jungfrauschaft verloren gehen muß, folglich bey der erst lange darauf folgenden Vermählung nicht mehr bewiesen werden kann. Nichts desto weniger wird man bey näherer Untersuchung dieser Sitte finden, daß sie in den ältesten Zeiten neben der Probezeit in Uebung gewesen ist, und in der Folge mit jener einerley Endzweck gehabt hat. Weil die Absicht der Ehestandsprobe nur dahin ging, die wechselseitige Zeugungstauglichkeit zu erforschen, so

war

war sie schon erreicht, wenn der Bräutigam die Beweise der jungfräulichen Keuschheit erhalten hatte. Es konnte der Fall, daß die Ehe nicht zu Stande käme, und mithin das Frauenzimmer mit einem Andern neue Proben machen müßte, deswegen nicht entstehen, weil derjenige, der ihr einmahl die Jungfrauschaft geraubt hatte, sie nothwendig zur Ehe behalten mußte. Es ist auch zu glauben, daß verschiedene Völker bey mehrerer Polizirung die Probenacht wegen ihres leichten Mißbrauches abgeschaffet, und allein die Auffindung der jungfräulichen Kennzeichen beybehalten haben, als wodurch eben derselbe Endzweck erreicht wurde. Denn wo unstreitige Beweise der geraubten Jungfrauschaft vorhanden sind, da müssen gewiß die wechselseitigen Zeugungsfähigkeiten außer Zweifel seyn. Eben so wenig als diese Sitte der Probenacht widerspricht, so wenig geschieht es von den andern. Viele Philosophen haben bemerkt, daß bey den meisten der bereits erwähnten, und noch weiter unten zu erzählenden, Gewohnheiten, die Versicherung der weiblichen Fruchtbarkeit die Hauptabsicht gewesen sey. Sie kommen daher auch so weit mit der Probezeit überein, als sie die Früchte des Ehestandes befördern helfen, und sind nur darin unterschieden, daß sie etwas einseitig sind, und bey einer zufälligen Untauglichkeit der Mannsperson jenen Hauptzweck der Begattung dennoch verfehlen. Die Sitte, daß der Genuß der Brautnacht fremden Personen überlassen wird, scheint von einer gewissen Schlaffheit der männlichen Körper herzurühren; und da wäre ungefähr wieder eben derselbe Endzweck, wie bey der Probenacht, vorhanden. Denn was diesen Männern selbst an zureichender Leibesstärke und Mannheit abgeht, das wissen sie durch andere tauglichere Subjecte zu ersetzen (*), und ihre Ehe, welche ohne dieses Hülfs-Mit-

(*) Linschotten erzählt, in seiner oriental. Schifffahrt, Th. 1, S. 33, von den Einwohnern in Goa: daß, wenn ihre Toch-

Mittel, ganz unfruchtbar bleiben würde, ihrem Zwecke näher zu bringen. Man darf desto weniger zweifeln, daß sich der Fall in heißen Ländern häufig zuträgt, als man selbst in verschiedenen großen Städten Europens eben dergleichen sichere Erfahrungen gemacht hat. Zu was für verzweifelten Mitteln zuweilen die Amerikanerinnen bey der Kaltblütigkeit der Männer die Zuflucht nehmen, beschreibt Hr. Canon. Pauw, in seinen Recherches philos. sur les Americains, Th. I, S. 63.

Jene Gewohnheiten, wo sich die Mädchen in öffentlichen Tempeln der gemeinen Wollust überliefern, oder wo die Hochzeitgäste die ersten Früchte ihrer Annehmlichkeiten pflücken, oder wo nur diejenigen unter ihnen sich die größte Hoffnung zum Heurathen machen dürfen, die schon im ledigen Stande viele Kinder geboren, oder sonst ihre Keuschheit am meisten verwahrloset hatten, scheinen bloß auf der Seite des weiblichen Geschlechtes alle Zeugungshindernisse hinweg zu räumen; da hingegen die Gebräuche, wo die Bräute mit der größten Gefahr und mit vieler Mühe geraubt werden, und andere Ceremonien vorgehen, die eine solche Gewaltthätigkeit anzeigen, oder wo der neue Ehemann die ersten Nächte mit seiner Gattinn sehr heimlich und mit vieler Ungemächlichkeit zubringen muß, zu der Gatt-

Tochter eine Braut ist, dieselbe mit großem Triumph, allerley Instrumenten und Saitenspiel, dem Bräutigam zu sonderbaren Ehren und vermeinten Ruhm, vor ihrem Pagode oder Abgott, an dessen Bildniß ein männliches Glied von Elfenbein gemacht ist, geführet werde. Dieser scheußliche Priap muß der Braut ihre Jungfrauschaft mit schmerzlicher Gewalt nehmen, indem ihre nächsten Freunde sie so ungestüm darauf stoßen und andrücken, daß sie jämmerlich schreyet und heult, aber vor dem Getöne der dabey erschallenden Instrumente nicht gehört wird. Man läßt sie nicht eher wieder los, bis das Blut zu einem Wahrzeichen an dem unfläthigen Gott hängen bleibt. Darauf wird die Braut dem Bräutigam überliefert, welcher sich sehr freuet, und es für eine große Wohlthat achtet, daß ihm der Pagode so viel Ehre angethan, und ihn einer so großen Mühe und Arbeit überhoben habe.

ferung gearbeitet worden iſt.

Frid. Cyp. Jo. Fiſcher über die Prebenächte Bauermädchen. Berl. und L. 1780, 8, 8 B.

Die Heurathen der Isländer geſche niglich ohne viele Weitläuftigkeiten und nutz hat, wie an allen andern Orten, oft daran, als die Neigung. Eben ſo wenig iſt was ſeltenes, eine gezwungene Heurath zu ſ che die Aeltern allein abgeredet hab n, ohn Par vorher darum zu fragen; ſie werden abe auf einerley Weiſe vollzogen. Es iſt gebräu der Prediger des Kirchſpieles, in welchem d gam wohnt, der Braut Aeltern, oder dene ihrer Stelle ſind, den erſten Antrag thut. einig iſt, werden Braut und Bräutigam nächſten Anverwandten in die Kirche zur Tr führt. Dieſes geſchieht gemeiniglich Son dem Altare, nachdem der Gottesdienſt angef und ehe der Prediger auf die Kanzel geht. endigtem Gottesdienſte geht das neue Par mi ſten in ein Haus, wo man ißt und trinkt, u ſtig machet, nachdem ihr Stand und Verm ſchaffen ſind. Bisweilen gibt man jedem Ga ſie aus der Kirche gekommen ſind, ein Glas

Trauung der Priester, die Begleitung und die neuen Eheleute so lange trinken läßt, als sie nur das Glas halten und auf den Beinen stehen können.

Wenn in Lappland ein junger Mensch sich eine Braut ausersehen hat, geht er mit seinem Vater und einem Freunde zu den Aeltern des Mädchens, und nimmt einen guten Vorrath Branntwein mit sich. Die beyden Unterhändler gehen in die Hütte, er aber bleibt vor der Thüre, und beschäftiget sich mit Holzspalten, oder mit einer andern, seinem künftigen Schwiegervater nützlichen Verrichtung. Ohne gebeten zu werden, ist ihm nicht erlaubt, hinein zu gehen; es wäre dieses eine Unhöflichkeit, die seine Heurath rückgängig machen würde. Aller Branntwein wird in seiner Abwesenheit getrunken, und bey jedem Glase macht der Vater des jungen Menschen dem Vater des Mädchens ein Compliment und neiget sich. Die Worte aber, deren er sich bedient, um zu erhalten, was er verlangt, sind: Großer Vater, ehrwürdiger Vater, höchster Vater. Wenn die Antwort günstig ausfällt, ruft man den jungen Menschen, welcher bey der ersten Unterredung seine Braut küsset, und seine Nase an die ihrige reibet; denn das ist der äußerste Grad der Höflichkeit in Lappland. Hierauf zieht er aus seinem Busen etliche Stücke gekochtes Fleisch, und biethet sie seiner künftigen Gattinn an. Sie schlägt es ab, gibt ihm aber zu gleicher Zeit ein Zeichen, daß er mit ihr hinaus gehen soll. Da sehen sie sich alsdenn vor der Hütte allein, und dieses ist der Augenblick der Entscheidung. Der Liebhaber biethet ihr das Mitgebrachte nochmahls an, und die Geliebte macht keine Schwierigkeit mehr, es anzunehmen. Er bittet sie hierauf, ihm zu erlauben, daß er in der Hütte bey ihr schlafen dürfe. Mißfällt ihr der Vorschlag, so wirft sie die Geschenke auf die Erde, und die Heurath geht zurück. Im gegenseitigen Falle aber behält sie solche, und die Sache ist

Denn jedes Mahl, da der junge Menſch k
Braut zu beſuchen, bringt er Branntwein
mit, welches das größte Geſchenk iſt, das
Lappen machen kann. Einige ſchieben die V
ung ihrer Töchter von einem Jahre zum
bloß, um dieſe kleine Freygebigkeit von länge
zu machen. Die Beſuche geſchehen, nach
heit der weiten Entfernung beyder Theile, hä
ſparſamer. Die Reiſe wird zu Schlitten
und der ungeduldige Liebhaber drückt dabey
langen, bald anzulangen, in einer gewiſſen A
dern aus, wozu aber die Lappen weder Ton,
noch Melodie haben. Ein jeder ſingt ſie, wi
und man nennt ſie Hochzeitlieder.

Wenn der Tag der Hochzeit angeſetzt iſt, ver
ſich die Anverwandten bey der Braut Vater; d
tigam aber macht der ganzen Familie Geſchen
Verhältniß ſeines Vermögens, und des Sta
Alters der Anweſenden. Hierauf geht man in
che; die Mannsperſonen zuerſt, und der Br
vor ihnen her. Alsdenn kommen die Weiber,
Braut vor ihnen her. Zwo ihrer Verwandte
der Mütze in der Hand, halten ſie unter den
Die traurige Miene, die ſie annimmt, ſchein
zeigen, daß ſie das väterliche

Zurückhalten wird hier als eine groſse Schamhaftigkeit und Keuschheit angesehen, worüber man ihr viele Lobeserhebungen machet.

Wenn sie aus der Kirche zurück gekommen sind, setzen sie sich zu Tische, und das Gastmahl geht auf Kosten der Gäste. Ein jeder bringt sein Fleisch mit. Ist aber die Hütte zu klein, so steigen die jüngsten auf das Dach, und lassen einen Strick herab, an welchen das, was sie fordern, gebunden wird. Einer aus der Gesellschaft, welcher den Haushofmeister vorstellt, hat diese Austheilung zu besorgen. Das Fest endigt sich mit Branntweintrinken, wovon jeder allemahl einen guten Vorrath bey sich hat.

Nach vollbrachter Hochzeit, bleibt der junge Ehe-Mann, mit seiner Frau, bey dem Schwiegervater, und er muß ihm ein ganzes Jahr dienen; hernach steht ihm frey, sein Hauswesen einzurichten, wo er will, auch die ihm zugehörigen Rennthiere und andere Sachen mitzunehmen. Es gibt Väter, die ihren Töchtern an 200 dieser Thiere mitgeben. Alle Verwandte, die von dem jungen Menschen Geschenke bekommen haben, geben ihm 4 bis 5 Mahl so viel wieder. Die Rennthiere sind bey den Lappländern der gröſste Reichthum.

Was ich jetzt von den Heurathen der Lappen gesagt habe, gilt nur von denen, die unter schwedischer Hoheit stehen; die moskovitischen machen nicht so viel Umstände. Man versammelt sich bey dem Vater des Bräutigams, und da schlägt man mit einem Stahl etliche Funken Feuer, welche ein Sinnbild und Siegel der ehelichen Verbindung vorstellen sollen. Der Feuerstein, sagen sie, enthält eine Quelle von Feuer, welches man nicht eher gewahr wird, als bis es durch das Eisen erweckt wird: eben so findet sich in beyden Geschlechtern eine Lebensquelle, die sich nicht eher zeigt, als wenn sie mit einander verbunden sind. Die Heurathen im verbothenen Grade finden unter diesem Volke

Weibern schliefen. Sie sind vielmehr in di
sehr zurückhaltend, und werden leicht eifersü
Weiber zeugen nicht viel Kinder; denn
man mehr als drey in einer Familie. D
ihre wenige Fruchtbarkeit dem Gebrauche d
Weines und der starken Getränke zu.

Im Herzogthum Esthland, welches a
te Lettland begreift, wird der Anfang der E
ung ebenfalls durch Branntwein gemacht;
den, ist so viel als ansprechen; das Trinken
chen des Jawortes. Der Freyer schickt zwe
ber mit Branntwein, (gemeiniglich weiß er
den Dienst eines alten Weibes, daß man seine
Wein annehmen werde, oder die Aeltern
darüber einig geworden; einer führt das W
ne etwas lächerliche Art, z. B. es sey ihnen
Vieh verloren gegangen, welches zu suchen
men wären. Nach kurzem Wortwechsel b
dem Wirthe, der Wirthinn und der Dirne
Wein; trinken diese nicht, so ist es ein Zei
abschlägigen Antwort; trinken sie aber, so w
Anwesende mit diesem Getränke tractiert.
ger Zeit kommt der Bräutigam selbst, und bri
mahl Branntwein und Geschenke, da er den

so muß sie allen gebrachten Branntwein und die Geschenke doppelt bezahlen. Vor der Hochzeit bringt, bey beyden Völkern, der Bräutigam den vornehmsten Brautschmuck; die Esthen eine Haube, die Letten eine Mütze. Die Esthen können, wie die Morduanen und Tschuwaschen, keine Hochzeit ohne bloße Degen halten, welche der Bräutigam nebst einem oder zween der vornehmsten Hochzeitgäste stets, selbst bey dem Tanze, in der Hand führen, und so oft sie durch eine Thür gehen, mit demselben kreutzweise die Schwellen und Pfosten berühren. Woher dieser uralte Gebrauch seinen Ursprung habe, können sie selbst nicht anzeigen; einige vermuthen, von einer ehemahligen Gewohnheit die Weiber zu rauben.

Bey den Esthen wird die Hochzeit zuweilen erst 2 bis 3 Wochen nach der Trauung vollzogen; doch geht die copulirte Braut bis dahin nicht mehr mit bloßem Kopfe, sondern mit einer Haube. Gleich nach der Trauung wird ihr eine wollene Decke auf den Kopf gelegt. Die Hochzeit fängt in dem Hause der Braut an, und endigt sich in des Bräutigams Hause. Das Essen darf die ganze Zeit nicht vom Tische kommen. Der Braut Freunde sind bey ihr versammelt, wenn der Bräutigam gegen Abend mit seinem Gefolge ankommt, wozu insonderheit ein verheuratheter Mann, unter dem Nahmen des Bräutigamsvaters (esthn. Jsfa mees, d. h. Vaterkerl), und eine ledige Mannsperson (esthn. Peiepois), als ein reitender Herold, gehören. Diese beyde, nebst dem Bräutigam, haben Gurte (an etlichen Orten weiße Tücher, oder beydes,) wie Ordens-Bänder über die Schultern gebunden; alle drey, wenigstens der Bräutigam und sein Peiepois, haben bloße Degen. Der letzte reitet voraus. Im Dorptischen muß er drey Mahl um das Haus der Braut herum reiten, und in das Dach schlagen; läßt er sich dabey erhaschen, so muß er etwas bezahlen. Im Revalschen

sind deren zwey, auch Brautmägde; im Dorptischen hält man es für Dirnen unanständig, auf einer Hochzeit zu erscheinen. An dem Degen, der mitgebrachten Pfeiffenkanne, (denn auch unter Weges wird getrunken und Vorbeyfahrenden gereicht), und am Dudel-Sacke sind Gurte. Zu dem Staate der Braut gehören ein Brautvater, eine Brautmutter, und etliche Weiber zum Singen, die man Kasikad nennt, vermuthlich wegen des in den Hochzeitliedern häufig vorkommenden Kassike Kanike (*). Im Oberpahlischen ist die Braut am Hochzeittage mit einem Mannsgurte umgürtet. Anfangs ist sie versteckt; sie wird aber aufgesucht, und es wird alsdenn sogleich getanzt. Bisher standen kalte Speisen auf dem Tische; nähmlich Rocken- und Weitzen-Brod, Butter, Würste, Fleisch, eine Art Kuchen (eigentlich Weitzenbrod mit Eyern und Sahne bestrichen,); jetzt nach dem Tanze werden Suppen, warmes Fleisch, auch Braten, aufgesetzt. Nach dem Essen tritt an einigen Orten der Bräutigam seinen und seiner Braut Löffel entzwey (beydes vielleicht, um befürchteter Bezauberung vorzubeugen). Mit Essen und Tanz wird ein großer Theil der Nacht verbracht. Gegen Morgen ziehen sie mit der Braut weg. Ihr folgen so viele von ihren Freunden, als der Bräutigam Personen mit sich brachte. Vorher wird ihr bey Tische die wollene Decke auf den Kopf und das Gesicht gelegt, und mit silbernen Spangen (Presen) befestiget, daß sie gar nichts sehen kann. Der so genannte Brautvater steckt ihr etliche Bissen unter der Decke in den Mund. Um die vor der Thür versammelten Schlitten reitet der Peiepois dreymahl herum, und alsdenn eröffnet er den Zug. Die Braut hat ihren Bruder, oder unter dessen Nahmen einen Fremden,

zum

(*) Diese beyde Worte können, nach der Etymologie, schönes Kätzchen oder Mätzchen (von Mats, junge Birke,) übersetzt werden.

zum Fuhrmann. Ihr Kasten und etliche angefüllte Trinkgeschirre, zuweilen auch beyderseitige Aeltern, folgen der Gesellschaft. In des Bräutigams Hause wird sie gehaubet. Dabey muß sie sich auf ihres Bruders Schooß setzen. Der Bräutigam, sein so genannter Vater und der Peiepois tanzen mit aufgehobenen Degen, deren Spitzen zusammen stoßen, um sie herum. Man wirft ihr ein Kind in den Schooß, dem sie ein Paar Strümpfe schenken muß. Eine Manns-Person bindet ihr eine Schürze vor, und reicht ihr für diese Ehre ein Geschenk an Geld. Alsdenn setzt ihr eine der vornehmsten Weiber, mit Beyhülfe anderer, die lange Haube auf, nebst den dazu gehörigen Tüchern, und gibt ihr einen Backenstreich. Die Kasikad schreyen ihre Lieder aus vollem Halse. Die Braut gibt jedem Gaste ein Stückchen Butterbrod. Nun wird gegessen und getanzt. Am Abend theilt die Braut an jeden Gast durch den Bräutigamsvater Geschenke aus, die in einem Korbe aufgetragen werden. Der jetzt genannte, nebst dem Peiepois und den Gästen von der Braut Seite, bekommen Hemden, Gurte und Strümpfe; die andern Gurte, Strümpfe und Handschuhe. Der Austheiler wirft in den ausgeleerten Korb ein Geschenk an Geld; alle Gäste thun ein gleiches, und versprechen dabey Geschenke an Bienenstöcken, großen und kleinen Vieh, welche sie nach der Hochzeit richtig abliefern. Bey Armen fallen die Geschenke, welche immer wieder ersetzt werden müssen, völlig weg. An einigen Orten tragen die Kasikad Bier mit Honig vermischt, herum, und nöthigen durch ein Lied, dessen Inhalt ist: Koste, schmecke, bezahle! jeden Gast davon zu trinken, wobey abermahl für die Braut Geldgeschenke gesammelt werden. Endlich bringt man das neue Par zur Ruhe in den Viehstall, wo die Braut beym Aufstehen ein Geschenk auf ihrem Lager hinterlassen muß. Ein gleiches thut sie, wenn sie am Morgen in dem Hause herum

alle Weiber mit kurz verschnittenen Haaren g
am Morgen dem jungen Weibe das Haar
ten, und ihr ein besonderes Band vor die
bunden, woran Geld oder Zahlpfennige hän
ses darf sie ein Jahr tragen. Befindet man
schwanger, so wird ihr dieser Klapperschmu
sen. Bey Hochzeiten an Höfen, geschieht da
gemeiniglich früher, um von der Herrschaft
anwesenden deutschen Gästen Geschenke zu
gemeiniglich muß alsdenn der Herr die Sch
Braut vorbinden, die Frau aber ihr die Ha
setzen.

Bey den Letten geschieht die Verlobung i
senheit des Bräutigams, der durch seinen a
menen Branntwein bereits das Jawort erha
Zur Verlobung sendet er jemand als Anwerb
einem Weibe, an einem bestimmten Tage, v
Ankunft alles fertig gehalten, insonderheit ein
bedeckte Kanne Bier mit Honig vermischt
Branntwein, auf den Tisch gesetzt wird. Von
der Braut ist ein Kerl, der sie herbey führt, e
für sie spricht, und ein Weib bestellt. So b
Freywerber kommt, wird sie von einem der vo
sten aus einer Kammer gebracht, in Begleitun
Dirnen. Vor ihr werden 2 Lichter getragen, u

ner antwortet: er suche jemand zum Kleiderwaschen, Strumpfstricken u. d. gl. Der Führer: Suche dir aus, hier sind Dirnen genug! Der Freywerber: Nein, gib du mir selbst! Der Führer gibt ihm die Braut. Sogleich tritt der Redner von der Braut Seite herbey, und führt dem Freywerber in einer ziemlich zusammenhangenden und zweckmäßigen Rede zu Gemüthe, ob er (eigentlich der Bräutigam, für den geworben wird,) ordentlich und gebührend mit ihr leben, sie ernähren und lieben wolle ꝛc.; welches jener verspricht. Hierauf geben sich beyde, der Freywerber und der Braut-Redner, zur Bestätigung, die bloßen Hände, zwischen welche ein Dritter mit seiner Hand sanft schlägt. Nun wird die Braut hinter den Tisch geführt. Die zwey Weiber, von des Bräutigams und der Braut Seite, nehmen die Kanne mit Honigbier und trinken. Alsdenn trinken die Braut, ihr Führer, ihr Redner, der Freywerber, und hierauf alle Anwesende. Alle geben sich einander die Hände, doch nicht bloß, sondern mit einem Schnupftuche bedeckt. Die Braut wird wieder, jedoch von der andern Seite des Tisches, heraus geführt, ihr die schwere Krone abgenommen, und ein Band um das bloße Haupt gelegt. Alsdenn wird sie wieder zurück an den Tisch gebracht. Alle setzen sich, und essen.

Die Hochzeit wird gemeiniglich am dritten Tage nach der Trauung gehalten. In einigen Gegenden hat der Bräutigam zwey, in andern Einen Bräutigams-Kerl. Diese und jener haben über der einen Schulter einen Gurt, über der andern ein weißes Tuch kreutzweise, wie Ordensbänder, gebunden. Der Bräutigam hat noch über dem Tuche ein seidenes Band, und gemeiniglich einen besondern Rock von blauer und grauer Wolle. Degen sind nicht aller Orten gewöhnlich. Die Braut, in deren Hause die Hochzeit anfängt, und 1 bis 2 Tage dauert, hat abermahl die Krone auf dem Haupte,

Haupte, bis sie in des Bräutigams Hause gehaubet wird. Sie wird weder nach esthnischer Art bey der Gäste Ankunft versteckt, noch beym Wegfahren bedeckt. Sie fahren in der Nacht. Beym Mondschein erkennt man die Braut von weitem an der glänzenden Krone. Alle Verwandte der Braut reiten parweise voraus. Sie fährt, und sitzt ihrer Schwiegermutter, oder unter deren Nahmen einer fremden, im Schooße. Des Bräutigams Anverwandte folgen ihr. Wenn sie nahe an sein Haus kommen, reitet ein Par der letztern zu ihrem Empfange schnell voraus, und wollen sie vom Wagen oder Schlitten abheben; welches sie aber durchaus nicht geschehen lassen, sondern hurtig selbst herab springen muß. Bey der Ankunft wird viel geschossen. Die Schwiegermutter setzt ihr die Haube auf, und gibt ihr dabey einen Backenstreich, den sie aber sogleich ihrem Bräutigam ziemlich hart wieder gibt. Nun muß sie zum ersten Mahl Wirthinn vorstellen, Brod austragen, und den Gästen Branntwein reichen. An einigen Orten wird ihr bey dem Hauben, nach esthnischer Art, ein Kind in den Schooß geworfen. Die Brautkammer ist allezeit, selbst bey der strengsten Kälte, die kalte Klete (*); dahin werden beyde gebracht, aber nach etlichen Minuten schon wieder geweckt, da sie sogleich fertig da stehen müssen. Alsdenn gibt man ihnen eine Schüssel mit Wasser; beyde waschen sich, und werfen sich wechselsweise ein Schnupftuch zum Abtrocknen zu. In einigen Gegenden werden 2 Schüsseln hingesetzt, deren eine der Bräutigam, die zweyte die Braut mit dem Fuße umstößt; der hurtigste hierbey erhält den Ruhm eines fleißigen Arbeiters; auch muß der Bräutigam eine von zwey Mannspersonen wagerecht gehaltene Stange zerbrechen, zum Zeichen, daß wer

(*) Klete, ein Gebäude zur Aufbewahrung des Korues und anderer Dinge.

wer zwischen beyden Eheleuten Uneinigkeit stiftet, eben so zerbrochen werden solle.

Bey den Cosaken, fährt die Braut, nach geschehener Einsegnung, auf einem offenen Wagen (Telega) aus der Kirche nach Hause; hinter ihr sitzen ihre Mutter und die Freywerberinn (Swacha), die an allen Fingern Ringe haben muß; und beyde breiten auf den Seiten Tücher aus, um das Gesicht der Braut vor den Zuschauern zu verbergen. Vor dem Wagen geht der Bräutigam mit seinem Vater und Verwandten zu Fuße; hinter dem Wagen aber reiten verschiedene, worunter einer ein bunt gestreiftes Stück Zeug (Plachla), wie diejenigen, welche das tscharkassische Weibs-Volk, statt des Unterrockes, zu tragen pflegt, an einer langen Stange, gleich einer Fahne, wehen läßt. Siehe Fig. 1322.

Wenn, bey den Morduanen, die Braut aus dem Dorfe, wohin sie eingepfarrt ist, zurück kommt, welches in einem Wagen geschieht, über dem ein weißes Tuch ausgespannt ist, und worin zugleich die Frey-Werberinnen fahren, wird sie von den Freunden des Bräutigams, unter beständigem Geheule, vom Wagen gehoben, und bis vor die Hausthür gleichsam getragen, wo sie, zwischen den Brautführern und Frey-Werberinnen, von der ganzen weiblichen Dorfschaft begrüßet wird. Darauf kommt die Mutter mit einer runden Pfanne voll Hopfen, den sie mit einem brennenden Spane anzündet, und setzt die Pfanne an dem rechten Fuße der Braut nieder; diese aber stößt sie wieder von sich. Fig. 1323.

Bey den Tatarn in Sibirien, kommen die zur Hochzeit eingeladenen Personen in dem Hause zusammen, worin die Ceremonie vorgehen soll, und wo man mit Decken behangene Bänke, und eine Tafel mit allerley Erfrischungen antrifft. Die Verlobten ertheilen denjenigen, welche zuerst ankommen, einen Preis, und

es

kommt, erhält den beſten
alsdenn die andern nach ihrer Ordnung.
fällt zwar bey dieſer Austheilung einige Par
vor; es können aber die Ruſſen ſowohl, als d
Theil daran nehmen.

Das Zimmer der Braut iſt mit Trinkern
ſikanten angefüllet. Ihre Inſtrumente und L
nicht ſonderlich; unter denſelben iſt eines, w
Jermak nennen, weil es, wie ſie behaupten,
gemacht worden iſt, als der coſakiſche Held dieſ
mens das Land erobert hatte. Die Anverwa
künftigen Frau führen den Bräutigam in d
den er dreymahl umgehen muß; und wenn er
Zimmer der Braut vorbey geht, wirft man S
Tuch zum Fenſter heraus, worüber das gemei
herfällt. Er begibt ſich hierauf in das Zimm
der Prieſter iſt, welcher ihn fragt, ob er die Per
Ehe verlange. Alsdenn ſchickt man zur Brau
läßt eben dieſelbe Frage an ſie thun. Nachdem
beyderſeits mit Ja geantwortet, und auch die
ihre Einwilligung dazu gegeben haben, erklärt de
ſter dem Bräutigam die in dieſem Lande üblichen
tze des Eheſtandes. Das vornehmſte davon iſt,
nicht ohne Bewilligung ſeiner erſten Frau noch ei
dere dazu nehmen ſoll. Darauf ſegnet er die M

lang, so lange allemahl die Feyerlichkeiten dauern, gegessen, getrunken und froh geschwärmet. Bey den Ceremonien, die mit dem Bräutigam vorgenommen werden, ist es Jedermann erlaubt, gegenwärtig zu seyn; bey der Braut aber darf niemand dazu kommen, als ihre Verwandten und vertrautesten Freunde. Den Tag nach der Hochzeit kommen sie bey der Braut zusammen, und beweinen den Verlust ihrer Jungfrauschaft. Sie sitzt hinter einem Vorhange, wo sie von vielen Jungfrauen umgeben ist, und an ihrer Seite sitzt ein anderes junges Frauenzimmer von ihren Gespielinnen. Beyde sind mit einem großen weißen Tuche bedeckt; und die Verwandten und übrigen, welche dazu eingeladen sind, kommen nach einander, sie zu umarmen, und gehen wieder zurück. Endlich erscheinen zwey Mannspersonen von Seiten des Bräutigams, setzen sich mitten in dem Zimmer, und singen das Brautlied. Unterdessen fangen die Jungfrauen und Weiber an zu weinen, die Braut aber recht zu schluchzen. Wenn das Lied zu Ende ist, gehen die Manns-Personen hinter den Vorhang, fassen den Teppich, worauf die junge Frau mit ihrer Gespielinn sitzt, bey allen vier Zipfeln, heben sie damit auf, und tragen sie bedeckt in ein anderes Haus. Hier wird sie fast auf eben die Art, als im ersten, hingesetzt, und man wiederhohlt alsdenn eben dieselben Gebräuche noch einmahl. Hernach fängt man an Musik zu machen, zu singen und zu tanzen, und die Braut bleibt die ganze Nacht daselbst; den folgenden Tag aber kommt der neue Ehemann, und nimmt sie mit sich nach Hause.

Bey den Ostiaken, einer tatarischen Nation in Sibirien, hat ein Jeder, gewöhnlicher Maßen, zwey Weiber; eine, die schon bejahrt ist, welche die Haushaltung versteht, und eine junge, welche ihm als Gattinn Gesellschaft leistet. Wenn ein Mann ein Mädchen zur Ehe verlangt, läßt er bey ihrem Vater um sie

anhal-

ner gewiſſen Zeit, welche ſie unter ſich aus
geben. Bis dahin darf der Freyer bey ſein
keine Beſuche abſtatten, noch auch vor ih
anders, als mit Bezeigung der tiefſten Ehr
ſcheinen. Er kommt allemahl rücklings zu i
ne ihnen ins Geſicht zu ſehen, und wendet
auf die Seite, wenn er mit ihnen redet.
Zeit, ſeine Braut zu erhalten, gekommen i
er ſie von ihren Aeltern. Dieſe ermahnen ih
tracht mit ihr zu leben; und dieſes iſt die gan
zeitceremonie. Wenn er bemittelt iſt, bewirt
Anweſenden mit einem Glaſe Branntwein,
denn iſt es eine vollkommene Hochzeit. Sie
rathen oft Mädchen von 7 bis 8 Jahren, dami
deſto beſſer in ihren Mann ſchicken lernen; und
tern vollziehen die Ehe, wenn die Natur die ge
chen Beweiſe ihrer Reife gibt.

Zuweilen ſtöret auch die Eiferſucht die eheliche Lieb
hat ſie keine traurige Folgen. Wenn ein Mann in de
iſt, daß er dieſen Verdruß empfindet, ſo ſchneidet er Ha
einer Bärenhaut, und trägt ſie in demjenigen, welch
ſeinen Nebenbuhler hält. Iſt dieſer unſchuldig, ſo ni
die Haare an; iſt er aber wirklich ſchuldig, ſo geſteh
Sie machen alsdenn die Sache in Güte aus; der Ma
die Frau von ſich, und dieſe heurathet

Bey den Heurathen der Griechen findet sich der besondere Umstand, daß sich beyde Theile einen Pathen und eine Pathe, ja manchmahl deren drey bis vier, auszusuchen pflegen. Der Pope empfängt das Brautpar an der Kirchthüre, und macht damit den Anfang, daß er sie um ihr Jawort fragt. Alsdenn führt er sie zum Altar, und setzt ihnen einen Kranz von Weinblättern, mit Bändern und Spitzen umgeben, auf das Haupt. Er steckt dem Bräutigam einen goldenen, der Braut aber einen silbernen Ring an den Finger, und wechselt solche mehr als dreyßig Mahl, dergestalt, daß er bald der Braut den Ring des Bräutigams, bald aber diesem den Ring der Braut von dem Finger zieht. Die Pathen nähern sich darauf, und machen eben dieselbe Veränderung mit den Ringen, weshalb diese erste Ceremonie sehr lange zu dauern pflegt. So bald sie aber geendigt ist, nehmen die Pathen den jungen Eheleuten ihre Kränze vom Haupte, ergreifen sich bey den Händen, und gehen einige Mahl im Kreise mit einander herum, wobey ihnen, zu Folge eines alten Gebrauches, von den Umstehenden Faustschläge und Stöße mit den Füßen gegeben werden. Nach diesem komischen Auftritte nimmt der Pope ein Messer, und schneidet damit etliche längliche Stückchen Brod ab, die er in eine Schüssel legt und Wein dazu gießt. Er ißt eines davon, und überreicht darauf ein anderes zuerst der jungen Ehefrau, hernach dem jungen Manne, und endlich auch allen Anwesenden. Der Bräutigam gibt, unter dem Segen des Priesters, seiner Braut den Kuß der Liebe, und beyde halten brennende Kerzen in der rechten Hand. Fig. 1324.

Bey den Türken ist der Ehestand von zweyerley Art. Diese Verbindung wird entweder auf die ganze Lebenszeit eingegangen, oder sie dauert nur eine gewisse Zeit, welche kurz oder lang ist, nachdem sich beyde Theile darüber verglichen haben. Das Concubinat

ſentliches Stück der Ehe beſteht, ſo verdi
Art der türkiſchen Verbindung kaum dieſ
Die Verlobten werden bey der Wahl faſt n
gezogen. Man verſpricht dieſelben, ehe ſi
mahl im Stande ſind, zu wählen. Vate
ter vergleichen ſich über die Puncte der He
man erläubt dem Bräutigam und der B
Umgang mit einander. Sie haben alſo n
heit, ſich von Perſon und Gemüthe, vor ihre
kennen zu lernen. An dem Tage, da die He
zogen wird, pflegt die Braut zu Pferde
und ſich, in Begleitung verſchiedener Fra
oder einiger Sclaven, unter dem Schall von
Inſtrumenten, nach dem Hauſe ihres Bräu
verfügen. Ein großer Schleyer bedeckt ihr
Leib, und über ihrem Haupte wird eine Art
mel getragen. Ihr Brautſchatz folgt ihr, und
Zuge kein geringes Anſehen, in Packen, n
Pferden und Kamelen getragen werden, öf
zum Theil ledig ſind, oder doch nur Kleinigk
halten. Der Bräutigam empfängt ſeine Bra
Thüre. Sie reichen ſich die Hände, ſprechen
ander, und geben ſich die zärtlichſten Verſich
ob ſie ſich gleich nie geſehen haben. Fig. 1325
möge der Geſetze dieſer Ehe kann ein Türke vi

Die Ehe der zweyten Gattung dauert nur eine unbestimmte Zeit, die entweder das Gutdünken der Ehe-Leute oder der Vertrag festsetzt. Die Bedingungen werden vor dem Richter (Cadi) entworfen, und in ein Protokoll eingetragen. Man nimmt die Braut ohne alle Feyerlichkeiten an, und verabschiedet sie wieder ohne Umstände.

Die Sclavinnen, mit welchen die Türken Kinder zeugen, dürfen eben nicht muhammedanische Unterthanen seyn. Die meisten sind Christenmädchen, die entweder im Kriege gefangen oder gekauft worden sind. Diese Sclavinnen suchen den rechtmäßigen Frauen eben keinen Eintrag zu thun, sondern sie begegnen ihnen mit vieler Ehrerbiethung, und bedienen ihre Person mit äußerster Sorgfalt. Viele Frauen haben den Eigensinn, daß sie die Sclavinnen, die mit ihnen des Mannes Umarmungen theilen, nicht im Hause leiden wollen, und viele würden es sehr übel nehmen, wenn der Mann eine von den Sclavinnen der Frau liebenswürdig finden wollte.

Uebrigens halten die Türken den Ehestand für eine heilige Verbindung; doch haben die Priester an den Feyerlichkeiten, womit er geschlossen wird, nicht den geringsten Antheil. Diese Angelegenheit wird bloß vor dem weltlichen Richter abgethan, in dessen Gegenwart sich die Mannspersonen zur Ehe eidlich verpflichten, und ihm versprechen, im Falle des Todes oder der Scheidung, den Frauen ein Gewisses auszusetzen, worüber sie nach Gefallen disponiren können. Der Richter allein unterzeichnet den Contract, und der Inhalt desselben fasset weiter nichts in sich, als die Nahmen der Heurathenden, und diejenige Summe, welche der Mann seiner Braut zur Entschädigung für den Verlust ihres vorigen Standes verspricht. Bey der Ceremonie selbst ist die Braut nicht mit gegenwärtig, sondern ein Gevollmächtigter erscheint in ihrem Nahmen.

kleiden. Zu der Schamhaftigkeit einer
Braut gehört vornehmlich die Sorgfalt, d
tel mit einer großen Menge Knoten zu
Diese muß der Bräutigam unterdessen, daß
ihr Gebeth verrichtet, aufmachen. Eine A
von einer ganzen Stunde, wobey die Geduld
tigams und die Keuschheit der Braut nothwe
harten Prüfung ausgesetzt wird!

In verschiedenen Staaten des türkischen Reiche
die jungen Mannspersonen, die auf der Hochzeit g
waren, den andern Tag wieder zu den neuen Eheleut
Absicht dieses Besuches zielt hauptsächlich auf gewi
suchungen, wodurch sie sich von der Zufriedenheit
Mannes und von der Ehrlichkeit der Frau in ihre
Stande überzeugen können. Laufen diese Nachforsch
glücklich ab, daß die voraus gesetzte Tugend der jun
dadurch bestätiget wird, so verdoppelt man die Feyerl
die man im entgegen gesetzten Falle gleich abzubrechen,
ge Frau zu verstoßen und den Aeltern wieder auszuliefer
Dieser Schimpf ist aber für dieselben so empfindlich, d
Väter und Mütter gesehen hat, die ihre Töchter auf de
ermordeten. Eine sonderbare Ceremonie, deren glückli
terlassung in andern Ländern vielem Unglück und eben s
Schande vorbeuget!

Dennoch haben die türkisch

den, ist die Verkleidung das gewöhnlichste. Diese verschaffet ihnen völlige Freyheit, ihren Lästen nachzuhängen, und zu gehen, wohin es ihnen beliebt. Als Sclavinnen gekleidet, gehen sie, an statt sich in das Bad zu begeben, in die zu ihren Zusammenkünften bestimmten Häuser. Zuweilen machen sie sich an Fremde, wenn ihnen ihre Gestalt gefällt, und sie dieselben in diese Häuser locken können. Eine türkische Dame ist grausam genug, einen solchen aufzuopfern, wenn sie denselben einige Tage in solchem Aufenthalte bey sich gehabt, ihn mit einem Dolche oder durch Gift hinzurichten, und hernach heimlich zu vergraben. Fremde können daher bey solchen Anträgen nicht genug auf ihrer Hut seyn, und zwar um so viel mehr, da außerdem in jedem Falle, wenn ein Verständniß mit einem andern Religionsverwandten entdeckt wird, man diesen zum Feuer verurtheilt, oder ihn, die muhammedanische Religion anzunehmen, zwingt. Der Ehebruch wird übrigens an der Ehefrau, wenn man strenge verfahren will, mit dem Tode bestraft; und der beleidigte Ehemann hat das Recht, einen Fremden, den er bey seiner Gattinn findet, auf der Stelle umzubringen.

Das Schicksal der türkischen Frauen, wenn sie den Umstand, daß sie das Bette ihrer Männer mit ihren Sclavinnen theilen müssen, mit gelassenem Gemüthe ansehen können, ist nicht eben das traurigste. Sie führen ein bequemes und ruhiges Leben, handeln nach ihrer Phantasie, und lassen sich nicht leicht von ihren Männern einen Zwang anlegen. Ihre Zimmer in dem Haram sind aufs beste ausgeschmückt, und ihr Hausrath köstlich. Ihr Putz und ihre Kleidungen sind prächtig. Die Sclavinnen, welche sie bedienen, suchen ihnen auf alle Weise Zeitvertreib zu verschaffen. Es ist ihnen unverwehrt, ihre Verwandten zu besuchen, und sich nach ihrem Geschmack zu beschäftigen. Sie machen großen Aufwand, und der Mann muß zu allem die Kosten hergeben.

Die Türken halten die Kinder, welche sie von ihren Sclavinnen haben, eben so werth, als ihre ehelichen, und jene genießen gleiche Vorrechte mit diesen, wenn der Vater sie nur in seinem Testamente für frey erklärt hat. Wo dieses aber nicht geschieht, sind sie Sclaven.

Die türkischen Kaiser vermählen sich nicht förmlich, sondern haben ganze Völkerschaften von Frauenzimmer um sich, die ihnen zum Zeitvertreib dienen, und mit welchen sie Kinder zeugen. Sie wohnen alle im Se-

ohne Geschäfft zu haben, die erstern, welche
sicht anvertrauet sind, nach allen Kräften
Ihre eigentliche Verfassung werde im Art. E
schreiben.

Von den so genannten unbekannten
werde, in Ansehung der Heurathgebräuche,
und Kamtschatka, anführen.

Bey den Grönländern, ist die Vielweibe
unter den mehresten ungesitteten Völkern so he
Gewohnheit, nicht sehr gewöhnlich. Ein M
gemeiniglich nur Eine Frau; wenige haben
3 bis 4. Doch hält man es gewisser Maßen f
Vorzug, mehr als Eine Frau zu haben, weil
nen Mann, der sich im Stande befindet, die b
lichen Kosten zu bestreiten, die ihn eine mehr
zahl Weiber und Kinder zu verwenden nöthig
fleißiger und geschickter hält, und für einen be
guten Erwerber ansieht. Man hat bemerkt, d
Ankunft der Dänen in Grönland, unter den W
eines Grönländers nicht die geringste Spur einer
sucht zu finden gewesen, sondern es herrschte un
nen ein besonderes gutes Vernehmen. Seitde
Christen aber ihnen äußerten, daß, dem geoffenb
Willen und den Verordnungen des Schöpfers der
schen zu Folge, ein Mann sich mit E

über ein Vergehen dieser Art eben nicht um Rache schreyen. Alles, was er thut, ist, daß er sich durch eine ähnliche Treulosigkeit schadlos zu halten suchet. Ein gewisses Spiel, eins der ausschweifendsten in seiner Art, gibt uns einen deutlichen Begriff von der wenigen Achtung, in welcher bey ihnen der Ehestand steht. Es versammelt sich nähmlich in einem Hause eine ansehnliche Anzahl Männer und Weiber. Nachdem sie sich vorher einander beschenkt haben, fangen sie an zu tanzen und zu singen. Zuletzt begibt sich eine Manns-Person nach der andern mit der Frau eines Anwesenden hinter einen Vorhang an den Schlafort. Derjenige wird als ein Mann von vorzüglich gutem Character betrachtet, welcher auf diese Art seine Frau einem andern, ohne den geringsten Unwillen darüber zu äußern, Preis gibt. Die Angekkoks (also nennt man die Gelehrten und die Propheten dieser Nation,) sind hierbey sehr zudringlich, und machen ihr Glück bey den grönländischen Frauen am leichtesten. Diese rechnen es sich für eine Pflicht, sich dem Verlangen eines solchen willfährig zu bezeigen, und die Männer werden über solchen Umgang so wenig entrüstet, daß sie vielmehr einem Priester noch Geschenke dazu geben, um von demselben Kinder zu bekommen, von welchen man die Vermuthung hat, daß sie weit tugendhafter und glücklicher seyn, als andere.

Zu dergleichen Ausschweifungen glauben nur die Frauen ein Recht zu haben. Die Mädchen leben züchtig und eingezogen. Nicht leicht hört man von ihnen unanständige Worte. Eine edle Sittsamkeit ziert ihr ganzes Betragen, und die Schamhaftigkeit erlaubt ihnen nicht, den Mannspersonen die geringste Freyheit in Absicht auf sie, zu gestatten. Ein Mädchen würde es so gar übel nehmen, wenn man ihr aus der Dose eine Prise Tobak anbiethen wollte. Es gehört mit unter sehr außerordentliche Fälle, wenn ein unverheura-

sem Puncte schon nicht so enthaltsam.
gleich einem sehr übeln Rufe aussetzen, so
doch dadurch zuweilen ihr Glück, indem sie
en, welch keine Kinder haben, aufgenomm
Denn es ist einem Grönländer schimpflich,
der zu leben, welche dereinst die Stütze sei
seyn können.

Die Grönländer heurathen nie ihre Blut
nen, nicht einmahl ihre Anverwandten im dri
de. Sie glauben in dieser Verbindung etn
ständiges zu entdecken. Es würde auch so g
seyn, wenn jemand ein Mädchen, mit welc
Einem Hause erzogen worden ist, heurathe
denn sie werden als Geschwister betrachtet.
zwar Beyspiele, daß ein Mann zwey leibliche
stern, oder Mutter und Tochter zugleich h
doch sind solche Beyspiele selten und verhaßt.

Die Grönländer heurathen eben nicht se
und selten vor dem 20sten Jahre. An Alte
beyde Theile einander mehrentheils gleich zu seyn
re Heurathen sind mit wenig Feyerlichkeiten v
schaftet. Die einzige Ceremonie ist diese,
Mannsperson um den Gegenstand ihrer L
bey dessen Aeltern und Verwandten anhäle
Heurathsgut ist seine

tern willigen gern in den Willen ihrer Kinder; denn sie haben weder Nutzen noch Lust, sie zu zwingen. Zwo alte Frauen bekommen den Auftrag, diese Heurath bey den Aeltern des Mädchens zu betreiben; und sie machen sogleich mit dem Lobe des jungen Menschen den Anfang dazu. Bey dem Nahmen der Heurath entfernt sich das Mädchen; sie will nichts davon hören, und reißt ihren Haarzopf aus einander. Denn dieses Geschlecht spielt allenthalben die Rolle, daß es nach dem hergebrachten Wohlstande erröthet und widersteht, wenn man auch schon vorher versichert ist, es werde sich ergeben. Indessen ist diese Weigerung doch nicht allezeit Verstellung, sondern oft die Wirkung eines Widerstandes, der zuweilen ein Mädchen zu so heftigen Ausschweifungen bringt, daß es in Ohnmacht fällt, auf die wüstesten Berge flüchtet, oder sich die Haare abschneidet. Dieses ist die letzte Handlung ihrer Verzweifelung, nach welcher es nicht mehr erlaubt ist, bey ihr um die Heurath anzuhalten. Vielleicht rührt dieser Abscheu von der Verstoßung der Weiber, wovon die Beyspiele in Grönland sehr häufig sind, oder von der Freyheit her, welche sich die Männer vorbehalten, noch eine zweyte Frau in ihr Bette einzuführen. Doch die Ursache dieser Abneigung gegen die Heurath mag seyn, welche sie will, so geben doch die Aeltern niemahls wider den Willen der Tochter ihre Einwilligung, sondern sie lassen sie für sich handeln. Die Weiber, welche zum Besten des jungen Menschen arbeiten, suchen alsdenn seine Geliebte auf, und führen sie freywillig oder mit Gewalt zu ihm. Hernach bringt sie einige Tage sehr niedergeschlagen zu, läßt die Haare zerstreut hängen, und will nichts zu sich nehmen. Wenn sie beständig den Bitten der Ueberredung widersteht, so wendet man Gewalt und so gar Schläge an, wenn es seyn muß, sie unter das Joch der Ehe zu bringen. Wenn sie zum andern Mahl entwischt, bringt man sie

Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit mehr zu
digen, und wird auch eher vergeben, als di
man ſieht nie eine Grönländerinn aus dem
entfliehen, wenn ſie es erſt einmahl beſtiegen
weilen kommen die Aeltern durch einen wech
Vergleich der Neigung ihrer Kinder zuvor,
ſie zu zwingen; und dieſe beſtätigen, ſo bald
der gegen einander gegeben worden, dieſe
Heurathsvertrage ohne alle andere Ceremonie
Beywohnung.

Wenn ein Mann keine Kinder hat, oder mit ſe
mißvergnügt iſt, ſo gibt er ihr einen finſtern Blick,
dem Hauſe, und läßt ſich in einigen Tagen nicht ſeh
Frau weiß, was dieſes bedeutet, packet ihre Kleid
Bündel, und begibt ſich zu ihren Freunden, wo ſie
und vorſichtige Aufführung beobachtet, damit ſie ihre
der ſie verſtoßen hat, wegen ſeiner Begegnung verha
Zuweilen zerreißt eine Frau von ſelbſt das eheliche Ban
ſie ſich mit den übrigen Weibern des Hauſes, welches
ten hat, nicht vertragen kann. Dieſes geſchieht gem
am leichteſten, wenn die Schwiegermütter ſich ihrer
walt ſo ſehr bedienen, daß ſie die Schwiegertöchter wi
vinnen halten. In dieſem Falle bleiben die Söhne
Mutter, und kehren auch nach ihrem Tode nicht zum V
rück, die Stütze ſeines Alters zu ſeyn

Ueberlegung geheurathet haben, und die ihre übereilte Wahl bald gereuet. Je älter die eheliche Verbindung wird, desto mehr wächst die Liebe der Ehegatten.

Die Hochzeitgebräuche der Einwohner in Kamtschatka, sind nicht weniger merkwürdig. Wenn ein Kamtschadale heurathen will, wählt er sich selten ein Mädchen aus seinem Orte, sondern aus den benachbarten. Er geht zu ihren Aeltern, eröffnet ihnen seine Neigung gegen ihre Tochter, und hält um die Erlaubniß an, ihnen eine Zeit long zu dienen, welches man ihm gern zugesteht. Während seines Dienstes, der bisweilen einige Jahre lang dauert, bezeigt er sich sehr eifrig und gelehrig. Wenn der bestimmte Termin heran nahet, bittet er seine Herrschaft, ihm zu vergönnen, daß er sich der Tochter bemächtigen dürfe. Gefällt er ihnen, so geben sie ihm die Erlaubniß dazu; sind sie aber nicht damit zufrieden, so geben sie ihm seinen Lohn, und lassen ihn laufen. Wenn er die Freyheit bekommen hat, seine Liebste wegzunehmen, so muß er die rechte Stunde wahrnehmen, da sie entweder ganz allein, oder doch ohne große Gesellschaft ist. Denn sonst sind alle Weiber und Jungfrauen im Dorfe verpflichtet, sie gegen die Unternehmung ihres Liebhabers zu vertheidigen. Die Braut hat 2 bis 3 sehr enge Röcke an, und ist noch überdies mit Netzen umwickelt, welche sie so stark einpressen, daß sie sich nicht viel besser bewegen kann, als eine Bildsäule. Hat er nun das Glück, sie allein, oder in der Gesellschaft weniger Gespielinnen, anzutreffen, so wirft er sich auf sie hin, und gibt sich alle Mühe, die Netze, die sie umgeben, und die Röcke, worin sie eingepackt ist, zu zerreissen; denn alles kommt bey ihnen darauf an, daß er Herr über ihre Kleider werde, welches aber ungemein schwer hält, indem die Frauen, denen die junge Person anvertrauet ist, sie mit Gewalt gegen den Liebhaber beschützen, auf ihn los fallen, ihn bey den Haaren ziehen, ihm das

Ge-

Gesicht zerkratzen, und ihn derb abprügeln, damit er seine Beute fahren lasse. Wenn er, seiner Wunden ungeachtet, dennoch seinen Endzweck erreicht, so muß er gleich darauf, wenn er seine Geliebte ausgeplündert hat, die Flucht ergreifen; sie aber ruft ihn mit einem zärtlichen und verliebten Tone wieder zurück: alsdenn ist die Heurath vollzogen. Es ereignet sich aber selten, daß ein Verliebter seinen Wunsch erreicht, bevor er nicht wenigstens ein Jahr mit lauter solchen Scharmützeln hingebracht hat. Denn so oft er in dem Kampf mit den Weibern, welche die Braut bewachen, den kürzern gezogen, vergeht eine gute Zeit, bis er von seinen Wunden wieder hergestellt ist. Man hat Jünglinge gesehen, die ganze 7 Jahr auf solche Weise gekämpfet, und ganz darunter verschwunden, und fast zu Krüppel geworden sind, und doch ihre Geliebte nicht davon getragen haben.

Nachdem der Liebhaber seine Braut bezwungen hat, nimmt er sie mit sich in sein Dorf. Nach einigen Tagen aber kommen sie wieder, und machen bey den Verwandten der neuen Frau ihren Staatsbesuch. Der junge Ehemann, seine Frau, und ihre Verwandte, sitzen in ihren Kähnen; alle Weiber aber kommen auf kleinen Schiffen, welche von nackenden Männern regieret und mit Stangen fortgestoßen werden. Wenn sie noch ungefähr 100 Schritt vom Dorfe entfernt sind, fangen sie alle an zu singen. Alsdenn machen sie allerley Beschwörungen mit einem Stricke, welchen sie an eine lange Stange binden, murmeln darauf gewisse Worte über einen getrockneten Fischkopf, welchen sie mit dem Stricke umwickeln, und einem alten Weibe zu halten geben. Wenn die Beschwörung geendigt ist, zieht man der jungen Frau ein langes Kleid von Schaffellen an, und behängt sie mit 4 Bildern, wodurch sie so schwer beladen wird, daß sie sich kaum regen kann. Darauf kehren sie zu ihren Kähnen zurück,

und

und nähern sich alsdenn zum andern Mahl dem Dorfe, wo sie von einem Knaben empfangen werden, der die junge Frau bey der Hand nimmt und sie führt, da denn alle übrige Weiber nachfolgen. Wenn sie an die Hütte ihres Vaters kommt, winden sie ihr einen langen Riemen um den Leib, und so geht sie hinein, hinter der alten Frau, welche den Fischkopf vor ihr her trägt. Dieser Fischkopf wird auf die letzte Stufe der Treppe gelegt, von dem neuen Ehepar und allen Anwesenden mit Füßen getreten, und zuletzt in das Feuer geworfen. In eben diesem Augenblicke werden der jungen Frau die überflüssigen Zierathen abgenommen, und alle Fremde setzen sich nieder. Der junge Ehemann aber heitzet die Hütte, und richtet die Lebensmittel, die er mitgebracht hat, zu, um die Einwohner des Dorfes zu bewirthen. Dieses Fest dauert einige Tage lang. Wenn alle Gäste sich nach Hause verfüget haben, bleibt das neue Par da, und arbeitet noch einige Zeit für den Vater. Dieser theilt die Kleider, welche seine Tochter nach dem Opfer des Fischkopfes abgelegt hat, unter seine Freunde aus, welche ihm ein Geschenk dagegen machen müssen.

Die jetzt beschriebenen Ceremonien sind nur bey Verheurathung einer Jungfrau gebräuchlich; denn bey der Heurath einer Witwe wird weiter nichts erfordert, als die Einwilligung von beyden. Sie darf sich aber nicht eher wieder verheurathen, als bis sie ihre Fehler ausgesöhnet hat. Da diese Versöhnung darin bestehen soll, daß sie die erste Nacht bey einem Fremden schlafen muß, welches dem Bräutigam sehr zum Schimpfe gereicht, so geschieht es selten, daß eine Witwe wieder einen Mann bekommt.

Die Kamtschadalen scheiden ihre Ehe um geringer Ursachen willen, und ohne viele Ceremonien. Die Freyheit, so viele Weiber zu haben, als sie wollen, mißbrauchen sie gar selten. Sie begnügen sich mit 2, höchstens 3 Weibern. Ob sie gleich in das weibliche Geschlecht sehr verliebt sind, so sind sie doch

nicht

In Anſehung der übrigen Welttheil
Länder und Völker, deren Heurathgebräu
zeitceremonien merkwürdig ſind, in einer
Ordnung anführen.

In Aſien kommen mir zuerſt die He
che in Aleppo bey den Türken und Chriſt
ten vor. Bey den Türken lernen, wie be
europäiſchen Türkey erwähnt habe, Brau
tigam erſt am Hochzeittage einander ken
rentheils iſt es die Mutter des Bräutigam
Verbindung ſtiftet. So bald ſie ein Mä
den hat, welches ſie für ihren Sohn ſchic
iſt der Antrag gar bald geſchehen, der Pre
und die Erlaubniß beym Cadi geſucht u
Alsdenn werden von beyden Theilen Zeug
welche die Braut kaufen und wieder verkau
Der Prieſter (Maum) fragt den einen, o
ſo und ſo viel kaufen wolle, und den andern
mit zufrieden ſey. Bey der Bejahung g
Hände zuſammen, die beſtimmte Summe
gezahlt, der Handel geſchloſſen, und die Cer
diget ſich mit einem Gebethe aus dem Alkor
dieſem Augenblicke an ſteht dem Bräutigam
Braut zu ſich zu nehmen

Frauenzimmer, und man läßt ihn in den Hof vor ihre Zimmer kommen. Daſelbſt empfangen ihn die nächſten Verwandten unten an der Treppe, tanzen und ſingen vor ihm her, und die Braut kommt ihm auf den halben Weg entgegen, läßt ſich aber noch nicht ganz ſehen. Ein rother Flor bedeckt ſie von oben bis unten, und oft hat ſie noch vor dem Geſichte ein auf verſchiedene Art ausgeſchnittenes goldenes Blatt, welches Stirn und Wangen verbirgt. Der Bräutigam führt ſie die Treppe wieder hinauf, und bleibt endlich mit ihr allein.

Den Türken erlaubt ihr Geſetz, 4 Eheweiber und eben ſo viel Kebsweiber zu haben; weil ſie aber erſtere kaufen müſſen, ſo nehmen ſie ſelten mehr als 2, hingegen iſt die Anzahl der andern öfters zehn Mahl größer, als es das Geſetz des Propheten erlaubt. Ein Mann kann ſich von ſeiner Frau ſcheiden, wenn er will, ohne eine Urſache anzugeben; er kann auch ſeine Sclavinnen verkaufen, wenn ſie keine Kinder zeugen. Uebrigens iſt das Schickſal aller türkiſchen Weiber eine wahre Sclaverey.

Bey der Heurath der Chriſten in Aleppo findet ſich eine Aehnlichkeit mit der Heurath der Türken. Sie haben nicht das geringſte bey der Wahl, die man für ſie anſtellt, zu ſagen; dieſe wird ſchon in ihrer Kindheit von ihren Aeltern getroffen. Wenn die Zeit der Heurath heran nahet, werden die Aeltern des Bräutigams vom Vater der Braut zu Gaſte geladen, und der Hochzeittag wird feſtgeſetzt. Den Abend vor der Hochzeit findet ſich eben die Geſellſchaft wieder bey der Braut zum Abendeſſen ein, worauf die Aeltern des Bräutigams wieder zu ihrem Sohne nach Hauſe gehen. Bisher hat ſich der Bräutigam noch nicht ſehen laſſen, ungeachtet man, ihn überall zu ſuchen, ſich ſtellet; denn die Sitte erfordert, ſich zu verbergen. Endlich aber führt man ihn in ſeinen ſchlechteſten Kleidern hervor, und zieht ihm, nach einigen eben ſo wunderbaren Ceremonien, das Hochzeitkleid an. Ungefähr um Mit-

ter-

dieſe ſchon wiſſen, daß der Sieg auf ihrer
Die Braut wird alsdenn von zwey ihrer
oder andern nächſten Verwandten, in d
Bräutigams geführt, wo ſie nicht reden d
ge ihr auch, was man wolle; ſie muß abe
grüßen, und es ſitzt eine Frau bey ihr, we
Ankunft und Würde eines Jeden anzeigt
iſt der Biſchof bey der Ceremonie, die im
den europäiſchen Gebräuchen wenig unter
Der Biſchof ſpeiſet alsdenn zu Mittage m
er weggegangen iſt, fangen die Luſtbarkeite
hören nicht eher als nach dem Mittagseſſe
junge Frau aber muß noch einen ganze
ſchweigen. Dieſe Zeit über darf ſie nur all
rem Manne ſprechen, und auch dieſes legen
ten Matronen übel aus.

Die Maroniten verſtatten ihren Weibe
nen zu eſſen, ja ſo gar ſich vor Fremden ſe
ſen, da hingegen die andern Chriſten nicht
ſind. Ihre Weiber werden nicht viel beſſer
als das Geſinde, ſie müſſen ihnen bey Tiſch
ten, ſie dürfen ſich nicht ſetzen, und dürfen
Mannsperſonen bey ſich ſehen, außer ihre Ve
den Arzt und den Geiſtlichen.

Bey den Beduinen, einer Nation in

ſie Bemühung, daß er die Perſon, die er haben will, zu ſehen bekomme. Dieſes erhält er zuweilen vom Vater ſelbſt, der ihn in ſeinem Zelte verſteckt, oder von der Tochter, die, wenn ſie die Abſichten ihres Liebhabers merkt, ſich aber einbildet hübſch zu ſeyn, ihren Schleyer als von ungefähr fallen und ſich einige Augenblicke ſehen läßt. Alsdenn hält der junge Menſch durch einen ſeiner Verwandten um ſie an, und man wird um den Preis einig, den den Schwiegerſohn dem Schwiegervater an Schafen, Kamelen oder Pferden geben ſoll; denn um Geld wird niemahls gehandelt. Der Preis aber iſt allezeit nach den Verdienſten und Eigenſchaften des Mädchens, nach dem Anſehen der Familie, und nach dem Vermögen deſſen, der ſich meldet, eingerichtet. Wenn beyde Theile einig ſind, wird der Contract von demjenigen, der bey den Arabern den Cadi oder Richter vorſtellt, oder, in deſſen Abweſenheit, von dem Secretär des Emir aufgeſetzt. Der Cadi ſchreibt den Nahmen der Zeugen unten an den Contract, und weiter ſind keine Formalitäten nöthig. Arme Perſonen, welche die Koſten des Contractes nicht bezahlen können, nehmen nur Zeugen, verſprechen ſich mündlich, und erlegen ſogleich das Geld, um welches ſie einig geworden ſind. Wenn der Contract geſchloſſen iſt, führen die Weiber die Braut in das Bad, waſchen ſie, ſalben ihr die Haare, ziehen ihr die beſten Kleider an, und putzen ſie nach ihrem Stande und Vermögen. Hernach wird ſie auf ein Pferd oder Kamel geſetzt, welches mit Decken, Blumen und Zweigen geſchmückt iſt, und man bringt ſie mit Muſik in das Zelt, wo die Hochzeit gefeyert werden ſoll. Die Mannsperſonen begleiten ihrer Seits den Bräutigam ebenfalls in das Bad, ziehen ihn auf das beſte an, und führen ihn zu Pferde in Ceremonie wieder zurück. Nach der Mahlzeit machen ſich die Mannsperſonen luſtig, doch mit vieler Mäßigung; das Frauenzimmer

hingegen tanzt, singt, spielt auf kleinen Trommeln, und macht der Braut, wegen ihrer Schönheit und Verdienste, tausend Lobeserhebungen. Sie bringen sie hernach in das zu Vollziehung der Heurath bestimmte Zelt, und die Gäste beten insgesammt, daß Gott die Eheleute vor den Augen des Neides, d. h. vor Bezauberung und andern Künsten, welche böse Leute, ihrer Verbindung wegen, an ihnen ausüben möchten, bewahren wolle. Wenn der Abend heran gekommen ist, wird die Braut zu ihrem Manne gebracht, der sie in einem besondern Zelte allein, und sitzend, erwartet. Sie sagen einander nichts; die Weiber aber machen dem Bräutigam ein Compliment, der mit einer ernsthaften Miene sitzen bleibt, kein Wort spricht, und sich nicht eher beweget, als bis die Braut vor ihm nieder kniet, da er ihr denn ein Stück Gold oder Silber auf die Stirn leget. Diese Ceremonie wird an demselben Abend drey Mahl wiederhohlt, und bey jedem Mahle verändert die Braut ihre Kleider. So oft sie dem Bräutigam vorgeführt wird, empfängt er sie auf gleiche Art, und mit eben der Ernsthaftigkeit. Bey dem dritten Mahle, da die Braut vorgeführt wird, steht der Bräutigam auf, umarmet sie, und trägt sie in das Zelt, wo sie schlafen wollen. Man läßt sie dort etwa eine Viertelstunde allein; hernach waschen sie sich beyderseits mit kaltem Wasser, und ziehen sich anders an. Die junge Frau begibt sich wieder zu den andern Weibern, der junge Mann aber zu seiner Gesellschaft, und zeigt daselbst die Beweise der Ehrlichkeit seiner Gattinn. Jederman wünscht ihm Glück dazu, und man bringt den Rest der Nacht vergnügt zu. Das Fest dauert noch den folgenden Tag, da sich denn jeder weg begibt, und die jungen Eheleute ihre Haushaltung anfangen. Unter allen Verwandten ist der Braut Vater der einzige, welcher sich nicht bey der Hochzeit einfindet, weil er glaubt, seine Ehre erfordere, daß er unterdessen, da

seine

seine Tochter im Begriff ist, eine Frau zu werden, sich zu Hause begebe.

In gewissen Stämmen der Araber beobachtet man noch eine andere seltsame Gewohnheit. Der Bräutigam, von einem Trupp junger Leute begleitet, die, wie er selbst, mit Stöcken bewaffnet sind, dringt in das Zelt der Braut ein, als ob er sie mit Gewalt entführen wollte. Die Weiber, welche eben so bewaffnet sind, widersetzen sich, und er muß Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn er seine Braut denselben Tag haben will. Der Streit wird mehrentheils so ernsthaft, daß der Bräutigam nicht leicht ohne Wunden davon kommt, ja öfters hernach das Bette hüten muß.

In Bantam, auf der Insel Java, besteht das Heurathsgut einer Frau, wenigstens bey Vornehmen, in einer Summe Geldes und in einer gewissen Anzahl Sclaven, beyderley Geschlechts. Am Hochzeittage schmücken sich beyde Verlobte, ihre Anverwandten und Sclaven aufs beste. An beyde Häuser wird eine große Menge Wurfspieße mit Troddeln von weißer und rother Baumwolle angelehnet. Man feuert auch einige Steinstücke los. Nachmittag führt man dem Bräutigam ein Pferd mit kostbarem Reitzeuge vor, worauf er bis Abends in der ganzen Stadt herum reitet. Unterdessen machen seine Sclaven ihre Aufwartung bey der neuen Gebieterinn, und beschenken sie; hernach bringen sie ihr das Heurathsgut, welches mit allerley Zierathen ausgeputzt ist. So bald der Bräutigam wieder nach Hause kommt, geht man zur Tafel. Sämmtliche Anverwandte speisen mit, und alsdenn führen sie das neue Pac unter ein mit Vorhängen umgebenes Dach.

Die Bonjanen, im Reiche des Groß-Sultans, verloben ihre Kinder gemeiniglich im 4ten oder 5ten Jahre, und verheurathen sie im 10ten oder 12ten. Die Hochzeitgebräuche sind nach den verschiedenen Ge-

sten Familien geschieht es sehr selten, d
chen eine andere Mitgabe, als ihre Kleid
Geräth, mit sich bringt. Bekommt sie
so kann der Mann eine zweyte, ja auch ein
nehmen. Eine Witwe hingegen darf ni
rathen, wenn auch der Mann vor Vol
Ehe gestorben wäre; sie muß es sich aber
sen, daß man ihr alles Geschmeide abnim
die Haare abschneidet. Man zwingt sie
mit dem Leichnam ihres Mannes verbrenn
wie die Weiber gewisser Braminen thun;
sie auch niemand ab, wenn sie es thun w
sie sich nicht entschließen kann, ihre übrig
im ehelosen Stande zuzubringen, wird sie
che Tänzerinn. An dem Hochzeittage setze
Familien, nachdem sie mit vieler Pracht du
nehmsten Straßen der Stadt gezogen sind
ten bey einem großen Feuer nieder, um
Brautpar zwey oder drey Mahl herum g
Ein Bramine spricht etliche Worte über si
an manchen Orten geben Bräutigam und
Unterpfande ihrer Verbindung, einander
Nuß, da unterdessen der Bramine einige
einem Buche vorlieset.

In dem Königreiche Candy haben

Weibspersonen verheurathen sich wohl vier bis fünf Mahl, ehe sie sich recht fest verbinden. Selten hat ein Mann mehr als Eine Frau, aber eine Frau hat zuweilen zwey Männer; denn der Gebrauch erlaubt, daß zwey Brüder nur Eine Frau mit einander haben, und die Kinder, die in dieser Ehe geboren werden, geben alsdenn allen beyden das Vaterrecht. Die Untreue verursachet hier wenig Aergerniß, wenn eine Frau nur keine andere Liebhaber, als von gleichem, oder von noch höherm Stande hat, als der ihrige ist.

Die Chineser, eine in vieler Absicht sehr merkwürdige Nation, haben, so wie die übrigen morgenländischen Völker, mehr als Eine Art der ehelichen Verbindung. Die eine ist unzertrennlich, und mit allen Vorrechten einer rechtmäßigen Ehe verknüpft; die andere aber wird nur geduldet, ist in der That nichts anders als ein Concubinat, und kann zu jeder Zeit aufgehoben werden.

Die erste Art wird mit vielen Feyerlichkeiten angefangen, und in Ansehung der Art und Weise, wie sie besteht, durch besondere Landesgesetze und Gewohnheiten bestimmet. Die Aeltern verloben ihre Kinder in der zartesten Jugend, und die Einwilligung der letztern ist gar nicht dabey nothwendig. Jene unterlassen aber nie, bey dieser Verbindung auf die Gleichheit des Alters, des Standes und des Vermögens Rücksicht zu nehmen. Die Schönheit allein wird nicht sehr in Betrachtung gezogen, sondern nur für eine wesentliche Eigenschaft der Beyschläferinnen gehalten. Trifft es sich, daß der Vater der Verlobten vor ihrer Zeit stirbt, oder ist ein Theil so unglücklich, vor Vollziehung der Ehe sein sämmtliches Vermögen zu verlieren, so bleibt doch die Verpflichtung in ihrer Kraft, und kein Chineser würde sich einfallen lassen, das einmahl gegebene Wort zurück zu nehmen. Er übt hier eine Tugend aus, die man in unsern gesitteten Staaten für eine

Thorheit halten würde, wenn unsere Gesetze nicht mit aller Strenge einen Zwang im Weigerungsfalle drohe-ten, welcher in China auch sogleich Statt findet, wenn ein Sohn sich ja so weit vergäße, daß er den Verbind-lichkeiten, die ihm seine Aeltern bey der Verbindung auferlegt haben, sich entziehen wollte.

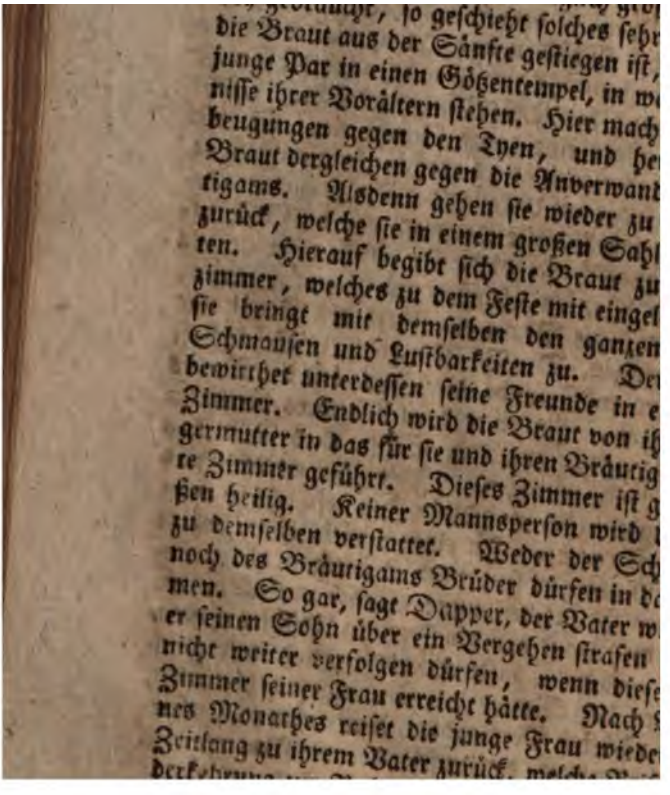
Die Gesetze des chinesischen Reiches bestimmen ge-wisse Grade, nach welchen die Heurath unter Anver-wandten entweder erlaubt oder verbothen ist. Insson-derheit werden die Verbindungen mit den Anverwandt-ten des Vaters nicht geduldet, in welchem Grade sie auch seyn mögen; auch ist so gar nicht erlaubt, einen Nahmensverwandten zu heurathen. Verbindungen mit den Blutsfreunden der Mutter, werden als recht-mäßig verstattet.

Nach den Berichten einiger Geschichtschreiber sol-len Leute von geringerm Stande ihre Frauen kaufen müssen; Andere aber widersprechen diesem Umstande. Sie geben zwar zu, daß der Bräutigam dem Vater der Braut eine ansehnliche Summe Geldes zahlen müsse, allein sie sagen, daß derselbe dieses zur An-schaffung eines Ehrenkleides für seine Tochter und an-derer zum Schmucke gehörigen Sachen bekomme. In-dessen geschieht es häufig, daß der Schwiegervater von dieser Summe einen guten Theil in seinen eigenen Nu-tzen verwendet. Personen von Stande und Ansehen geben allemahl einen Brautschatz, welcher der Größe ihres Vermögens gemäß ist. Unbewegliche Güter sind nicht leicht hierunter mit begriffen, es müßte denn der Schwiegervater sehr reich seyn, keinen männlichen Er-ben haben, oder der Verlobte seiner Tochter in großem Ansehen stehen. Uebrigens bekommt diese von ihrem Vater noch einige Mädchen zur Aufwartung.

Zu den vor dem Hochzeittage vorhergehenden Fey-erlichkeiten gehört vornehmlich, daß der Bräutigam seiner Braut einige Speisen, Weine und Früchte über-

reiche.

reiche. Der Hochzeittag wird mit besondern Ceremonien durch den Rath der Sternseher festgesetzt, und der Bräutigam macht seiner Geliebten hierauf allerhand Geschenke an Gold und Edelsteinen. Den Tag vor Ankunft der Braut in dem Hause ihres Bräutigams, werden alle ihre Mobilien und Hausgeräth durch besonders dazu bestimmte Leute öffentlich über die Straße in die Wohnung des Bräutigams gebracht. Dieser Zug nimmt öfters eine ganze Straße ein. So viel Aufsehens er aber auch öfters macht, so gewiß ist es, daß er nicht selten auf Unkosten des Bräutigams so beträchtlich ist, indem dieser Hausrath von den Geschenken desselben angeschaffet wird. Er besteht mehrentheils aus Stühlen, Bänken, Sänften und Sonnenschirmen. Ueberdieß muß die Braut ein Pferd mit Sattel und Zaum mitbringen. Der Verlobte hohlt, in Gesellschaft seiner Aeltern und Freunde, die Braut aus des Vaters Behausung ab. In einer dazu besonders bereiteten und prächtig ausgeschmückten Sänfte wird sie in das Haus desselben getragen. Ihre Verwandten und Freunde begleiten sie, und dieser Zug geschieht in einer feyerlichen Ordnung. In einigen mehr mittagwärts gelegenen Provinzen sendet der Bräutigam die zu Abhohlung der Braut bestimmte Sänfte nur allein ab. Nachdem die Braut von den Ihrigen Abschied genommen hat, wird die Sänfte verschlossen, und der Schlüssel entweder der Mutter des Bräutigams zugesandt, oder dem nächsten Verwandten, oder einem treuen Bedienten anvertrauet, der denselben niemanden, als dem Bräutigam, welcher in kostbarer Kleidung an seiner Thüre wartet, um seine Braut zu empfangen, aushändigen darf. So bald dieselbe angelangt ist, nimmt er den Schlüssel von seiner Mutter, oder dem Bedienten, öffnet die Sänfte, und urtheilt alsdenn, wenn er sie vorher nie gesehen hat, ob er mit ihr glücklich oder unglücklich seyn werde. Fig. 1326. Manche sind mit



gleichen Personen für einen gewissen Preis, welcher hoch oder niedrig ist, nachdem das Frauenzimmer schön, wohl erzogen, in der Musik und andern weiblichen Künsten geschickt ist, oder nicht. Diese Nebenweiber speisen in besondern Zimmern, stehen unter der Bothmäßigkeit der rechten Frauen, und müssen diesen auf gewisse Art, als Mägde, Dienste thun. Sie werden, nach ihrem Tode, von ihren Kindern nicht so, wie die Ehefrauen, betrauert. Jene sind zu keinem Gehorsam gegen sie verpflichtet, sie hören von denselben nie den süßen Nahmen Mutter, und nach dem Tode des Ehe-Mannes bleiben sie nicht in dem Hause des Verstorbenen.

Als das chinesische Reich noch von mehrern fürstlichen Familien beherrscht wurde, verheuratheten diese sich unter einander. Nachdem es aber in die Gewalt eines einzigen fiel, den sie Kaiser nennen, ward ein Grundgesetz bestimmt, vermöge dessen dieser sich nie mit auswärtigen Prinzessinnen vermählen darf, sondern er muß seine Gemahlinn aus der Zahl seiner Unterthanen wählen. Die Schönheit bestimmt allein die Wahl desselben. Er sieht hierbey nicht auf den Stand und das Vermögen. Die Tochter eines Handwerks-Mannes hat eben so viel Recht zu dieser Würde, als die vornehmste Dame. Man sagt, daß, da die Tochter eines Mäurers auf diese Weise einst zur kaiserlichen Würde gelangte, sie, ihres vorigen Standes eingedenk, beständig eine Kelle bey sich geführt habe, wodurch sie ihren Sohn, wenn er sich widerspenstig bezeigte, zum Gehorsam gebracht haben soll. Diejenige Person zu finden, welche man für den Kaiser als Gemahlinn sich zu schicken glaubt, erfordert sehr viel Mühe. Sie muß jung, schön, und vollkommen gesund seyn. Man durchsucht in dieser Absicht öfters das ganze Reich. Hat man das Glück, ein Mädchen anzutreffen, welches dieser Ehre würdig zu seyn scheint, so muß es sich der

ſtrengſten Beſichtigung unterwerfen, welche zwey dazu beſtimmte Frauen mit aller nur möglichen Sorgfalt verrichten. Die Entdeckung des geringſten Fehlers zieht ſogleich ihre Verabſchiedung nach ſich; findet man ſie aber untadelhaft, ſo wird ſie unter einer großen Begleitung nach Hofe gebracht, und dem Kaiſer vorgeſtellt. Hierauf wird ſie einigen Frauenzimmern übergeben, welche ſie in allen Geſchicklichkeiten, die man von einer Dame dieſes erhabenen Ranges fordert, unterweiſen. Die chineſiſchen Geſchichtbücher verſichern, daß einige dieſer Kaiſerinnen ihren Poſten ſehr würdig bekleidet, und ſich durch edle und erhabene Handlungen die Liebe und Achtung des ganzen Volkes zu erwerben gewußt hätten.

Auf eben die Weiſe verheurathet man auch die kaiſerlichen Prinzen; nur mit wenigern Umſtänden. Mit der Vermählung der Prinzeſſinnen hat es folgende Bewandtniß. Zwölf der ſchönſten und munterſten Jünglinge von 17 bis 18 Jahr, werden in einem Sahl des kaiſerlichen Pallaſtes verſammelt. Die Prinzeſſinn, im Verborgenen, wählt unter dieſer Anzahl zwey, welche ſie ihrem Vater vorſtellt, und aus dieſen nimmt er ſeinen Schwiegerſohn. Die übrigen beſchenkt der Kaiſer mit dem Adel. Die Gemahle der Prinzeſſinnen werden nunmehr durch Mandarins in allen Wiſſenſchaften und in der Lebensart bey Hofe unterrichtet, und ſind übrigens die geplagteſten Creaturen. Ob gleich die Pflicht derſelben, ihre Gemahlinn alle Tage vier Mahl zu beſuchen und vor ihr die Knie zu beugen, ſo gleich, als dieſe in das Wochenbett kommen, aufhört, ſo bleiben doch noch Pflichten genug übrig, welche einem ſolchen Manne die Ehre, des Kaiſers Schwiegerſohn zu ſeyn, gar ſehr verbittern.

Der Kaiſer hat nur Eine rechtmäßige Gemahlinn, welche den Titel einer Kaiſerinn führt. Unter den übrigen Frauenzimmern, welche unter ſeinen Befehlen

ſtehen,

stehen, werden sechs Königinnen genannt, und stehen in großem Ansehen. Die Anzahl seiner Concubinen beläuft sich auf 3000. Sie bestehen aus Schönheiten, die man aus allen Gegenden des Reiches zusammen gebracht hat.

Im Königreiche Corea dürfen Anverwandte einander bis ins vierte Glied nicht heurathen. Die Verlobungen geschehen schon im 8ten oder 9ten Jahre; und das Mädchen, wenn es nicht die einzige Tochter ist, wohnt, von der Zeit an, in dem Hause des Schwiegervaters, bis die beyden Verlobten, sich ihren Unterhalt zu verschaffen, oder ihrem Hauswesen vorzustehen, gelernt haben. Die Mannsperson setzt sich an dem Tage der Verehelichung zu Pferde, und hat ihre Freunde zur Begleitung bey sich. Sie reitet um die Stadt herum, und bleibt vor der Thüre der Braut halten. Hier wird er von den Anverwandten der Braut empfangen, und diese führen sie in sein Haus, wo die Ehe ohne weitere Umstände vollzogen wird.

Auf der Insel Formosa geschehen die Heurathen ohne alle kirchliche Gebräuche, und mit einer besondern Ehrlichkeit. Wenn ein junger Mensch ein Mädchen nach seinem Geschmack findet, begibt er sich, einige Tage lang, mit musikalischen Instrumenten vor ihre Hausthür. Läßt sich das Mädchen seine Aufwartung gefallen, so zeigt sie sich ihm, und die Bedingungen werden unter einander verabredet. Das Hochzeitfest wird in dem Hause der Braut gefeyert, und der junge Ehemann schlägt darin seine Wohnung auf, welches der Schwiegervater keinesweges als eine Last, sondern als eine Glückseligkeit für seine Familie ansieht. Man wünscht sich auch daher lieber Töchter, als Söhne, weil man durch die erstern Schwiegersöhne bekommt, welche in der Folge die Stützen der Häuser ausmachen. Ungeachtet die Weibsbilder sehr jung heurathen, so ist es doch nicht eher, als nach ihrem 36sten Jahre, in

die

die Wochen zu kommen erlaubt. Wenn sie vor diesem Alter schwanger werden, treiben die Priesterinnen ihnen die Frucht ab, indem sie dieselben mit Füßen treten. Nicht nur für eine Schande, sondern so gar für ein Verbrechen wird es angesehen, ein Kind vor gedachter Zeit zur Welt zu bringen; und es gibt Weiber, die schon zum zehnten Mahl schwanger geworden, ehe sie es wagen dürfen, Mutter zu werden.

Von den Gebers, s. weiter unten, bey den Persern.

Die Heurathsgebräuche in Golconda sind von den indianischen in Indostan, deren weiter unten Erwähnung geschehen wird, wenig unterschieden. Nachdem man die Braut und den Bräutigam in einem Palanquin durch die vornehmsten Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt getragen hat, breitet ein Bramine ein Tuch aus, und läßt den Bräutigam das bloße Bein darunter stecken, welcher damit den nackten Fuß seiner Braut berührt. Es ist nichts seltenes, daß die Mädchen vor dem 10ten Jahre schon Mutter werden. Eine Witwe darf niemahls wieder heurathen; sie kehrt in das Haus ihres Vaters zurück, und bleibt daselbst eingeschlossen. Man beleget sie mit der schwersten Arbeit, und sie ist aller Arten der Lustbarkeiten, der Freude und des Schmuckes beraubt. Die meisten laufen davon, um sich von dieser Sclaverey zu befreyen. Sie müssen zwar das Land verlassen, weil sie sonst der Rache ihrer Anverwandten nicht entgehen können, und das Gift würde die geringste Strafe seyn, die man ihnen zuerkennt. Die Gesetze verstatten ihnen nicht mehr, wie sonst, sich mit dem Körper ihrer Männer verbrennen zu lassen.

In dem Königreiche Japan, kommt man ganz früh, und hohlt die Verlobten, jedes in einem mit 4 Ochsen bespannten Wagen, und führt sie mit Musik heraus vor die Stadt, nach dem Hügel, wo die Ceremonie vor sich gehen soll. Beyde werden durch verschie-

schiedene Wege dahin gebracht. Dem Wagen des Bräutigams folgen verschiedene andere, die mit den Kleidern, und dem Geräthe der Braut beladen sind. So bald die Braut an dem Hügel angekommen ist, steigt sie aus dem Wagen; der Bräutigam macht es eben so, und sie gehen, jedes auf seiner Seite, den Berg hinauf; die Verwandten aber, die Musik und die übrigen Zuschauer folgen ihnen auf einem andern Wege. Wenn man oben auf dem Hügel angelanget ist, stellen sich die Verwandten hinter die Braut, und die Musikanten hinter den Bräutigam. Die erstern sind zwey und zwey unter einem Sonnenschirme, den die Bedienten halten; die Musikanten aber nehmen auf der andern Seite, ohne Ordnung, Platz. Einige setzen sich, und spielen auf allerhand Instrumenten; andere stehen, und schlagen auf messingene Kugeln, die an zwey Stücken Holz mit Ketten hängen; etliche aber tanzen nach dieser seltsamen Musik. Die Heurathsceremonie selbst, oder die Trauung, geschieht in einem Zelte, welches oben auf dem Hügel aufgeschlagen ist. Die Form desselben ist achteckig. Ueber demselben stehen Pyramiden, welche die Bedeckung davon ausmachen. Von außen ist das Zelt mit, in Oehl getränktem, Papier überzogen, und inwendig mit reichen Stoffen behängt. Mitten im Zelte steht ein schön aufgeputzter Altar, mit einem ungestalteten Götzenbilde, welches den Gott der Ehe vorstellen soll. Er hat einen Hundskopf, um anzuzeigen, daß Treue und Wachsamkeit im Ehestande gleich nothwendig seyn; seine Arme stehen offen, und in den Händen hält er einen messingenen Draht, die Festigkeit der ehelichen Verbindung anzudeuten. Vor dem Altar steht ein Priester, an beyden Seiten das Brautpar, die Braut zur Rechten, und der Bräutigam zur Linken. Jedes hält, wie sonst die Römer und Griechen, eine Hochzeitfackel in der Hand. Unterdessen, daß der Priester etliche Gebethe her-

hermurmelt, steckt die Braut ihre Fackel an einer Lampe an, und hernach der Bräutigam die seinige an der Fackel der Braut. Alle Umstehende machen hierauf ein großes Freudengeschrey, wünschen dem Brautpar alles Glück, und der Priester füget seinen Segen bey. Fig. 1327.

Indem diese Ceremonien auf dem Hügel vor sich gehen, beschäftigt sich ein Theil der Hochzeitgäste, die unten geblieben sind, mit andern durch die Gewohnheit geheiligten Gebräuchen. Einige werfen die ehemahligen Puppen und das andere gewesene Spielzeug der Braut ins Feuer; andere nehmen ein Spinnrad und einen Rocken in die Hände, womit sie mancherley Wendungen machen. Nach diesen Ceremonien führt man die Braut wieder zurück, und bringt sie, unter dem Zurufe des Volkes, in des Bräutigams Wohnung. Junge Leute, welche mit Blumenkränzen geziert sind, pflanzen Fahnen auf den Gipfel des Hauses, und streuen Blumen in alle Zimmer.

Man pflegt in Japan von der Frau kein Heurathsgut zu verlangen, damit sie nicht Gelegenheit nehmen möge, stolz und herrschsüchtig zu werden. Es ist so gar eingeführt, daß man den Schwiegerältern eine Summe Geldes bezahlt, welche die Tochter, als eine Erkenntlichkeit für die Mühe ihrer Erziehung, selbst überbringt. Je mehr Töchter also ein Vater hat, desto glücklicher schätzt er sich. Die Japaner verheurathen sich ohne Bedenken mit ihren nächsten Verwandtinnen, ausgenommen im ersten Grade. Die Mädchen werden schon im 12ten Jahre, auch wohl noch früher, verheurathet. Bey der Wahl eines Mannes wird ihre Neigung nicht leicht zu Rathe gezogen. Man nimmt einander, ohne vorher bekannt gewesen zu seyn, und nur die Aeltern stiften diese Bündnisse, wie sie ihnen am zuträglichsten scheinen. Dieser blinde Contract ist aber mit keinem Zwange verknüpft, weil beyde

Ehe-

Eheleute die Freyheit haben, sich um ganz leichter Ursachen willen zu trennen; und daher wird auch der Ehebruch mit dem Tode bestraft. Sonst ist hier auch der unmenschliche Gebrauch eingeführt, die Kinder zu ersäufen oder zu ersticken, wenn man kein Vermögen oder keine Lust hat, sie zu ernähren.

Auf der Insel Java bestimmen das Vermögen und die Willkühr der Privatpersonen die Anzahl der Eheweiber und Concubinen. Weil aber, nach den Gesetzen, jeder Ehefrau 10 Sclaven zu ihrer Bedienung gehalten werden müssen, so ist die Vielweiberey mehrentheils nur unter reichen Leuten eingeführt. Die Kebsweiber dürfen bey ihren Herren ohne Bewilligung der rechtmäßigen Frau nicht schlafen; diese aber können es ihnen nicht abschlagen, ohne sich der Verachtung und dem Unwillen ihres Mannes auszusetzen. Die Kebsweiber sind die Sclavinnen der Eheweiber, und folgen ihnen, wenn sie ausgehen. Ihre Kinder werden als freye geboren, und der Vater kann sie nicht verkaufen. Man sieht sie als der rechtmäßigen Frau zugehörig an; öfters aber geschieht es, daß diese Stief-Mütter sie mit Gift aus dem Wege räumen. Man verheurathet hier die Töchter sehr zeitig, weil das warme Klima sie schon im 9ten oder 10ten Jahre mannbar machet. Vermöge eines Landesgesetzes erbet der König nicht allein die Güter, sondern auch die Weiber, Kinder und Bedienten derjenigen, die nach ihrem Tode unmündige Kinder hinterlassen, und diese Weiber und Kinder werden seine Sclaven. Die Mitgabe einer Tochter, wenn sie auch von vornehmen Stande ist, beträgt nicht über 24 bis 30 Thaler unsers Geldes. Hierzu kommen noch etliche Sclaven beyderley Geschlechts. Die Heurathsgebräuche sind, bis auf etliche Umstände, eben dieselben, welche auf der Insel Golconda beobachtet werden. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß, wenn hier das Jawort gegeben ist,

der Bräutigam einige Mahl Blumen auf das Haupt seiner Braut wirft, die ihrer Seits mit dem Bräutigam eben so verfährt. Alsdenn nimmt er sie in die Arme, gibt ihr einen Kuß, und biethet ihr eine Schale Milch an, wovon jedes vier Schlucke thut. Ferner läßt der Bräutigam Betel in seinem Munde zergehen, den er seiner Braut gibt, welche ihn vollends zerkäuet. Zu gleicher Zeit erscheint des Bräutigams Mutter mit einer Lampe, hält sie vier Mahl an das Gesicht des jungen Pares, und ertheilt ihnen den Segen. Hierauf knüpfet sie den Zipfel der Weste ihres Sohnes an das Kleid ihrer Schwiegertochter, führt beyde in die Kammer, und läßt sie allein.

In Indostan läßt man das Brautpar sich einander gegen über setzen, und sich die Hände geben. Ein Bramine bedeckt ihnen das Haupt mit Palmblättern und einem Schleyer, sagt einige Gebethe über sie her, und versiegelt ihre Vereinigung dadurch, daß er ein wohlriechendes Wasser auf sie gießt, womit auch aller Anwesenden Kleider gesalbet werden. Fig. 1328.

In Macassar, der Haupt- und Handelsstadt auf der Insel Celebes, führt man das Brautpar in eine sehr dunkle Kammer, worin nur eine kleine Lampe in einem Winkel brennt. Man läßt sie daselbst 3 Tage und 3 Nächte allein, ohne daß sie heraus, oder andere hinein gehen dürfen. An der Thüre steht eine alte Frau, welche ihnen dasjenige, was sie nöthig haben, reichen muß. Diese Einsamkeit wird so strenge beobachtet, daß, um ihnen allen Vorwand zu benehmen, hinaus zu gehen, in der Kammer selbst ein zu der natürlichen Nothdurft bestimmtes Cabinetchen ist. Die 3 Tage, die sie mit einander zubringen, werden von den Anverwandten und Freunden mit Schmausen und Lustbarkeiten zugebracht. Am Morgen des vierten Tages nimmt der neue Ehemann von den Anverwandten seiner Frau Abschied, um das Haus, welches er bewohnen

nen soll, zu beziehen. Ehe er aber noch aus der dunkeln Kammer geht, bringt ein Diener mit Tages-Anbruche eine Stange Eisen, worauf einige geheimnißvolle Characteres stehen, und einen Eimer mit frischem Wasser hinein. Der älteste von der Gesellschaft kommt gleich hinter ihm nach, nähert sich dem Bette, heißt die neuen Eheleute aufstehen, und beyde mit bloßen Füßen auf die Stange Eisen treten. Alsdenn gießt er ihnen den ganzen Eimer Wasser über den Leib, und sagt einige Gebethe dabey her. Sodenn gehen die Bedienten hinein, um ihre Herrschaft abzutrocknen, und ankleiden zu helfen. Den andern Tag verehrt der Mann seiner Frau eine kleine goldene Kette, um sich zu erinnern, daß sie von nun an seine erste Sclavinn sey.

In Mingrelien, welches vor Alters Colchis hieß, sind bey den Heurathen des Adels, folgende Ceremonien gebräuchlich. So bald jemand mit seinem künftigen Schwiegervater wegen des Preises, den dieser auf seine Tochter setzt, einig geworden ist, verkauft er etliche seiner Unterthanen, um das an der Summe etwa noch Mangelnde zu erhalten. Unterdessen steht ihm frey, seine Geliebte zuweilen zu besuchen, und mehrentheils wird die Heurath vor der Trauung vollzogen. Vorher werden auch allerley Feste angestellt, die viele Tage und Nächte dauern. Bey der Trauung in der Kirche, ist den Weibern der Zutritt nicht vergönnt, außer der Landesfürstinn. Außer dem Priester, der die Trauung verrichtet, ist noch ein Zeuge gegenwärtig, der unterdessen, daß der Priester gewisse Gebethe lieset, die Kleider des Brautpares zusammen nähet; alsdenn nimmt er zwey, entweder von natürlichen Blumen oder von Seide gemachte, Kronen, und setzt sie ihnen wechselsweise auf, fährt auch damit so lange fort, als der Priester gewisse Formeln hersaget. Wenn diese geendigt sind, nimmt der Zeuge Brod, bricht es in

etliche Stücke, gibt das erste dem Bräutigam in den Mund, das andere der Braut, wiederhohlt solches drey Mahl, und ißt das siebente Stück selbst. Nachher gibt er einem nach dem andern drey Mahl Wein aus eben demselben Becher zu trinken; und was übrig bleibt, trinkt er. Uebrigens halten die Mingrelier die Ehe für kein Sacrament. Sie kaufen ihre Weiber, und es ist durchgehends bey ihnen eingeführt, deren etliche zu heurathen. Oefters muß die erste die übrigen bedienen; zuweilen wird sie auch den Aeltern wieder zugeschickt, oder an die Türken verkauft. Sie behaupten, es sey ein gutes Werk, viel Weiber zu nehmen, und viel Kebsweiber zu halten, weil auf diese Art mehr Kinder erzeuget würden, folglich ein größerer Vortheil für den Vater erwüchse, der sie hernach als Sclaven an Fremde verkaufen könne.

Im Königreiche Pegu, beobachtet man ungefähr die nähmlichen Gebräuche, wie in Siam. Man heurathet, und scheidet sich unter eben den Bedingungen. Die Männer verlassen ihre Weiber, wenn sie ihrer überdrüssig sind, oder verkaufen sie, wenn sie untreu werden; diese hingegen rächen die Untreue ihrer Männer mit Gifte. Die Vornehmen des Landes überlassen ihre Braut die erste Hochzeitnacht einem andern, um sich einer Mühe zu überheben, worauf anderwärts alle Männer stolz zu seyn pflegen. Ein Mann, der Geld borgen will, macht sich kein Bedenken, seine Frau zu verpfänden. Braucht sie der Gläubiger, so bezahlt er sich dadurch selbst, und der Schuldner hat seine Schuld getilgt.

Die Perser, haben, wie die Türken, dreyerley Arten der Ehe, welche von ihren Gesetzen gleichmäßig begünstiget werden. Entweder, sie heurathen förmlich, oder sie miethen eine Frau auf eine gewisse Zeit, oder sie verbinden sich mit Sclavinnen. Die Anzahl der Weiber von der ersten Gattung ist ebenfalls nur auf

vier

vier eingeschränkt, obgleich ein Perser selten mehr als Eine zu nehmen pflegt. Man nennt diese rechtmäßige Frauen Nekha. Eine gemiethete Frau heißt Amoutha. Eine Ehe dieser Gattung kann nach Ablauf der im Contracte bestimmten Zeit wieder erneuert, aber auch vor derselben von dem Manne wieder aufgehoben werden; doch versteht es sich, daß er im letztern Falle der Frau die bestimmte Summe Geldes ganz bezahlen muß. Die Sclavinnen, mit denen sich die Perser verbinden, führen den Nahmen der Kanige; sie können deren so viel halten, als sie nur immer zu ernähren im Stande sind.

Außer den Muhamedänern, welche jetzt in dem Besitze Persiens sind, verdient noch ein Volk bemerkt zu werden, welches man für einen Ueberrest der alten Perser, jener Anbeter des Feuers, hält. Ich meine die Gebers, Fr. Guèbres. Sie dürfen, nach den Grund-Sätzen ihrer Religion, 5 Frauen nehmen; und nur allein in dem Falle eines begangenen Ehebruches, oder wenn die Frau zur muhamedanischen Religion übergeht, ist der Mann berechtigt, sich von ihr zu scheiden. Er muß überdies noch abwarten, ob seine Frau ihr Fehltritt gereuen möchte, da ihr denn eine dreyjährige Buße auferleget wird. Was die Feyerlichkeiten bey ihren Hochzeiten betrifft, so fragt der Priester, in Gegenwart einiger Zeugen, das Brautpar um ihre Einwilligung, und wenn diese erfolgt ist, benetzt er ihnen die Stirn mit Weihwasser, wobey er einige Worte ausspricht. Ob gleich ein Geber 5 Weiber hat, so ist doch nur Eine unter diesen eigentlich seine Frau. Bekommt sie in 7 Jahren keine Kinder, so muß sie abtreten, und er nimmt eine andere an ihre Stelle, ohne jedoch die erste zu verabschieden.

In dem Königreiche Siam, heurathet man schon im 11ten oder 12ten Jahre. Die Aeltern des Knaben melden sich alsdenn bey den Aeltern des Mädchens,

und halten um sie an. Diese verwilligen ihre Tochter demjenigen, welcher ihnen am besten gefällt; er muß aber ihr Verwandter seyn. Denn nach der Gewohnheit dieses Landes heurathet man bloß in der Familie; und es ist kein Grad von Verwandtschaft verbothen, als zwischen Bruder und Schwester, und auch diese, wenn sie nicht von einerley Mutter sind, können einander heurathen. Wenn die Verwandten einig sind, kommen des jungen Menschen Aeltern, und bringen den Aeltern des Mädchens 7 Schachteln mit Betel. Einige Zeit hernach wird dieses Geschenk wiederhohlt. Endlich aber kommt auch der junge Mensch selbst, und bringt das seinige, welches in 14 Schachteln besteht. Nun bleibt er in dem Hause seines künftigen Schwiegervaters, hält sich 1 oder 2 Monathe daselbst auf, um die Tochter kennen zu lernen, und sucht sich nach und nach zu gewöhnen, mit ihr zu leben. Endlich wird die Hochzeit vollzogen, ohne eine geistliche Verrichtung dabey vorzunehmen. Am Hochzeittage versammeln sich die Verwandten, mit den Aeltesten des Ortes, und ein jeder legt etwas in eine Börse, als: Armbänder, Ringe, Geld ꝛc. Einer von ihnen nimmt hernach ein angezündetes Licht, und fährt damit sieben Mahl um die Geschenke herum; die andern aber erheben ein Freudengeschrey, und wünschen dem Brautpare Gesundheit und langes Leben. Hierauf wird ein Gast-Mahl gegeben, und die Braut zu ihrem Bräutigam gebracht. Personen von Mittelstande kaufen ihre Weiber, und vollziehen die Heurath, sobald die ausgemachte Summe bezahlt ist. Sie behalten sich dabey allezeit das Recht der Ehescheidung vor, und daß sie wieder heurathen dürfen, so oft es ihnen gefällig ist. Die Siamer, wenn sie gleich verehelicht sind, haben doch Kebsweiber. Sie heurathen diese ohne Ceremonien, und achten sie nur als Sclavinnen.

Auf der Insel Ternate, sind die Gesetze wegen der Heurathen ungesittet, und Barbaren gleich. Sie verstatten die Vielheit der Weiber, ohne eine Anzahl dabey zu bestimmen, und man kann einander verlassen, so bald man einander nicht mehr gefällt. Daher geschehen auch diese Verbindungen ohne viele Ceremonien. So bald die Partheyen einig sind, stellt der Braut Vater ein Gastgeboth an, nach welchem das Brautpar die Heurath sogleich vollziehet. Wenn die Frau ihren Mann verläßt, muß sie ihm die Geschenke, die sie bekommen hat, wieder geben; sie gießt ihm hernach ein wenig Wasser auf die Füße, um die Unreinigkeiten abzuwaschen, die sie etwa zusammen begangen haben; und geht fort, sich den andern Tag mit einem andern zu versprechen, wenn sie jemand haben will. Hieraus kann man sich leicht vorstellen, daß bey dieser Denkungsart auch der Ehebruch viel Nachsicht findet.

In Ternate sowohl, als in allen Städten und großen Dörfern der moluckischen Inseln, wird auch eine besondere Gewohnheit, welche die Bevölkerung zum Gegenstande hat, mit der größten Sorgfalt beobachtet. Es sind nähmlich besondere Leute bestellt, die mit anbrechendem Tage in den Straßen und Gassen die Trommel schlagen, um die verheuratheten Personen aufzuwecken, und zu ermuntern, daß sie ihre eheliche Pflicht nicht verabsäumen.

In Afrika, in der Barbarey, verheurathen die Negern ihre Kinder sehr jung. Wer um ein Mädchen anhält, muß sie gewisser Maßen kaufen; daher es auch üblich ist, den Bräutigam zu fragen, wie viel ihm seine Braut koste. Die Verwandten der Braut thun gemeiniglich diese Frage, und er pflegt darauf zu antworten: ein vernünftiges und tugendsames Weib hat keinen Preis. Wenn die Braut vor dem Zelte des Bräutigams angekommen ist, reichet ihr eine ihrer

Begleiterinnen einen Stab, den sie nimmt, in die Erde so tief als möglich stecket, und dazu saget: daß, wie dieser Stab nicht anders, als mit Gewalt, könne aus der Erde gerissen werden, so sollte sie auch nichts, als die äußerste Gewalt, von ihrem Manne reissen.

Bey den Hottentotten, geschieht das Anhalten um die Ehe von dem Vater oder nächsten Anverwandten des Freyers, bey dem Vater oder nächsten Anverwandten des Mädchens. Wenn der Jüngling ungefähr 18 Jahr ist, besuchen der Vater und sein Sohn des Mädchens Freunde, und der Liebhaber beschäfftiget sich, der Gesellschaft Dakha oder Tobak zuzubereiten und anzuziehen. Sie rauchen alle, und von der Hauptsache wird nichts gesprochen, bis sie der Rauch ganz benebelt hat. Alsdenn eröffnet des Sohnes Vater den Vorschlag dem Vater des Mädchens, und hält für seinen Sohn um sie an. Der andere geht sogleich aus dem Zimmer, seine Frau um Rath zu fragen, und kommt bald mit einer zuverlässigen Antwort zurück, welche selten abschlägig ist, es wäre denn, daß die Tochter schon versprochen wäre. Gefällt der Freyer dem Mädchen nicht, dem sie ihre Aeltern verwilligt haben, so hat sie nur einen Weg, ihn los zu werden. Sie muß sich nähmlich mit ihrem Liebhaber niederlegen, und die ganze Nacht bey ihm zubringen. Sieget sie, so ist sie von ihm frey; überwindet er sie aber, wie gemeiniglich geschieht, so muß sie ihn heurathen. Wenn also der Junggesell ein Mann ist, begleiten ihn alle seine Verwandten und Freunde beyderley Geschlechts, treiben einen oder mehrere Ochsen vor ihm her, und führen ihn nach der Braut Wohnung, wo sie mit großen Freuden aufgenommen werden. Wenn der Ochs geschlachtet ist, beschmieren sie sich über und über mit dem Fette, und pudern sich alsdenn dicht über den ganzen Leib mit Bukhu (den getrockneten und gepülverten Blättern der Spiraea); die Weiber aber bemahlen sich

die

die Wangen, Stirn und Kinn mit rothem Kalksteine. Darauf geschieht die Verehelichung mit folgenden Ceremonien. Die Männer hauchen (hocken) zusammen in einem Kreise nieder, in dessen Mitte der Bräutigam in eben einer solchen Stellung sitzt. In einiger Entfernung sitzen die Weiber eben so um die Braut herum. Der Priester, der zu des Bräutigams Revier gehört, geht in den Kreis der Männer, und p... ein wenig auf den Bräutigam, da dieser mit seinen langen Nägeln in das Fett Furchen macht, damit der Urin desto tiefer durchdringe. Alsdenn thut er der Braut eben diese Gefälligkeit, und kehrt von einem zum andern, bis sein Vorrath erschöpft ist, während welcher Zeit er kurze Segenssprüche, etwa folgenden Inhaltes: Lebet glücklich zusammen! habet einen Sohn ehe ein Jahr vorbey ist! sey du ein guter Jäger oder Krieger! ꝛc. hersagt. Darauf schicken sie sich zum Hochzeitfeste an. Sig. 1329.

Eine Witwe, welche wieder heurathet, muß sich für jeden Ehemann nach dem ersten ein Glied vom Finger abschneiden, und von dem kleinen Finger anfangen.

In Amerika, heurathen die Creolen (*) selten förmlich vor dem Angesichte der Kirche, sondern verehelichen sich insgemein, wie sie es nennen, hinter der Kirche, d. h. sie leben meisten Theils in einer, ihrer Meinung nach, ehrbaren Kebsehe, die bey ihnen gar kein Aergerniß gibt. Ja, es ist vielmehr eine Schande, kein Amancebada zu seyn, d. h. keine Liebste zu unterhalten, die für ihn allein sey. Doch müssen sich solche eben so getreu, als in Europa die rechtmäßigen Frauen gegen ihre Männer aufführen. Es geschieht auch sehr oft, daß verheurathete Männer von ihren

(*) Ein Creol, eine Creolinn, ist eine in Indien, besonders im spanischen Amerika geborne Person von europäischer Herkunft.

Weibern abgehen, und sich an halbe oder ganze Negerinnen hängen, wodurch zuweilen eine Unordnung in den Familien entsteht. Die Priester und Mönche haben selbst dergleichen Kebsweiber, und man stößt sich auch gar nicht daran, außer wenn etwa eine Eifersucht rege wird, weil die Geistlichen ihre Buhlerinnen gemeiniglich mehr aufputzen, als andere, woran denn die halben Negerinnen öfters kenntlich sind. Die natürlichen Kinder erben fast eben so viel, als die ehelichen, so bald sie nur von ihren Vätern dafür erkannt sind; und es haftet auch auf solcher Geburt keine Schande, wie bey uns.

In Pensylvanien, hat ein Jeder die Freyheit, sich von dem Priester trauen zu lassen, oder die Heurath vor dem Richter zu schließen. Man kann hiervon wählen was man will. Wenn zwey junge Leute einig sind, sich einander zu heurathen, und die Aeltern nicht darein willigen wollen, so ist kein anderes Mittel, die Verweigerung zu vereiteln, als daß beyde flüchtig werden. Um aber der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, muß die Geliebte den jungen Menschen auf ihren Rücken nehmen, und beyde müssen sich in dieser Stellung vor dem Richter zeigen. Das Mädchen bekennt, daß sie ihren Liebhaber entführt habe, und bittet den Richter, sie zu verheurathen. Dieses erfolgt sogleich. Wenn die Ceremonie vorbey ist, treten die jungen Leute in ihre eheliche Rechte, und die Aeltern dürfen weiter keine Hindernisse machen, noch weniger auf die Trennung der Ehe dringen.

Heurathe-Casse, Heurathe-Societät; s. Braut-Casse, Th. VI. S. 561, fgg.

Heurathe-Contract, Heurathe-Vertrag, die feyerliche Verbindung wegen einer Heurath, und die Urkunde, worin dieselbe enthalten ist.

Heurathe-Gut, dasjenige Gut, d. i. Vermögen, welches bey einer Heurath die Frau ihrem Manne zubringt;

bringt; die Mitgabe, Mitgift; ſ. Braut-Schatz, Th. VI, S. 574, f.

Heure, ſ. Stunde.

Heure, ſ. die Heuer.

Heuren, ſ. Heuern.

Heurig, ſ. Heuerig.

Heurter, ſ. Tockiren.

Heurtoir, ſ. Klopfer. Sattel, bey den Schriftgießern.

Heuſchel, ſ. Hauhechel.

Heuſchrecke, L. Locuſta, Fr. Sauterelle, Griech. ἀκρὶς, Ital. Gavoletta, Span. Langoſta. Unter dieſem Nahmen begreift man alle vierflügelige Inſecten mit harten Flügeldecken, einem niedergebogenen Kopfe mit Kiefern und vier Fühlhörnern, und langen Springfüßen, welche mit ihren Flügeln einen Laut von ſich geben, und ſich von Gras, Getreide und andern Gewächſen nähren. Es gibt mehr als eine Art dieſer Thiere, welche ſich in allen vier Welttheilen, vornehmlich aber in den Morgenländern aufhalten, wo man die größten findet, unter denen manche 6 und mehr Zoll lang iſt. Linné führt 61 Arten an, welche theils in der Geſtalt, theils in der Farbe und Größe von einander unterſchieden ſind. Eine Art derſelben hält ſich vornehmlich auf den Wieſen und unter dem Heue bey uns einzeln auf, woher auch die erſte Hälfte ihres Nahmens rührt (*).

(*) Die zweyte Hälfte iſt von ſchrecken, ſpringen, einem vorzüglich unterſcheidenden Merkmahle dieſes Inſectes, welches daher ſchon in dem Tatian Henitkrekio, und bey dem Notker Matoſeregh, von Matte, Wieſe, genannt wird. Bey dem Leutern heißt es auch Hoiſtaltel (Hoiſtaffel), Heſtafele, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Hoeſtiuſel, im Angelſächſ. Gaersſtapa, von ſtaffeln, ſtapeln, welches noch im Niederſächſiſchen mit langen Füßen einher gehen bedeutet. Noch jetzt werden ſie an einigen Orten Stapeln, an andern Grashüpfer, Graspferde, Heupferde, (weil ihr Kopf mit dem Kopfe eines Pferdes viele Aehnlichkeit hat,) in Niederſachſen Sprenger, Sprankken, Sprinken, Heuſprunger, Springſel, Sprengſel, Springhahne, Springſtapel, Kohlſprenger, im Frieſiſchen Geſprenger, im Engl. Grashopper, im Dän. Grashoppe, Hor-

Viele unſerer Vorfahren, als: Wolfg Franz (*), Cyprian (**), Sperling (***), u. a. m. hielten die Heuſchrecken für ein Mittelding unter den fliegenden und kriechenden Thieren. So beſchreibt unter andern Sperling die Heuſchrecke: Locuſta eſt inſectum vorax, inquietum, medium tenens inter volatile & reptile. Ein Gedanke, den man unſern guten Vorfahren verzeihen muß! Wenn dieſes Kennzeichen auch wirklich bey den Heuſchrecken wäre, iſt es doch mehrern Inſecten, und zwar den meiſten derjenigen, welche Linné Inſecta hemiptera (Inſecten mit halb-harten Flügeldecken) nennt, gemein. Ich führe zum Beyſpiel die im XX Th. S. 35. fgg. beſchriebenen Grillen an, welche unſere Vorfahren von den Heuſchrecken trennten. Daß unſere Inſecten aber wirklich fliegen können, iſt aus ihren großen Zügen erweislich, welche ſie bisweilen zum Schaden vieler Gegenden unternommen haben. Vermuthlich ſahen unſere Vorfahren bey dieſem Kennzeichen darauf, daß ſich die gewöhnlichſten unter unſern Heuſchrecken der Macht zu fliegen nicht bedienen, und mehrentheils nur hüpfen, oder wenigſtens mit ausgeſpannten Flügeln nur einige Schritte weit ſich begeben.

Friſch, Schäfer, Gleditſch und Linné haben die Heuſchrecken auf ganz verſchiedene Arten eingetheilt. Friſch theilt ſie in ſolche, wo die Weibchen Legeſtacheln haben, und in ſolche, wo ſie ihnen mangeln, ein. Gleditſch bringt die Heuſchrecken in 4 Abtheilungen und

Hoefkrükke, im Schwed. Gräshoppa, im Franz. Saurerelle, von Sauter, ſpringen, genannt. Wenn dieſes Wort an einigen Orten Haberſchrecke lautet, ſo rührt die erſte Hälfte entweder von dem alten Hawi, Heu, her, oder auch, weil ſie oft dem Hafer Schaden zufügen. Uebrigens iſt dieſes Wort im Oberdeutſchen auch männliches Geſchlechtes, der Heuſchreck.

(*) Hiſtoria animalium. Viremb. 1653. 8. Frf. & Lpſ. 1712. 4.

(**) Continuatio hiſtoriae animalium Franzii.

(***) Zoologia phyſica. S. 423.

und 18 Gattungen. Die erste Abtheilung enthält diejenigen Gattungen, deren Kopf mit sehr langen Fühl-Hörnern (Antennae) versehen ist, und deren Weibchen zugleich eine aus dem Körper heraus gehende Geburts-Scheide haben; die zweyte, diejenigen, deren Köpfe mit sehr langen Fühlhörnern versehen sind, und bey deren Weibchen die Zeugungsröhre nicht aus dem Körper heraus geht; die dritte, diejenigen, deren Köpfe mit kurzen Fühlhörnern versehen sind, deren Weibchen aber eine aus dem Körper heraus gehende Geburts-Scheide haben; die vierte, die mit kurzen Fühlhörnern, und deren Weibchen keine aus dem Körper heraus gehende Geburtsscheide haben. Schäfer hat nur 3 Ordnungen; Linné aber 61 Gattungen. Hr. Past. Schröter theilt das Geschlecht der Heuschrecken in 4 Ordnungen ab, und rechnet dahin:

I. den im XVII Th. S. 722, beschriebenen Gespenstkäfer, Mantis religiosa *L.* welcher, weil er sich nicht von Gras und Getreide, sondern von kleinen Insecten nähret, auch Fangheuschrecke genannt wird.

II. Die gemeine Heuschrecke, Locusta, wohin folgende Arten gehören:

1) Die große orientalische Heuschrecke, die allergrößte arabische, ägyptische oder indianische Heuschrecke Sied. die Rammheuschrecke Müll. Locusta orientalis peregrinans, gregaria s. Asiatica; Locusta Arabica s. Indica omnium maxima migrans; Gryllus cristatus *Linn.* Sie ist so lang und dick wie ein Finger, und nimmt mit ausgebreiteten Flügeln in der Breite einen größern Raum ein, als man bespannen kann. Sie ist schön roth, grün und gelb gezeichnet. Die Farbe ist an den Oberflügeln, Kopf und Halsschild, braun; die langen Rippen an den Ober-Flügeln und kleinen Quer-Adern sind gelb. Das Bruststück ist über dem Kiel in 4 bis 5 Kerben eingetheilt, welches den Kamm (Crista) vorstellt, der sich

gleich

gleich hinter dem Nacken zeigt. Die erhabenen Winkel und Linien an dem Halsschilde sind weißgelb, wie Hirschhorn, wo das heraus stehende abgenutzte weiß wird, das innere oder tiefere aber braun bleibt. Die Unterflügel sind dunkelkarminroth, mit schwarzen Flecken, zwischen den Rippen, und liegen in 3 Falten. Die Fühlhörner sind fadenförmig und kurz; und die Schenkel der Hinterfüße sind mit einer Reihe dorniger Stacheln bewaffnet. Das Fleisch ist eßbar. In den Morgenländern gibt es eine ungeheure Menge derselben, und wo sie sich niederlassen, da richten sie große Verheerungen an. Sie verlassen bisweilen die Morgenländer, und wenn sie da ziehen, so formiren sie große Wolken. Man muß sie aber mit der Strich- oder Zug-Heuschrecke, Gryllus migratorius *L.* von welcher in gegenwärtigem Artikel ausführlich handeln werde, nicht verwechseln.

2) Die grüne Heuschrecke; der allergrößte grüne Baumsprengsel Gled.; die Degenklinge Müll. Locusta arborea maxima viridis, antennis longissimis. Gryllus viridissimus *L.* Dieses ist unter untern Heuschrecken die größte, wiewohl ihr die folgende an Größe ziemlich gleich kommt. Müller sagt, daß sie sich auf den Bäumen und in den Gerstenfeldern aufhalten. In Thüringen hat sie Hr. Schröter am häufigsten in den Felderbsen gefunden. Man zählt sie unter die wiederkäuenden Thiere, und sie haben einen dreyfachen Magen. Sie können Gras, Kräuter und Baumblätter käuen, und durch Hülfe einer röthlichen Zunge hinunter schlucken. Der Gesang, den diese Heuschrecken, doch nicht so angenehm, wie die Schnarrheuschrecken, haben, kommt, wie bey allen Heuschrecken, nur dem Männchen zu. Beym Fliegen machen sie mit ihren Flügeln ein deutliches Geräusch. Wenn man eine von hinten an den Hinterfüßen fängt, reißt sie diesen Fuß an der Wurzel vom Leibe los, und kann alsdenn

nicht

nicht mehr fliegen, weil sie sich mit Hülfe der Füße in die Höhe heben muß. Ihr Kopf, der, wie der Kopf aller Heuschrecken, mit dem Kopfe eines Pferdes viele Aehnlichkeit hat, endiget sich mit Freßstangen und Fühlspitzen. Ihre Oberflügel sind grasgrün, bisweilen dunkler, manchmahl heller. Auf dem Rücken sind diese Flügel braun, welcher braune Fleck oben am Brustschilde die Breite des Brustschildes hat, sich aber immer schmähler bis in eine scharfe Spitze endiget. Diese Oberflügel sind weniger durchsichtig, netzartig und gefalten. Die Flügel ragen weit über den Leib hervor, und sind länger, als der Körper, selbst beym Weibchen, mit ihrem Legestachel betrachtet. Dieser Legestachel beträgt ungefähr zwey Drittel der Länge des Körpers, und hat die Form einer Sense, womit man Gras oder Hafer mähet; daher diese Heuschrecken in manchen Gegenden Thüringens auch Grashauer heissen. Das Thier kann ihn in 2 Theile spalten, damit, wenn es mit demselben ein Loch in die Erde gebohrt und es weitläuftig genug gemacht hat, durch Hülfe dieses Spaltes das Ey unverletzt in die Erde legen kann. Eigentlich aber besteht dieser Legestachel aus 4 einzelen Theilen. Der dem Körper nächste Theil der Füße ist glatt, der folgende uneben, rauh, und mit lauter kurzen Stacheln besetzt. Die Fußblätter aber haben an allen Füßen 4 Glieder, welches eben der Character ist, der sie von der Fang-, Schnarr-, und After-Heuschrecke deutlich unterscheidet. Die Fühl-Hörner sind borstenähnlich, doch von verschiedener Größe. Sie sind allemahl länger als der Körper, bisweilen so lang, als die Heuschrecke mit ihren Flügeln betrachtet, bisweilen etwas kürzer. Die Augen sitzen oben ganz nahe an den Fühlhörnern, und es scheint, als wenn die Fühlhörner aus dem Auge heraus gingen. Sie ragen im Kopfe hervor, und sind dunkelbraun und glänzend. Sie behalten ihren Glanz und den größten

Theil

Theil ihrer Farbe auch im Tode. Ein Vorzug, den sie mit vielen Insecten gemein haben, da hingegen alle Thiere mit gebrochenen Augen sterben. Das Brust-Schild ist, in Betrachtung gegen den ganzen Körper, sehr kurz, und hat die Form einer Klappe, welche oben am Kopfe weit schmähler ist, als unten an den Flügeln, wo es ein wenig ausgeschweift ist. Dieses Brustschild ist bey einigen ganz grün ohne alle Farbe, außer daß es in der Mitte einen Strich hat, welcher bald braun, bald röthlich ist; bey andern ist dieses Brustschild braun und grün melirt. Der Hinterleib ist nicht viel über die Hälfte kürzer, als die Flügel, doch im Verhältniß seiner Länge ziemlich dick. Man findet diese Art Heuschrecken gemeiniglich 2¾ Zoll lang.

3) Die grüne Heuschrecke mit braunen Flecken; das bunte Heupferd Gled.; Locusta pratensis maxima, varii coloris, antennis longissimis; Gryllus verrucivorus *L.* Diese Art unterscheidet sich von der vorhergehenden, durch die Farbe und Größe der Flügel, wie auch durch die Größe ihrer Fühlhörner, und die Beschaffenheit ihrer Augen. Die Flügel sind ebenfalls grasgrün, und den Rücken hinunter, oder wenn sie zusammen gelegt sind, ohne braune Flecken; selbst der an der vorigen Art bemerkte große breite Schweif ist hier bey manchen nur in den beyden Winkeln der Flügel sichtbar, bey andern aber, wo er die ganze Oberfläche des Rückens einnimmt, nicht größer als das Brustschild. Die braunen Flecken stehen auf den Seiten der Flügel ziemlich regelmäßig, haben zum Theil die Größe eines Hirsekornes, und farben in ihrem Schatten die Flügel dergestalt, daß sie die grüne Grundfarbe derselben fast gar verdrängen. Die Flügel sind kürzer, als bey der vorigen Art, dergestalt, daß bey den Weibchen der Legestachel noch vor den Flügeln hervor raget. Die Augen sitzen unter den Fühlhörnern, und ragen nicht so weit vor dem Kopfe hervor,

ob

ob sie gleich eben so groß, braun und glänzend, als die bey der grünen Heuschrecke sind. Die Fühlhörner sind kaum $\frac{2}{3}$ so lang, als die bey der grünen; sie sind nicht viel länger, als der Leib, ohne den Kopf betrachtet. Das ganze Insect ist kaum 2 Zoll lang. Die Bauern in Schweden bedienen sich desselben, ihre Warzen wegzubringen, denn es beißt sie auf, und läßt eine Feuchtigkeit hinein, wodurch sie vergehen. Eben deswegen nennt Linné diese Gattung Gryllus verrucivorus, und Müller den Warzenfresser.

Im Handbuch der Naturgeschichte, 4 Band, S. 274, wird dieses letztere der großen grünen Heuschrecke zugeschrieben, welche eben sowohl die Warzen anfällt und mit einem Safte benetzt, der aber vielleicht bey der einen Heuschreckenart so wenig, als bey der andern, hilft.

4) Die weißgelbliche Heuschrecke, ist eigentlich eine bloße Spielart der grünen, No. 2.

5) Der Grauflügel Müll. Gryllus rufus *L.* Der Körper ist roth, die Flügeldecken aber sind grau; das Bruststück ist kreutzförmig, und die Fühlhörner sehen einer zugespitzten Keule gleich.

II. Die Schnarrheuschrecke, Klapperheuschrecke, der Schnarrsprengsel, Acrida, Acridium *Schaef.* Locusta sylvestris media, crepula, alis inferioribus eleganter coloratis *Schröt.* Man nennt sie in einigen Gegenden auch Heimen; ein Nahme, welcher eigentlich den Haus- und Feldgrillen zukommt; und verwechselt sie offenbar mit den Feldgrillen, mit welchen sie, außer dem schnarrenden Getöse wirklich nichts gemein haben. Eben dieser Laut, den sie beständig hören lassen, hat ihnen die Benennung gegeben, die sie führen. Diese Gattung unterscheidet sich von allen übrigen durch folgende Kennzeichen: Sie ist weder so groß, als die Fang- noch die gemeine Heuschrecke, aber weit größer, als die Afterheuschrecke; ihre Fuß-Blätter haben an allen Füßen nur 3 Glieder; und ihre Fühlhörner sind um die Hälfte kleiner, als die bey den

übri-

übrigen, doch größer als bey der Afterheuschrecke. Die besondern Arten derselben sind:

1. Die Schnarrheuschrecke, mit braunen, mehr durchsichtigen Oberflügeln, a) mit einem karminrothen, b) mit einem braunen Schenkel. Die ganze Heuschrecke, Kopf und Flügel mit gerechnet, ist 1 ½ Z. groß.
2. Die Heuschrecke, mit weniger durchsichtigen Ober- und rothen Unterflügeln; der Knirscher Müll. der Rothflügel Füßl. Gryllus stridulus *L.* Holl. Klapperman und Ratelaar, wegen ihres beständigen Zwitscherns; welches aber eigentlich allen Schnarrheuschrecken zukommt.
3. Die Schnarrheuschrecke, mit weniger durchsichtigen Ober- und blauen Unterflügeln; der Blauflügel Füßl. Gryllus coerulescens *L.*
4. Die Schnarrheuschrecke, mit weniger durchsichtigen Ober- und weißen Unterflügeln.
5. Die Schnarrheuschrecke mit grünen Oberflügeln.
6. Die Schnarrheuschrecke mit melirten Oberflügeln, und einem breitgesäumten Rückenschilde.

IV. Die Afterheuschrecke, Locusta pratensis exigua variorum colorum. Hr. Schröter hält sie für ein neues Geschlecht. Was sie besonders von allen Heuschrecken unterscheidet, ist theils die Gestalt und Beschaffenheit ihres Rückens, theils ihre Größe. Sie hat 2 ganz durchsichtige Flügel, welche den Unterflügeln der übrigen Heuschrecken gleich sind, und unter einem beweglichen Schilde stecken, welches fast die Gestalt eines langen Dreyeckes hat, beym Kopfe anfängt, und bey einigen länger, bey andern kürzer, und bey noch andern just so lang, als der Leib, übrigens aber ganz hart und durchsichtig ist, in der Mitte eine

schar-

scharfe Erhöhung hat, und sich unten in eine scharfe Spitze endiget. Ihr Flug beträgt auf einmahl höchstens einen Raum von 2 Mannsschritten. Ihre Fühl-Hörner haben kaum den 4ten Theil der Länge des ganzen Thieres. Sie haben keinen Legestachel, pflanzen sich aber ebenfalls durch Eyer fort, und werden fast in allen Gegenden, wo Gras wächst, gefunden. Die größten, bey denen das Schild länger als der Leib ist, sind nicht viel über $\frac{3}{4}$, die kleinern aber kaum $\frac{1}{2}$ Z. lang.

Von einer Art kleiner Heuschrecken, welche **Floh-Heuschrecken** genannt werden, weil sie wie Flöhe springen, und welche unter allen Heuschrecken allein einen scharfen spitzigen Stachel haben, womit sie den Saft aus den Pflanzen ziehen, und sich unter einem weißen Schaume, welcher Frühlingsschaum oder Guckgucksspeichel genannt wird, verwandeln, s. Th. XX. S. 304, fgg.

Die so genannte **Seeheuschrecke**, oder **Meer-Grille**, Locusta marina; Cancer Locusta macrourus articularis, manibus quatuor adactylis, pedibus quatuordecim *L.* Fr. Cigale de mer, ist eine Art länglich geschwänzter Krebse mit einem kurzen spitzigen Schwanze, die mit der Erdheuschrecke einige Aehnlichkeit haben. Sie werden mit besondern Hamen, welche daher Heuschreckenhamen heissen (s. Th. XIII, S. 636), gefangen. Dieser Krebs, welcher im Kochen roth wird, hat ein wohlschmeckendes Fleisch.

Die schädlichste Art der Heuschrecken, ist wohl die **große orientalische Strich- oder Zugheuschrecke**, Cryllus migratorius, thorace subcarinato, segmento vnico, capite obtuso, maxillis atris *Linn.* welche ihre Benennung daher haben, weil sie, wie viele Vögel, strich- oder zugweise nach Europa ziehen, und dasselbe nach einiger Zeit wieder verlassen, oder, wenn ja von ihrer Brut etwas zurück geblieben ist, doch nach und

nach, der ihnen nachtheiligen Witterung und anderer Ursachen wegen, gar umkommen. Zuweilen finden sich unter diesen einzele mit eingestreuet, die mit jenen gefangen, den Insectenliebhabern in ihre Sammlungen überschickt, und mit ihnen verwechselt werden. Der Aberglaube hat sie so gar zu ordentlichen Heerführern der erstern gemacht. Hr. Prof. Gleditsch nennt sie: Locusta migratoria, tatarica, capite obtuso, venis alarum rubris.

Die Strichheuschrecken, von welchen jetzt die Rede ist, kommen eigentlich aus Asien und Afrika zu uns nach Europa, wo sie in den östlich tatarischen und arabischen Wüsten jährlich in einer erstaunlichen Menge gezeuget werden, und nicht leicht, als aus Noth und Hunger gezwungen, sich in andere Länder begeben. Die nördlichen Länder Europens pflegen gemeiniglich diejenigen zu überziehen, die in Asien erzeugt worden; da hingegen die südlichen solche meisten Theils aus Afrika bekommen. Plinius hat schon bemerkt, daß sie nach Italien über das Meer aus Afrika kämen. Im Jahr 1475 zogen sie aus der Türkey über Ungarn und Polen bis in Schlesien und Mähren. Im J. 1527 flogen sie aus der Türkey nach Polen. Im J. 1536 bekamen sie die Ungarn vom schwarzen Meere her. Im J. 1693 kamen sie abermahl aus der Türkey durch Ungarn bey Wien vorbey, durch Oestreich, Böhmen, bey Eger vorbey, d. 18 Aug. a. K., in verschiedenen Zügen, bis in Vogtland, Osterland und Thüringen, wo sie sich in den Gegenden von Orlamünde, Roda, Leuchtenberg, Jena und Weimar, in einem Raum von 4 Meilen ausgebreitet haben und über einen Monath geblieben sind, bis sie daselbst erfroren. In den Jahren 1747 und 1748 kamen sie aus der Walachey und Moldau nach Siebenbürgen. Und wegen der Beschaffenheit des Bodens und der Nachbarschaft mit Polen, haben auch einige Provinzen der

Mark

Mark Brandenburg, nebst einem Theile von Pommern, Schlesien und der Niederlausitz, seit undenklichen Jahren, das Unglück gehabt, daß ihre Felder, Gärten, Weinberge und andere Fruchtländer, durch die Zugheuschrecken abwechselnd verwüstet worden sind. Insonderheit fielen sie in den Jahren 1749 und 1750, nachdem sie in Polen große Verwüstung angerichtet, und sich von Cracau bis durch die Woiwodschaft Posen ausgebreitet hatten, in die Mark und in Schlesien ein, und kamen bis in die berlinischen Gegenden. Aus diesen und vielen andern Beyspielen erkennt man, daß die Zug-Heuschrecken aus Asien und Afrika, vornehmlich aber aus Libyen, dem Innersten von Afrika, kommen, und daß daher ihr wahres Vaterland in diesen beyden Welttheilen zu suchen sey. Von den Ursachen und der Beschaffenheit ihrer Züge, werde weiter unten sprechen.

Die Zugheuschrecken haben, von je her, wenn sie in starken Zügen plötzlich eingefallen sind, den größten Schaden verursachet, und in Zeit von wenigen Stunden auf einzelen Feldmarken alles aufgezehrt, womit sich eine so große Menge eines so gefräßigen Ungeziefers nur immer sättigen kann. Wenn sie auch nicht auf den Fruchtfeldern alles verzehren, so ist doch der größte Theil dessen, so sie zurück lassen müssen, wenn sie bey gutem Winde weiter gehen, verdorben; und der Schade, den sie anrichten, ist also weit beträchtlicher, als der von unsern einheimischen, die sich lange Zeit, ohne die Feldfrüchte zu berühren, von dem jungen Grase und vom Thau ernähren. Da sie nun durch ihre Verheerung, indem sie sowohl das Getreide, als auch die Bäume und andere Gewächse abfressen, nicht nur bisweilen eine Hungersnoth, sondern auch oft die Pest verursachen, und sie überdies, bey warmer Witterung, eine ziemliche Zeit Hunger und Durst ertra-

gen können (*): so scheinen sie vor vielen andern besonders geschickt zu seyn, eine allgemeine Landplage abzugeben. Ob nun gleich die starken Heerzüge der fremden Heuschrecken, die sie aus den entlegensten Gegenden nach unsern Ländern thun, von je her fürchterlich gewesen sind, und allezeit seyn werden: so bleiben uns doch einige Mittel übrig, ein Uebel, welches wir nicht völlig abwenden können, einiger Maßen zu vermindern. Glücklich sind diejenigen Landwirthe, welche dieses Insect noch gar nicht kennen; aber sicher sind sie nicht. Denn wenn sich die Heuschrecken einmahl im Lande einfinden, so verlassen sie es öfters in vielen Jahren nicht, sondern breiten sich vielmehr immer weiter aus, und ziehen von einem Orte zum andern. Daher jemand, der sich heut freuet, in seinem Leben noch keine gesehen zu haben, schon morgen sie millionenweise kann kennen lernen. Sie sind auf einmahl da, und man kann die Stunde bemerken, wenn sie ankommen; aber wenn sie wieder werden Abschied nehmen, bleibt allezeit ungewiß. Sie erhalten sich, durch ihre Brut, aus einem Jahre in das andere; diese legen sie gegen den Herbst. Wer sie also im September bey sich hat, der kann im voraus die sichere Rechnung machen, daß er im folgenden Jahre Zuwachs auf seine Kosten erziehen werde. Wenn es nun der Klugheit gemäß ist, seinen Schaden, wo nicht gänzlich zu verhüten, doch auf alle mögliche Weise zu vermindern: so hat ein sorgfältiger Wirth alles anzuwenden, diesen gefährlichen Feinden

(*) Diesen Umstand bemerkt man schon an unsern großen bunten Wiesenheuschrecken; doch ist die Härte und Dauer der fremden weit größer. Indessen sind unsere einheimische Heuschrecken, oder Landsprengsel, wenn es auch die kleinsten Arten wären, so bald ihre Menge überhand nimmt, doch immer Wiesen und Feldern schädlich, weil sie die zartesten Graskeime aus der Erde heraus fressen, daß man das Gras auf etwas erhabenen Wiesen, in manchen Jahren sehr dünn stehen sieht, ob gleich der Boden und die Witterung gut sind.

den so viel Abbruch zu thun, als in seinen Kräften steht. Es wäre zu wünschen, daß man ein sicheres Mittel erfinden könnte, sie alle auf einmahl zu vertilgen; allein, dieser Wunsch ist eben so vergeblich, als bey Raupen, Käfern und andern Geschmeiß, wenn es sich außerordentlich vermehrt. Gegen diese sind, seit 100 und mehr Jahren, dienliche Mittel vorgeschrieben, auch gebraucht worden, und doch erneuern sich die Nachrichten und eigenen Erfahrungen noch immer, daß Käfer und Raupen öfters alles abfressen. Indessen ist doch unstreitig, daß man in vielen Fällen sich durch eine hinreichende Vorsorge große Erleichterung verschaffen kann. Man muß aber seinen Feind völlig kennen, wenn man sich in eine gehörige Verfassung gegen ihn setzen soll. Ehe ich also diese Mittel selbst anzeige, muß ich die Zugheuschrecken, ihrer Natur und Eigenschaften nach, beschreiben, weil jene auf einer genauen Kenntniß dieser Umstände beruhen. Ein Haus- und Landwirth muß schlechterdings zugleich ein Naturkundiger und Naturforscher seyn. Er muß in allem seinem Vornehmen die Natur zur Begleiterinn haben, und wird wenig nützliches ausrichten, wenn er ihr entgegen handeln will; wofern er sich nicht damit zu begnügen Lust hat, daß er erfährt, die Natur lasse sich nicht zwingen.

Die morgenländischen Strich- oder Zug-Heuschrecken, sind, in Ansehung ihrer Größe, Gestalt und Farben, leicht von allen andern Heuschrecken zu unterscheiden. Sie sind zwar kleiner, als die großen orientalischen oder Kamm-Heuschrecken, aber größer, als alle diejenigen, welche sich gewöhnlich in unsern Gegenden aufhalten; denn sie erreichen eine Länge von 3 bis 4 Zoll. Die Fühlhörner sind, nach Proportion der Länge des ganzen Körpers, sehr kurz, und haben kaum eine Länge von $\frac{3}{4}$ Zoll. Der Kopf hingegen ist sehr dick und groß, und an seiner runden Vorderfläche, wie

die Freßspitzen, fleischfarben. An jeder Seite desselben zeigt sich, nahe am Gebiß, ein großer dunkelblauer Flecken; seine übrige Grundfarbe aber ist insgemein grünlich-blau, und die in demselben stehenden großen Augen sind glänzend roth-braun. Der Hals-Kragen, welcher in der Mitte seiner Oberfläche keinen Kamm führt, sondern nur eine der Länge nach auslaufende zarte Linie zeigt, sieht bey einigen grüner, als bey andern, aus, an den Weibchen aber bräunlich; er ist gemeiniglich mit einer schmahlen fleischfarbenen Linie eingefasset, und an den Seiten desselben sind auch noch etliche helle fleischfarbene Flecken zu bemerken. Der größere Theil des Vorderleibes oder Bruststückes, welches der Halskragen obenher in etwas bedeckt, ist ziemlich breit, ins besondre, wenn man die Heuschrecken auf ihrer Unterfläche betrachtet, welche meistens fleischfarben und bläulich, zu beyden Seiten aber grünlich, und zwar bald heller, bald dunkler von Farbe, ist. Der Unterleib spielt obenher in Violett, an der Unterfläche aber in das Fleischfarbige, und an einigen in das Rothe oder Gelbliche. Ueberhaupt sind diese Heuschrecken sehr veränderlich an Farbe; man bemerkt auch an ihnen, daß sie gegen den Herbst immer dunkler werden. Die zwey längsten Füße, welche zum Springen dienen, sind nebst den vier übrigen kürzern, zuweilen roth, manchmahl aber auch nur blaß fleischfarben; zuweilen sind auch die dicken Oberschenkel derselben entweder ganz, oder nur oberhalb grün, welche Veränderung sich auch an den vier kürzern Füßen zu finden pflegt. Sie haben, wie andere Heuschrecken, 4 Flügel, deren 2 obere ziemlich schmahl, dabey aber so lang sind, daß sie, besonders bey den Männchen, über den Hinterleib hinaus gehen; ihre Grundfarbe ist blaßbraun; sie sind mit fast unzähligen Adern durchzogen, zwischen welchen man viele dunkle und schwarzbraune Flecken von verschiedener Größe sieht; die größesten

ßesten, und zugleich die dunkelsten, zeigen sich um die Einlenkung der Flügel. Diese schmahle Oberflügel werden von zwey sehr breiten Unterflügeln bedeckt, welche, wenn sie geschlossen sind, gleich einem Fächer, in Falten liegen. Sie sind durchsichtiger und zärter, als die obern, und vorn ebenfalls blaßbraun, in der Mitte aber fängt sich diese Farbe an nach und nach zu verlieren, und wird immer blaßgrüner, so daß sie endlich, gegen den Leib zu, wo die meisten Falten sind, ganz grün werden. Der Flug dieser Heuschrecken ist sehr schnell, wozu die Größe ihrer Flügel das meiste beyträgt; und da sie sich durch Hülfe derselben höher, als andere, in die Luft erheben können, so sind sie daher auch im Stande, viel weiter zu fliegen, besonders da ihnen, wie weiter unter zeigen werde, der Wind, mit dem sie zu streichen pflegen, solches noch um vieles erleichtert.

Einige Heuschrecken haben getüpfelte oder punctirte Flügel; und es haben sich Leute gefunden, deren Einbildungskraft so glücklich gewesen ist, daß sie allerhand Buchstaben aus verschiedenen Sprachen auf denselben entdeckt zu haben glauben. Sie haben sich eine Ehre daraus gemacht, traurige Propheten zu seyn, und, aus großer Liebe gegen ihren Nächsten, die Bedeutung derselben mitzutheilen sich verbunden erachtet. Auf dem einen Flügel haben sie I. R. A. und auf dem andern D. E. I. gelesen. Ein Anderer hat eine sinnreiche Kenntniß der armenischen Sprache dadurch gezeigt, daß er nach seiner gemachten lateinischen Uebersetzung darauf gefunden hat: 1. Immanes. 2. Novi Populi.

Die Heuschrecken, welche 1712 in Schlesien einfielen, sollen auf ihren Flügeln die 3 Buchstaben B. E. S. gehabt haben, deren Erklärung Paul Jetze, Prof. der griech. Sprache und Dichtkunst bey dem Gymn. in Stettin, unter dem Titel: Muthmaßungen von den wundersamen Heuschrecken, zum Neujahrsgeschenk, in hebräischer, griechischer, latein. und deutscher Sprache, an das Licht gestellt hat. Ich will von seinem großen Vorrath nur einige nehmen: Bedeutet erschreckliche Schlachten; Bedeutet erfreuliche Siege; Boshaftig erstorbene Sünder; Bereuet euern Stolz grö. Beseufzet eure Schinderey; Beschauet eure Strafe. de ei-

die Freßspitzen, fleischfarben. An jeder Seite desselben zeigt sich, nahe am Gebiß, ein großer dunkelblauer Flecken; seine übrige Grundfarbe aber ist insgemein grünlich-blau, und die in demselben stehenden großen Augen sind glänzend roth-braun. Der Hals-Kragen, welcher in der Mitte seiner Oberfläche keinen Kamm führt, sondern nur eine der Länge nach auslaufende zarte Linie zeigt, sieht bey einigen grüner, als bey andern, aus, an den Weibchen aber bräunlich; er ist gemeiniglich mit einer schmahlen fleischfarbenen Linie eingefasset, und an den Seiten desselben sind auch noch etliche helle fleischfarbene Flecken zu bemerken. Der größere Theil des Vorderleibes oder Bruststückes, welches der Halskragen obenher in etwas bedeckt, ist ziemlich breit, ins besondre, wenn man die Heuschrecken auf ihrer Unterfläche betrachtet, welche meistens fleischfarben und bläulich, zu beyden Seiten aber grünlich, und zwar bald heller, bald dunkler von Farbe, ist. Der Unterleib spielt obenher in Violett, an der Unterfläche aber in das Fleischfarbige, und an einigen in das Rothe oder Gelbliche. Ueberhaupt sind diese Heuschrecken sehr veränderlich an Farbe; man bemerkt auch an ihnen, daß sie gegen den Herbst immer dunkler werden. Die zwey längsten Füße, welche zum Springen dienen, sind nebst den vier übrigen kürzern, zuweilen roth, manchmahl aber auch nur blaß fleischfarben; zuweilen sind auch die dicken Oberschenkel derselben entweder ganz, oder nur oberhalb grün, welche Veränderung sich auch an den vier kürzern Füßen zu finden pflegt. Sie haben, wie andere Heuschrecken, 4 Flügel, deren 2 obere ziemlich schmahl, dabey aber so lang sind, daß sie, besonders bey den Männchen, über den Hinterleib hinaus gehen; ihre Grundfarbe ist blaßbraun; sie sind mit fast unzähligen Adern durchzogen, zwischen welchen man viele dunkle und schwarzbraune Flecken von verschiedener Größe sieht; die größesten

ſten, und zugleich die dunkelſten, zeigen ſich um die Einlenkung der Flügel. Dieſe ſchmahle Oberflügel werden von zwey ſehr breiten Unterflügeln bedeckt, welche, wenn ſie geſchloſſen ſind, gleich einem Fächer, in Falten liegen. Sie ſind durchſichtiger und zärter, als die obern, und vorn ebenfalls blaßbraun, in der Mitte aber fängt ſich dieſe Farbe an nach und nach zu verlieren, und wird immer blaßgrüner, ſo daß ſie endlich, gegen den Leib zu, wo die meiſten Falten ſind, ganz grün werden. Der Flug dieſer Heuſchrecken iſt ſehr ſchnell, wozu die Größe ihrer Flügel das meiſte beyträgt; und da ſie ſich durch Hülfe derſelben höher, als andere, in die Luft erheben können, ſo ſind ſie daher auch im Stande, viel weiter zu fliegen, beſonders da ihnen, wie weiter unter zeigen werde, der Wind, mit dem ſie zu ſtreichen pflegen, ſolches noch um vieles erleichtert.

Einige Heuſchrecken haben getüpfelte oder punctirte Flügel; und es haben ſich Leute gefunden, deren Einbildungskraft ſo glücklich geweſen iſt, daß ſie allerhand Buchſtaben aus verſchiedenen Sprachen auf denſelben entdeckt zu haben glauben. Sie haben ſich eine Ehre daraus gemacht, traurige Propheten zu ſeyn, und, aus großer Liebe gegen ihren Nächſten, die Bedeutung derſelben mitzutheilen ſich verbunden erachtet. Auf dem einen Flügel haben ſie I. R. A. und auf dem andern D. E. I. geleſen. Ein Anderer hat eine ſinnreiche Kenntniß der armeniſchen Sprache dadurch gezeigt, daß er nach ſeiner gemachten lateiniſchen Ueberſetzung darauf gefunden hat: 1. Immanes. 2. Novi Populi.

Die Heuſchrecken, welche 1712 in Schleſien einfielen, ſollen auf ihren Flügeln die 3 Buchſtaben B. E. S. gehabt haben, deren Erklärung Paul Jetze, Prof. der griech. Sprache und Dichtkunſt bey dem Gymn. in Stettin, unter dem Titel: Muthmaßungen von den wunderſamen Heuſchrecken, zum Neujahrsgeſchenk, in hebräiſcher, griechiſcher, latein. und deutſcher Sprache, an das Licht geſtellt hat. Ich will von ſeinem großen Vorrath nur einige nehmen: Bedeutet erſchreckliche Schlachten; Bedeutet erfreuliche Siege; Boshaftig erſtorbene Sünder; Bereuet euern Stolz; Beſeufzet eure Schinderey; Beſchauet eure Strafe.

Kranz ſchreibt, daß auf den Flügeln der Heuſchrecken, im Jahr 1542, die Worte Ira Dei geſtanden, und zwar ſoll dieſe Schrift in Apulien Griechiſch, in Deutſchland aber Hebräiſch, Arabiſch und Aethiopiſch zu leſen geweſen ſeyn.

Das meiſte Aufſehen verurſachte wohl M. Andr. Acolu-thus, Archidiac. zu St. Bernhardin in der Neuſtadt, und Prof. der morgenländ. Sprachen bey dem Gymn. zu St. Eliſabeth in Breslau, im J. 1693. Denn dieſer breitete aus, daß er auf den Heuſchreckenflügeln die Worte: Annona moriemini gefunden hätte. Dieſes veranlaßte den damahligen Rathspräſidenten, v. Hannold, von vielen 1000 Heuſchrecken die oberſten Flügel, auf denen die Linien, Puncte und Streiffen ſtanden, ganze Schachteln voll in ſein Haus bringen zu laſſen; aber auf keinem einzigen Flügel konnte man einen lateiniſchen Buchſtaben wahrnehmen. Da nun noch der Aber-Glaube des gemeinen Volkes dieſes Vorgeben vermehrte, und es deſto eher geglaubt wurde, weil es ein Geiſtlicher geſagt hatte, ſo hielt der berühmte Theologus, Caſp. Neumann, damahliger Paſtor zu St. Maria Magd. in ſeiner Pfarrkirche, deshalb eine gelehrte und erbauliche Predigt an einem Bußtage, (ſ. Deſſen geſammlete Früchte, S. 53, fgc.) worin er dieſes Vorgeben öffentlich verwarf, mit Erinnerung, es ſollte ſich dadurch niemand aus ſeiner Gemeine irre machen laſſen, weil Gott niemahls im Gebrauch gehabt, auf gemeine ordentliche Creaturen, Briefe an die Menſchen zu ſchreiben, und ſie zu Bußpredigern zu gebrauchen, oder durch ſie Hungersnoth ankündigen zu laſſen; zumahl, nach rechtem lateiniſchen Verſtande, die Worte Annona moriemini, nicht heiſſen: Ihr werdet Hungers ſterben, ſondern: ihr werdet euch an dem jährigen Zuwachs des Getreides zu Tode freſſen, weil ein anderes iſt, Annona, das Getreide, oder die jährlichen Früchte, und ein anderes Annonae caritas oder difficultas, welches letztere theure Zeit bedeutet.

Frage: was bedeuten die Heuſchrecken? Ecche: Schröcken! d. i. Moraliſche Kirchweyh-Predig, eingericht auf dermahlig-gefährliche Welt- und Zeits-Umſtände; vom Pater Dorn. Altorf. 1750, 4. 3 B.

JO. IGNAT. MUSCHEL. obſ. de ala locuſtae literis hebraicis decorata, ſ. in den *Miſc. Nat. Cur.* Dec. II, A. IX, Obſ. 120.

Mit ihren großen hervor ſtehenden Augen können ſie ſehr ſcharf und weit um ſich ſehen, und laſſen ſich diejenigen, die ihnen nachſtellen wollen, nicht zu nahe kommen.

Die

Die Männchen, welche allemahl kleiner und gelbgrüner sind, als die Weibchen, machen, wie alle andere Arten von Heuschrecken männliches Geschlechtes, ein zwitscherndes Getöne, wodurch sie den Weibchen zu verstehen geben, daß sie Lust haben, sich mit ihnen zu begatten. Sie lassen solches sehr stark von sich hören, und wissen diesen Ton mit den zwey Oberflügeln und mit ihren Springfüßen hervor zu bringen. Denn wenn man sie währendem Gesange genau betrachtet, wird man gewahr, daß sie ihre Flügel nicht, wie andere Arten von Heuschrecken, oben an der Einlenkung bewegen, sondern man sieht, wie sie mit dem dünnen, zackigen und langen Theile ihrer Springfüße an ihren Oberflügeln sehr geschwinde hin und wieder fahren, wodurch eben gedachter Ton entsteht. Daß dieses auf solche Art zugehe, davon kann man sich auch noch dadurch überzeugen, wenn man einem Männchen einen seiner Springfüße ausreißt, da man denn seinen Laut um die Hälfte schwächer, als der andern ihren, hören wird. Außer diesem Laute, den die Männchen durch das Reiben ihrer Füße und Oberflügel von sich geben, wenn sie sich begatten wollen, machen die Heuschrecken auch ein Geräusch mit den Zähnen, wenn sie fressen, und ein Sausen in der Luft, wenn sie heerweise fliegen, welches mit dem Rauschen eines Flusses, oder mit dem Rauschen, welches der Wind in den Bäumen macht, sich vergleichen läßt.

Man erkennt die Eigenschaften der Thiere aus dem Bezeigen, welches man an ihnen wahrnimmt. Das erste, was wir hieraus an den Heuschrecken entdecken, ist dieses, daß sie gesellig sind. Nicht allein diejenigen, welche zusammen aus einem Neste kommen, halten sich stets bey einander, sondern es gesellen sich auch die aus andern Nestern mit dazu. Man trifft sie also, von Jugend an, erst in kleinen, hernach immer in größern Scharen beysammen. Man findet das Ende ei-

nes Feldschlages ganz rein, und auf dem andern stößt man mit einem Mahl auf eine Menge, welche Grausen erwecket. Solchemnach kann man, wo man nicht täglich überall hin kommt, sich von diesem Ungeziefer ganz frey schätzen, und es doch schon einige Tage in Menge bey sich haben. Sie lassen uns aber nicht lange in dieser Ungewißheit, sondern verrathen ihre Gegenwart bald durch eine andere Eigenschaft, die sie besitzen, welches die Neigung zum Ziehen ist. Diese äußert sich bey ihnen von ihrem Auskriechen an, und dauert so lange fort, bis der Tod ihren Bemühungen ein Ende macht. Sie verändern ihren Aufenthalt fast täglich. Man darf ihnen deswegen keinen vorbedachten Willen beylegen, noch auch dieses einer unsichtbaren Fügung zuschreiben; die Natur lehrt es sie dadurch, daß sie ihnen, wie allen lebenden Geschöpfen, den Trieb sich zu erhalten beygelegt hat. Die Begierde, sich von einer Empfindung, welche ihnen der Magen verursachet, zu befreyen, dringet sie, sich nach dem Fraße zu sehnen. Wenn Thiere in großer Menge nahe bey einander sind, muß nothwendig der Vorrath bald aufgezehret werden. Der Hunger, den der Mangel unleidlich macht, zwingt sie, der Nahrung nachzugehen; und da sie solche auf frischen Stellen antreffen, so wird es bey ihnen bald zur Gewohnheit, ihren Aufenthalt beständig zu verändern, und solche frische Stellen zu betreten, zu welchen sie, wegen der damit verknüpften Stillung ihres Verlangens, einen natürlichen Hang bekommen. Wenn nun die gute Witterung und Hitze in ihrem Vaterlande ihrer Erzeugung zu Statten kommt, sind sie gar leicht im Stande, die Gegend, wo sie sich befinden, abzufressen, wodurch sie denn genöthiget werden, in einer andern Gegend ihre Nahrung zu suchen. Wo sie nun hinfallen, da gesellen sich, bey ihrem Abzuge, diejenigen, die vorher daselbst waren, aus Noth, auch zu ihnen, daß also endlich entsetzliche Heere daraus entstehen

stehen müssen. Daß aber ihre Züge vornehmlich durch den Mangel des Futters verursachet werden, erhellet daraus, weil sie von einer Gegend nicht leicht auffliegen, als bis sie dieselbe völlig abgefressen haben, und ihre Fortwanderung nur in solchen Fällen zu geschehen pflegt, wenn ihre Vermehrung außerordentlich ist.

Es ist aber die Nahrung nicht allein, welche sie nöthiget, sich auf die Wanderschaft zu begeben, sondern auch ihre große Empfindlichkeit, die sie gegen Wärme und Kälte haben. Jene macht sie munter und flüchtig, diese aber starr und steif; sie suchen demnach Oerter, wo sie die Wärme besser genießen und vor der Kälte sich mehr bergen können. Ins besondre ist es ihnen sehr zuwider, des Nachts auf der bloßen Erde zu bleiben. Man wird mehrentheils diejenigen, welche in Gräben gefallen sind, wo sie nicht heraus können, den andern Morgen todt finden. Eben dieses ist die Ursache, warum sie so gern in das Getreide ziehen, und zwar am liebsten dahin, wo es am dichtesten steht. Hier sind sie nicht allein vor den rauhen Winden am besten gesichert, sondern haben auch die beste Gelegenheit, ihr Nachtquartier oben auf den Halmen zu nehmen. So bald die Sonne sich dem Untergange nähert, fangen sie an, an den Halmen in die Höhe zu klettern, und sich auf die Aehren, oder dicht darunter, zu setzen. In solcher Stellung bleiben sie die ganze Nacht, bis die Sonne wieder aufgeht, und sie sich daran wieder getrocknet haben. Wo sie kein Getreide in der Nähe finden, da retten sie sich des Nachts auf Bäume, Sträuche, Zäune oder Gebäude. Bey naßkaltem schlackigen Wetter versammeln sie sich am meisten, wo Bäume oder Sträuche im Getreide stehen, die den Wind von ihnen abhalten, und liegen hinter denselben stille. Alsdenn kriechen sie an den Halmen nicht in die Höhe, sondern bleiben, etwa Spannen hoch über der Erde, daran unbeweglich sitzen, so daß man sie greifen kann.

kann. Wird es am Tage etwas gelinder, so kriechen sie, wo Blößen sind, auf Haufen dicht zusammen, und liegen manchmahl eine Hand hoch dick über einander, vermuthlich, um sich mit einander zu wärmen. Blickt die Sonne dazwischen hervor, so suchen sie die Stellen, welche sie bescheint, und insonderheit die Steine, die sie mit ihren Strahlen erwärmt hat, auf welchen sie sich klumpendick versammeln.

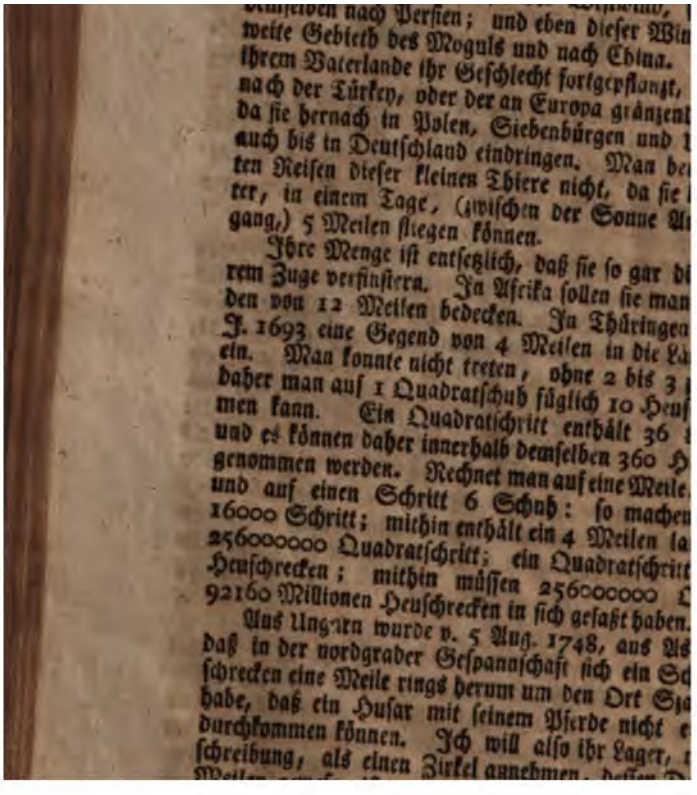
Da die Zugheuschrecken aus den Morgenländern kommen, so gehen ihre Hauptzüge allezeit gegen Abend. Ehe man sie bey sich hat, erhält man insgemein die Nachrichten, daß sie in den gegen Morgen liegenden Provinzen schon ein, oder mehrere Jahre gehauset haben. Sie breiten sich also von Morgen gegen Abend, von Jahr zu Jahren, immer weiter aus, so lange ihre Brut in unserm Klima ausdauern kann. Wenn sie auf große Weiten aus einem Lande in das andere ziehen, so geschieht dieses nur von der Zeit an, da sie flück sind, bis dahin, daß sie Brut machen wollen, d. h. vom halben Jul. an, bis in den halben August. Denn wenn sie erst Brut machen wollen, so lehrt sie es die Natur selbst, einheimisch zu werden, zumahl da die Weibchen gegen diese Zeit auch zu weiten Reisen ungeschickt sind. Um die Zeit der Kornärnde sind sie also dazu am geschicktesten. Wenn demnach um diese Zeit der Ostwind wehet, machen sie sich unfehlbar fort; und die alsdenn von weitem gezogen kommen, finden sich insgemein mit einem Ostwinde ein, und ziehen auch mit eben diesem Winde weiter. Weil ihr Hauptzug, den sie um diese Zeit anstellen, allezeit gegen Abend geht, so hilft ihnen der Morgenwind denselben erleichtern. Denn da sie zum Fliegen die Flügel ausgespannt erhalten, und hierzu eine Kraft anwenden müssen, so muß ihnen dieses nothwendig leichter werden, wenn ihnen der Wind dieselben in der Ausspannung erhalten hilft; und das thut er unfehlbar, wenn er von hinten kommt,

und

und also, da sie nach Abend ziehen, von Morgen blä-
set. Wenn hingegen in der ganzen Zeit, da sie, Haupt-
Züge vorzunehmen, eine Neigung haben, kein Ostwind
bläset, so verlieren sie dieselbe, und bleiben wo sie sind;
zumahl, wenn noch dazu Nord- und Westwind mit
Regen und kaltem Wetter einfällt. Alles, was sie als-
denn zu thun pflegen, besteht darin, daß sie bey stillem
Wetter und Sonnenblicken, eine Neigung zum Ziehen
bezeugen, sich in die Luft erheben, und einige 100
Schritt fort fliegen, alsdenn aber wieder herunter fal-
len, und theils wieder zurück kommen, theils weiter
fort fliegen.

Lieset man die Nachrichten von den Zügen dieser Insecten
in unserm Welttheile, so wird man finden, daß sie der Wind
von einem Orte zum andern führe. Da sie in großen Haufen,
die oft einige Meilen einnehmen, ganz enge, und gleichsam in,
in einander geschlossenen, Gliedern aus ihrem Vaterlande zie-
hen, so schweben sie, wie eine Wolke, auf der untern Luft, und
werden als Wolken vom Winde fort getrieben und über die
weitesten Meere getragen. Dieses geschieht aber nicht eher, als
wenn sie, wegen ihrer entsetzlichen Menge, keine Nahrung mehr
finden. Wenn sie nun daselbst zu so großen Haufen angewach-
sen sind, daß sie das Land nicht mehr ertragen kann, so zerstreu-
en sie sich. Alsdenn kommt es auf die Winde an. Ist in Li-
byen Südwind, so trägt sie derselbe gegen Norden, nach der
Barbarey; ist aber daselbst Südwestwind, so leitet sie derselbe
nach Aethiopien und Aegypten, wo sie, wenn die Heckzeit vor-
handen ist, hin und wieder in den Ebenen von Mettijah ihre
Eyer legen, und fliegen alsdenn weiter. Die aus solchen Ey-
ern hervor gekommenen Jungen gehen ebenfalls weiter, wenn
sie vorher alles verzehrt haben. Wehet alsdenn abermahl der
Südwind, so treibt er sie zum Meer, wo sie entweder umkom-
men, oder wenn der Wind stark genug ist, so trägt er sie nach
Spanien oder Frankreich, auch wohl, nach Beschaffenheit der
Jahrszeit, nach Engʼland. Ist aber in Libyen mehr Südwest
Wind, so führt dieser die Heuschrecken mehr gegen die Küsten
von Afrika, welche gegen Italien liegen, und von da weiter
nach Sardinien, Sicilien oder Italien. Aus Italien können
sie bey verändertem Winde hernach ganz leicht nach Tyrol und
der Schweitz kommen. Dieses sind die gewöhnlichen Züge der

liby-



Kaiſerthum nach Perſien; und eben dieſer Win
weite Gebieth des Moguls und nach China.
ihrem Vaterlande ihr Geſchlecht fortgepflanzt,
nach der Türkey, oder der an Europa gränzen
da ſie hernach in Polen, Siebenbürgen und
auch bis in Deutſchland eindringen. Man be
ten Reiſen dieſer kleinen Thiere nicht, da ſie
ter, in einem Tage, (zwiſchen der Sonne A
gang,) 5 Meilen fliegen können.

Ihre Menge iſt entſetzlich, daß ſie ſo gar d
rem Zuge verfinſtern. In Afrika ſollen ſie man
den von 12 Meilen bedecken. In Thüringen
J. 1693 eine Gegend von 4 Meilen in die L
ein. Man konnte nicht treten, ohne 2 bis 3
daher man auf 1 Quadratſchuh füglich 10 Heu
men kann. Ein Quadratſchritt enthält 36
und es können daher innerhalb demſelben 360 H
genommen werden. Rechnet man auf eine Meile
und auf einen Schritt 6 Schuh: ſo machen
16000 Schritt; mithin enthält ein 4 Meilen la
256000000 Quadratſchritt; ein Quadratſchritt
Heuſchrecken; mithin müſſen 256000000
92160 Millionen Heuſchrecken in ſich gefaßt haben.

Aus Ungarn wurde v. 5 Aug. 1748, aus A
daß in der nordgrader Geſpannſchaft ſich ein Sc
ſchrecken eine Meile rings herum um den Ort S
habe, daß ein Huſar mit ſeinem Pferde nicht
durchkommen können. Ich will alſo ihr Lager,
ſchreibung, als einen Zirkel annehmen, deſſen

gelegen haben; mithin muß diese Gegend 180864cccc mahl 90, d. i. 16277760cccc Heuschrecken in sich gefaßt haben.

Die Jahrszeit, zu der sie sich in Europa gemeiniglich einzustellen pflegen, fällt meistens in den Jun. und Julius, auch wohl etwas später, bald vor, bald nach der Aernde. Was die Tageszeit betrifft, da sie sich gern niederlassen, so geschieht solches gegen Mittag oder Abend; und die Zeit, da sie aufzusteigen pflegen, ist Morgens, wenn die Sonne den Thau schon völlig vertrieben, und die Luft in etwas erwärmt hat.

Wenn die Zeit vorbey ist, daß sie Hauptzüge vornehmen, so setzen sie bloß ihre kleine Züge fort. Sie gehen in großen Scharen der Nahrung nach, und ziehen von einem Orte zum andern. Wenn es gegen Mittag geht, so erheben sie sich in die Luft, und ziehen von einem Felde in das andere. Je höher sie sich heben, desto weiter ziehen sie fort. Insgemein steigen sie nicht über Baums hoch, und viele bleiben noch weit niedriger über der Erde, so daß es in einiger Entfernung läßt, als ob die Luft voll Schneeflocken wäre, die der Wind treibt. In einer größern Höhe sehen sie einem Dampfe oder einer Wolke gleich. Ungeachtet sie nun ihre Hauptzüge (da sie nähmlich in die weiter gegen Abend liegenden Länder ziehen,) nur mit Hülfe des Ostwindes vornehmen: so achten sie doch bey kleinen Zügen auf den Wind gar nicht, wenn er nur nicht zu stark ist, und sie können recht gut gegen den Wind fliegen. Man hat auch bemerkt, daß sie um diese Zeit (nach der Mitte des Augustes) am liebsten gegen den Wind ziehen, vermuthlich deswegen, weil er ihnen die Witterung von dem anderwärts noch stehenden Getreide zubringt. Sie haben um diese Zeit keine Lust mehr zu reisen, sondern nur ihre Brut abzulegen, und sich zu nähren; und wehe dem Lande, welches sie alsdenn zum Aufenthalt wählen! Denn man hat nicht allein in demselben Herbste von ihnen, sondern auch im

folgen-

Schaden thun muß. Das erſte, was
iſt, daß es die junge grüne Saat derma
daß gar nichts auf kommen kann. Hierd
chet es, daß dem Ackermann ſeine Hoffn
geht, und alle ſeine ſaure Arbeit und Mü
angewandt iſt. So groß aber auch dieſes
wird man es doch für erträglich halten m
man es damit vergleicht, was es außer dem,
ſeinen Fraß verdirbt, für Verwüſtunge
denn dadurch verurſachet es, daß der Landm
gar nichts, weder für ſich, noch für ſein Vi
gleicht darin den grauſamen Feinden, die, w
verzehren, in den Grund verderben, und w
mitnehmen können, in Stücke zerſchlagen.
gleichung, die den Heuſchrecken vortheilha
ſie ſolcher Geſtalt, wofern noch etwas ärger
doch nicht ärger ſind, als gewiſſe Menſchen,
es aber höchſt ſchimpflich iſt, daß ſie mit ihre
ung ſich noch nicht über das Betragen des
erheben.

Um dieſes ihr Betragen deſto lebhafter vo
will ich ihre Wirthſchaft vom Anfange an,
kriechen, beſchreiben. Es geſchieht ſolches,
Rocken in der Blüthe ſteht, folglich vollkomm
noch grüne Aehren hat; daher denn die

von haben, daß ſie mit dem untern Ende an die Aehre angewachſen ſind. Dieſes erhält ſie nun zwar, daß ſie fort wachſen, und zur Vollkommenheit gelangen; wenn es aber dahin kommt, daß ſie reifen, und daß die Faſern, wodurch ſie mit der Aehre zuſammen hängen, vertrocknen: ſo iſt nicht allein die geringſte Bewegung, welche der Wind machet, im Stande ſie abzuſchütteln, ſondern man kann auch leicht erachten, daß die ſtärkere Bewegung, welche das Einärnden verurſachet, in ſolchen Aehren nicht viel zurück laſſen kann. Die Urſache, warum ſie ſich an den zarteſten Theilen der Gewächſe vergreifen, iſt jetzt noch ihrer Kleinheit zuzuſchreiben, welche ihnen nicht erlaubt, ſich an die ſtärkern Blätter zu machen. Dieſes währet etwa bis zur erſten Häutung. Wo man dergleichen Art des Fraßes an den Aehren antrifft, da gibt es zu erkennen, daß ſie entweder in dem Getreide ſelbſt, oder nicht weit davon, ausgekommen ſeyn müſſen. Nach 5 Tagen, wenn die erſte Häutung vorbey iſt, und ſie in der Größe zugenommen haben, greifen ſie auch die Halme ſelbſt an; ſie beiſſen dieſelben nähmlich 2 bis 3 Zoll unter der Aehre mitten durch, daß die Aehre zur Erde fällt; jetzt aber thun ſie es nur noch an den ſchwächſten Halmen, oder in dem geringſten Getreide, weil ſie das Maul noch nicht ſo weit öffnen können, daß ein nur mäßig dicker Halm hinein ginge. So wie ſie aber täglich größer werden, nimmt auch der Schade täglich immer mehr zu; jedoch findet man ihn nur noch fleckweiſe, nähmlich auf denen Stellen, wo ſie ihr Nacht-Quartier gehabt haben; denn am Tage ſitzen ſie nicht auf den Halmen, ſondern halten ſich mehrentheils auf der freyen Erde auf. Man findet ſolche Stellen ſo viel häufiger, je mehr verſchiedene Schwärme im Getreide ausgekommen ſind, oder ſich nach und nach hinein gezogen haben; und da ſie ihren Aufenthalt faſt täglich verändern, ſo wird der Schade immer mehr an einan-

in die Felder, welche bisher noch rein
und nun greifen sie die stärkern Halme
auch die allerstärksten an. Dieses währ
Wochen. Man kann hieraus beurtheile
zur Aerndezeit aussehen muß, auf welche
so viele Millionen Aehren abgebissen w
bey aber bleibt es noch nicht. Man wür
Stroh zu ärnden haben, worunter hin un
einzele Aehren, die man zählen kann, üb
sind. Aber nein, auch das Stroh verwü
ten Theils, daß nichts, als die bloßen
mähen übrig bleiben. Wenn die Zeit
daß sie ihre völlige Größe erreichen, so l
die Mäuler immer weiter aufthun, und
Halme nahe unter der Aehre, wo sie a
sind, sondern auch tiefer unten, noch m
zwey Mahl durchschneiden. Dieses gesch
Halmen, die an sich schwach sind, so daß
von verschiedener Länge, theils $\frac{1}{2}$, theils
stehen bleiben. Die starken dicken Halm
nicht zwingen, weil sie die Zähne nicht so
ander zu bringen vermögen, daß sie dar
abknicken könnten; weil sie aber sonst nich
übrig finden, woran sie des Nachts in di
chen könnten, so bedient sich ihrer eine so
daß auch der [illegible]

Um ein Feld also zuzurichten, braucht dieses Ungeziefer, da wo es auskommt, an 6 Wochen. Wenn es aber stück ist, und in der Aernde aus den gegen Morgen liegenden Provinzen in unzählbaren Scharen zu uns kommt, so wird es damit viel eher fertig. Denn, wenn es sich so häufig einstellt, daß es das ganze Feld bedeckt, so ist es im Stande, in einer Nacht, ein ganzes Feld in diesen erbärmlichen Zustand zu versetzen; kommt es aber nur strichweise, so geschieht es doch gewiß, da, wo der Strich hinfällt; und man hat Ursache zu eilen, um das übrige zu retten.

Dieses Abbeissen der Aehren und das Zerschroten der Halme, geschieht von ihnen nicht um des Fressens willen. Stroh fressen sie gar nicht; und die abgebissenen Aehren, die auf der Erde liegen, greifen sie nur im Nothfalle, wenn sie sonst nichts finden, an. Sie dürfen dieselben auch deswegen nicht erst abbeissen, sondern könnten sie stehend eben so gut genießen; es muß also eine andere Ursache seyn, die sie antreibt, ihr Gebiß daran zu üben. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es folgende. Sie haben ein übers Kreuß gespaltenes Maul, fressen aber niemahls, was ihnen in die Quere vor dem Maule steht, an, sondern wenn sie fressen sollen, müssen sie es der Länge nach anfassen können. Sie fressen eben so wie die Raupen; sie beissen das Laub auf der hohen Kante an, bewegen den Kopf unter sich nach der Brust hin, und fressen solcher Gestalt, so weit sie reichen können, ein Loch hinein, hernach setzen sie höher an, und fressen einen Strich tiefer. Eben dieselbe Stellung, welche das Laub gegen ihr Maul hat, wenn sie ihren Hunger stillen, hat auch der Halm, an dem sie in die Höhe kriechen, um darauf auszuruhen. Er steht ihnen, der Länge nach, dicht vor dem Maule, und wenn er von der Dicke ist, daß er eben in das Maul hinein geht, so braucht es weiter nichts, als daß sie sich die Lust vorstellen, die sie sonst

dem Acker liegen; wenn sie aber sonst
finden, machen sie sich auch hieran, u
anzustellen, daß sie dieselben kurz und
Auch an dem schon abgemähet liegenden
greifen sie sich; doch nur bloß an denjen
die aus den Aehren hervor stehen, und ob
Sie zerschroten die Körner auf eben di
die Mäuse thun, den Halmen aber kön
nichts anhaben; daher dieser Schade
Vergleichung kommt gegen denjenigen,
dem noch stehenden Getreide thun.

Dieses ist aber noch nicht genug, sie
zu machen, als sie wirklich sind. Ihr
Nahrung ist süßes grünes Gras. Im
de halten sie sich nur um des Schutzes wi
Wetter, und auf den hohen Halmen des
zu sitzen. Da aber auch im Wintergetrei
mit Grase bewächst, und dazwischen öfter
ge oder Schiedraine sich befinden, die mi
ten Grase bewachsen sind: so gehört na
schädlichsten Arbeit mit, daß sie dieses sc
zwischen dem Getreide, bis auf den Boden
und nichts als die kahle Erde zurück lasse
verderben sie dem Vieh die beste Stoppel
dieses bekommt von dem, worauf es an ei

schiede. Die Gerste und den Hafer, worauf sie treffen, fressen sie, so lange beydes noch jung ist, so kahl an der Erde weg, daß man nicht sehen kann, wo es gestanden hat. Sie treffen aber unfehlbar darauf, wenn es sich zwischen dem Wintergetreide befindet, oder auch, wenn in das Sommerfeld Getreide gebracht ist, welches eher schosset, als diese Sommerfrucht. Sie erwählen es alsdenn zu ihrem Nachtquartier, und die angränzende junge Sommerfrucht muß ihnen zur Nahrung dienen. Wo hingegen die Gerste ganz allein, ohne Vermischung mit anderm Getreide, steht, und ein besonderes Feld ausmacht, da kommen die Heuschrecken, welche bey uns ausgebrütet sind, ehe sie flück werden, nicht hin; es wäre denn, daß das Winter- und Sommerfeld unmittelbar an einander gränzten, da sie denn an den Rändern, wo es mit dem Wintergetreide zusammen hängt, eine Strecke hinein fressen. Die Ursache, warum sie da nicht hinkommen, ist, weil sie sich des Nachts nicht bergen können. Sie müssen völlig erhaben über der Erde sitzen, wenn ihnen wohl seyn soll; und dieses Getreide ist dazu alsdenn noch nicht hoch genug. So bald aber die Gerste schosset und einige Höhe erreicht, ist sie ihnen auch dazu gerecht, und alsdenn finden sie sich dabey in Menge ein. So lange sie in den Kappen steht, können sie zwar den Halmen nichts anhaben, denn sie sind für sie zu dick; das Laub aber fressen sie indessen gänzlich ab. Wenn hingegen die Aehren aus den Kappen heraus sind, gehen sie damit eben so grausam um, wie mit dem Rocken; sie beissen nicht allein die Aehren häufig ab, sondern fressen auch in den noch stehenden die sich ansetzenden Körner an, daß nichts daraus wird. Dieses trifft sich eben in der Kornärnde, da sie flück sind. Wenn sie alsdenn wegen widriger Witterung nicht wegziehen, sondern allzu häufig zurück bleiben, so ist auch die Gerste für halb verloren zu achten; und wenn noch dazu große

Schwärme von anderwärts gezogen kommen, ist sie gänzlich verloren; denn diese, die gereiset sind, sind immer gefräßiger, als die einheimischen. Wenn sie sich später hin einfinden, da die Gerste schon reif wird, (wovor man bis in den Sept. niemahls sicher ist, so lange sie sich noch im Lande befinden,) ist der Schade, den sie ihr thun, weit erträglicher. Sie beissen zwar auch einige Aehren ab, und viele beissen sie halb durch, oder knicken die Halme durch ihre Schwere ein, daß die Aehren, zur Erde geneigt, daran hangen bleiben, auch hernach noch beym Harken unfehlbar abbrechen; die meisten aber lassen sie doch daran, hingegen benagen sie die Körner, sie mögen noch grün oder schon reif seyn, sowohl wenn sie noch steht, als wenn sie schon auf dem Schwaden liegt. Ist die Gerste zweyerley, so daß grüne und reife unter einander steht, so nehmen sie dem Wirthe die Mühe, mit ihr Geduld zu haben, und auf das Nachreifen zu warten; denn sie richten sie unfehlbar, ehe sie so weit kommt, zu Grunde. Alsdenn ist kein anderer Rath, als die Sense anzuschlagen, und das Futter noch zu retten. Ist sie noch ganz grün, so hilft auch diese Vorsicht wenig; denn man hat gefunden, daß sie das grüne noch auf dem Schwaden verzehrt haben. An dem Hafer kneipen sie die zarten Stängel, woran die Körner hängen, ab. Der Wirth findet, statt des Einschnittes, eine Aussaat, die aber bloß den Gänsen und Schweinen zu gute kommt, weil um die Zeit der Aernde kein Hafer gesäet wird. Die Wicken, so lange sie noch jung sind, fressen sie rein weg; den erwachsenen hingegen benehmen sie alles fernere Wachsthum, indem sie das junge Laub, so wie es hervor kommt, verzehren. An dem Buchweitzen spüret man weiter nichts, als daß sie hin und wieder einige Blüthen abkneipen; dieses aber schadet ihm nichts, weil er allezeit mehr Blüthen, als Körner, welche reif werden, hat, auch immer von neuem wieder ansetzt.

Liegt

Liegt er aber auf dem Schwaden, ſo zerſchroten ſie die reifen Körner, wie an anderm Getreide. Daher muß man denſelben, wenn dieſer Schade nicht empfindlich werden ſoll, ſo lange nicht liegen laſſen, als er zum Trocknen Zeit gebraucht, ſondern ihn einfahren, und grün abdreſchen laſſen. Endlich freſſen ſie auch noch bis um Michaelis die grüne Saat vom Rocken, ſo bald ſie aufgeht. Man hat bemerkt, daß ſie, wenn ſie in Weinberge eingefallen ſind, die Weiden, womit der Weinſtock angebunden geweſen, zerfreſſen, und denſelben unbeſchädigt gelaſſen haben. Kohl, Erbſen u. d. gl. beiſſen ſie, wie Treuner angemerkt hat, auch bey großem Hunger nicht an, da ſie doch in ſolchem Falle andere weit gröbere Nahrungsmittel, die zuweilen trocken, zäh und ſehr hart ſind, auch zuweilen ſolche, die keine eigentliche Nahrung für Thiere ihrer Art abgeben können, anfallen. Man hat angemerkt, daß ſie, bey ſtarkem Hunger, auf Obſt, Wurzeln, Brod, Malz, trockne Gerſtenkörner, Zucker, und auf ſehr grobe, ſaure oder bittere und herbe Wurzeln fallen. Auch iſt bekannt, daß ſie die wollenen naſſen, oder auch ſtark beſchwitzten, Kleidungsſtücke, welche die Bauern zum Trocknen an die Zäune hängen, zumahl wenn ſie ſtark nach Brod und anderer Speiſe riechen, zerbeiſſen. Dieſen Umſtand hat unter andern Hr. Prof. Gleditſch in etlichen polniſchen Gränzdörfern, im J. 1750, wahrgenommen, als einige einzelne ſehr dicke Schwarmwolken hungeriger Heuſchrecken eingefallen waren, deren Züge länger als eine Viertelſtunde anhielten, ehe ſich das Ungeziefer völlig lagern konnte. Aus Mangel des Raumes, den ihre entſetzliche Menge nöthig hatte, fielen ſie zwiſchen die Bauerhöfe und Gärten überall ein, und ſammelten ſich beſonders an den Gehägen, Zäunen und Hütten. Hier packten ſie die aufgehängten wollenen Weiberröcke, Bruſtlätze, Weſten und Strümpfe, dermaßen an, daß dieſe ganz durchlöchert wurden.

Wie sie sich denn so gar die Füße selbst abbeissen, wenn diese verletzt, oder sonst fest gebunden sind; auch Unvorsichtigen manchen sehr empfindlichen Biß in die Finger beybringen, welches die großen einheimischen ebenfalls thun.

Daß die Heuschrecken einander selbst nicht schonen, hat Hr. Gleditsch bey einem Par eingefangenen Heuschrecken bemerkt. Es fiel nähmlich das Männchen sein Weibchen, kurz nach der Parung, mit größter Heftigkeit an, und verwundete es dermaßen, daß es sterben mußte, ehe es die Eyer von sich lassen konnte. Die Verwundungen waren eben so beschaffen, als man sonst von einigen raubenden Insecten sieht, die sich von allerhand Sachen ernähren, und zuletzt einander selbst auffressen.

Die Heuschrecken können aber auch, bereits erwähnter Maßen, eine lange Zeit Hunger ausstehen, da sie denn um ein merkliches magerer und kleiner werden, auch alsdenn in der Farbe sich etwas verändern, so daß man sie fast nicht mehr für eben dieselbe Art, sondern leicht für eine andere, ansehen kann; sie werden aber in kurzer Zeit wieder größer und stärker, wenn sie einen beträchtlichen Vorrath von Nahrung gefunden haben.

Die Heuschrecken können auch schwimmen. Sie bewegen die Füße auf dem Wasser, eben so, wie auf dem Lande, wenn sie traben, und schieben sich damit fort; es muß aber nicht zu lange währen, sonst werden sie müde, und gehen unter.

Uebrigens findet man in den Heuschrecken auch zuweilen größere oder kleinere Würmer, die sich um ihre Eingeweide winden, und zu den Draht- oder Faden-Würmern (Gordius) gehören.

JO. LEONH. FRISCH obſ. de lumbricis in locuſtis, ſt. in *Miſcell. Nat. Cur.* Cont. III, ſ. To. IV. Obſ. 13.

Theod. Tho. Weichardt Bemerkung vom Draht- oder Fadenwurm der Heuschrecken, ſt. im 4 Jahrg. der neuen Mannigfalt. Berl. 1777, ſt. 8. S. 52—56.

Wenn man alles, was von den Eigenschaften der Heuschrecken bekannt ist, zusammen nimmt, so ergibt sich, daß

daß man ihnen alle Sinne, deren die Thiere fähig sind, beylegen muß. Der Geschmack äußert sich durch die Wahl, die sie im Fressen halten. Das Getreide müssen sie riechen können, weil sie darnach hinziehen, und wenn sie auch in Wäldern ausgekommen sind, sich doch nach den Getreidefeldern begeben. Hr. Past. Möller hatte einige Felder mit Getreide, die mit einem Ende an eine Wiese stießen. Die Heuschrecken hatten sich bisher am andern Ende gehalten, und waren über eine sandige Anhöhe, worauf wenig für sie stand, nicht gekommen. Als er aber die Wiese mähen ließ, und der Geruch von dem frischen Heu sich weit ausbreitete, war sogleich am folgenden Tage der helle Haufen dabey, und fiel bey dieser Gelegenheit auch das Getreide von der bisher noch verschont gebliebenen Seite an. Diese Erfahrung scheint ihren Geruch außer Zweifel zu setzen; und daß sie öfters gegen den Wind ziehen, scheint nichts anders zur Ursache zu haben, als weil er ihnen die Witterung vom Fraß zuführt. Das Gefühl gibt ihre Empfindlichkeit gegen Wärme und Kälte, wie auch die Ahndung einer bevorstehenden Wetterveränderung zu erkennen. Denn man hat angemerkt, daß, wenn sie sehr unruhig werden, schwärmen, oder mit hellem Haufen sich auf einmahl aufmachen, dieses eine Anzeige einer bevorstehenden Veränderung des Wetters sey. An dem Gesichte darf man um so weniger zweifeln, da sie große kenntliche Augen haben. Wenn ihnen ein Mensch nahe kommt, so laufen sie vor ihn; und wenn man stille stehend ihnen drohet, hüpfen sie gleich fort. Das Gehör äußert sich, weil sie auch durch einen Schall zur Flucht bewogen werden. Sie fielen einmahl in der Aernde ein Getreidestück an, welches noch unbeschädigt war. Um dasselbe zu retten, ließ man die Mäher kommen. So bald diese anfingen die Sensen zu wetzen, kamen die Heuschrecken, so viele ihrer im Getreide lagen, alle an den Halmen in die

Höhe gekrochen, um zu sehen was da wäre; und als darauf das Schurren von dem Mähen anging, erhoben sie sich auf einmahl, und flogen davon. Sie mußten es also nothwendig hören.

Was den verschiedenen Zustand betrifft, in welchem sich die Heuschrecken bey ihrem Wachsthume und Alter, vom Ey an, bis zu ihrem natürlichen Untergange, befinden, und worauf sich eine vernünftige Wahl und Anwendung der Mittel zur Verminderung ihrer Schädlichkeit gründen muß: so läßt sich derselbe füglich nach fünf Zeitpuncten, welche von ihrer Erzeugung an, bis zu ihrem Untergange, eine Zeit von etwa 11 oder 12 Monathen erfordern, betrachten. Der erste Zeitpunct nimmt seinen Anfang mit dem Ey selbst, und dauert bis zum Auskriechen der zarten Brut. Der zweyte begreift den Zustand dieser Brut, von ihrem Auskriechen an, bis zur zweyten Häutung derselben, in sich. Der dritte fängt mit der zweyten Häutung der Brut an, und endiget sich mit der vierten oder letzten Häutung derselben. Der vierte enthält den Zustand des nunmehr geflügelten und umher streichenden Insectes, nach dessen letztern Häutung, und endiget sich mit dem Anfange der Zeit der Parung. Der fünfte und letzte Zeitpunct schließt die Parung, Fortpflanzung, und den bald darauf natürlicher Weise erfolgenden Untergang der Heuschrecken, ein.

Ehe ich zu dem Ey selbst komme, in welchem die künftige Brut enthalten ist, muß ich, mehrerer Deutlichkeit halber, dasjenige, was von der Parung dieses Ungeziefers zu bemerken ist, und wovon ich, vorgedachter Ordnung gemäß, erst bey der 5ten Periode handeln sollte, voran schicken.

So bald die Zugheuschrecken nach ihrer vierten Häutung endlich die freyen Flügel erhalten haben, oder flück geworden, und zugleich, durch den Ueberfluß der besten Nahrungsmittel, auch zu derjenigen Vollkommen-

menheit gelanget sind, nach welcher sie, natürlicher Weise, die Vermehrung und Fortpflanzung ihrer Geschlechtsart zu Stande bringen können und sollen, so eilen sie mit einiger Geschwindigkeit dazu, und hören, von dieser Zeit an, immer nach und nach auf, sonderlichen Schaden zu thun, wofern noch etwas übrig geblieben ist, daß sie noch Schaden thun könnten. Sie bleiben nun in diesen Gegenden, wo sie sich einmahl befinden, ohne der Nahrung halber weiter zu ziehen; es müßten denn spätere Bruten übrig seyn. Dieses Ungeziefer begibt sich, zu vielen Tausenden, nach einzelen Orten zusammen, wo es sich dermaßen dick verbreitet, daß öfters eine beträchtliche Menge desselben in einem mäßigen Raume beysammen lieget, da es noch kurz vorher, nach Art der Lerchen, bey seinen Zügen, in den Stoppeln, Sandhügeln und um die dürren Heiden weit mehr zerstreuet war. Dieses aber geschieht nicht so geschwinde oder auf ein Mahl, sondern, sobald die Parzeit eintritt, und die Hauptschwärme sich mit Macht zu trennen anfangen, bleiben gemeiniglich viele einzelne kleine Schwärme in ihrem Nachtlager liegen, ohne den übrigen weiter zu folgen. Sie suchen ihre Sicherheit an solchen Orten, in welchen sie ihre Parung ruhig verrichten, und die Weibchen besonders da, wo sie ihre Eyer bequem von sich lassen und verbergen können. Diese Umstände merket man zuweilen bald voraus, wenn man aus den überhin ziehenden großen Schwärmen immer einzelne Pare heraus fallen und sich darauf gatten siehet, worauf denn bald eine größere Anzahl zu folgen pflegt. In solchen Umständen hört also die Nahrung, wie gedacht, nach und nach auf; und wenn die Parungs- und Legezeit vorbey ist, wird dieses Ungeziefer allmählich matt und krank, es hänget sich an die Grasstängel und Stoppeln, und stirbt endlich; wie denn das Männchen bald nach der Befruchtung vergeht, das Weibchen aber nicht selten mit

und unter dem letzten Eyerlegen, oder doch nicht viel über 24 Stunden darauf, zu sterben pflegt.

Eben dieses ist von den meisten Insectenarten bekannt; wie es aber mit ihren Spätlingen, oder vielen von solchen, stehe, ob sie sich den Winter hindurch vor der Strenge der Witterung erhalten, ohne zu sterben, wenn sie männ- und weiblicher Seits zur Befruchtung noch nicht gelanget sind, dieses scheint noch nicht von allen und jeden Arten besonders bewiesen zu seyn. Man hat sehr früh im Jahre, ehe sich von den übrigen Heuschreckenarten die Brut im geringsten zeigte, in der Mark halb ausgewachsene große Stücke gefunden. Auch finden unsere Insectensammler im Herbste, Winter und Frühlinge, öfters unter den Steinen im Felde, und andern Bedeckungen, solche Arten von Ungeziefer, die man sonst nicht anzutreffen pflegt.

Ob sich aber das Männchen bey den großen Schwärmen hauptsächlich deshalb einfinde, um, wie Frisch glaubt, das Weibchen aufzusuchen, muß man dahin gestellt seyn lassen, da sonst auch wohl der Mangel viel eher die Hauptursache davon seyn kann, welcher dieses Ungeziefer aus der Ukraine und Tatarey nach neuem Fraße heraus locket, und von da her, bey einerley anhaltendem Winde, schon gar bis nach den äußersten westlichen und nordwestlichen Küsten von Europa geführt hat. Wie denn das Weibchen von dem Männchen nur im Sitzen, und zwar durch das Zwitschern oder das Aneinanderreiben der Flügel und Springfüße, herbey gelocket, gesuchet und gefunden wird. Dieses geschieht bey allen andern Heuschreckenarten auf gleiche Weise, welche nicht in ganzen Zügen davon gehen, niemahls aber im Fliegen, dabey es allen Umständen nach nicht geschehen kann. Dieses Suchen und Locken des Männchens geschieht den Tag über, bey warmer und trockner Witterung, wenn das Ungeziefer, gedachter Maßen, enger beysammen liegt. Daß aber zuweilen, wenn die in der Parung begriffenen Heuschrecken zu geschwinde aufgejaget werden, das Männchen mit seinem auf sitzenden Weibchen eine gute Strecke mit fort fliegt, ist ganz etwas anders; welches

ches jedoch, wegen der Schwere und der bald darauf folgenden Mattigkeit, eben nicht gar weit geschehen kann. Uebrigens paret sich die weibliche Heuschrecke, zu Befruchtung ihres zahlreichen Eyerstockes, wenigstens drey Mahl. Viele Männchen kämpfen, der Parung wegen, mit einander, und tödten sich so gar dabey, wenigstens verstümmeln sie sich. Bey einigen fehlt das eine Fühlhorn fast ganz, und das andere ist kaum halb da; manche haben einen Springfuß, und andere alle beyde verloren. Es gibt auch viele mit halben und sehr zerrissenen Flügeln, so daß sich also eine große Menge dieses Ungeziefers selbst aufreibet, ohne zur Parung zu gelangen.

Was diejenigen Orte ins besondre betrifft, in welchen die Heuschrecken ihren Aufenthalt vor andern suchen, so sind es zwar eben keine ganz außerordentliche, doch aber warme, und gegen Mittag und Morgen gelegene, wo sie sich in der Parungs- und Legezeit beysammen befinden. Man trifft sie daher in Weinbergen, Feldgärten und auf warmen Hügeln, welche mit dünnen und kurzen Rasen und dergleichen Strauchwerk bewachsen sind, wie auch in verzäunten Morgenländern um die Vorstädte und Dörfer, an den trocknen Heiden und Vorhölzern, an den Landstraßen u. s. f. Sind die Aecker um die Wälder selbst gelegen, und mit hohen Stoppeln versehen, oder hin und wieder an den Scheidlingen, in Furchen und Gräben mit Brombeersträuchen und Farnkraute bewachsen, so wird man daselbst eine ziemliche und noch größere Menge von solchem Ungeziefer beysammen sehen. Es ist dieses um so viel gewisser, wenn der Grund dieser Orte recht sandig und locker ist, als in welchem die Weibchen ihre Eyer ohne große Mühe hinein bringen, und, der Lage wegen, gegen Frost, Nässe und mancherley Creaturen wohl verbergen, vornehmlich aber bequem von sich lassen können. Wie man denn an allen solchen Orten die

den, so geschwinde erweicht sie die Nässe, daß sie wie Wachs zerfließen, oder zu einem Teige werden, welcher die in sich genommenen Eyer sehr fest umgibt und ersticket.

Die eigentliche Zeit der Parung der Zugheuschrecken kann, nach Beschaffenheit der Länder, der Gegenden und der Lage, welche auch gewissen einzelen Orten oder kleinen Landesstrichen besonders eigen ist, bald früher, bald später einfallen. Der Unterschied der frühen, mittlern und späten Brut, nebst der Witterung, und bessern oder schlechtern Nahrung, machen hierbey eine starke Ausnahme, wie man bey vielen andern Insecten, und insonderheit bey den Bienen und Seiden-Würmern, gar zu oft wahrnehmen muß. Bey uns nimmt sie insgemein nach der Rocken- und Heuärnde, um die Mitte des Augustes, ihren Anfang, und dauert bey schönem Wetter bis zur Mitte, auch wohl bis gegen das Ende des Octobers, und also wenigstens 2 Monathe hindurch. Unsere große einländische bunte Wiesensprengsel hingegen gatten sich schon um die Mitte des Julius, und ihre Vermehrung hört meistentheils gegen die Mitte des Septembers, unter vorerwähnten veränderlichen Umständen, völlig auf. Weil aber die Parung zweyer Heuschrecken, von der ersten Befruchtung an zu rechnen, bis die Eyer gelegt worden sind, nicht viel über 6 oder höchstens 8 Tage dauern kann, so müssen nothwendig viele, der Zeit nach verschiedene, Bruten dieses Ungeziefers auf einander folgen. Wie man denn bey frühzeitiger warmer Witterung, zu Ende des Märzmonathes und in der ersten Hälfte des Aprils, an sonnenreichen Hügeln, in warmen sandigen Gruben, Feldgräben und an den Zäunen der Weinberge, zuweilen schon junge Schwärme von der ausgekrochenen Brut beysammen findet, welche sich des Tages über daselbst wärmen, des Nachts aber, wegen der Nässe und Kühle, wieder verkriechen. In andern Jahren so-

ſowohl, als in eben demſelben, iſt an einigen Orten eine ſolche zarte Brut 4 Wochen ſpäter, nähmlich in der Mitte des Mayes, wieder von neuem wahrzunehmen. Endlich trifft man auch dergleichen nicht lange vorher ausgeſchlüpfte zarte ſchwarze Brutſchwärme in eben dem Jahre, in einerley Gegenden und an einerley Orten, im Junius, und alſo faſt ganze 8 Wochen ſpäter, als die erſt erwähnten, in Feldgräben und dürren Heiden an. Es gibt alſo bey dieſem Ungeziefer wirklich eine ganz frühe, eine mittlere und eine ganz ſpäte Brut. Ein Umſtand, welcher bey Anwendung der Mittel wider die Heuſchrecken von großer Wichtigkeit iſt, und welcher lehret, daß es mit der, weiter unten zu erwähnenden, Verſchüttung der erſten Brut nicht ausgerichtet ſey!

Wenn man den Anfang und das Ende der Parungs- und Legezeit der Zugheuſchrecken mit derjenigen vergleicht, in welcher man das Auskriechen der erſten und letzten Brut möglichſt wahrnehmen kann, ſo erhellet hieraus, daß die Brut überhaupt vom Ende des Auguſtes, bis zum Ende des Märzmonathes, oder auch von der Hälfte des Octobers bis zur erſten Hälfte des Junius, und alſo 5 bis 6 Monathe, und darüber, in ihrem Ey verborgen liege, ehe ſie hervor kommt. Indeſſen, ob gleich der gedachte Unterſchied der Brut ſeine Richtigkeit hat, und dem Landmanne in der That ſehr fürchterlich werden kann, ſo iſt doch auch gewiß, daß die ganz frühe oder allererſte Brut von der ſtrengen, naßkalten, und oft und geſchwinde veränderlichen Frühlingswitterung nicht ſelten verklammen und ſterben muß. Die Spätlinge hingegen, deren Eyer erſt in der Mitte des Octobers geleget worden ſind, können, der im folgenden Jahre einfallenden übeln Herbſtwitterung wegen, und weil ihre Weibchen alsdenn erkranken, ohne ihre fruchtbare Eyer von ſich zu laſſen, oder über dem Eyerlegen ſelbſt ſterben, ihren

Untergang sehr leicht haben. Sollte es aber gewiß seyn, wie Einige bemerkt haben wollen, daß die befruchteten Eyerklumpen in einem getödteten oder auch aus Schwachheit gestorbenen Weibchen, dennoch im folgenden Frühlinge ihre Brut gegeben haben, wenn sie nur den Winter hindurch in der Hülse des gestorbenen Insectes, unter dem Sande etwas vor der Witterung verdeckt gelegen, und wodurch die von Hrn. Prof. Gleditsch gemachte Bemerkung von der noch anhaltenden Fruchtbarkeit der Eyer einer todten und bereits in Fäulniß gehenden Forelle, und einer gleichen Kraft des Blumenstaubes eines durch die feuchte Erhitzung in Fäulung gerathenen männlichen Blumenstraußes einer Palmenart bestätiget würde: so würde hieraus vielleicht mit Grunde gefolgert werden können, daß es gut sey, auch die gestorbenen Heuschrecken tief zu verschütten, wenn man sich nicht sicherer darauf zu verlassen hätte, daß, wie bereits von den Alten angemerkt worden ist, die todten sowohl als die noch lebenden matten und kranken Heuschrecken, so wie ihre Eyer, noch vor dem Eintritt des Winters, von andern Insecten über der Erde verzehret würden. Auf gedachte Art nun können die späten und mittlern Bruten zuweilen ganz vergehen. Wenn aber der Herbst, oder die Frühlings-Witterung des folgenden Jahres, diesem Ungeziefer zu seiner Fortpflanzung und Verwandlung günstig ist, so wird dessen Vermehrung, welche durch die eine oder andere Brut geschehen kann, groß genug seyn. Sollten aber alle drey verschiedene Bruten, wie es im J. 1754, in der Mark geschehen ist, ohne sonderlichen Abgang nach einander auskriechen, so muß freylich der durch sie angerichtete Schade um desto beträchtlicher werden.

Um aber weiter zu gehen, und die Größe der Vermehrung bey den Heuschrecken noch genauer zu zeigen, will ich von den Eyern dieser Insecten etwas ausführlicher handeln, und einige damit verbundene Umstände

bey-

beybringen, die uns zu dem vorgesetzten Zweck näher führen werden.

Ein vollkommen ausgewachsenes Heuschreckenweibchen, welches, wegen Menge der bey sich tragenden Eyer, mit seinem Männchen insgemein 12, und bey recht schönem warmen Wetter, etwa 18 bis 20 Stunden, auch noch länger, geparet bleibt, auch deswegen mehr als ein Mahl, (wenigstens dreymahl) befruchtet werden muß, hält gemeiniglich in seinem Eyerstocke, 130, 140 bis 150 Eyer. Diese Eyer läßt das Weibchen auf etliche Mahl, und zwar nach einer jeden Befruchtung, in länglich runden und schleimigen Klumpen von sich, welche sowohl in der Erde, als in freyer Luft, nach und nach fester werden, und die Gestalt erhalten, welche sie haben, wenn man sie aus der sandigen Erde nimmt. Wird ein solcher Eyerklumpen geöffnet, so findet man darin bald 45 oder 50, bald 55 Eyer beysammen. Der Landmann glaubt insgemein, weil er alle Eyerklumpen, die er Striezel nennt, einzeln findet, daß jede Heuschrecke nur einen einzigen lege, welches aber sowohl aus der Beschaffenheit der Eyerstöcke, als nach der Erfahrung, ganz anders befunden wird. Hr. Prof. Gleditsch hat bemerkt, daß sich ein Weibchen mit drey verschiedenen Männchen nach einander gegattet habe. Und daß ein Insecten-Weibchen bey manchen Arten und Geschlechtern, zu Befruchtung seines zahlreichen Eyerstockes, nach und nach von mehr als Einem Männchen, ja bey etlichen so gar von einer Menge derselben bedienet werde, bezeuget der Weiser bey den Bienen. Daß aber auch im Gegentheil ein einziges Insectenmännchen mehr als Ein Weibchen befruchten könne, sieht man an den Seidenwürmern zur Genüge.

Jeder Klumpen stellt, seiner Gestalt nach, einen länglichen, manchmahl walzenförmigen (cylindrischen), meistentheils aber kegelförmigen (conischen), und dabey

und dem Eyerlegen selbst vorkommenden
wir denn dergleichen ihre hier angegebene
zeit in den von dem Weibchen mit der Leg
sandige oder andere lockere Erde gemachte
halten, in welchen sie gleichsam wie in
allmählich erharten, und von dem zarten
Erde eine ziemlich feste Rinde bekommen,
leicht entstehen kann, da der Sand durch
klebrigen Legesaft stark zusammen gehalten
andern Klumpen hingegen, die z. B. n
und an die Wurzeln und Grasstängel, ode
frey, ohne die dazu nöthige Menge des ge
gefastes, geleget werden, sacken sie sich gle
ker zusammen, und erhalten eine kurze, n
runde, oder auch ungleiche Gestalt. Denn
vorerwähnten Sandformen scheint der äuße
weder hinreichend noch zähe genug zu seyn
allein zusammen zu halten, daß sie sich, ihre
wegen, nicht etwas ausbreiten und den Klu
andere Gestalt geben sollten.

Jeder Klumpen Eyer liegt in einer, den
nach, etwas festen Haut, oder vielmehr
schwammigen dünnen Ueberzuge, welcher
demjenigen besondern schleimigen Wesen bes
ches das Weibchen allmahlig

was dünner, als gewöhnlich, gefunden wird, so scheint sie zwar von den Spitzen der Eyer etwas rauh, erhaben und gleichsam punctiert oder getüpfelt zu seyn; doch liegen diese Eyer an und vor sich niemahls so bloß, wie sie bey vielen einheimischen Heuschreckenarten gefunden werden. Ob nun gleich die aus dem schleimigen Safte entstandene Eyerhaut ihre wirkliche Festigkeit hat, so ist sie doch bey weitem nicht so dick und fest, als es dem ersten Ansehen nach scheint; sie besteht vielmehr aus einem zarten, lockern, schwammichten und zellenförmigen Gewebe, welches am untersten und äußersten Ende des Klumpens nur allein dicht, schwammicht und von der Erdfeuchtigkeit gleichsam aufgequollen ist, übrigens aber nach oben zu überaus fein wird; zuweilen findet man es auch zäher und stärker.

Wenn die Eyer frisch aus der Erde gebracht sind, läßt sich ihr häutiger Ueberzug davon in kleinen Stücken ablösen. Sind sie aber schon an der Luft etwas trocken geworden, so findet man ihren schwammichten Ueberzug zwischen den Fingern fast eben so leicht zerreiblich, als derjenige ästige aufgetrocknete Wasserschwamm zu werden pflegt, welcher hin und wieder in Sachsen, und noch häufiger in der Mark, auf den Wurzeln der Elsen, auch auf faulem Holze, in stillstehenden oder langsam fließenden süßen Wassern und Schleusen, auch sonst auf allerhand Körpern wächst, und der Wasser- oder Weiher-Schwamm (Spongia fluuiatilis *L.* Spongia ramosa fluuiatilis filiformis viridissima fragilis *Pall.*) genannt wird. Wenn diese Eyerhaut einige Zeit aus der Erde geblieben ist, scheint sie eben so aufzulaufen, als ein Badeschwamm, nur wird sie nicht so zäh und fest. Vielleicht rührt dieser Unterschied zuweilen auch von der besondern Beschaffenheit des Lege-Saftes her. Weil nun das Heuschreckenweibchen, wie gesagt, diesen Saft mit den Eyern zugleich von sich läßt, so ist kein Zweifel, daß er nicht ein zu dieser Absicht in

Spur eines Eyes darin. Der Legesaft
doch die Gestalt, Größe, Lage, Härte u
che, erwähnter Maßen, die fruchtbare
haben, an sich. Wenn diese taube ode
Klumpen noch frisch sind, und darauf ba
den, springen sie, beynahe wie das Bu
ches zu Dochten in den Lampen gebrau
geben in der Mitte einen solchen Glan
ob sie in ihrer Mischung sehr fein gerie
von Talk oder Glimmer enthielten. U
größerungsglase sieht dieser eingetrockn
Ueberzug wie eine Menge zusammen h
eingetrockneter spiegelnder Bläschen aus.
sen tauben oder falschen Eyerklumpen,
weilen noch andere fehlerhafte an, in wel
daß sie sonst 45, 50 bis 55 Eyer habe
obersten und spitzigsten oder dünnesten E
oder höchstens 10 Eyer befindlich sind.

In allen vollkommenen Eyerklumpen
er eine schräge Lage über einander, und s
gerade an einander stehende Schichten ver
Schichten sind so regulär zusammen gefü
eine kleine Säule formiren, die durch den
ten Ueberzug gleichsam an einander ge
Eben die ordentliche Lage dieser

be, welche die Eyer der Zugheuschrecken, nach Rösel's Angabe haben sollen, sieht man nicht eher, als bis man zuvor davon ein höchst zartes und graues Häutchen abgezogen hat.

Aus demjenigen, was ich von der Beschaffenheit des schwammichten Ueberzuges der Eyerklumpen gesagt habe, läßt sich leicht errathen, warum die Eyer dieser fremden Heuschreckenart widrige Witterung mit strenger Kälte einige Zeit ohne Schaden aushalten können. Man wird aber auch aus eben derselben begreifen, warum diese Eyer nicht eben allzu tief unter der Dammerde seyn, auch kein zähes und thoniges Erdreich vertragen können, und, ohne zu verderben, keine lange anhaltende Nässe in oder über der Erde aushalten würden. Gesetzt auch, es hätte mit der Beschaffenheit des Bodens, und der gehörigen Lage, seine Richtigkeit, so bleibt doch eine anhaltende naßkalte Witterung im Herbste oder Frühlinge, ein Zufall, durch welchen, ohne unser Zuthun, eine erstaunliche Menge dieser Eyer getödtet wird. Sie widerstehen einer strengen Kälte im Winter weit länger, als der kalten und nassen Witterung, die im Frühlinge mit dem schönen warmen Wetter abwechselt. Bey solcher Witterung findet man gemeiniglich eine große Menge solcher Eyerklumpen verschimmelt oder verfault, und die Eyer darinn beynahe aufgelöset und zusammen geflossen. Da nun noch außerdem die Raben, Krähen, Feldmäuse, Schweine, und manche andere Thiere, den ganzen Herbst über, und im folgenden Frühlinge darauf, auf den Brachfeldern und an andern Orten, auch ihren Theil vertilgen: so muß allerdings eine beträchtliche Menge Eyer verloren gehen, die ihre Brut sonst ungestört liefern würde, und den Schaden auf die Zukunft sehr viel Mahl vergrößern müßte, als aus diesem Grunde nicht geschehen kann. Hierzu kommt auch noch dieses, daß die Eyer unter der Erde von allerley

Maden und Würmern, und über derselben von einer gewissen Art kleiner Milben, völlig ausgefressen werden.

Da nun die Witterung und einige Thiere den Anfang zur Vertilgung der Zugheuschrecken selbst bey den Eyern machen, so scheinen sie uns eben dadurch auf die sichersten Spuren der Vertilgung zu leiten. Es kann nicht fehlen, daß dieses Ungeziefer nicht abwechselnd von einer unter beyden leiden sollte; nur mit dem Unterschiede, daß die Eyer, bey übler Witterung, in einer ganzen Gegend größtentheils vergehen, und wenn ihnen die Witterung günstig bleibt, daß die Thiere und Insecten diesen Eyern dennoch Schaden genug zufügen. Doch kann man sich auf die Hülfe der erstern allemahl weit eher, als auf die letztern, verlassen. Wenn man indessen die bereits angefangene Vertilgung fortsetzen will, so entstehen die Fragen: Welches sind die rechten und eigentlichen Mittel dazu? und welche stehen davon am ersten in unserer Gewalt, daß sie ohne viele Künste, Kosten und besondere Mühe den verlangten Nutzen wirklich stiften? Hierauf läßt sich mit Grunde antworten, daß man durch zweyerley Mittel, welche mit Recht für die ersten und allgemeinsten zu halten sind, zu dem erwünschten Endzweck gelangen, und den Grund zu einer sichern Vertilgung dieses Ungeziefers in seinen Eyern legen könne.

Das erste Mittel, welches bey urbar gemachten Ländereyen mit Nutzen angewendet wird, ist das Umpflügen der Aecker, das zweyte aber, das Einsammeln der Eyer selbst, als wozu das erstere gute Gelegenheit gibt.

Wenn jemand verlangte, eine Stadt- oder Dorf-Gemeine solle, zu Vertilgung der Heuschrecken, ihre ganze Feldmark, oder doch den größten Theil derselben, zu unrechter Jahrszeit umpflügen: so würde er seine große Unwissenheit in der Einrichtung bey der Acker-

Wirth-

Wirthschaft verrathen, indem, nach der besondern Abtheilung der Ländereyen, ein gewisser Theil, natürlicher oder ökonomischer Ursachen halber, dem Pfluge und Grabscheite niemahls unterworfen seyn kann. Unter denen Ländereyen, welche, so bald es nur die Arbeiten zulassen, umgepflüget werden sollen, ist nur derjenige acker- oder pflügbare Theil zu verstehen, den die Ordnung der Bestellung zum Winter- und im Frühlinge zum frischen Sommer-Getreide trifft; bey dem übrigen Theile finden andere Mittel Statt. Wenn nun eine Flur oder Feldmark etwa in 2 oder 3 Felder abgetheilt ist, so macht das jährliche Umpflügen und Bestellen an und vor sich schon vieles aus; des Stoppellandes und anderer Ländereyen mehr, welche fast niemahls unbearbeitet liegen bleiben, nicht zu gedenken.

Wenn man sich nun desjenigen erinnert, was im Vorhergehenden von der zwey Monathe dauernden Parungs- und Legezeit gesagt worden ist, und dabey alle gewöhnliche Umstände der Ackerbestellung damit wohl vergleichet, so wird man, zu Vertilgung der Eyer, kein außer- oder unordentliches Umpflügen der Felder in Vorschlag zu bringen nöthig haben. Denn der Acker wird wenigstens durch das Winter-Saatfurchen vor Winters noch einmahl gepflüget, und durch das darauf folgende Egen wieder gerührt. Dieses Bestellen der Fruchtländer nimmt, nach Verschiedenheit der Gegenden, 14 Tage oder 3 Wochen vor Michaelis seinen Anfang, und kann an vielen Orten, bey guter Witterung, fast bis gegen Weihnachten fortgesetzt werden. Ferner werden an vielen Orten die Rockenstoppeln kurz nach der Aerndte zum künftigen frühen Sommergerstenfelde gestürzet, auch wohl diejenigen Länder in andern Gegenden, auf welche der frühe oder März-Hafer zu stehen kommen soll, daß also bey dieser Gelegenheit wirklich schon ein guter Theil der Heuschrecken-Eyer noch vor dem Winter vernichtet werden kann. Ich

werde von dem Nutzen der spätern Bestellung des Ackers, zur Zerstörung der Brut, weiter unten noch etwas zu sagen, Gelegenheit haben.

In der eilften Woche nach Weihnachten, oder, bey gelinder Witterung, noch etwas früher, nimmt der Sommer-Feldbau seinen Anfang. Wenn nun das Pflügen auch nur bis zur Mitte des Apriles dauert, so muß dieses zu vorerwähnter Absicht schon vieles beytragen. Denn da die Eyer noch vor Winters zum Theil durch den Pflug aus ihrer Lage gerissen, gequetschet, oder auch ganz oben auf gebracht worden sind, daß sie entweder durch die Witterung verderben, oder von Menschen aufgelesen werden, außerdem aber auch den Thieren zur Speise dienen, so wird der übrige Theil derselben mit der umgekehrten Erde zugleich tiefer untergebracht, gequetscht und erstickt. Von der Frühlingsbestellung hat man sich gleiche Wirkung, auch deswegen fast noch mehr, zu versprechen, weil ein Theil der Eyer, welcher im März und April, bey guter Witterung, schon mehr belebt und aufgeschwollen ist, und rege zu werden anfängt, dem Ausbrüten näher kommt, oder selbst die erste frühzeitige Brut gibt, welche sonst um diese Zeit im Auskriechen begriffen ist.

Ob nun gleich der Landmann, bey vorhabender Vertilgung der Heuschrecken, von dem Umpflügen der mit den Eyern dieses Ungeziefers gleichsam besäeten Felder, einen nicht geringen Vortheil hat: so wird es doch von Einigen für unzureichend und ungewiß gehalten. Es leistet aber, wie die gemeine Erfahrung lehrt, die verlangte Hülfe alsdenn sicher, und legt den ersten Grund zur Vertilgung dieses Ungeziefers, wenn es in einer gewissen Ordnung mit andern dazu gehörigen Mitteln verbunden wird. Zwar ist ein Theil einer Feld-Mark weder dem Pfluge unterworfen, noch kann derselbe sonst auf eine gewisse Art durchsuchet werden, und es muß also darauf eine sehr beträchtliche Menge Eyer

liegen

liegen bleiben, welche weder ausgepflüget noch aufgelesen wird, und also ihre Brut ungestört hervor bringt. Indessen hebt dieses den Nutzen des Umpflügens der Kornfelder, bey Vertilgung der Heuschrecken, nicht auf. Denn die Menge der Eyer ist in einer einzelen Gegend schon groß genug, welche dadurch gleichsam auf einmahl gewonnen wird, wenn man nur denjenigen Theil überall pflüget, den die Ordnung der Bestellung trifft. Auf die aus den übrig gebliebenen Eyern heraus kriechende Brut, warten gleichsam neue Mittel, um dieselbe auf andere Art und mit eben dem erwünschten Erfolge zu vermindern. Und wie viel ist nicht schon dadurch gewonnen, wenn so viele an einander liegende Feldmarken, in kurzer Zeit, durch ein einziges Mittel von einem großen Theile dieses Ungeziefers, ehe sich dessen Brut noch zeigen kann, befreyet worden sind!

Auf das Umpflügen der Brach- und Saatländer folgt das Aufleſen der Eyer, dessen Vortheil ganz unwidersprechlich ist. Es ist zwar diejenige Menge von Eyerklumpen, welche sowohl durch Beyhülfe der Witterung, als auch durch andere Insecten oder Thiere verdorben wird, an und vor sich gewiß genug, ohne daß sie weiter, als nach der Wahrscheinlichkeit und aus den Folgen dargethan werden könnte; bey dem Einsammeln der Eyer hingegen läßt sich die Anzahl ihrer Klumpen, auch das Maß und Gewicht derselben, wirklich darstellen, wodurch man Gelegenheit hat, die Zweifler von der Wirkung und Wichtigkeit dieses vortrefflichen Vertilgungsmittels zu überführen.

Das Sammeln der Eyer ist zwar etwas mühsam, aber doch nicht so außerordentlich, daß es die Mühe nicht belohnen sollte. Denn Kinder, Weiber, und andere leicht zu entbehrende Personen sind im Stande, dieses um Tagelohn mit so gutem Erfolge zu verrichten, daß auf einzelen Feldmarken, in Zeit von 8 bis 14 Tagen,

in einem einzigen Jahre, bey diesem Ungeziefer auf eine 130- bis 150-fältige Vermehrung gründet.

Die Hauptstadt Drossen im Sternbergischen Kreise, brachte, im Frühlinge 1752, durch ihre Ackerleute, an Heuschreckeneyern zusammen:

130 Metzen von der Stadtflur;
54½ Metze von ihrem einen Dorfe Polenzig;
28 Metzen von ihrem andern Dorfe Grunow;

Dieses beträgt zusammen

212½ Metze, oder 13 Scheffel 4½ Metze.

Dieses angegebene Maß von Eyern ist wirklich abgeliefert und verbrannt worden (*). Das übrige, was, nach der Eintheilung der Hufen, nicht hat geliefert werden können, ist, wie gewöhnlich, im Gelde bezahlt worden.

Eine halbe Metze der oben beschriebenen Eyerklumpen, wenn sie im Frühlinge gesammelt, vom Sande rein gemacht und frisch gewogen wird, beträgt ungefähr ein medicinisches Pfund oder 24 Loth am Gewichte, und hält, nach dem gewöhnlichen Abzuge und einer sichern Berechnung, wirklich die Zahl von 39,272 $\frac{7}{11}$ Eyer in sich. Diesemnach hält der ganze Scheffel, welcher 32 medicinische Pfund schwer ist, 1,256,727 Eyer, daß man also in vorerwähnten 13 Scheffeln 4½ Metze, der Anzahl nach, 16,690,905 Eyer füglich rechnen kann.

Es dürfte demnach die Mühe gar wohl belohnen, da der Schade in einigen königlichen Provinzen dennoch so beträchtlich gewesen ist, daß man aus mehrern Kreisen zusammen genommen von den seit einigen Jahren gesammelten Heuschreckeneyern ein richtiges Verzeichniß mittheilte. Denn wenn man auch von 1,256,727 Eyern, die ein Scheffel wirklich enthält, nur die Million als richtig voraus setzte, ohne weiter auf die übrige noch ziemlich beträchtliche Zahl zu sehen, so würde sich finden, daß hier das kleine Dorf Grunow beynahe die erste Summe, das Dorf Polenzig anderthalb Millionen, und die drossner Stadtflur für sich allein 8 Millionen Eyer geliefert habe. Wir können hier ohne Bedenken noch etwas hinzu setzen, und ganz sicher

(*) Man wird sich die ungeheure Menge Eyer leicht vorstellen, die der ganze Kreis von allen Feldmarken geliefert hat. Wie viel ist nicht außerdem im Schwibußischen, Cottbußischen, Crossenschen, Lebußischen, Beskoischen und Storkowschen Kreise, welche in demselben Jahre den Heuschreckenschaden vor den übrigen besonders erfahren mußten, gesammelt worden!

ſicher 10 Millionen annehmen, da, nach obiger Berechnung, dennoch 6 Millionen, und etwas mehr, übrig bleiben. Die bekannte jährliche Vermehrung der Heuſchrecken wollen wir gleichfalls von 150 oder 130, gerade bis auf 100 zurück ſetzen, und hernach von den Herbſtmonathen des J. 1750, bis zum Frühlinge 1754, den Ueberſchlag deſto ſicherer machen; dieſer wird uns am beſten überzeugen, ob man, wegen des in einigen Gegenden ſo außerordentlichen Schadens, und einer bey der geringſten Gelegenheit daraus zu befürchtenden Hungersnoth, bey Menſchen und Vieh, eben ſo gar leichtſinnig zu denken Urſache habe.

Da ich die Nothwendigkeit und den Nutzen des Einſammelns der Heuſchreckeneyer hinlänglich dargethan zu haben glaube, und die Art und Weiſe des Einſammelns dieſer Eyer leicht iſt, ſo habe hierbey weiter nichts zu erinnern, als daß die zwiſchen den Feldern, Gärten, Heiden, ſtrauchigen Hügeln und Hecken liegenden Grasflecke, nebſt den Scheidlingen und hohen ſandigen Dämmen, vor andern am genaueſten zu durchſuchen ſeyn möchten. Denn an ſolchen Orten halten ſich die Eyer am meiſten verborgen; und wenn man in einem ganzen Jahre von keinem Heuſchreckenſchaden etwas weiß, ſo kommt noch im folgenden immer wieder einige Brut daraus hervor, die ſich bey guter Witterung leicht vermehrt. Wenn man um dergleichen Flecke keine einzele flache Löcher, oder in ihrer Nähe Gräben hat, ſo läßt ſich ein ſolches Ueberbleibſel leicht finden und vertilgen, weil es ſich darin gleich mit angehendem Frühlinge an die Sonne legt, ohne weiter zu ziehen. Da übrigens die Vertilgung dieſes Ungeziefers, ſo lange es in ſeinem Ey verborgen iſt, dermaßen in unſerer Gewalt ſteht, und mit ſolchem Nachdruck vorgenommen werden kann, als hernach bey keiner einzigen Verwandlung deſſelben mehr Statt findet: ſo folgt daraus, daß das Einſammeln der Eyer vor allen andern Hülfsmitteln mit dem größten Eifer veranſtaltet werden ſollte. Denn wenn vor oder nach dem Umpflügen der

Felder

Felder hierbey kein Fleiß gesparet wird, so ist dadurch der rechte und fast einzige wahre Grund zu Vertilgung der Heuschrecken gelegt, welcher die folgenden Anstalten um ein Großes nützlicher machen wird.

Da aber bey dem Einsammeln der Eyer, wie vorher gemeldet worden, dennoch sehr viele in der Erde liegen bleiben, die zum Theil nicht gefunden werden, so bringen diese hernach in den Frühlingsmonathen ihre Brut, bald früher, bald später, nähmlich im März, April, May, und gegen die erste Hälfte des Junius. Doch gibt es auch, bereits erwähnter Maßen, eine noch spätere Brut. Mit dem Auskriechen der Brut nimmt der zweyte Zeitpunct der Zugheuschrecken seinen Anfang, und dauert bis gegen die zweyte Häutung derselben, welches zusammen etwa 5 Wochen betragen mag.

Die Brut, welche um diese Zeit aus ihren täglich mehr und mehr aufschwellenden Eyern hervor gehen will, ist darin gleichsam fest zusammen gelegt, aber schon eben so vollkommen gebildet, als sie außer denselben in ihrem Alter gefunden wird, bis auf die Flügel. Diese Brut ist anfänglich sehr zart und schwach, und vor der ersten Häutung etwas schwerer zu finden, als nach derselben. Denn sie versammelt sich nicht gleich in große zahlreiche Haufen, ihrer Nahrung wegen sehr weit auszugehen, daß man sie wahnehmen könnte. Je näher sie aber der Häutung ist, oder so bald sie diese überstanden hat, je sichtbarer wird nunmehr die dunkel- oder braunrothe und fast schwärzliche Brut, welche sich alsdenn sehr bald an sonnenreichen und erhabenen Orten im Felde, in ziemlich starke, aber anfangs nur noch einzelne Schwärme zusammen zieht. Hier sammelt sich dieselbe nach und nach in flachen und sandigen Gruben, um sich an der Sonne zu wärmen, und bey zunehmendem Wachsthum nach dem Wintergetreide zu gehen. Vor der feuchten und kalten Abend-

und

und Morgenluft weiß sie sich sehr geschwinde wieder zu verbergen; wie sie sich denn bey einfallender großer Kälte, mit Schnee, Hagel und Regen, im April 8 Tage lang verborgen halten kann, worauf sie in vorgedachten Gruben, im Flugsande, um die Hügel, Vor-Hölzer, Gärten und Felder, auch um die Landstraßen in den so genannten Windwehen, bey dem ersten gelinden Wetter in weit stärkern Haufen wieder zum Vorschein kommt.

Um diese Zeit suche sie der Landmann an allen solchen Orten auf, um zu wissen, ob von den übergebliebenen Eyern die Brut häufig auf der Feldmark ausgekommen sey, oder nicht; er bekommt sie aber, bey kühler und nasser Witterung, vor der ersten Häutung selten zu sehen. Er glaubt alsdenn, daß sie etwa kurz vorher aus den Eyern gekommen seyn müsse, ob sie gleich, nach Unterschied der Nahrung und Witterung, öfters 3 bis 4 Wochen alt seyn kann. In diesem ihren ersten Alter ist die Brut noch viel zu zart, als daß sie den geringsten Schaden an den Feldfrüchten thun könnte. Sie lebt von dem zartesten Graskeime, welcher zu dieser Zeit weich, saftig, süß und nahrhaft genug für sie ist, auch einiger Maßen vom Thau. Dieses dauert bis zu ihrer zweyten Häutung, da die Brut so stark geworden ist, daß sie die jungen Nebenschossen im Wintergetreide besser bezwingen kann. So lange sich indessen diese überaus zarte Brutschwärme, in den sandigen Gruben, trocknen Wasserfurchen und Feldgräben, noch in ziemlich einzelnen, aber starken und dichten Klumpen zusammen halten, können sie durch die Feld- und Wiesenhüter, in den Vor- und Nachmittags-Stunden, bey warmen schönen Wetter leicht gefunden, und durch wenige Leute auf das kürzeste überschüttet und zusammen getreten werden, ohne daß man von dem kleinen Ungeziefer sehr viel entwischen lassen dürfte. Man hätte auch nicht nöthig, auf eine noch größere

Menge zu warten, die sich von allen Seiten her erst noch versammeln sollte, und, um unsere Anstalten abzuwarten, sich in Gräben zusammen treiben zu lassen. Die spätern Brutschwärme würden sich dennoch immer an den vorigen Orten einfinden, und gleich anfangs vertilget werden können, ehe sie sich ausbreiten und Schaden thun. Vielleicht scheint die Vertilgung der Brut in einzelen Schwärmen den Landleuten nicht der Mühe werth zu seyn, weil sie eben nicht sehr gebräuchlich ist, ob sie gleich in der Folge von großem Nutzen seyn würde, indem das folgende Eintreiben der Brut in die Gräben von bessern Folgen wäre. Es möge die Brut auf zwey oder mehr Mahl nach einander auskommen, so wird es immer leichter seyn, mit wenigern Leuten die einzelen Schwärme sogleich im Anfange zu ersticken, als wenn sich mehrere dergleichen zusammen gezogen und verbreitet haben, welche die zweyte Häutung bereits überstanden haben, und aus den Feldern überall zusammen getrieben werden müssen.

Gleich nach der zweyten Häutung geht die dritte Periode der Zugheuschrecken an. Diese begreift ebenfalls, wie die vorhergehende, 2 Verwandlungen oder Häutungen, nähmlich die dritte und vierte in sich. Dieser Zeitpunct ist unter allen deswegen einer der schädlichsten, weil darin das Ungeziefer seine natürliche Größe erhält, und folglich, noch ehe es die freyen Flügel gebrauchen kann, seiner Nahrung halber, dem Winter- und Sommergetreide den meisten Schaden verursachet, ja fast eben die Verwüstung anrichtet, als ob es schon wirklich geflügelt wäre, und in den stärksten Schwärmen einfiele. Da die Springfüße der Heuschrecken zu dieser Zeit die Größe und Stärke noch nicht haben, daß sie weit und hoch aus einander springen könnten, so ist das beste Mittel, diese Insecten alsdenn zu vertilgen, daß man dieselben in besonders für sie ausgeworfene Gräben treibe, darin verschütte, und

so-

sogleich zusammen trete. Dadurch werden, binnen kurzer Zeit, auf einigen Feldmarken viele Wispel dieser Brut vertilget. Dabey findet man, daß sich öfters eine spätere Brut zu eben der Zeit in den Gräben, in welche die ersten verschüttet worden, an die Sonne legt, diese läßt sich, wie ich schon erinnert habe, eben so verschütten, ohne daß sie zusammen getrieben werden darf.

Das Zusammentreiben und Vergraben der Heuschrecken, hat von der Zeit an, da sie auskommen, bis dahin, da sie flück werden, folglich so lange, als sie noch nicht fliegen können, Statt. Man kann sich also an 6 Wochen damit beschäfftigen. Soll dasselbe aber mit Nutzen angestellet werden, so ist Folgendes dabey zu beobachten. In dem Vorhergehenden ist die Zeit angezeigt worden, wenn sie auskommen. Alsdenn muß man sie aufsuchen, und keinen Tag versäumen, so viel als immer möglich seyn will, zu verscharren. Von 9 Uhr des Morgens, bis Abends gegen 5 Uhr, findet man sie, an hellen Tagen außen vor dem Getreide liegen; und die, welche nicht darin ausgekommen sind, findet man auf den Lehden, oder auf dem Zuge nach dem Getreide hin. Man macht alsdenn da, wo sie liegen, etwa 10 Schritt von ihnen einen Graben, mit dessen Länge man sich ungefähr nach der Menge, die man vor sich findet, richtet. Wenn derselbe 12 Fuß lang ist, wird er noch für ein ziemlich großes Volk zureichend seyn. Denn sie sind noch sehr klein, und halten sich dicht an einander; daher man ihn auch weder breit noch tief machen darf. Es ist genug, wenn er 1 Fuß breit, und eben so tief ist. In den Grund des Grabens macht man verschiedene tiefere Löcher, oder so genannte Kessel, welche dazu dienen, daß sie darin über einander her fallen, und sich am Herauskommen selbst hindern. So bald der Graben fertig ist, stellet man die Leute hinter den Schwarm, und gibt jedem einen belaubten Zweig in die Hand, um damit

Mit dieser Arbeit fährt man etliche Tage nach einander ununterbrochen fort; denn dieses ist der Zeit-Punct, da man noch sein ganzes Feld retten kann, indem sich täglich sehr viele mit ziemlicher Leichtigkeit vertilgen lassen. Je größer man sie werden läßt, desto flüchtiger, scheuer und vorsichtiger findet man sie auch. Wenn sie erst die zweyte Häutung abgelegt haben, muß man schon die Gräben länger, breiter und tiefer machen, auch mehr Leute, um sie einzuschließen, bey einander haben. Denn weil sie täglich größer werden, so halten sie sich nicht mehr in einem so engen Raume bey einander, sondern breiten sich in größere Strecken aus; sie werden die Gefahr eher inne, und daher leicht unruhig, wenn sie die Menschen und ihre Bewegungen erblicken. Man muß also mit dem Grabenziehen weiter von ihnen bleiben, auch einige Leute um sie herum stellen, die auf ihre Bewegungen Acht haben, und sie bey einander halten. Die Gräben macht man nun 2 Fuß tief, und $1\frac{1}{2}$ F. breit; die Länge richtet sich nach der Größe des Schwarmes, den man vor sich hat; zuweilen muß man sie an 60 F. lang machen. Es ist nicht gut, wenn man sie bey dem Treiben gar zu enge einschließen muß. Sie hüpfen, wenn man so in sie dringt, einen halben und ganzen Fuß weit, und springen alsdenn einander auf den Hals; darüber halten sie einander im Zuge auf, und kommen endlich nicht von der Stelle. Fährt man noch fort auf sie zu dringen, so gerathen sie in die äußerste Verwirrung; ein allgemeines Schrecken überfällt den ganzen Haufen, und die Verzweiflung folgt unmittelbar darauf; Hören und Sehen vergeht ihnen, und sie suchen, wo sie können, durch die Menschen hindurch zu brechen. Alsdenn hilft kein Treiben mehr; sie folgen dem Gesetze der Noth; was sich retten kann, das rettet sich; sie kriechen daher den Menschen zwischen den Beinen durch, und machen alle bisher gehabte Mühe und Arbeit vergeb-

geblich. Man muß ſie in ſolchem Zuſtande nicht erwarten, ſondern, ſo bald man ſieht, daß der Haufe in Unordnung geräth, und, anſtatt einen gleichen Zug nach dem Graben zu halten, ſich in die Runde zu drehen anfängt, die Leute zurück treten, und ſie nur ganz von weitem einſchließen laſſen, auch etwas warten, bis ſie ſich wieder erhohlt haben, da ſie ihn alsdenn von neuem ordentlich fortſetzen, weil ſie ſonſt nirgends, als hier, eine freye Oeffnung vor ſich ſehen. So geringe auch dieſe Arbeit ſcheint, ſo darf man ſie doch nicht einem unordentlichen Haufen Volkes überlaſſen, ſondern man muß jemand dabey zum Aufſeher beſtellen, der ſie anweiſet, wie ſie ſich verhalten ſollen; ſonſt geſchieht es gar leicht, daß man mit einer großen Menge Menſchen doch wenig nützliches ausrichtet, indem ſie öfters mehr als die Hälfte, durch ein unüberlegtes Verfahren, davon kommen laſſen.

Zuweilen trifft es ſich, daß, aller Ueberlegung ungeachtet, der Graben doch nicht an dem rechten Orte angelegt iſt; und dieſes geſchieht, wenn ſie mit aller Vorſicht nicht dahin zu bringen ſind, daß ſie hinein laufen. Ein Baum, ein Geſträuch, welches ſie in die Augen bekommen, iſt zuweilen eine Veranlaſſung, ſie von dem Wege abzulenken. Es dürfen nur einige unter dem Haufen ſich vor etwas ſcheuen, und zu weichen anfangen, ſo wird der ganze Haufe ſtutzig, und ſchlägt nach der Seite ab. In ſolchem Falle muß man ſie von fern einſchließen, auf der Stelle beyſammen halten, und unterdeſſen einen andern Graben, da wo ſie hin wollen, machen laſſen.

Treibt man ſie von weitem zu, ſo werden öfters die letztern gar zu müde; ſie gehen auch insgemein hinten gar zu dicht an einander, und hindern ſich ſelbſt weiter fort zu kommen. Wenn man dieſes wahrnimmt, muß man ſie ein wenig ausruhen laſſen, bis die vorderſten ihnen Platz gemacht haben. Sind ſie aber ſchon ſo

weit angerückt, daß die letzten nur noch 2 oder 3 Schritt von dem Graben entfernt sind, und diese den Reihen allzu lang machen wollen, kann man sie, zu Ersparung der Zeit, mit strumpfigen Besen über Hals und Kopf hinein fegen.

Bey Ziehung der Gräben muß man einige Sorgfalt anwenden, daß die Gefangenen nicht wieder heraus kommen. Man ist glücklich, wenn man eine sandige Stelle antrifft; denn der Sand bindet nicht; und wenn sie sich an den Wänden anklammern und hinauf kriechen wollen, so geben die Körner nach, und die Heuschrecken fallen wieder zurück; befinden sich aber Fasern und Wurzeln dazwischen, so klimmen sie an diesen in die Höhe. Daher müssen die Gräber sich mit scharfen Schippen versehen, um alles, woran sie hasten können, sorgfältig abzustoßen. In lehmigem oder anderm harten Boden hingegen können sie sehr gut an den Wänden in die Höhe kriechen; und daher schickt sich dieser, zu Vergrabung der Heuschrecken, nicht wohl. Zwar so lange die Erde frisch und weich bleibt, gibt sie auch noch nach, wenn sie die Klauen einschlagen; allein, sie wird nur gar zu bald hart genug, um eine so kleine Kraft auszuhalten. Oefters finden sich auch im Sande solche harte Streiffen mit unter; und man trifft vielmahls darauf, wenn man sie am meisten vermeiden will. In solchen Fällen muß man die Wände schief abstechen, so daß der Graben unten etwas weiter wird, als oben; dadurch wird ihnen das Heraufkriechen erschweret. Denn weil sie an der schief überhängenden Anhöhe mehr Kraft brauchen müssen, sich anzuhalten, als an einer geraden Wand, indem ihr Schwerpunct nun weiter außer dem Körper fällt: so kratzen sie desto leichter kleine Theile von der Wand los; und diese Theile weichen eher, als wenn sie sich senkrecht auf einander gründen. Vornehmlich aber muß man mehr Löcher unten in den Grund des Grabens, und

und dieſe deſto enger machen, damit ſie darin bald über einander her fallen, und ſich zuſammen verwickeln, folglich die Freyheit heraus zu kriechen ſelbſt benehmen. Hiernächſt iſt auch eine ſehr dienliche Vorſicht, daß man, wo ſich dergleichen Stellen finden, von der heraus geworfenen Erde einen ſteilen Wall macht, und denſelben mit lockerm Sande beſchüttet, damit, wenn ſie über dieſen Wall hinweg wollen, der rieſelnde Sand ſie nicht haften laſſe, ſondern wieder zurück in den Graben hinunter ſchicke. Es muß aber dieſe Vorſicht angewendet werden, ehe das Treiben angeht; denn wenn ſie erſt in vollem Zuge ſind, läßt ſich vor ihnen nicht mehr hanthieren. So bald ſie jemand vor ſich erblicken, wo ſie hin wollen, ſo bald ſtutzt der ganze Haufe, und geräth manchmahl dadurch in Unordnung, daß ſie hernach ſchwer nach dieſer Gegend wieder hin zu bringen ſind.

Um die Anzahl zu beurtheilen, die ſich in ſolche Gräben einfangen läßt, hat ſie Hr. Paſt. Möller verſchiedentlich, und zwar bey folgender Gelegenheit, ausgemeſſen. Weil die Heuſchrecken für alles Federvieh ein ſehr beliebter Fraß ſind: ſo fand er für gut, von dieſem täglichen Fange einen ökonomiſchen Gebrauch zu machen, und das Federvieh damit zu füttern. In dieſer Abſicht ließ er Säcke mit hinaus nehmen; und man raffte ſie ihm aus den Keſſeln, mit den Händen, in die Säcke ein. Sie wurden ſo weit voll gemacht, als ſie ein berl. Scheffel Korn erfüllet. Mehr konnte eine Perſon nicht hinein tragen; denn die Träger verſicherten einſtimmig, daß ſie ſo ſchwer wären als ein Scheffel Rocken. Insgemein wurden 3 Säcke aus einem Graben gefüllet; und man kann leicht erachten, daß ſie ganz rein, bis auf den Grund, nicht haben ausgeraffet werden können, weil dieſe Arbeit etwas hurtig geſchehen mußte, damit nicht viele wieder heraus kämen, indem die Leute darin wühleten. In manchem Graben blieben noch ganze Säcke voll zurück.

Der Scheffel hält ungefähr 2,300000 Körner Rocken. Setzt man nun für eine Heuſchrecke, von der Größe, wie ſie damahls waren, nähmlich an ¾ Zoll lang, ſo viel Raum an, als 20 Körner Rocken einnehmen: ſo würden obige 3 Scheffel

345000 Stück gefasset haben. Dieses war ein einziger Schwarm; und dergleichen wurden manchen Tag 5 bis 6, mit 30 Personen vertilget. Gesetzt, daß jede in ihrem ganzen übrigen Leben, nur noch 10 Aehren abgebissen hätte, so würde dieser eine Schwarm, 3450000 Aehren verwüstet haben; eine jede zu 10 Körner gerechnet, beträgt 34500000 Körner, oder 15 Scheffel. Da man so viel in einer Stunde retten kann, welches doch gewiß im Lande weniger würde, wenn man solchen Fressern nicht steuerte, so wäre es höchst unverantwortlich, wenn man auch nur eine Stunde versäumen wollte.

Von der Art, das Federvieh damit zu füttern, werde weiter unten sprechen.

Man macht auch beständige Gräben, welche immer offen bleiben, damit die Heuschrecken von selbst, ohne daß sie eingetrieben werden dürfen, hinein laufen. Man umzieht damit, wenn es die Umstände leiden, das ganze Saatfeld, um diejenigen, die auf ihren Zügen den Weg dahin nehmen wollen, abzuhalten. Wenn es lauter Sandland ist, worin der Graben geht, so kann man versichert seyn, ihnen den Paß damit auf die gewisseste Art zu verhauen; wenn es aber vermischtes Erdreich ist, und harte Streiffen oder Lehmstellen dazwischen kommen, so muß man befürchten, daß dennoch viele durchdringen, indem sie auf der einen Seite hinein springen, und auf der andern wieder heraus kriechen. Das beste müssen dabey die in dem Grunde des Grabens befindlichen Kessel thun, welche doch viele, die hinein plumpen, einfangen, daß sie nicht wieder entkommen.

Es ist nöthig, daß man bey solchem Graben Wache stelle, oder wenigstens ihn täglich ein Par Mahl bereise, um die Fehler, die sich etwa eräugnen, bald zu entdecken, und sofort Widerstand zu thun, wenn dieser Feind irgendwo einen Durchbruch gefunden hätte. Solche Gräben sind den Unfällen von Wind und Wetter unterworfen. Sie werden an einigen Orten von dem Regen zugeschwemmet, an andern voll Sand gewehet, daher sie, wo es nöthig ist, erneuert werden müs-

müssen. Man findet viele Kessel mit Gefangenen angefüllt, die man alsdenn zuwerfen, und neue daneben machen muß. Wenn man dieses mehrmahls wiederhohlt, muß man sich in Acht nehmen, daß man nicht dem ersten Kessel zu nahe komme und ein Loch darein mache, damit die Vergrabenen nicht dadurch wieder heraus kriechen. Man hat den fünften Tag solche Kessel öffnen lassen, da denn die Insecten zwar ohne Leben geschienen; nachdem sie aber eine Weile an der Luft gelegen hatten, fingen sie an sich zu bewegen, und endlich fort zu hüpfen. Es versteht sich auch von selbst, daß alle die Scharen, welche man schon im Getreide antrifft, und die vielleicht darin ausgekommen sind, sorgfältig vertilget werden müssen.

Wenn es die Gelegenheit nicht verstattet, das ganze Saatfeld solcher Gestalt zu umschließen, kann man doch gegen die Zeit, da ihre Heerzüge recht angehen, d. i. nach der zweyten Häutung, wenn sie etwa 10 Tage alt sind, hin und wieder solche Gräben in Vorrath, gegen die Orte, wo man sie her vermuthet, oder wo man sie abhalten will, aufwerfen. Es ist zum Theil bereits im Vorhergehenden angeführt worden, daß sie am liebsten auf Stegen und Wegen fortwandern; daß sie gern in den Fahren laufen; daß sie lieber Berg ab, als Berg an ziehen, daher sie auch, wenn sie auf einen Grund zwischen zwey Anhöhen treffen, insgemein dem Grunde nachziehen; daß sie sich am liebsten in dem stärksten und dicksten Getreide aufhalten, und solches bey bevorstehender Veränderung des Wetters mit gesammter Hand aufsuchen. Dieses alles bestimmet schon ziemlich die Stellen, welche man zu Anlegung solcher Gräben, worin sie sich selbst fangen sollen, zu wählen hat. Solchemnach zieht man sie quer durch die Gründe, über die Fahrwege und Fußsteige, und vor das Getreide an verschiedenen Orten, wo sie am leichtesten darzu kommen möchten. Heerstraßen müssen verscho-

ne)

net werden; andere Fahrwege aber, die man so nöthig nicht hat, muß man, diese Zeit über, mit den Fuhrwerken vermeiden, damit nicht neue Wege um die Gräben herum geführet werden, und dadurch die Heuschrecken einen Weg um die Gräben herum angewiesen bekommen. Alle solche Gräben werden auf die oben beschriebene Art gemacht. Es ist hinreichend, wenn sie 2 Fuß tief, und 1½ F. breit sind; denn über 1 Fuß weit können sie nicht springen; die übrige Tiefe macht die Arbeit nur schwerer, welche besser zu Verlängerung oder Vermehrung der Gräben angewendet wird; sie kann zu nichts dienen, als daß die Heuschrecken zum Herauskriechen höchstens eine Minute länger Zeit brauchen. Das Hauptwerk kommt auf die Kessel an, aus welchen für sie keine Erlösung Statt findet. Man kann zu solchen Gräben, die man in Vorrath macht, die Stellen aussuchen, wo der Grund sandig ist, weil nicht nur die Arbeit hier leichter, sondern auch nützlicher ist, indem die hinein gefallenen nicht wieder heraus können. Die Erfahrung lehret, daß ein guter Fang öfters, ehe man es vermuthet, alle Mühe mit Vergnügen belohnet. Man kommt oft dazu, wenn eben ein starker Zug den Graben füllet.

Hr. Möller hat hierbey etwas angemerkt, welches dienlich ist, den Fang desto gewisser zu machen. Es gibt unter dem Haufen einige, die, wenn sie auf den Graben treffen, stutzen, und nicht hinein wollen, sondern längst dem Rande kriechen, und an demselben herum zu kommen suchen. Sie richten hierdurch Unordnung an, und verführen andere, ihnen nachzukriechen; es folgen immer mehrere, bis endlich der ganze Haufe von dem Graben abgelenket wird. Um sie nun hieran zu verhindern, und den Fang sicherer zu machen, muß man an die Enden des Grabens Flügel anhängen, die ihnen schief entgegen laufen. Wenn sie längst dem Graben A, Fig. 1330, kriechen, und in die Winkel bey B oder C kommen, sehen sie sich genöthigt, umzuwenden, weil der Graben hier solche Wendung hat. Indem sie dieses thun, treffen sie auf dem Wege viele andere an, die ihnen entgegen kommen; dadurch werden

sie

sie bewogen, wieder umzukehren, und mit ihres gleichen in den Graben hinein zu springen, indem sie darüber wegsetzen wollen. Es ist ihrer Natur zuwider, einander entgegen zu handeln; sie sind gesellig, und folgen einander, zumahl da die Richtung des Grabens sie anders führt, als wo sie hin wollen; daher sind sie leicht durch ihre Gefährten wieder auf den Weg zu bringen, so, daß sie ihren Fehler verbessern, und nun einen Sprung wagen, wovor sie das erste Mahl stutzten. Weil es ungewiß ist, von welcher Seite sie gezogen kommen möchten, und es eben so leicht von der Seite, wo man den Wall aufgeworfen hat, geschehen kann, als von der andern, wo der Graben frey ist: so müssen von weitem her verschiedene Steige oder Fahren ausgegraben werden, welche insgesammt auf diese Durchschnitte zulaufen, weil sie in solchen von allem Grase reinen Fahren und Steigen am liebsten fortziehen. Es können auch unter diesen Durchschnitten in dem Graben etwas weitere und tiefere Kessel gemacht werden, damit sie eine desto größere Menge fassen mögen.

Solche Gräben müssen insonderheit gegen die Holzungen gezogen werden, damit die Heuschrecken, welche darin ausgekommen sind, dadurch aufgefangen werden, wenn sie sich nach den Feldern begeben wollen.

Die Zeit, in welcher man alle dergleichen Gräben aufwirft, ist, wenn man mit den Heuschrecken selbst nichts vornehmen kann, wenn sie nähmlich wegen der Witterung stille liegen, und weder ziehen, noch sich aus dem Getreide heraus machen; denn an hellen und stillen Tagen, da sie in Bewegung sind, muß man lieber die, welche man gewiß haben kann, nehmen.

So oft aber das Eintreiben und Verschütten der Brut in die Gräben vorgenommen wird, kann es unter keiner andern Bedingung von wahrem Nutzen seyn, als wenn es, in Betrachtung der frühen, mittlern und späten Heuschreckenschwärme, wiederhohlet und damit so lange fortgefahren wird, als sich eine zarte Brut zwischen der zweyten und dritten Häutung noch in den Feldern findet. Denn höret man zu bald damit auf, so finden sich noch immer neue, spätere und stärkere Schwärme, welche zuletzt überhand nehmen, und die

Fel-

Felder dermaßen bedecken, daß kein Treiben und Verschütten mehr hilft.

Da man bemerkt hat, daß sich so gar in denjenigen halb gefüllten Gräben, in welchen etliche Tage vorher die Brut zusammen getrieben, verschürtet und zertreten worden ist, wieder von selbst neue Schwärme sammeln, um sich, wie bereits gedacht worden, an der Sonne zu wärmen: so kann man dergleichen Gräben in solcher Absicht mehr als einmahl gebrauchen, wenn die zu überschüttende Brut nur mit Erde und Sande recht fest zusammen getreten wird.

Zwischen der dritten und vierten Häutung erlangt die Brut ihre völlige Größe und Stärke außer den Flügeln, und richtet, wegen der erforderlichen Menge von Nahrung, entsetzlichen Schaden an. Die Bestürzung des Landmannes wird dabey täglich allgemeiner, und nimmt dermaßen zu, daß er, sich weitere Hülfe zu schaffen, vergißt. In der That ist es auch nunmehr schwerer, wo nicht zuweilen ganz vergeblich, das Ungeziefer, wenn dessen Menge und Größe überhand genommen hat, mit Vortheil zu vertilgen. Denn die ungeflügelten Schwärme richten kurz zuvor, ehe sie die Flügel erhalten, an Ort und Stelle, wo sie sich befinden, eben den Schaden an, den man von den geflügelten nur immer zu befürchten haben kann, welche mit dem Winde schon wirklich ziehen, und aus andern Gegenden bey uns plötzlich einfallen. Wie denn die letztern, da sie nur strichweise gehen, zum Anfange öfters noch viele Oerter auf einer Feldmark oder kleinern Gegend verschonen, auf welche sie nicht immer zutreffen.

Ob es nun gleich weit schwerer ist, den jungen Heuschrecken in diesem Alter beyzukommen, als in den vorhergehenden, weil sie sich nicht mehr so weit, oder so lange, treiben und zusammen jagen lassen, am wenigsten aber, daß man sie in solche Gräben eintreiben könnte, wie zuvor: so sind doch einige Mittel übrig, ihnen

bey-

beyzukommen, die der Landmann weder kennt, noch kennen will. Denn der gröſste Theil fürchtet bey allen nützlichen Anstalten, wie auch bey den auſserordentlichen, die uns die höchste Noth in Eile zu machen zwingt, daß er dazu, gleich als zu den härtesten Frohn-Diensten, auf ewig gezwungen werden möchte. Da wir indessen die Erfahrung vor uns haben, so ist die Vertilgung der jungen Heuschrecken zwischen ihrer dritten und vierten Häutung, noch für eben so nöthig, als möglich, zu halten.

Wenn die Brut ihre dritte Häutung überstanden hat, nimmt sie an Gröſse fast sichtlich zu; der Schade vermehrt sich aber auch in den Fruchtfeldern auſserordentlich, weil sich die Schwärme, der Nahrung wegen, mehr zusammen ziehen, daß man im Winterfelde, auf einzelnen halb grünen Halmen, 4, 6, 8 und mehr erwachsene Heuschrecken zählen kann. Weil aber unter dieser Zeit, ehe die Heuschrecken die vierte Häutung zurück legen, der Rocken immer zäher, unschmackhafter und trockner wird, so zerbeiſsen sie nur die Schuppen der Fruchtkelche, in welchen die Körner liegen, daß die Grannen (Hacheln) davon abfallen, und die Aehren bloß erscheinen. Hieraus entsteht der Verlust, daß die Körner bey Winde und Sonnenschein, und bey dem Einärnden selbst, sehr häufig ausfallen und auf dem Acker liegen bleiben. Den Sommerrocken, die Gerste und den Hafer, nebst dem etwas langsamer reifenden Weitzen, richten sie noch weit übler zu, da diese Gewächse an vielen Orten etwas länger grünen, und mithin auch länger saftreich und süß bleiben. So lange sie dabey ihren Fraß finden, verschonen sie Lein, Buch-Weitzen, Erbsen und Wicken entweder ganz und gar, oder doch sehr lange, bis sie endlich, aus Hunger, auf den Wiesen die grobstieligsten Gewächse angreifen, die Baumrinden an den jungen Trieben und selbst die Weinreben benagen, und noch weit härtere Nahrungs-

Mittel,

Mittel, die noch dabey trocken sind, genießen. Von der kleinen Gerste, welche in einem am Walde gelegenen Felde etwas früher, als gewöhnlich, gesäet worden war, hat man bemerkt, daß sie, weil sie von den noch ungeflügelten Heuschrecken, zu der Zeit, ehe sie noch in die Schoßkiele treten konnte, abgefressen wurde, hernach bey einer trüben Witterung nach und nach ausgeschlagen ist, und sich dermaßen wieder bestaudet hat, als ob ihr kein Unfall begegnet wäre. Diese Gerste stand, in der Mitte des Augustes, in voller Blüthe, und wurde gegen das Ende des Septembers eingeärndet.

Eben dergleichen hat Hr. Gleditsch zwey Jahre nach einander, auch an der Frühgerste im Sternbergischen bemerkt, besonders bey Drossen, in einem sandigen mit Lehm vermischten Boden. Einige Ackerleute hatten, dieses Schadens wegen, ihre Felder sogleich umgepflüget; andere aber wurden theils durch den Regen, theils durch andere Arbeit, daran verhindert. Unter dieser Zeit hatte sich die Gerste erhohlt, und sie schlug von neuem so stark aus, als wenn sie geschröpft worden wäre, daß man sie umzupflügen Bedenken trug.

In denen Ackerstücken hingegen, welche später abgefressen waren, da die Gerste schon zum Theil in Halm und Aehren gestanden, war die Verwüstung desto gröber, daß weiter nichts übrig blieb, als, nach etlichen starken Regen, eine gute Weide für das Zugvieh.

Einige Landwirthe sind schon längst gewohnt, im feuchten gut gedüngten Boden ihre kleine Länder mit Gerste früh und spät zu besäen, welche sie grün im Stalle verfüttern. Auf der berlinischen Feldmark sieht man dergleichen Gerste etliche Mahl schneiden, und in kleinen Fudern einführen. Die Gärtner und Viehmäster, welche nur etliche Stücke Vieh auf dem Stalle haben, behelfen sich sehr mit diesem reinen süßen Futter, und säen jährlich etliche Mahl, so daß man dergleichen Futterländer zu Anfange des Herbstes noch immer abschneiden sehen kann, wenn sonst auf den Wiesen und in Feldern kein Gras mehr zu finden ist.

Da indessen, wie gesagt, der Rocken auf einigen Stellen bey warmer Witterung zu reifen anfing, und

die

die Aernde sich näherte, ehe die jungen Heuschrecken ihre Flügel erhielten, so fing man an, den Rocken strichweise abzumähen. Hierdurch wurden die Heuschrecken in dem ganzen Winterfelde auf einmahl in solche Bewegung gesetzt, daß sie aus Mangel der Nahrung sich wegzogen, um neuen und süßern Fraß zu suchen. Anfangs schienen diese ungeflügelte Schwärme sich nur auf denjenigen Feldern zu verdoppeln, welche mit den erstern nicht zugleich abgemähet werden konnten, hernach zerstreueten sie sich wieder auf eine ganz kurze Zeit. Der Mangel an Nahrung verursachte endlich, daß sich sehr große Haufen zusammen zogen, und, ohne die Flügel erhalten zu haben, in ordentlichen Zügen nach den Sommerfeldern wanderten. Dergleichen schädliche Wanderungen unternahmen sie abwechselnd verschiedene auf einer Feldmark, auch wohl von einer Feldmark durch die zweyte nach der dritten, zu halben und ganzen Viertelmeilen weit, ohne anzuhalten, bis sie den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Dieses geschah insgemein in solchen Gegenden, wo die Winterfrucht etwas zeitiger eingeärndet wurde. Die Heuschrecken brachten über einer solchen Veränderung ihres ersten Lagers eben nicht allzu viel Zeit zu, ungeachtet sie nur langsam forthüpfen konnten; desto geschwinder aber breiteten sie sich hernach aus. Sie schienen ihre bevorstehende letzte Häutung, wegen der neuen und kräftigen Nahrung, in dem Sommergetreide gleichsam zu beschleunigen, und kurz darauf die Flügel zu erhalten, da sich denn die Schwärme, nach einer angerichteten sehr großen Verwüstung, in die Luft erhoben, und mit dem Winde weiter nach den südwestlichen Gegenden zogen, wo sie den vorliegenden Provinzen aufs neue fürchterlich wurden.

Bey dem allzu frühen Abmähen des Wintergetreides, wie es von Einigen in Vorschlag gebracht worden ist, auch öfters ohne die gehörige Vorsicht geschieht,

wird man selten großen Nutzen, zuweilen aber wohl größern Schaden finden. Denn die Heuschrecken, welche vor der Zeit aus ihrem vollen Fraße auf einmahl verjaget werden, stürzen gemeiniglich zehnfach stärker auf andere Ackerstücke, auf denen zuvor gar wenig zu sehen war, und richten eine desto größere Verwüstung an. Die Störche, Sperber, Raben und andere, fangen bey dieser Gelegenheit von den wandernden Heuschrecken, wenn sie ihre Züge durch die frey gelegenen Oerter nehmen, täglich eine ansehnliche Menge, welche aber kaum vermisset wird.

Wenn die Brachen und Hütungen zu solcher Zeit, da die ungeflügelten Heuschrecken darauf dicht beysammen liegen, die ausgewachsenen sich paren, oder auch ihre Eyer darauf gelegt haben, des Morgens und gegen den Abend mit den Schweinen nur übertrieben werden, so wird eine große Anzahl durch diese vertilget.

In einigen Gegenden von Groß-Polen, hat man in den Jahren 1748 und 1750, bis 1753, die Anmerkung gemacht, daß die Schweine, welche die daselbst ganz unglaublich überhand genommenen Heuschrecken sehr begierig gefressen, von diesem außerordentlichen Futter beym Schlachten und übrigen Gebrauche des Fleisches, einen besondern Gestank und übeln Geschmack gehabt, daß man, um das Fleisch der übrigen eßbarer zu machen, sie eine ziemliche Zeit vor dem Schlachten, mit anderer Nahrung hat versehen müssen.

Was nun die Heerzüge dieser ungeflügelten Heuschrecken aus einem Felde in das andere betrifft, so hat man dabey verschiedene Gelegenheit, sie überaus dünn zu machen. Sie sind zwar zahlreich, aber auch sehr verschieden, daß man bey einigen Schwärmen 500, 800 bis 1000 Schritt zählen kann, da andere, zumahl die rechten Hauptzüge, fast über 1, 2 auch mehrere Stunden dauern, weil sie bey ihrem Striche alles an sich ziehen, und also von allen Seiten her immer verstärket werden. Das wandernde Heuschreckenheer vertheilt sich in besondere Haufen, Züge oder Colonnen, deren

deren wohl etliche zu gleicher Zeit aus einem Felde in das andere durch abgesonderte Wege gehen. Dergleichen Züge sind etwa 2 Fuß breit, auch etwas darüber. Sie gehen auf die Gegenden, wo sie hin wollen, zuweilen ziemlich gerade zu, aber auch sehr schief, wenn sie nähmlich Brücken, Gräben, Zäune, Hügel, Gärten, tiefe Wiesen, hohle Wege u. d. gl. zu passiren haben. Sie lassen sich weder durch Jagen, noch Peitschen, Reiten oder Fahren, von ihrer einmahl genommenen Richtung abbringen, man müßte ihnen denn gerade entgegen gehen, und mitten in ihren Zügen mit dergleichen Geräusch und Lärmen etwas lange fortfahren. Gesetzt, daß auch dadurch der vordere Theil auszuweichen, und auf ebenen Feldern gar aus einander zu prallen genöthiget würde, so sammelt sich doch das Ungeziefer bald wieder, und indem der nächst folgende Theil einen kurzen Bogen gemacht hat, verfolgt der ganze Zug seinen vorigen Weg in einer geraden Richtung, die eine Fortsetzung der erstern ist. Wenn man sich auf der Seite eines solchen Zuges befindet, darf man ihm ganz nahe kommen, nur stille stehen, oder mit fort gehen, so kann man alles sehr wohl beobachten. Zuweilen kommt er von den äußersten Gränzen einer ziemlich entfernten Feldmark ganz aus einem spitzigen Winkel, über Sandhügel, Wiesen und flache Moräste. Zu anderer Zeit geht er quer durch die schönsten Weitzen-Felder, über eine dazwischen gelegene Feldmark, ganz ruhig, ohne auf einer von beyden Seiten einzufallen und Schaden zu thun. Die eigentliche Ursache des letztern Umstandes läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, ob es gleich nicht wider die Wahrscheinlichkeit seyn würde, wenn man in solchem Falle glaubte, daß vielleicht die vierte Häutung dieses Ungeziefers schon so nahe wäre, daß es sich, wie andere Insectenarten, auf diese Zeit der Speise zu enthalten anfinge, und nur eilte, um bald nach den verlangten Orten zu kommen. Es

kann seyn, daß diese Heuschrecken, auch ohne in dem Winterfelde gestöret zu werden, vor ihrer letzten Häutung eine Nahrung von jungen süßen und saftreichen Getreide nöthig haben, und also schlechterdings suchen müssen.

Zu gleicher Zeit finden sich auch jüngere Heuschreckenschwärme, welche kaum die dritte Häutung überstanden haben, und ebenfalls nach den Sommerfeldern gehen, da ihnen die Nahrung auf den Winterfeldern grob und untauglich zu werden anfängt. Diese nehmen ihren Weg zuweilen, wie die erstern, gerade durch die Weitzenfelder, ohne zu schaden, wenn sie nicht zwischen denselben aufgehalten, gejaget, oder sonst auf eine unvernünftige Art genöthiget werden, daß sie seitwärts aus einander prallen, und sich darin ausbreiten müssen.

Die jetzt erzählten Umstände, welche das Wandern der ungeflügelten Brut aus einem Felde in das andere betreffen, können uns bey Vertilgung derselben großen Nutzen schaffen, wenn wir unsere Anstalten mit einiger Ueberlegung darnach machen wollen. Diese Brut in einem solchen Alter eben so ordentlich und sicher zusammen zu treiben, als nach der ersten und zweyten Häutung, ist schon weit schwerer, und kaum bey etlichen wenigen Umständen anzubringen; nach der letzten Häutung hingegen fast gar nicht. Es würde daher von einem sehr schlechten Erfolge seyn, eine bereits erwachsene Brut von einem Acker oder Felde nach dem andern zu jagen, welche doch bald darauf wieder zurück stürzet, und doppelten Schaden anrichtet, wenn das Getreide nicht sogleich abgemähet werden kann. Nicht zu gedenken, daß die auf den daran stoßenden Feldern liegenden Schwärme, zum Schaden der übrigen, leicht mit in Bewegung gebracht werden können. Das Treiben dieser Brut würde vielmehr alsdenn etwas mehr Nutzen haben: 1) wenn dasselbe des Morgens nach einem starken Thau, oder gleich nach einem Regen

gen vorgenommen würde, da das Ungeziefer von Kälte und Nässe etwas erstarret ist, viel dicker und fester beysammen liegt, und nicht weit aus einander springen kann; 2) wenn das Treiben von sämmtlichen Nachbaren auf ihren Feldmarken zu gleicher Zeit veranstaltet würde, und man bald hernach die Felder abmähen ließe; 3) wenn die Brut aus dem Winterfelde, oder doch dessen größten Theile, auf einmahl auf die Brache, Triften, Straßen oder Sandschollen getrieben werden könnte, ohne die angränzenden Fruchtfelder sogleich wieder zu berühren; 4) wenn überdies am Ende des Winterfeldes, aus welchem die Heuschrecken heraus gejaget werden, eine gewisse Anzahl Kinder ordentlich vertheilt stände, welche das in großer Menge hervorstürzende Ungeziefer, welches ohnedies sehr weichlich ist, mit Fichtensträuchen oder Besen todtschlügen, und in Säcke sammelten. Das Treiben geschieht, in diesem Falle, von etlichen Personen, nach der Länge des Ackers, vermittelst einer schlaffen, langsam und quer über denselben gezogenen Leine, die abwechselnd mit kleinen Strohbüscheln oder Stückchen Holz besetzt ist. Wenn diese nun über das stark berhauete Getreide geschleppet wird, richtet und legt sich dasselbe wechselsweise ohne Schaden; und wenn auch an den schon reifenden Halmen zuweilen etwas Schade geschähe, so kommt derselbe doch in keine Betrachtung, weil das Getreide gleich darauf gemähet wird.

Außer diesen Anstalten, gibt es noch ein Mittel, die erwachsene Brut, ehe sie Flügel erhält, ziemlich zu vertilgen, ohne sie aus dem Wintergetreide zu treiben. Dieses kann geschehen, wenn dieselbe bey warmen Wetter aus einem Felde in das andere zieht. Hier kann man ihr noch besser beykommen, als wenn man sie erst aus solchen Orten, wo sie gleichsam festsitzt, zusammen jagen müßte. Indessen wollen hierbey gewisse Umstände in Acht genommen seyn. Wenn also ein solcher wandern-

der Schwarm dieses Ungeziefers, wie ich ihn beschrieben habe, daß er nähmlich zuweilen über eine Stunde dauert, sich noch zwischen den Fruchtfeldern befindet, ist es sehr übel verfahren, wenn man ihm gerade entgegen geht, ohne abzuwarten, bis er sich größten Theils ganz im Freyen, auf der Hütung, Brache, Straße, in den Stoppeln, Sandflagen oder an den Hügeln, befindet, wie auch, wenn er, quer über breite und tiefe hohle Wege zu ziehen, genöthiget wird, wo man ihn erst langsam überfallen sollte. Dabey würde es von gutem Nutzen seyn, zu beyden Seiten eines solchen Zuges, nach dessen verschiedener Länge, eine Anzahl Kinder wechselsweise und einzeln also zu vertheilen, daß sie etwa über 100 Schritt aus und gegen einander über zu stehen kämen, und das dicht vor den Füßen vorbey hüpfende Ungeziefer, mit fest gebundenen flatterigen Besen, oder breiten Tangel- und andern Zweigen und Sträuchen, nur wechselsweise, nicht aber beständig oder alle zugleich, ohne vieles Lärmen, Springen und Jagen, todt schlügen, und damit öfters anhielten. Solchergestalt würde der ganze Zug wenig oder gar nicht gestöret, und also seinen Weg fortsetzen. Diejenigen Heuschrecken, welche den erstern entgehen, fallen den folgenden allezeit wieder in die Hände, daß von den stärksten Schwärmen zuweilen sehr wenige recht gesund in das Sommerfeld kommen, und folglich hernach auch wenigere und weit schwächere Schwärme in die Luft steigen, und neuen Schaden anrichten können, als außerdem. Die meiste Brut wird hierbey zerschlagen, wenn sie über breite, tiefe oder hohle Wege gehen will; daß man also seine Anstalten mit der Vertheilung der Kinder darnach vornehmlich und am sichersten machen kann, ohne den Schwarm in seinem eigentlichen Zuge sonderlich zu stören, wenn er auf hohle Wege oder andere Vertiefungen zugeht.

Da man nun, auf die jetzt angezeigte Art, eine wirkliche Gelegenheit hat, den noch ungeflügelten Heuschrecken einen so starken Abbruch zu thun: so bleibt wohl keine Entschuldigung und kein Recht zu klagen übrig, wenn man viele von dergleichen zahlreichen Schwärmen, aus Nachlässigkeit oder Vorurtheil, ungestört in das Sommerfeld hat wandern lassen, deren Vertilgung einiger Maßen in unserer Gewalt gestanden hat. Denn dergleichen Schwärme, welche noch vor 3, 4 oder 5 Tagen ziemlich verringert werden konnten und sollten, überstehen ihre letzte Häutung sehr bald, sie erhalten gleich darauf ihre freye Flügel, und nachdem sie zuletzt das ganze Sommerfeld verwüstet haben, schwingen sie sich vor unsern Augen in die Luft, und ziehen mit dem Winde, wie die dicksten Wolken, aus einer ganzen Gegend mit einander, zum Schrecken der Nachbarn, davon.

Ich komme hier also auf die vierte Periode der Zugheuschrecken, in welcher sie, gleich nach der vierten Häutung oder Verwandlung, die freyen Flügel erhalten, und ihre schädliche Züge nach den entlegensten Gegenden verrichten. Zu diesen geben warme Witterung, Wind, Fraß, und nach Frischens Meinung, die bevorstehende Parungszeit, die vornehmsten Ursachen ab, mit welcher letztern der vierte, zwar sehr kurze, für die Wiesen, Feld- und Gartenfrüchte ꝛc. aber höchst schädliche Zeitpunct sich endiget. In der Mitte des Heumonathes erhalten die völlig ausgewachsenen Heuschrecken ihre Flügel, doch mit dem Unterschiede, welcher gleich anfangs bey der frühen, mittlern und spätern Brut gemacht worden ist. Ehe ich aber in der Beschreibung dieser Periode fortfahre, will ich einige Betrachtungen über die merkwürdige Art, wie sich die Heuschrecken häuten oder verwandeln, einstreuen.

Die Heuschrecken nehmen hiebey eine seltsame Stellung an, indem sie es in der Luft frey schwebend, und mit dem Kopfe unter sich gekehrt, verrichten. Hr. Past. Möller hat, um die Natur und Eigenschaften dieser Insecten genau kennen zu lernen, dergleichen erzogen, und ihr Wachsthum von dem Eye an, bis dahin, daß sie wieder Eyer legen, in der Stube mit angesehen. Er kam eben dazu, als eine Heuschrecke in der vierten Häutung begriffen war. Sie saß an einem Grashalme mit dem Kopfe unterwärts, und hatte sich mit allen Beinen fest angeklammert. Sie schien stark Athem zu hohlen, wie aus dem abwechselnden Einziehen und Ausdehnen des Bauches zu schließen war; dabey bewegte sie den Kopf und das Halsschild auf und nieder. Ueber dem Halsschilde platzte alsdenn die alte Haut der Länge nach, da nähmlich, wo der gelbe Strich das Hals-Schild theilet, mitten von einander, welche sie hierauf ganz langsam über den Kopf abstreifte, indem sie, durch ihre Bewegungen, den Kopf rückwärts heraus zu ziehen, sich bemühete. Durch die wiederhohlten Krümmungen des Rückens, wozu ihr das geöffnete Halsschild Freyheit ließ, und eine Verkürzung des Halses, brachte sie den Kopf so weit zurück, daß dessen höchster Theil die Oeffnung erreichte. Hiermit zog sie zugleich die Fühlhörner allmählich aus ihren Scheiden. Die Augen wurden zuerst frey, indem sie an dem höchsten Orte des Kopfes sitzen, und da schien es, als ob sie 4 Augen hätte, als die alte Kappe mit der Haut, welche die Augen decke, und die sehr kenntlich blieb, über den halben Kopf bereits herüber war. Die Fühlhörner lagen platt über der Nase weg, denn die alte Haut, die nun über das Gesicht abgestreift wurde, drückte sie fest daran an; sie wurden nicht eher frey, als bis die Kappe ganz über den Kopf herüber war, und nun unter der Brust stand. Hierauf zog sie einen Fuß nach dem andern heraus, eben so, wie man die Beine aus den Stiefeln zieht; sie wurden aber deswegen nicht gleich frey, sondern lagen ihr so lange dicht an dem Leibe an, bis der Balg über der Brust herüber war. Unterdessen hafteten die Häute der alten Füße unbeweglich und in einerley Stellung an dem Halme. Der alte Balg ist hell und durchsichtig, daß man alle Theile des Leibes dadurch gar wohl erkennen kann. Als die Vorderfüße los waren, streckte sie einen nach dem andern in der freyen Luft aus, und machte damit einige langsame und zitternde Bewegungen. Darauf zog sie auch die langen Hinterbeine, eins nach dem andern, hervor, und mit ihnen wurde zugleich der größte Theil des Hinterleibes bloß; nur am äußersten Ende

de war er noch an der alten Haut fest. Es zog sich diese ganz schrumpfig zusammen, so, daß der alte Balg zwar sonst die völlige Gestalt der Heuschrecke an sich hatte, aber keinen Hinterleib zu haben schien. Wie dieses eigentlich zuging, konnte man nicht bemerken, vermuthlich aber wird er durch die einziehende und ausdehnende Bewegung des Bauches und ganzen Hinterleibes, in ringförmige Falten zusammen, und so bis an das äußerste Ende zurück geschoben. Dieses Ende blieb an der alten Haut noch fest; das Thier schwebte an diesem Theile in der freyen Luft, mit dem Kopfe unter sich, und mit den Beinen ausgebreitet. In diesem Zustande fing es an, einige schwankende Bewegungen hin und her zu machen. Endlich setzte es die langen Hinterbeine dicht neben den Flügeln sich auf den Leib, vermuthlich, um durch die Federkraft der Wirbel dem Leibe einen desto stärkern Stoß zu geben. Diese Schwankungen haben nichts anders zur Absicht, als um etwas zu ergreifen, woran es sich halten kann; denn so bald es nur mit einem von den ausgebreiteten Vorderfüßen an irgend etwas anstieß, ergriff es dasselbe augenblicklich, und riß sich damit von dem alten Balge los, welcher nun oben an dem Halme sitzen blieb. Die ganze Arbeit währte doch ½ Stunde. Das Thier war matt, und saß eine Weile ganz stille, erhohlte sich aber bald.

Dreyzehn Tage nach der vierten Häutung, erfolgt die fünfte und letzte, wobey die Heuschrecken, nebst vollkommenen Flügeln, ihre völlige Größe und Farbe erlangen, die sie hernach beständig behalten, außer daß die Männchen immer gelber werden. Hr. Möller wünschte, auch diese Häutung mit anzusehen, um zu bemerken, wie sie auf einmahl so große Flügel bekommen. Er sah sehr oft nach ihnen, und bemerkte endlich eine, die sich dazu anschickte. Sie hing sich, bloß mit einem von den langen Hinterbeinen, an einen Grashalm an; im übrigen machte sie alles wie die vorige, und ward eher damit fertig. Es schien noch sonderbarer, daß sie die Glieder nach einander aus dem alten Balge heraus ziehen konnte, ungeachtet dieser keinen Gegenhalt hatte, wie im vorigen Falle, da sie den Balg mit allen Füßen an einen Grashalm angeklammert hatte. Dieses gab wenigstens das Ansehen einer ähnlichen Beyhülfe, als die ist, die man von einem Stiefelknechte hat. Es mußte nothwendig anders zugehen, wenn ein ganzes Kleid in freyer Luft ausgezogen werden sollte. Es bleibt aber nichts übrig, als besondere unmerkliche Bewegungen, die sie mit allen Theilen des Leibes nach und nach machet, dadurch sie den Balg theils abdreht,

theils abstreift, theils abschüttelt; und dazu können die zitternden Bewegungen dienen, die man auch nachher an den Füßen noch spüret, wenn sie dieselben schon frey hat.

Als sie sich völlig von dem alten Balge losgerissen hatte, dehnte sie den Leib, der darin sehr eingepresset gewesen war, stark aus, und die Flügel kamen in Zeit von ½ Stunde zu ihrer völligen Größe. Anfangs waren sie nur etwas länger, als die vorigen, und betrugen kaum ½ Zoll; sie sahen weißlich und dabey ganz schrumpfig aus, dehnten sich aber zusehends von einander. Zunächst am Leibe, wo sie angewachsen sind, breiteten sie sich zuerst, und so nach und nach bis in die Spitzen; sie wurden immer länger, und endlich reichten sie noch ½ Zoll lang über den Leib weg. Man kann diese Ausdehnung nicht besser vergleichen, als mit der, wenn man ein Netz ausspannet. Die Flügel bestehen aus eben solchen Maschen, wie ein Spiegelgarn; es gehen Sehnen die Länge durch, welche anfangs bräunlich aussehen; und wieder andere in die Quere, welche jene durchkreutzen; dazwischen ist alles mit einer sehr dünnen Haut angefüllet. Diese Sehnen liegen wie ein Netz, welches man zusammen nimmt, dicht an einander; und so haben sie, unter der alten Haut, in einem engen Raume Platz. Es fehlt ihnen nichts als die Ausspannung. Wenn sie frey werden, streckt das Thier dieselben über den Leib etwas erhöhet aus, worauf sich die Maschen nach und nach von einander begeben.

Uebrigens häuten sich die Heuschrecken nicht alle zugleich. Hr. Möller fand, daß die im Glase mit dieser letzten Häutung 3 Tage zubrachten, ehe sie alle fertig wurden, ungeachtet sie insgesammt von gleichem Alter, und in Einer Minute ausgekommen waren. Eine unsichtbare Hand schützt sie vor den Zufällen, denen sie unterworfen wären, wenn sie alle zugleich in einen Zustand gerathen sollten, darin sie sich durch nichts retten könnten. Man würde sie in dieser Zeit mit dem größten Nachdrucke verfolgen, und nur darauf Acht geben dürfen, wenn diese Zeiten kämen, da sie nicht entweichen könnten; einzele hingegen wird man in diesem Zustande kaum gewahr.

Es fragt sich, ob man den mit dem Winde ziehenden und plötzlich einfallenden Zugheuschrecken nicht etwa auf eine vortheilhafte Art begegnen könne, oder sich vornehmen dürfe, sie zu vertilgen? Auf das erstere läßt sich aus der Erfahrung zwar so viel antworten, daß man dergleichen ankommende ungeheure Schwärme zuwei-

zuweilen durch Lärmen und Klingeln, besonders aber durch Schiessen, Feuer und Dampf ꝛc. über einige Feld-Marken glücklich weggetrieben habe; indessen kommt doch immer dabey sehr vieles auf Wind und Witterung an.

An einigen Orten gehen die herum liegenden Einwohner, so bald sie einen Schwarm von fern wie eine Wolke ankommen sehen, ihnen mit Klappern, alten Trommeln, und andern Dingen, die ein Getöse verursachen, entgegen, und suchen durch den dadurch mit untermischtem Geschrey gemachten Lärm ihr Niederlassen zu verhindern.

Einigen Abbruch kann man ihnen, während ihrem Fluge, durch große Wasserspritzen, und durch großes und kleines, mit Vogeldunst oder auch nur mit Sand geladenes, Gewehr thun.

Als im J. 1746 Schlesien mit einer entsetzlichen Menge dieses Ungeziefers geplaget war, und dasselbe unter andern seinen Zug über die Stadt Brieg nahm, ließ der Commandant der dortigen Festung, auf Ansuchen der benachbarten Acker-Leute, die Kanonen von den Wällen lösen, um dadurch das Niederlassen des Ungeziefers zu verhindern.

Aus Buckowine, ward unter d. 30 Aug. 1780, in den öffentlichen Zeitungen gemeldet, daß, als neulich eine Colonne Heuschrecken, (welche etwas über 2 Zoll lang gewesen, und deren Köpfe den Affenköpfen glichen,) aus der Moldau in diese Felder dringen wollte, der General, Freyherr von Enzenberg, den Befehl gegeben, sowohl mit Kanonen, als aus dem kleinen Gewehr, unter sie zu feuern; dieses nachdrückliche Mittel sey auch von so guter Wirkung gewesen, daß die ganze ungeheure Colonne zerstreuet worden, und sich in viele Haufen getheilt habe, wovon der größte über den Dniester nach Podolien gezogen sey. Sie haben sich nachher unweit Kaminiec gelagert, und alle dasige Felder verheert.

So lange sich die Schwärme weder trennen, noch stark senken, welches doch sehr geschwinde geschehen kann, so können sie, nach Beschaffenheit des Windes, der Tageszeit und der Witterung, wohl genöthiget werden, weiter zu ziehen; so bald aber die Luft kühler oder stürmisch wird, und sich ein Regen oder der Abend nähert, alsdenn ist es schwer, wo nicht gar unmöglich, sie abzuhalten, daß sie in der nächsten Gegend nicht einfie-

einfielen; nicht zu gedenken, was vornehmlich der Hunger zu verursachen vermag. Doch kann es zufälliger Weise wohl geschehen seyn, daß die Heuschrecken aus einigen Orten vertrieben und von andern abgehalten worden sind; ob es gleich immer schwer und ungewiß ist, die sich niedersenkenden Schwärme wieder in die Höhe zu bringen. Gesetzt auch, man brächte den Schwarm glücklich in die Höhe, so wird man, des Windes wegen, doch öfters verlegen seyn, daß sie sich nähmlich mit diesem nicht sogleich wieder wenden, und nach etlichen Stunden wieder zurück kommen sollten. Auf solche Weise finden sich, nach Unterschied des Windes, und der guten oder schlechten Witterung, in einem Jahre bald viele, bald wenige Heuschreckenzüge auf einzelnen Feldmarken, oder auch in größern Gegenden, ein, wo sie sich nur so lange halten, als sie Nahrung finden; es müßte sie denn die Parung übereilen, oder die Witterung abhalten, weiter zu gehen. Die überhin ziehenden Schwärme aber lassen ihre Art ebenfalls zurück, welches man an den herab fallenden einzelen und Paren gar deutlich wahrnehmen kann.

Was das Treiben der geflügelten Heuschrecken betrifft, so findet dasselbe, erwähnter Maßen, höchstens nur bey sehr naßkaltem Wetter, oder im starken Thau des Morgens, bey einzelen Ackerstücken, welche gleich abgemähet werden, Statt; außerdem aber verursachet es mehr Mühe, als es Nutzen schaffet. Ist die Luft warm und stille, so ist das Treiben ganz vergeblich, weil die Heuschrecken schnell und hoch in die Luft steigen, auch sonst leicht etliche 100 bis 1000 Schritt aus einander fliegen, wenn sie gestöret werden.

Da also alle Umstände bekräftigen, daß man den Heuschrecken in diesem Alter, und so lange sie ihren Heerzügen mit vollkommener Kraft beywohnen, nicht wohl beykommen kann: so bleibt nichts weiter übrig, als die oben empfohlne Anwendung des Fleißes bey

dem

dem Eyersammeln, und dem nachfolgenden Zusammentreiben der Brut. Das leichteste Mittel, die Brut zu stören, ist, wie bereits erwähnt worden, daß man täglich Schweine an diejenigen Orte, die sie am meisten mit der Brut zu besetzen pflegen, hintreibe; sie bekommen sehr bald die Witterung davon, und unterlassen nicht, den Sand dermaßen durch zu wühlen, daß nicht das geringste Fleckchen unberührt bleibt. Man kann auch solche Stellen, wo sie täglich sehr häufig sich versammeln, und auf der Erde liegen, mit Spaten umstechen lassen, auf eben die Art, wie man die Kartoffeln ausgräbt; da man denn die Nester öfters häufig genug antrifft. Diejenigen aber, die sie einzeln und zerstreuet hier und da hin legen, sind weder aufzusuchen, noch zu finden; daher noch immer Brut genug übrig bleiben wird, die für das künftige Jahr mit täglicher neuen Plage drohet.

So wenig man den Heuschrecken ihre ganze vierte Periode hindurch etwas anhaben kann, so sehr verändern sich die Umstände, so bald die Parungs- und Legezeit anfängt. Denn in dieser fällt das Ungeziefer dem Landmanne wieder in die Hände. Mit der Parungszeit nimmt der fünfte und letzte Zeitpunct seinen Anfang, in welchem sich die großen Heerzüge endigen, und die Schwärme sich nach und nach trennen, geringer werden, und endlich gar verlieren. Das Ungeziefer gattet sich, wie ich oben erzählt habe, etliche Mahl, und leget jedesmahl darzwischen seine befruchtete Eyer, worauf es matt und krank wird, und endlich bald stirbt. Der meisten und vornehmsten Umstände, welche die Parung und das Eyerlegen betreffen, ist oben, bey der Beschreibung des ersten Zeitpunctes, Erwähnung geschehen. Es sind nur noch einige wenige Anmerkungen zu machen übrig.

Da die Parungszeit von der Mitte des Augustes bis gegen das Ende des Octobers dauert, so muß man

auf

auf alle Weise diese Zeit zur Vertilgung des Ungeziefers zu nutzen suchen. Weil dasselbe auf den Plätzen, wo es sich paret, sich unter einander selbst häufig umbringt, verstümmelt, oder dergestalt zurichtet, daß ein großer Theil, welcher davon am Leben bleibt, dadurch zu Fortpflanzung seiner Art ganz untauglich gemacht wird: so könnte das in seiner Parung begriffene Ungeziefer, nebst dem übrigen matten und verstümmelten, sehr leicht und geschwinde von Kindern, des Abends und Morgens im Thau, so wie bey nassem und kühlem Wetter, zwischen den Stoppeln und dem hohen Farnkraute, zusammen gehauen und zertreten, oder auch eingesammelt werden. Wie denn ein übergeworfenes altes und nasses Laken, oder eine Bastdecke (Matte), eine große Anzahl dieses dicht beysammen liegenden Ungeziefers gar leicht bedeckt, daß es darunter zertreten werden kann. Wollte man außerdem um diese Zeit den Versuch machen, und die Kinder die Heuschreckenweibchen, welche ihre Eyer noch bey sich tragen, kennen lehren: so würden diese in etlichen Wochen sehr viele Hunderte und Tausende für ein geringes Geschenk einliefern, daß also eine vorläufige Vertilgung der Eyer nicht ohne Nutzen seyn könnte. Wenn man auch die Zahl der Eyer bey einem Weibchen, die man auf 130 bis 150 rechnen kann, nur für 50 annimmt, so würde man durch dieses Kinderspiel, und für sehr weniges Geld, vielleicht bald eine Summe von etlichen Millionen Eyer vertilgen, und aus den zunächst um die Dörfer gelegenen Morgenländern, Gärten, Weinbergen, Hecken ꝛc. und vielen andern unzugänglichen und verzäunten Orten, noch vor dem Winter zusammen bringen, welche auf den Feldmarken dem Pfluge nicht unterworfen sind. Es würde dieses auch deswegen der Mühe werth seyn, weil an solchen Orten die meisten Eyerklumpen liegen bleiben, und die früheste und gewisseste Brut hervor bringen.

Den-

Denjenigen zum Besten, die in der Brutzeit durch einen Einfall von den Heuschrecken beläſtiget werden, und daher gewiß befürchten müſſen, daß ſie künftiges Frühjahr in Menge bey ihnen auskommen werden, will ich noch einige Vorſchläge thun, die ſich aus dem Vorhergehenden herleiten laſſen. Man hat angemerkt, daß ſie in dem Wintergetreide, welches vor Michaelis geſäet worden, häufig ausgekommen ſind, keine aber in demjenigen, welches man erſt nach Michaelis geſäet hat, auch keine in dem Gerſtenacker, noch auch in der Brache, außer auf den ſandigen Lehden, welche dazwiſchen lagen. Das untrüglichſte Kennzeichen von jenem iſt, daß in dem letztern Getreide, welches erſt nach Michaelis geſäet worden, nirgends ſolche Aehren angetroffen wurden, an welchen die Bälglein, die das Samenkorn einſchließen, abgefreſſen wären, daß ſie wie beſchoren ausſehen, außer etwann hier und da an den Rändern, die an Lehden anſtießen, von welchen ſie leicht hinein laufen konnten. Weil dieſes ihre erſte Arbeit iſt, wenn ſie auskommen, ſo kann man ſicher ſchließen, daß da gleich anfangs keine geweſen ſeyn, wo man dieſe Spuren nicht antrifft. Solchemnach würde der beſte Rath, welcher hieraus folgt, dieſer ſeyn, daß man zur Zeit ſolcher Noth kein Land vor Michaelis zur Saat pflüge, noch beſäe. Da ſie ihre Neſter am liebſten in lockeres leichtes Land legen, ſo werden ſie gewiß einen gepflügeten und zur Saat zugerichteten Acker vor andern dazu erwählen. Sie liegen im Sept. häufig auf der Saat, und freſſen ſie ab; ſie werden alſo auch gern dieſe Oerter, wo es ihnen ſo wohl gefällt, mit ihrer Brut beſetzen, wozu ſie hier alle erforderliche Bequemlichkeit vor ſich finden, zumahl es eben die Zeit iſt, da ſie damit umgehen. Man wird vielleicht hiergegen einwenden, daß ſie eben dieſes vor dem Saatfurchen (der Saatfahre) thun werden, weil doch der Acker ſchon zweymahl gepflüget, und weit mür-

der

ber und schicklicher dazu ist, als Brache und Stoppel-Acker. Es ist freylich wohl nicht zu zweifeln, daß es vor der Saatfahre eben so wohl wirklich geschieht; allein darin besteht der Vortheil von dem spätern Bestellen, daß die noch folgende Pflugart alle dirse Brut zerstöret. Sie legen dieselbe bloß in der Oberfläche, und nicht über Zoll tief, welches sich daraus mit Gewißheit schließen läßt, weil die Schweine, wo sie die Nester finden, nicht über Zoll tief darnach wühlen, sondern das Land nur ganz seicht umstoßen. Wenn nun ein mäßiges Pflügen nur von 3 Zoll tief, nach eingelegter Brut, folget, so müssen solche Nester doch nothwendig mit wenigstens 2 Zoll hoch Erde bedeckt werden; und dieses wird hinreichend seyn, ihr Durchkommen zu verhindern. Das beste Mittel, die Brut zu vertilgen, bleibt also, wie oben gezeigt habe, das Umpflügen. Es wäre auch daher sehr dienlich, wenn, nach verrichteter Saat, oder auch noch nach dem Winter, die sandigen Lehden in gehöriger Tiefe aufgerissen, und hernach mit den Schafen öfters übertrieben würden, damit diese den Boden dicht treten, und das Durchdringen vollends unmöglich machen.

Dieser Vorschlag wird solchen Landwirthen, die bey allen Veränderungen gleich Schwierigkeiten zu machen wissen, Stoff zu vielen Einwendungen geben. Sie werden sagen, wenn sie die Saat auf Michaelis erst anfangen sollen, so würden sie vor dem Winter nicht fertig; sie setzten sich in Gefahr, solche späte Saat verderben zu sehen; und viel Land aufzureißen, welches hernach in langer Zeit nicht wieder bewächst, sey ein Mittel, den Schafen die Weide noch knapper zu machen. Allein, sie müssen bedenken, daß man aus zwey Uebeln das geringste erwählen muß, und daß der Schade, welcher daraus entsteht, wenn man die Heuschreckenbrut aufkommen läßt, allen andern weit überwieget. Man kann in der Zeit, da man feyert, seine Einrichtung so machen, daß alle Hindernisse, welche sonst die Saat aufhielten, aus dem Wege geräumet werden, und dieselbe alsdenn ohne weitern Aufenthalt fortsetzen, daß man sich eben nicht gänzlich verspäten darf. Man kann sie mit Zugvieh, welches

sich

sich ausgeruhet hat, vornehmen, und hernach in 4 Wochen so viel, als vorher in 6, ausrichten. Man kann allenfalls die Nachbarn, welche eher fertig werden, um Beyhülfe ansprechen; und man wird sie, in Betrachtung, daß es ihre eigene Sache ist, wenn in der Nähe der Feind steht, dazu willig finden. Und überdies erfordert es die Klugheit, die Noth zur Tugend zu machen, d. h. die Mittel, welche uns die Noth an die Hand gibt, als etwas anzusehen, wozu wir bey Einrichtung unserer Handlungen verbunden sind, ob sie gleich dadurch unregelmäßig werden.

Ich halte dieses für so einleuchtend, daß ich kein Bedenken trage, noch einen Vorschlag von eben der Art zu thun. Ich habe oben gesagt, daß die Heuschrecken sich am liebsten in das dickste Getreide begeben, wo sie den meisten Schutz finden. Wenn nun auf großen Breiten die Stücke alle an einander hängen, so daß auch die Seitenfahren dazwischen voll Korn stehen, so vertiefen sie sich endlich dermaßen, daß es ihnen schwer fällt, sich heraus zu finden, zumahl da sie in dickem Getreide nicht hüpfen, sondern nur kriechen können, und der Weg überall sehr weit dahin ist, wo das Getreide aufhört. Solche Breiten sind, weil man den Heuschrecken darauf nichts anhaben kann, der größten Gefahr ausgesetzt, und um so viel weniger zu retten. Man muß daher nothwendig darauf bedacht seyn, sie davor zu sichern; und dieses würde am besten dadurch zu bewerkstelligen seyn, wenn man an den zwischen den Stücken befindlichen Fahren, zu beyden Seiten, einen Streiff von einem Schwaden breit, unbesäet liesse, hernach aber im Frühlinge, gegen die Zeit, da sie sich einfinden, die Fahren frisch ausstriche, und alsdenn allenthalben, wo man sandige Stellen antrifft, quer durch die gelassenen Streiffen Graben zöge, die auf beyden Seiten bis in das Getreide reichen. Sie möchten alsdenn kommen, wenn sie wollen, so würden sie am liebsten auf solchen Streiffen und in den Fahren laufen,

mithin auf die Gräben treffen, und in die Kessel fallen. Man würde sie täglich auf diesen Streiffen finden, entweder daß sie sich sonnen, oder daß sie ziehen; und bey allen ihren Bewegungen, die sie vornehmen, würden allemahl sehr viele in die Gruben, die man ihnen gegraben hat, gerathen, folglich von selbst das Getreide von ihrer allzu großen Menge befreyen. Wegen desjenigen, was man hierbey an der Aussaat einbüßet, könnte man sich auf andere Weise schadlos halten, und dagegen in einem andern Felde die Aussaat verstärken. Man kann dafür mehr von solchem Getreide, welches sie nicht angreifen, säen, und dadurch der Regel folgen, sein Feld auf eine Art zu nutzen, wobey es, den Umständen nach, den gewissesten Nutzen gewähren kann; sollte es aber auch nicht angehen, so muß man bedenken, daß es bey solcher Landplage nicht wohl möglich sey, ganz ohne Schaden davon zu kommen. Es wird doch wohl keine große Bedenklichkeit verursachen, ob es rathsam sey, etwas weniges daran zu wenden, um das meiste mit Gewißheit zu retten, welches sonst ohne Hülfe verloren geht.

Endlich würde es auch sehr dienlich seyn, sich bey Zeiten um fremde Beyhülfe zu bewerben; denn wenn dieses Ungeziefer häufig vorhanden ist, so gehören auch viel Leute dazu, wenn man ihm merklichen Abbruch thun will. In den ersten Tagen zwar, kann man mit einigen wenigen Leuten noch viel ausrichten; wenn sie aber heran wachsen, immer mehr sich zusammen schlagen, und etliche Hufen Breiten einnehmen, so gehören alsdenn schon viel Leute dazu, wenn man sie einschließen, beysammen halten, und sämmtlich nach einer gewissen Gegend hin treiben will. Wenn sie noch dazu, wie insgemein geschieht, an mehrern Orten zugleich anfallen, daß sich das Volk vertheilen muß, so ist, wie leicht zu erachten, mit wenigen Leuten nicht viel auszurichten. Daher muß man die Noth beyzeiten an gehöri-

hörigem Orte anzeigen, und nicht nur, so bald ein Einfall geschehen ist, solches dem Landrathe, oder demjenigen, der die Aufsicht in dem Kreise hat, sofort berichten, sondern auch hernach zum öftern das fernere Verhalten melden, damit die unter dieser Plage leidenden Oerter bekannt werden, und die Hülfe, wo sie nöthig ist, hin geordnet werden könne. Zu solcher Hülfe sind unstreitig die Nachbarn, in der Nähe so wohl als in der Ferne, verbunden. Denn, da die Heuschrecken, wenn sie so weit aufkommen, daß sie flück werden, weit und breit herum ziehen, so sorgen die Eingesessenen zugleich für sich selbst mit, wenn sie dieselben nirgends im Lande aufkommen lassen; und wenn bekannt ist, wo sie im Herbste ihre Brut gelassen haben, so kann die Einrichtung in Ansehung der Hülfe zeitig genug besorget, und dermaßen veranstaltet werden, daß sie auf den ersten Wink bereit stehe. Sie ist nicht eher nöthig, als bis die Nester lebendig werden. Derjenige, der sie auf seinen Grundstücken hat, muß von Urbani an, täglich Leute ausschicken, und Berichte durch sie einziehen, wo einige ausgekommen seyn, und wie häufig sie sich zeigen; diese muß er, mit den bey der Hand habenden Leuten, so viel möglich, zu vergraben suchen, zugleich aber dem Kreishauptmanne oder Land-Rathe, ohne Zeitverlust, die wahren Umstände melden, damit die zur Hülfe bestimmten Nachbarn sofort in Bewegung gesetzet werden, um den Nothleidenden, einige Tage nach einander, mit einer ansehnlichen Anzahl Leute beyzuspringen, welchen alsdenn der Wirth die Oerter anzuweisen hat, wo sie ausgekommen sind, und sie im Felde, wo es nöthig ist, nach Befinden zu vertheilen. Je zeitiger die Hülfe kommt, desto mehr wird ausgerichtet, da hingegen mit dem Wachsthume der Heuschrecken auch die Arbeit immer mehr zunimmt. Der meisten Hülfe bedürfen insonderheit die Heide- oder nahe an Holzungen gränzenden Dörfer, weil hier

gemeiniglich die meisten auszukommen pflegen. Es kann sich zwar eräugnen, daß die Hülfsvölker eben zu einer Zeit ankommen, da, wegen des Wetters, mit den Heuschrecken nichts anzufangen ist; aber sie wird deswegen nicht vergeblich, noch die Leute, unverrichteter Sache wieder wegzuschicken seyn. Sie können unterdessen die Gräben, welche beständig offen bleiben, die ich deshalb die beständigen genannt habe, nach der oben, S. 442, f. davon gegebenen Anweisung, aufwerfen. Wenn es also mit dem Treiben nicht angeht, so dürfen sie sich dabey nicht aufhalten, sondern können desto mehr dergleichen Gräben an schicklichen Orten bereiten, worauf die Heuschrecken hernach auf ihrem Zuge von selbst treffen, und wo sie ungetrieben hinein laufen. Diese Gräben werden öfters so gelegen sich befinden, daß hernach, wenn das Treiben wieder angeht, viele Scharen, ohne weitere Vorbereitung, darauf zugetrieben werden können.

Daß man, zur Zeit eines Einfalles, alle Arbeit stehen und liegen lassen müsse, um das Abmähen zu beschleunigen, wird ein aufmerksamer Wirth aus dem Vorhergehenden von selbst ermessen, und, auch ohne meinen Rath, auf den Entschluß fallen, 8, ja wohl 14 Tage vor der völligen Reife dazu zu schreiten, weil es doch unstreitig besser ist, eingeklungene Körner zu ärnden, als leeres Stroh, wovon die Aehren herunter sind, in die Scheune zu bringen. Man darf nicht fürchten, daß diese Körner zur Saat nicht tüchtig seyn. Hr. Möller ließ den 25 Jun. einen Streiff von dem am spätesten gesäeten Getreide, welches noch ganz grün war, abmähen, und fand, daß auch die schrumpfigsten Körner, bey dem folgenden Regenwetter, auf dem Schwaden auswuchsen. Die volle Aernde fing er den 5 Jul. an, mit Getreide, welches noch wenigstens bis zum 15ten hätte stehen sollen, weil das Stroh noch grün-

grünliche Streiffen zeigte; gleichwohl fand er keinen merklichen Fehler an den Körnern.

Ich muß hier auch einer besondern Vertilgungs-Art der Heuschrecken gedenken, da nähmlich dieses Ungeziefer im Papstthume nicht selten in den Bann gethan zu werden, und man die schleunigsten und kräftigsten Wirkungen von solchem drohenden Strahl zu erwarten pflegt. Der Papst Benedict XIII. ließ im Jun. 1725 diesen Bann gegen die Heuschrecken ausfahren, und geboth ihnen, sich plötzlich in das Meer zu stürzen, weil sie bis dahin in unbeschreiblicher Menge die Feldfrüchte um die Stadt Rom verzehret hatten.

Die Gewohnheit, Heuschrecken und anderes Ungeziefer, welches die Landfrüchte verderbet, mit dem Banne zu belegen, ist schon seit einigen Jahrhunderten, besonders in Italien, Frankreich und den angränzenden Ländern, im Schwange gewesen. Der Bischof von Lausann, Benedict von Montferrand, ließ, im J. 1479, die Raupen, welche damahls einen unsäglichen Schaden an den Bäumen und Kräutern verursachten, vor sein bischöfliches Gericht laden, damit sie sich wegen der von ihnen verübten Gewaltthätigkeiten rechtfertigen möchten. Man machte ihnen darauf einen förmlichen Proceß; und damit ja nichts an dem Wege Rechtens fehlen möchte, wurde den kleinen Thieren ein Advocat zugegeben, der ihre gute Sache vertheidigen mußte. Nach diesen vollbrachten Gebräuchen sprach der Bischof von seinem Richterstuhle ein förmliches Urtheil, und belegte das arme Ungeziefer mit der erschrecklichen Strafe des Bannes. Im J. 1516 verfluchte gleichfalls der Official von Troyes in Frankreich alles Gewürm, welches damahls die Erdfrüchte verdarb. Er that es ordentlich unter der Bedingung in den Bann, wo es nicht innerhalb 6 Tagen entweder aus dem Lande ziehen, oder Schaden zu thun aufhören würde. Der P. le Brün erzählt mehrere dergleichen richterliche Urtheile, welche im 15ten Jahrhundert von den Officialen zu Lyon, Maçon und Autün wider dergleichen Ungeziefer mit großer Feyerlichkeit ausgesprochen worden sind. Gemeiniglich pflegte der Proceß wider dasselbe unter folgenden Ceremonien geführet zu werden. Anfangs wurde ein Bittschreiben im Nahmen der Einwohner aufgesetzt, worin sie ersuchten, daß diese Thierchen vertrieben werden möchten. So

gaben unter andern einst einige Einwohner der Provinz Burgund eine Supplic gegen die großen Fliegen ein, welche die Weintrauben aussogen. Hierauf wurde ein Richter erwählet, vor dem sich zwey Advocaten stelleten, deren einer im Nahmen des Volkes klagte, der andere aber das Ungeziefer vertheidigte, da denn endlich der Ausspruch des Richters erfolgte, daß, wenn das Geschmeiß sich nicht in einer gewissen Zeit fort begeben würde, dasselbe in den Bann verfallen sollte. Im 16ten Jahrh. war dieser Heuschreckenbann in Frankreich so gemein geworden, daß der Oberpräsident des Parlaments in Provence, Barthol. Chassanäus, ein eigenes weitläuftiges Bedenken aufsetzte, und darin untersuchte, wie und auf welche Art dergleichen Thierchen wirklich vor Gericht geladen werden könnten; ob sie in eigener Person, oder durch einen Anwalt, erscheinen müßten; ob sie eigentlich vor das geistliche oder weltliche Gericht gehörten; und ob sie mit der Strafe des Bannes beleget werden könnten, welches letztere er besonders mit vielen Gründen zu behaupten suchte. Jedoch verschiedene andere berühmte katholische Schriftsteller waren ganz anderer Meinung. Der D. Leonh. Vairus hielt dergleichen Bann nicht nur für abergläubig, sondern auch für gotteslästerlich, und es däuchte ihn eben so ungereimt zu seyn, unvernünftige Thiere in den Bann zu thun, als wenn man einen Hund oder Stein taufen, oder den Fischen und Vögeln predigen wollte.

Da die bisher angezeigten Mittel zu Vertilgung der Heuschrecken, welche einzele Gemeinden vor sich vorkehren könnten, eines Theils nur im Kleinen, wenn die Heuschrecken sich nur hin und wieder in geringer Anzahl zeigen, nicht aber, wenn sie überhand genommen, oder wenn Zugheuschrecken eine ganze Gegend wie mit einer Wolke bedecken, zu gebrauchen, andern Theils aber den wenigsten Einwohnern, insonderheit den Landleuten bekannt sind: so muß auch hier die Landespolizey zu Hülfe kommen, und wenigstens solche Mittel durch öffentliche Ausschreiben den Unterthanen bekannt machen. Ich habe demnach die Heuschrecken, und die Vorsorge für deren baldige Vertilg-

tilgung, als einen Gegenstand der Landespolizey zu betrachten.

Da in den neuern Zeiten, insonderheit in den Jahren 1731, 1752 und 1753, die Mark Brandenburg vorzüglich vor andern deutschen Staaten mit dieser Landplage heimgesuchet worden: so weiß ich hier nichts besseres, als diejenigen Anstalten, anzuführen, welche die königliche hohe Landespolizey, die auf alles, was zum Besten des Landes gereicht, ganz besonders aufmerksam ist, damahls zu Vertilgung der schädlichen Heuschrecken angeordnet hat, weil die Rettungsmittel, welche man angewendet hat, in der Natur und den Eigenschaften dieses Ungeziefers ihren Grund haben, und zum Theil eben dieselben sind, welche ich im Vorhergehenden angezeigt habe.

Da die Entstehung der Heuschrecken von derjenigen Brut herrührt, welche die in dem vorhergehenden Jahre vorhanden gewesenen Heuschrecken in der Erde zurück gelassen haben: so muß das erste und hauptsächlichste Augenmerk darauf gerichtet werden, daß diese Brut oder Eyer zu rechter Zeit, und so bald als möglich, ausgerottet werden. In dieser Absicht ward anbefohlen:

1. Daß die Gerichtsobrigkeiten die Unterthanen des platten Landes, und die Magistrate die Bürger in den Städten, imgleichen Schäfer und Hirten, bey harter Leibesstrafe anhalten sollen, an denen Orten, wo Heuschrecken gelegen und liegen geblieben, welche den Hirten am besten bekannt sind, die Heuschreckenbrut, sowohl zur Herbst- als Frühlingszeit fleißig aufzusuchen und auszurotten, außerdem auch die Orte, wo die Brut liegt, bis in den spätesten Herbst mit den Schweinen, welche davon Witterung haben, fleißig zu betreiben. Die Forst-Bedienten aber sollten sorgfältigst beobachten, wo die Heuschrecken in den Forsten gelegen, und daselbst Brut gesetzt haben; in welchem Falle die in den Forsten befindlichen Stellen und Brachäcker gleichfalls mit Schweinen betrieben werden sollten.

2. Sollten diejenigen Orte in den Feldern und Forsten, wo die Heuschrecken liegen geblieben sind, und Brut geleget haben, vor Winters flach umgepflüget, und wenn solches geschehen ist, solche Orte mit den Schweinen abermahl öfters betrieben, und die Brut sowohl dadurch, als durch fleißiges Aufsuchen, ruiniret werden.

3. Damit die Aufsuchung der Brut gehörig geschehen möge, ward verordnet, daß sowohl die Forstbedienten, wenn sie, gleich den Ackerwirthen, bey den Dörfern Hufen oder Ländereyen besitzen, als auch ein jeder Bauer verbunden und gehalten seyn sollte, nach Proportion der Quantität, so sich an Brut finden, und wie es eine jede Obrigkeit darnach bestimmen würde, 1 Metze; ein jeder Halbbauer, ¾ Metzen; ein jeder Kossat, ½ Metze, und ein jeder Grundsitzer, wenn er gleich kein Land im Felde hätte, dennoch ¼ Metze von dieser Brut zu sammeln. Imgleichen sollten die Gerichtsobrigkeiten und Beamten, oder diren Pächter und Afterpächter auf dem platten Lande, und die Magistrate in den Städten, wenn diese Vorwerke besäßen, auch die Forstbedienten, welche außerhalb den Dörfern wohneten, nach Proportion der sich findenden Brut, etwa von 16 Scheffel Wintergetreidesaussaat, ½ Metze, auch in den Städten ein Ackerbürger von jeder inne habenden Hufe Land ½ Metze, von solcher Brut im Herbste sammeln, so lange solches nicht durch den Frost verhindert würde. Die Unterthanen der Dörfer und Vorwerke sollten die gesammelte Brut ihren Obrigkeiten, die Forstbedienten den Beamten, und die Bürger in den Städten an ihre Magistrate abliefern. Den Predigern auf dem Lande, welche Aecker haben, solche aber durch ihr eigenes Gesinde bestellen, und die Früchte davon selbst einärnden, wurde in diesem Falle die Einsammlung der Brut erlassen; sie wurden aber dagegen angewiesen, die Einwohner der Dörfer nicht nur zu fleißiger Wahrnehmung dieser allgemein nützlichen Veranstaltung beständig aufzumuntern, sondern auch, wenn solchem nicht überall nachgelebet werden sollte, der Obrigkeit unverzüglich Anzeige davon thun. Den Pächtern der Pfarräcker hingegen ward die Sammlung, wie andern ihres Gleichen, anbefohlen. Wer über das festgesetzte Maß noch abliefern würde, dem sollte für die Metze 2 Groschen bezahlt werden. Den Obrigkeiten und Beamten

ten ward aufgegeben, den Ablieferern über den Empfang gehörige Bescheinigung zu geben; und diese Attestate sollten alsdenn dem Landrathe jeden Kreises sofort eingeliefert werden, damit derselbe in einer zu führenden Tabelle gehörig nachweisen könnte, was ein jeder, nach der von der Obrigkeit ihm geschehenen Auflage, abliefern sollen, und was er wirklich nach den erhaltenen Attestaten abgeliefert habe. Auch sollten, zu Completirung der Haupttabelle, die Magistrate ihre Designationen nebst Attestaten von ihren Stadtfeldfluren den Steuerräthen zufertigen, und wenn diese die Tabelle formiret, sollten sie solche gegen Ausgang des Monathes Februar an die Kriegs- und Domänen-Kammer, nebst einer besonders beygefügten Nachweisung, wie viel ein jeder über das gesetzte Maß abgeliefert und bezahlt erhalten, und zugleich die *Decharge* wegen Bezahlung der mehr abgelieferten Brut für die Kreis-Casse, jeder Magistrat aber wegen der Kämmerey- oder Stadt-Casse, suchen.

4. Wenn durch die Sammlung dieser Brut die Heuschrecken nicht völlig getilget werden könnten, und daher das übrigbleibende im Frühlinge auskommen sollte, so sollten zuvörderst Hirten und Schäfer, demnächst ein jeder besonders, wie auch die Forstbedienten, fleißig vigiliren, wo sich junge Brut sehen lasse, und solches sofort der Gerichtsobrigkeit und den benachbarten Gemeinden anzeigen. Und ob man schon bisher solche junge Brut dergestalt zu tödten gesucht, daß dieselbe mit Stroh verbrannt (*), oder auf andere Weise zernichtet worden: so sollte dennoch mit Treibung und Tödtung in den Gräben, als welches Mittel die meiste Wirkung gethan hat, ferner continuiret werden. Weil auch gemeiniglich zu geschehen pflegte, daß die ausgekommene Brut auf den

(*) Das Lager der Heuschrecken mit trocknem Stroh zu überstreuen, und solches an allen Orten anzuzünden, wodurch ihnen die Flügel verbrannt, und das weitere Fliegen verwehret wird, ist zwar an sich ein gutes Mittel; es geht aber nur alsdenn an, wenn der Haufe nicht allzu groß ist, und das Stroh oder dergleichen leicht brennende Materialien in genugsamer Menge bey der Hand sind.

Feldern nicht überall, sondern nur fleckweise, sich findet, und daher, große Gräben um ganze Felder zu führen, unnöthig wäre: so sollten an den aufgefundenen Flecken, wo die ausgekommene Brut liegt, nur auf der einen Seite, und zwar gegen den Wind, (damit die Heuschrecken von dem Winde, mit welchem sie gehen, desto eher in entgegen stehende Gräben geführet werden,) und nachdem die mit der Brut belegten Plätze groß sind, kleine Gräben zu 20 bis 25 Schritt lang, 2½ Fuß breit, und 1½ F. tief, gemachet, und die Erde außerhalb geworfen, auch darin 4 bis 5 Schritt aus einander die Fanglöcher oder Kessel von gleicher Breite des Grabens, und zu 1½ Fuß tief, angefertiget werden.

5. Mußten die Unterthanen, so bald die Sonne des Tages so hoch gekommen, und die Brut sich aus einander begeben, die Heuschrecken, wie sie fleckweise liegen, zu treiben anfangen, dabey aber wohl beobachten, wohin dieselben selbst Lust hinzulaufen bezeigten, indem man bemerkt hat, daß sie nicht nur aus dem Morgen nach dem Abend, sondern auch mit dem Winde gehen. Das Grabenziehen und Treiben muß also darnach eingerichtet werden, weil man sonst mit dem Treiben nicht fort kommt, und die Heuschrecken sich lieber zertreten, als zwingen lassen, einen andern Gang vorzunehmen. Wenn solchergestalt die Heuschrecken in den Graben getrieben sind, laufen sie von selbst in die darin gemachten Löcher oder Kessel, können allenfalls auch mit Sträuchen dahinein gekehret werden, und werden alsdenn mit kleinen Stampfen zerquetschet; worauf aber diese Löcher mit Erde, welche aus den zwischen zwey Kesseln neu zu machenden Löchern zu nehmen ist, beworfen und fest getreten oder gestampfet werden müssen. Die Heuschrecken pflegen auch selbst in die Gräben zu laufen, und die darin befindlichen Kessel anzufüllen; daher müssen die gemachten Gräben, und die darin des Abends neu angefertigten Kessel offen bleiben; des Morgens aber ist die erste Arbeit, die Löcher zu visitiren, und die darin befindlichen Heuschrecken todt zu stampfen, worauf denn mit Treibung der sich wieder zusammen gezogenen Brut continuiret wird.

6. So wie die Schäfer und Hirten die Brachfelder, aus der Gemeinde aber ein vernünftiger Unterthan, und

in

in den Städten zwey bis drey Bürger, die besäeten Felder, wo die Hirten nicht hin kommen können, begehen, und die Oerter, wo sie Heuschreckenbrut fanden, durch Strohwische oder Sträuche ausstecken, und selbige alle Abend in den Dörfern an die Schulzen, und in den Städten bey denjenigen, so vom Magistrat zur Obsicht bestellet worden, genau anzeigen mußten: so mußte in den Städten sofort von dem hierzu vom Magistrat bestellten Commissarius, oder den Deputirten, die Eintheilung, wegen der zu dieser Tilgung täglich zu nehmenden Einwohner, dergestalt gemacht werden, daß immer höchstens 7 Mann zusammen gelassen, und den folgenden Morgen 8, 10 und mehr Orte, nachdem die Anzahl der Bürger groß war, angewiesen wurden, um daselbst die Gräben und Kessel anzufertigen; worauf denn, unter Anführung dazu bestellter Leute, durch die Kinder aus den Städten von 8 bis 10 Jahren, die Heuschreckenbrut bey Sonnenschein sofort eingetrieben, und vorgedachter Maßen getödtet werden mußte. Ein jeder Stadtverordneter empfing 2 bis 3 Parteyen dieser vertheilten Leute zur Obsicht, und war verbunden, denselben die Orte zu Vertilgung der Heuschrecken gehörig zu zeigen, auch sie zu instruiren, wie die Arbeit dabey geschehen sollte. Dem Magistratsgliede aber, welchem *ex Collegio* die Hauptbeobachtung dieser Tilgung aufgetragen worden, lag ob, wohl Acht zu haben, wie ein jeder Aufseher bey den Leuten auf den Stadtfeldern seine Arbeit gehörig verrichten lassen, als auch, ob bey den Kämmerey-Vorwerken die Pächter und Verwalter hierunter ihre Schuldigkeit wahrgenommen hätten. In den Dörfern war dem Schulzen und Schöppen aufgetragen, die Eintheilung unter der Gemeinde zu machen, und allezeit 6 erwachsene Personen, sowohl Manns- als Frauensleute, zusammen zu bringen; und da jeder seine Spaten, auch jeder Trupp zwey Stampfen mitnehmen mußte, wies einer der Schöppen die Orte an, wo jeder Trupp die vorgeschriebenen kleinen Gräben machen, und alsdenn die ausgekommene junge Heuschreckenbrut, mit Zuziehung der ihnen gleichfalls aus den Dörfern mitgegebenen Kinder, eintreiben sollte. Auf solche Weise konnte, nachdem das Dorf groß war, auch an 2, 3 und mehr Orten zugleich gearbeitet werden. Wenn die Heuschrecken in den

Saat-

Saatfeldern sich einfanden, durfte die Saat oder das Getreide nicht geschonet, sondern die Gräben mußten zum Eintreiben verfertiget, und im nöthigen Falle durch die bestellten Stücke solche Abschnitte gemacht werden, wodurch die von diesem Ungeziefer noch befreyeten Flecke gerettet werden konnten; indem man aus der Erfahrung angemerkt hat, daß, wenn gleich diese junge Brut des Abends sich nach dem Korne begeben, dieselbe doch, so bald die Sonne hoch gekommen, im Getreide nicht gedauert habe, und alsdenn sich gar leicht in die angefertigten kleinen Gräben habe treiben lassen. Der Schulze mußte also bey denen Leuten, welche im Saatfelde arbeiteten, und die Schäppen bey den Arbeitern im Brachfelde bleiben, und Acht geben, daß die Vertilgung gehörig und möglichst geschwinde geschehen möchte; die Gerichtsobrigkeiten aber mußten nicht allein die Unterthanen in ihren Dörfern mit Nachdruck zur fleißigen und tüchtigen Arbeit durch dazu angesetzte Leute täglich anhalten lassen, sondern auch ihre Leute und Tagelöhner bey den Vorwerken auf gleiche Weise anstellen; wobey die Pächter oder Verwalter beständig Acht haben mußten, daß die Tilgung der Heuschrecken mit allem Ernste geschehen, und die verordnete Arbeit dabey auf das geschwindeste verrichtet werden möchte. Die Forstbedienten waren angewiesen, so oft als möglich, der Gerichts-Obrigkeit Bericht abzustatten, und die Nachbarschaft zu benachrichtigen, ob und wo sie in den Forsten Brut gefunden hätten; da denn die Gerichtsobrigkeit dafür sorgen mußte, daß den Forstbedienten die nöthigen Leute, wie dieselben von dem Landrathe des Kreises, oder dem bestellten Commissarius, angewiesen worden, gehörig zugesandt würden, die der Forstbediente ebenfalls in verschiedene Parteyen theilen, ihnen die Orte anweisen, und auf die Arbeit Acht haben mußte.

7. Da die Tagelöhner in den Dörfern, nebst den Einwohnern in den Städten, welche keine Aecker haben, gleichfalls leiden, wenn dieses landverderbliche Ungeziefer nicht getilget wird, sondern überhand nimmt, und das Getreide verzehret, indem solchergestalt die Tagelöhner nicht nur wegen wegfallender Nahrung bey der Aernde- und Dreschers-Arbeit, sondern auch nebst den Handwerkern in den Dörfern und Städten, durch die von solchem

Unglücke

Unglücke herrührenden höheren Getreidepreiſe vieles verlieren: ſo wurde billig verordnet, daß ſich niemand in den Städten und Dörfern, dieſer Arbeit, zu Tilgung der Heuſchrecken, bey Vermeidung harter Strafe, entziehen ſollte. Damit aber auch hierunter eine Proportion unter den Einwohnern beobachtet würde, ſollte ein Voll-Bauer, welcher 2 oder 3 Hufen beſitzt, zur Arbeit, bey Tilgung der Heuſchrecken, 2 Perſonen ſtellen, der Koſſat 1 Perſon, und der Hausmann, Büdner und Tagelöhner um den andern Tag nur 1 Perſon; wie denn auch die Forſtbedienten, welche in dieſen Dörfern wohnen, oder wo ſie Acker haben, 1 Perſon zu dieſer Arbeit täglich ſtellen ſollten. Bey den Vorwerken aber mußten die Gerichtsobrigkeiten, wenn es einiger Maßen möglich war, und die Leute vorhanden waren, ſo viel Mann aus ihrem Mittel zu Tilgung der Heuſchrecken halten, daß, *incluſive* der bey den Vorwerken wohnenden Tagelöhner, nach Proportion der Ausſaat auf 1½ Winſpel Rocken Ausſaat, 1 Mann zur Arbeit geſtellet werde.

8 So bald eine Stadt, Amt, Vorwerk, Dorf oder Gemeinde, erfahren haben und gewahr worden ſind, daß in ihrer Nachbarſchaft Heuſchrecken ſich eingefunden, mußten ſie auf dergleichen Orte ein wachſames Auge haben, und daſelbſt fleißig Acht geben laſſen, ob auch die Stadt oder das Dorf allen vorgeſchriebenen Fleiß anwende, die Heuſchrecken auszurotten; in welcher Abſicht ſie alle Morgen jemand dahin ſchicken mußten, damit ſie allenfalls bey fernerem Fortzuge der Heuſchrecken ihre Feld-Marken mit Gräben umziehen, und dadurch die Heuſchrecken von ſich abhalten könnten.

9. Wie denn auch die Magiſtrate der Städte, Beamten und Vorwerkpächter, oder Schulzen der Dörfer, wo ſich Heuſchrecken ſehen laſſen, ſie mögen jung oder alt ſeyn, den benachbarten Gemeinden und Dörfern, inſonderheit wenn ſie im Zuge gelegen, ſogleich, bey harter Strafe, davon Nachricht geben mußten.

10. Wenn einige Orte in der Nachbarſchaft von den Heuſchrecken befreyet geblieben ſind, mußten die Einwohner ſolcher Dörfer, wie ſie der Landrath des Kreiſes, oder der ernannte Commiſſarius, mit Vorwiſſen ihrer Gerichtsobrigkeit, ausgeſchrieben, ſofort in der Anzahl, auch nach den ihnen vorgeſchriebenen Tagen, ſich, bey

Ver-

Vermeidung harter Ahndung, an denen Orten, wo sie angewiesen waren, gehörig einfinden. Und wenn einige Städte und Dörfer, ob sie gleich von diesem Uebel nichts empfunden, oder doch nur an wenigen Orten auf ihren Feldern davon etwas verspüret, dennoch vorgegeben hatten, daß sie mit Heuschrecken beläftiget wären, und also andern Orten, weil sie ihre Leute selbst gebrauchten, nicht zu Hülfe kommen könnten: so mußten solche Anzeigen sofort durch die Gerichtsobrigkeiten untersuchet, und daß solches geschehen möge, von dem Landrathe des Kreises besorget, auch zur exemplarischen Bestrafung an die Kriegs- und Domänen-Kammer berichtet werden. Wofern sich aber bey der Untersuchung gefunden, daß einige wenige Orte bey einer Stadt oder einem Dorfe mit dieser Brut inficirt gewesen: so mußte, nach Proportion des vorhandenen Ungeziefers, zu dessen Ausrottung, ein Theil der Einwohner commandiret, die übrigen aber zu anderer Hülfe gezogen werden.

11. Zu Vertilgung der großen Heuschrecken, welche schon fliegen können, hat man ebenfalls die Schweine auf die Orte, welche nicht besäet gewesen, gejaget, auch die wälschen Hühner unter die Heuschrecken getrieben, und diese Mittel besonders bey trüber Witterung gebraucht.

12. Endlich wurde in der Mark Brandenburg angeordnet, daß die Schulzen in denen Dörfern, wo sich Heuschrecken geäußert, alle 14 Tage an den Landrath des Kreises berichten sollten: ob Heuschrecken bey ihnen liegen geblieben seyn; ob sie Brut auf ihren Feldern geleget; ob und wie viel Tage die Unterthanen die Brut aufgesuchet; wie viel Brut sie gefunden, und an wen sie solche abgeliefert; wie viel Land sie wegen der Heuschreckenbrut umgepflüget; wie viel Brache sie aufgerissen haben, und was sie noch vor Winters an Land oder Brache, zu Vertilgung der Brut, umpflügen werden. Alle diese Umstände mußte der Landrath bey Bereisung des Kreises untersuchen, und wenn sich gefunden, daß demjenigen, was verordnet ist, nicht überall nachgelebet worden, solches sofort der Kriegs- und Domänen-Kammer anzeigen, damit die Contravenienten zur gehörigen Strafe gezogen werden können.

Königl. preußiſches Edict, wegen Vertilgung der Heuſchrecken oder Sprengſel, d. d. 13 Apr. 1731, ſt. in Mylii Corp. Conſtit. March. 5 Th. 3 Abth. 2 Cap. No. 40, S. 379.

It. d. d. 24 Oct. 1731, eb. daſ. No. 42, S. 383.

Renovirtes und erneuertes Edict, wegen Vertilgung der Heuſchrecken oder Sprengſel, d. d. Berl. d. 24 Nov. 1752, ſt. in der Edictenſamml. a. d. J. 1751 — 1755, Col. 397 — 400.

Reſcript an die Churmärk. Kr. und Dom. Kammer, die Vertilgung der Heuſchrecken betreffend, d. d. Berl. d. 13 Jun. 1753, ſt. eb. daſ. Col. 485, f.

Notification an die Churmärk. Neumärk. und Pommerſche Kammer, die Vertilgung der Heuſchrecken betr. d. d. Berl. d. 19 Dec. 1753, ſt. eb. daſ. Col. 609, f. No. 75.

Reſcript an die Neumärk. und Pommerſche Regier. und Conſiſtoria, auch an das Churmärk. Ober-Conſiſt. daß die Prediger auf das Heuſchrecken-Edict, und was ſonſt der Land-Plagen halber ergehet, halten ſollen, d. d. Berl. d. 22 Dec. 1753, ſt. eb. daſ. No. 76.

Ich komme zur Betrachtung des Heuſchrecken-Fraßes oder Heuſchreckenſchadens, in wie fern derſelbe bey Pächten zu den remiſſionsfähigen Unglücksfällen zu rechnen, und was darunter in den Pachtcontracten zu beſtimmen iſt. Es iſt in Anſehung deſſelben ein Unterſchied zu machen, ob die Heuſchrecken, von welchen der Fraß geſchehen iſt, an dem Orte ausgebrütet worden, oder ob es ein fremdes Zug-Heer von dieſem Ungeziefer iſt, welches die Verheerung in den Feldfrüchten verurſachet hat. Die auswärtigen Zugheuſchrecken werden, mehr erwähnter Maßen, unſerer hieſigen Gegend gemeiniglich bey trockner Witterung, durch einen anhaltenden Oſtwind zugeführet; und in einer Zeit von wenigen Stunden können durch ein Heer dieſes Ungeziefers, die größten und ausgebreitetſten Felder verheeret, und die darauf befindlichen Früchte in ein Nichts verwandelt werden. Zur Abwendung eines ſolchen Uebels iſt alle menſchliche Vorſicht vergeblich, und es iſt daher dieſer Schade, ſo wie der Hagelſchlag, zu denjenigen Unglücksfällen zu rechnen, bey welchen eine Vis diuina zum Grunde liegt; und es kann daher einem Pachter, den ſolches Unglück

trifft,

trifft, deshalb keine Schuld beygemessen werden. Man glaubt zwar, dieselben, wie oben erwähnt habe, durch Trommeln, Schießen und anderes Gelärm, abzuhalten, daß sie sich an dem Orte, wo solches geschieht, nicht niederlassen. So lange die Sonne noch hoch steht, und diese Creaturen nicht allzu sehr vom Hunger geplaget werden, thut solches Mittel einige Wirkung, dergestalt, daß sie dadurch wohl auf 1 oder 2 Feldmarken abgehalten werden können. Gegen Untergang der Sonne aber, und so bald die Luft kühl zu werden anfänge, ist dieses alles umsonst. Sie können, wegen Feuchtigkeit der Abendluft, weil ihr Zug gemeiniglich gegen Ausgang des Augustes und im Sept. zu geschehen pflegt, alsdenn ihre Flucht nicht weiter fortsetzen, sondern müssen, des ihnen eingejagten Schreckens ungeachtet, ihre Lagerstätte, wo sie solche finden, auch wider ihren Willen nehmen. An denen Orten, wo sie bey eintretenden kühlen Herbsttagen niederfallen, und gemeiniglich ihr Ende finden, ist die einzige Vorsicht, daß man sie auf das schleunigste zusammen scharren und in Gräben vergraben lasse, damit sie sich nicht, zumahl wenn der Boden sandig ist, ausbreiten und noch vor ihrem Ende ihre Brut setzen können.

Die einheimischen Heuschrecken, welche an den Orten selbst erzeuget werden, sind nicht allein weniger schädlich, sondern der Schade kann auch durch vernünftige Vorsicht, wodurch man sie in ihrer Brut tilget, und durch Anwendung der im Vorhergehenden, besonders auch in den königl. preuß. Edicten, v. 13 Apr. und 24 Oct. 1731, vorgeschriebenen Mittel, verhütet werden. In so fern also ein Pachter auf einem gepachteten Gute eine Brut von Heuschrecken hat, und er zu deren Tilgung nicht die vorgeschriebenen Mittel anwendet: so hat er sich den in der Folge davon entstehenden Schaden selbst beyzumessen, und kann von seinem Verpachter keine Vergütigung dafür verlangen. Von

selbst

ſelbſt verſteht es ſich aber, daß, wenn die Heuſchrecken, die ihm Schaden gethan haben, auf dem Grund und Boden eines Nachbaren durch deſſen Schuld ausgekommen ſind, dem Pachter hierunter nichts zur Laſt geleget, noch ihm die nach den Rechten zuſtändige Vergütung verſchränket werden könne.

Alle dieſe verſchiedene Fälle ſind, zu Verhütung ſonſt unvermeidlicher künftigen Weitläuftigkeiten, in dem Pacht-Contracte ſelbſt deutlich zu unterſcheiden, und, in welchen der Pachter eine Entſchädigung zu fordern berechtigt ſeyn ſolle oder nicht, genau zu beſtimmen.

Berl. Beyträge zur Landwirthſchaftswiſſ. 2 Band, Berl. 1775, gr. 8. S. 341, ſqq.
Oeconomia forenſis, 3 Band, Berl. 1777, 4. S. 170, f.
Grab der Chikane, 1 Band, Berl. 1781, gr. 8. S. 591, ſqq.
J. *Heppius* de edaci locuſtarum pernicie, ad L. exc. temp. 18. C. de loc. & cond. Jen. 1749.

Ehe ich ſchließe, halte es nicht für undienlich, noch die Frage kürzlich zu erörtern, was einen gütigen Gott bewegen könne, die Menſchen ſo zu plagen, daß mancher darüber in Umſtände geräth, wobey er überall nichts als Noth ſieht, und manchmahl nicht mehr aus noch ein weiß. Es iſt zwar wohl einzuräumen, daß der ordentliche Lauf der Natur eine Art von Nothwendigkeit mit ſich führe, daß bey gewiſſer Witterung einiges Ungeziefer ſich ungewöhnlich vermehre, und denn auch natürlicher Weiſe, wo es hin trifft, Schaden thue; allein, man würde der Weisheit, welche bey dem Bau der Welt der Werkmeiſter geweſen iſt, zu nahe treten, wenn man daraus folgern wollte, daß ſie dieſes bloß deswegen geſchehen laſſe, weil es die Fügung ſo mit ſich bringt. Vielmehr müſſen da, wo alles weislich geordnet iſt, beſondere Abſichten vorhanden ſeyn, warum Gott dieſes mit in ſeinen Plan genommen, und ſich ſolchen Lauf der Natur, daraus es zuweilen erfolgt, hat gefallen laſſen. Er erklärt ſich ſelbſt, daß es mit ſeinem Willen geſchehe. Er nennt

die Heuschrecken, und anderes Geschmeiß, sein großes Heer, welches er unter die Menschen schickt, ihren Vorrath weg zu fressen, Joel 2, 25; daß er ihr Gewächs den Raupen gebe, und ihre Saat den Heuschrecken, Ps. 78, 46; und hiermit schreibt er sich das Uebel, so daher entsteht, als ein Werk zu, welches von ihm herrührt. Müssen also nicht wichtige Ursachen seyn, die den Gütigsten unter den Regenten bewegen, seine Regierung durch Verderben fürchterlich zu machen?

Wenn man uns hierauf zur Antwort gibt, es geschehe, ein Land um der Sünde willen zu strafen, so fertigt man uns zu kurz und auf eine unfreundliche Art ab. Es ist wahr genug, daß die Sünde Plagen nach sich zieht; es ist auch unstreitig, daß alle Strafe ein Uebel sey; aber es folgt nicht, daß alles, was ein Uebel oder eine Plage für uns heißt, deswegen allezeit eine Strafe seyn müsse. Man müßte uns also erst zeigen, daß wir nichts bessern werth seyn, als daß es uns so geht. Es ist nicht billig, das Gemüth eines aufs äußerste bedrängten Haus- und Landwirthes oder Gutsherren auf eine so rauhe Art vollends danieder zu schlagen. Mehrentheils empfindet ein Land bey uns von dieser Plage wenig oder nichts; in den Morgenländern, wo sie eigentlich zu Hause gehören, mag es darin anders seyn. Es erfolgt bloß hieraus eben so wenig eine Theurung, als vom Hagel und Ungewitter; es betrifft der Schade bloß die es trifft. Einige einzele Gemeinden, und höchstens einige einzele Provinzen, leiden darunter; ja, öfters leiden an ein und anderm Orte nur einzele Personen hauptsächlich, und die übrigen kommen ganz gelinde davon. Besteht man darauf, daß es bloß eine Strafe sey, was heißt das anders, als daß die, so damit heimgesuchet sind, vor andern als die ärgsten Bösewichter im Lande öffentlich ausgezeichnet werden. Dieser Gedanke aber ist nicht

erträg-

erträglich; und wenn er von einigen Kanzeln auf dem Lande so unbedingt vorgetragen wird, so glaube ich, daß es mit allzu weniger Vorsicht geschehe; indem dadurch mancher in seinem Glauben gänzlich irre gemacht werden kann. Man hat Beyspiele, daß einige darüber in den Wahn verfallen sind, man müsse Gott nicht in die Ruthe greifen, sondern sich der Strafe geduldig unterwerfen; sie haben deshalb ihre Rettung versäumt, und sind in den armseligsten Zustand gerathen. Unglückliche Folge von einem nicht gehörig eingeschränkten Satze! Es ist vielmehr fest zu setzen, daß, wie Gott das natürliche Gute, als: Regen und Sonnenschein, Guten und Bösen ohne Unterschied zutheilet, daß er eben so das natürliche Uebel, worunter die Heuschrecken mit gehören, auch über Böse und Gute zugleich ergehen lasse. Indessen können die Absichten bey beyden unmöglich einerley seyn. Wen sein eigenes Gewissen verurtheilt, der hat es billig als eine Strafe anzusehen; wen aber seine Gedanken mit allem Grunde entschuldigen, der kann dieses harte Bezeigen eines liebreichen Vaters nicht als etwas Böses annehmen, sondern muß vielmehr glauben, daß sein wahres Beste auf eine Art befördert werde, die ihm zwar bey dem ersten Anblicke nicht einleuchtend, aber doch gewiß genug ist, und auch zu rechter Zeit sich vollkommen aufklären werde. Es sey mir erlaubt, für diejenigen, die zu den Rechtschaffenen gehören, einige solcher Absichten kürzlich zu berühren, um sie bey ihrem Kummer dadurch einiger Maßen wieder aufzurichten.

Es ist ausgemacht, daß der Mensch um dieses Lebens willen nicht da sey; denn es ist von gar zu kurzer Dauer, als daß ein Geist, der Einsichten hat, sich daran sollte begnügen können. Wir vergnügen uns hier, wenn wir nach solchen Einsichten handeln, an den Werken Gottes, und werden dadurch zubereitet, uns künftig an Gott selbst zu vergnügen, wo er der

Gegenstand der höchsten Lust seyn wird. Unser gegenwärtige Zustand ist also eine Prüfung, ob wir es dahin bringen können, an den Vollkommenheiten Gottes einen Geschmack zu finden, und uns dadurch geschickt zu machen, künftig zu schmecken und zu sehen, wie freundlich er ist; oder, ob wir immerfort geneigt bleiben werden, dem Geschöpfe mehr anzuhängen, als dem Schöpfer; uns in das zeitliche Leben und dessen Bequemlichkeiten zu verlieben, und dabey alle Gelegenheit, ein Geschick zu dem ewigen Leben zu erhalten, zu verabsäumen. In dieser Absicht müssen wir versucht werden, damit wir uns selbst kennen lernen, und merken, woran es uns noch fehlt. Deswegen muß uns manchmahl das Leben sauer gemacht, und unsere beste Lust versalzen werden; wir müssen an dem, was uns am liebsten in der Welt war, einen Jammer sehen; wir müssen das, worauf wir uns verliessen, verlieren, und auch um das kommen, was wir am nöthigsten zu seyn glaubten. Dieses kann uns zu dem Gefühl bringen, daß die zeitliche Freude von keiner Dauer sey, und daß die Dinge dieser Welt nicht hinreichen, die Glückseligkeit eines unsterblichen Geistes auszumachen. Solchergestalt aber gereichen solche Plagen, womit wir manchmahl heimgesuchet werden, uns nicht zur Strafe, sondern erleichtern uns vielmehr den Weg zu einem dauerhaftern Glücke. Insbesondre sollen Haus- und Landwirthe daher Anlaß nehmen, über den Wohlstand ihrer Saaten, die so vielen Unfällen unterworfen sind, sich nicht zu sehr zu freuen, noch auch fruchtbare Aernden als ein Werk anzusehen, welches sie sich selbst zuzuschreiben hätten, oder als ein Vermögen, welches ihnen ihre Hand bereitet; sondern vielmehr erkennen, daß sie Gott zugehören, daß er sie geben und nehmen könne wem er will. Wenn wir darüber in Noth gerathen, so haben wir die stärkste Aufmunterung, ihn zu suchen, und desto eifriger zu bethen;

damit

damit kommen wir in eine Näherung zu ihm, die wir vielleicht bey einem anhaltenden Wohlstande verabsäumten. Es ist daher etwas sehr löbliches, wenn zu solcher Zeit täglich Bethstunden gehalten werden; denn man legt dadurch ein öffentliches Zeugniß ab, daß man Gott für den obersten Herrn erkenne, und daß man ihn, der zugeschickten Plage ungeachtet, doch für so gütig halte, daß man seine Zuflucht zu ihm nehmen dürfe, und Hülfe und Rettung mit Zuversicht erwarten könne, von dem, der schon Malach. 3, 1. gesprochen: Ich will für euch den Fresser schelten, daß er euch die Frucht auf dem Felde nicht verderben soll.

So habe ich denn die Heuschrecken auch als Christ betrachtet. Wie viel liesse sich nicht hierbey noch sagen! Aber es ist hier der Ort nicht zum Predigen. Ich empfehle hierüber Rathlefs Werk, dessen Titel weiter unten anführen werde. Ich begnüge mich, eine Anleitung gegeben zu haben, einzusehen, was für Vortheil ein Haus- und Landwirth davon habe, wenn er zugleich ein wahrer Christ ist. Ich wünsche allen diese so nöthige Eigenschaft!

Ob gleich die Heuschrecken, zumahl wenn sie sich außerordentlich vermehren, unter die schädlichen Insecten mit Recht gerechnet werden können: so haben sie doch mit den übrigen Insecten den Nutzen gemein, daß sie verschiedenen Thieren zum Futter dienen, welche hernach wieder den Menschen zur Speise werden, oder auf eine andere Art zum Nutzen dienen müssen. Insonderheit ist es ein Glück für die Einwohner eines Landes, welches die Heuschrecken öfters zu besuchen pflegen, daß die Natur, welche nichts umsonst hervor bringt, sondern, um das Gleichgewicht und Wohl des Ganzen zu erhalten, alles zu gewissen Endzwecken bestimmet, den Bemühungen derselben sehr zu Hülfe kommt. Denn diese Heuschrecken dienen sehr vielen

vierfüßigen Thieren, wie auch Vögeln, zu einer recht schmackhaften Speise. Unter den Vögeln sind besonders die Kraniche, Störche, Staare, Raben, Krähen und Auerhähne, die sie fleißig aufsuchen; und eben dieses hat man auch an den Füchsen und Schweinen, ja Hunden und Katzen, wahrgenommen. Wie denn auch, zu Ausrottung der Heuschrecken, vielerley Arten von kleinen Vögeln, Insecten, Eidechsen, Fröschen u. a. m. die nicht nur die Eyer derselben, sondern auch kleine junge Heuschrecken in Menge verzehren, nicht wenig beytragen.

Ich habe oben, S. 441, beyläufig erwähnt, daß Hr. Past. Möller einen Versuch gemacht habe, mit den in den Gräben gefangenen Heuschrecken das Federvieh zu füttern. Die Art, wie er sie dem Federvieh gab, bestand darin, daß er einen Sack voll auf einmahl in einen Pfuhl, der auf dem Hofe war, schütten ließ, nachdem er alles Federvieh dahin hatte locken lassen. Die Gänse und Enten, welche auf dem Pfuhle schwammen, sahen sie eine Weile mit Erstaunen an, und thaten anfangs, als ob sie sich nicht heran getraueten. Als aber der eingeschüttete Haufe auf dem Pfuhle sich ausbreitete, und die ganze Oberfläche davon zu kriebeln und wiebeln anfing, versuchten einige, nach denen, so ihnen zu nahe kamen, zu schnappen; die ganze gefiederte Gesellschaft fand Geschmack daran, und es ward Kirmse auf dem Pfuhle. Die wälschen Hühner standen am Rande, und sahen über den Bord; sie schienen sie zu kennen; denn so bald sie die Schalung erreichten, und daran in die Höhe krochen, lasen sie dieselben sorgfältig ab. Endlich merkten es auch die gemeinen Hof-Hühner; und alle, die über den Bord entkamen, wurden ihnen zu Theil. Mittags und Abends fanden die Schweine noch die übrigen, die in dem Pfuhle untergegangen waren. Das Federvieh gewöhnte sich hieran so sehr, daß, wenn es nur einen Sack zu sehen bekam, ihm so zu Muthe ward, als ob in allen Säcken Heuschrecken seyn müßten.

In

In Arabien, insonderheit in den Gegenden von Mosul und Haleb, gibt es einen gewissen Vogel, welcher die Heuschrecken begierig verzehrt, und daher der Heuschreckenfresser, von den Arabern Samarmar, oder nach der Aussprache anderer Samarmog genannt wird. Er soll schwarz, und größer als ein Sperling, aber nicht angenehm zu essen seyn. Er soll täglich eine große Menge derselben verzehren; doch sollen, wie die Araber erzählen, die Heuschrecken sich zuweilen gegen ihn zur Wehre setzen, und ihn, wenn sie zahlreich genug sind, um seiner mächtig zu werden, ihn so gar auffressen.

Wenn die Kinder in den Städten auf der Gränze von Arabien eine lebendige Heuschrecke in die Hände bekommen, setzen sie dieselbe vor sich, und rufen: Samarmog! Und weil die Heuschrecke sich alsdenn vor dem Laute oder der Bewegung des Knaben niederbückt, oder sich sonst an dem Orte, wo sie sitzt, anhält: so hat man den Kindern eingebildet, daß sie sich so gar vor dem Nahmen ihres Feindes fürchte, und sich vor ihm verkriechen, oder einen Stein gegen ihn werfen wolle. Dieser Vogel ist in Mosul und Haleb nicht einheimisch, sondern man hohlt ihn aus Chorasan, und zwar mit vielen Ceremonien. Wenn sich nähmlich die Heuschrecken sehr häufig zeigen, so schickt die Regierung einige glaubwürdige Männer zu einer Quelle, nahe bey dem Dorfe Samarun, welches in einer Ebene zwischen vier Bergen, nicht weit von Mesched oder Musa erridda, in der erwähnten persischen Provinz, liegt. Die Abgesandten füllen daselbst einen Kasten mit Wasser aus der Quelle selbst, mit der zu dieser Handlung vorgeschriebenen Ceremonie. Sie versichen den Kasten sorgfältig, damit das Wasser nicht ausdünsten, oder gar verschüttet werden möge, ehe sie wieder nach Hause kommen. Der Kasten muß ferner von der Quelle an, bis zu der Stadt, die es hohlen läßt, weder auf die bloße Erde gesetzt werden, noch unter Dach kommen, sondern beständig zwischen Himmel und Erde bleiben; denn sonst verliert das Wasser alle seine Kraft. Da Mosul mit einer Mauer umgeben ist, so darf dieses Wasser nicht einmahl durch das Stadt-Thor getragen werden, sondern man zieht es über die Stadt-Mauer, und befestiget den Kasten hernach oben auf die Moschee Nebbi Gurgis, welche ehemahls eine Kirche war, und seit vie-

len Jahren die besondere Ehre vor allen andern Plätzen in der Stadt gehabt hat, daß der Kasten mit diesem Wasser auf derselben ausgestellt worden ist. Wenn das Wasser also mit aller gehörigen Sorgfalt aus Chorasan gehohlt worden ist, so glauben die gemeinen Muhamedaner, Christen und Juden zu Mosul, daß der Samarmog dem Wasser folge, und so lange in der Gegend bleibe, als noch ein Tropfen davon in dem Kasten auf Nebbi Gurgis übrig ist. Hr. Hauptmann Niebuhr sah auf diesem Kasten ein großes Storchnest, und bezeigte deswegen gegen einen der angesehensten Christen dieser Stadt seine große Verwunderung über den feinen Geruch des Samarmog, welcher, aller der auf dem Kasten liegenden Unreinigkeiten ungeachtet, dennoch das Wasser riechen könnte. Dieser antwortete darauf nicht, war aber gar nicht damit zufrieden, daß die Regierung dem Storche erlaubt hätte, sein Nest auf einem so großen Schatze zu bauen, und noch weniger, daß man in den letzten 8 bis 9 Jahren kein frisches Wasser gehohlt hatte.

Man will bemerkt haben, daß die Heuschrecken, wenn sie um Mosul ankommen, in dem ersten Jahre einen großen Schaden thun, daß sie sich aber in die Erde verkriechen, und sich in dem folgenden unendlich vermehren. Wenn die Heuschrecken sich nun in einiger Menge zeigen, so ist der Pascha vermuthlich genöthigt, das Wasser mit großen Kosten aus Chorasan kommen zu lassen, wofern er nicht von dem Pöbel die Klagen hören will, daß er Schuld daran sey, wenn die Heuschrecken die Früchte in seinem Gebiethe verzehren. Sind aber die Heuschrecken die liebste Nahrung des Samarmog, und hat er einen so starken natürlichen Trieb, auch alle diejenigen zu ermürgen, welche er nicht selbst verzehren kann, so wird er sie wohl von selbst aufsuchen, und die Herren zu Mosul könnten ohne Zweifel die Mühe und Kosten ersparen, das Wasser aus Chorasan zu hohlen. In dem Castell zu Haleb soll gleichfalls etwas von dem Wasser aus der erwähnten Quelle in Chorasan aufbehalten werden, um den Samarmog nach dem Gebiethe dieser Stadt zu locken. Niebuhr erzählt, er habe Leute gesprochen, die zwar den Kasten, worin dieses Wasser gewesen war, gesehen hatten, keiner aber erinnerte sich, daß zu seiner Zeit frisches Wasser gehohlt worden wäre.

Die Heuschrecken dienen auch den Menschen zur Speise und Delicatesse; und diejenigen Völker, die mit ihnen ihre Landplage aufessen, besitzen wohl die nütz-

nützlichste Naschhaftigkeit. Dieses wird zwar manchem bey uns seltsam vorkommen, weil sie unter uns eine ungewöhnliche Speise sind, die uns, weil wir nicht daran gewöhnt sind, großen Ekel verursachen würde. Allein, vielleicht trägt man in solchen Gegenden ebenfalls Bedenken, zu glauben, daß wir Schnecken und Frösche unter die Delicatessen rechnen. Die Heuschrecken waren schon ehemahls im jüdischen Lande und in den umliegenden Gegenden eine bekannte Speise, weil Gott durch Mosen vier Arten zu essen erlaubte, als: Arbe mit seiner Art, und Selaam mit seiner Art, und Hargol mit seiner Art, und Hagab mit ihrer Art, 3 Mos. 11, 22. (ob es gleich so richtig noch nicht ausgemacht ist, ob dieses lauter Gattungen von Heuschrecken seyn); und selbst Johannes der Täufer von Heuschrecken und wildem Honig lebte. Einige rechnen auch die Wachteln, welche über das Lager der Israeliten fielen, und ganze Tagereisen weit 2 Ellen hoch lagen, deren 2 Mos. 16, und 4 Mos. 11. gedacht wird, unter die obigen vier Gattungen von Heuschrecken, obgleich Rathlef jene für die asiatischen Zugvögel, die Seleuciden, hält, deren Plinius gedacht hat, welche Meinung auch schon von der Hardt gehäget hat. Rudbeck und Zeltner halten die Selaven für fliegende Fische; welcher Meinung auch der Hr. Ritter Michaelis beypflichtete.

Diejenigen, welche diese Wachteln für Heuschrecken halten, führen folgende Gründe an. Zu geschweigen, daß es sich nicht wohl begreifen lasse, wie sich eine solche ungeheure Menge Wachteln erzeuget und sich in ein solches Heer versammelt habe: so würden sie durch das Aufhängen um das Lager nur desto eher verdorben und stinkend geworden seyn, anstatt daß dieses zu ihrer längern Erhaltung hat geschehen sollen, wovon man hingegen weiß, daß es noch heut zu Tage mit den Heuschrecken geschieht. Hernach lassen sich auch die Wachteln nicht so leicht fangen, wohl aber die Heuschrecken, wenn sie in Menge kommen, und über einander her liegen. Auch will es sich nicht wohl zu den Wachteln schicken, daß man sie nach Homers gemessen. Die Zahl der Heuschrecken aber anzugeben, würde

unbequemer seyn, als ihre Menge nach einem gewissen Maße zu bestimmen. Es halten sie auch weder die ältern noch neuern Rabbinen für Wachteln, ob sie gleich auch selbst nicht wissen, was sie aus den Selavim, wie sie in der Bibel genannt werden, machen sollen. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus hat sie zuerst Wachteln genannt, weil er nicht wußte, was er daraus machen sollte, und das griechische Wort, dessen sich die LXX Dolmetscher bedienen, viele Aehnlichkeit mit demjenigen hat, welches eine Wachtel bedeutet; dessen Meinung hernach die Uebersetzer der Bibel gefolget sind.

Wenn man annimmt, daß die Wachteln der Israeliten Heuschrecken gewesen seyn, so kommt eine entsetzliche Anzahl derselben heraus. Sie lagen hier eine Tagereise und dort eine Tagereise weit, 2 Ellen hoch. Nimmt man die Länge einer jüdischen Elle, zu $\frac{3}{4}$ der unsrigen, d. i. 18 Zoll lang, und eine Tagereise zu 3 Meilen an, so erstreckten sie sich auf 6 Meilen in die Länge, und 6 Meilen in die Breite, und nahmen 36 Quadrat-Meilen ein. Ich will, wie oben, 90 Heuschrecken auf dem Boden eines Quadrat-Schuhes annehmen, und daß sie, nach der Höhe von 2 Ellen oder 36 Zoll, 36 fach über einander gelegen haben: so müssen auf dem Raume von 1 Quadrat-Schuh, 36 Mahl 90, d. i. 3240 Heuschrecken gelegen haben. Eine Quadrat-Meile enthält 576,000000 Quadrat-Schuh. Mithin hat dieselbe 576,000000 Mahl 3240, d. i. 1,866240,000000, und also der ganze Raum 36 Mahl so viel, oder 67,184640,000000 Heuschrecken in sich gefaßt.

Diejenigen, welche behaupten, daß es wirkliche Wachteln gewesen, womit Gott sein Volk in der Wüste gespeiset hat, beziehen sich auf übereinstimmende neuere Nachrichten von der Menge dieser Geschöpfe; z. B. was Misson und die breslauischen Naturgeschichte melden, daß die Wachteln in großen Heeren aus Europa nach Afrika ziehen, und von da wieder zu uns kommen, und könne man bey Ostia ihre Abreise und Wiederkunft sehen; sie fallen besonders auf der Insel Capri nieder, und werden von den Bauern in großer Menge in den Händen gefangen. Auf dieser Insel zieht der Bischof ein großes Einkommen von den Wachteln, daß auch sein Bisthum il Vescovado delle caglie deswegen genannt wird. In Arabien und Persien ist noch jetzt ein Vogel unter dem Nahmen Salva bekannt. Forskal, der Gefährte des Hrn. Hauptm. Niebuhr, hat den Nahmen Selva von einem Jäger in Alexandrien gehört, den Vogel selbst aber nicht erhalten können. Er schrieb deswegen an den Consul Moriga, und erhielt die Antwort, daß der

Vogel

Vogel Selav eben derſelbe ſey, welchen die Franzoſen Roi des cailles nennen, und daß man ihn im Frühlinge in der Gegend von Alexandrien antreffe. Er hatte zu Conſtantinopel gehört, und der Kanzelleyrath Schumacher, welcher ſich in dieſer Stadt viele Jahre aufgehalten hat, verſichert es gleichfalls, daß die Wachteln im Anfange des Septembers in ſo großer Menge über das ſchwarze Meer kommen, daß man ſie zu dieſer Zeit an dem Ufer deſſelben, und in andern Gegenden von Conſtantinopel, bisweilen mit Händen greifen könne, wenn ſie ſich, von der langen Reiſe ermüdet, zum erſten Mahl ſetzen. Dieſes gab dem Hrn. Forskal Urſache, zu glauben, daß Moſis Selav die Wachtel ſey.

JOBI LUDOLFI Schreiben von den Heuſchrecken, ſo die Kinder Iſrael gegeſſen, ſt. in den monati. Unterredungen ꝛc. Jul. 1689, S. 772, ſqq.

Eb. Deſſ. diſſ. de locuſtis, anno praeterito immenſa copia in Germania viſis, cum diatriba, qua ſententia Auctoris noua de שלוים. Selauis, ſiue locuſtis, cibo Iſraëlitarum in deſerto, defenditur & argumentis contrariis viri docti reſpondetur, Frf. M. 1694. f. ſt. auch im zweyten Anh. zu Deſſen hiſtoria aethiopica.

JO. DAV. MICHAELIS lex Moſaica, Deut. XXII, 6. 7. ex hiſtoria naturali & moribus Aegyptiorum illuſtrata. Gott. 1757. 4.

Nachlef, ſiehe weiter unten im Verzeichn. der Schriften von den Heuſchrecken.

OLAVI RUDBECKII, fil. Ichthyologiae biblicae Pars prima, de Ave Selav, cuius mentio fit Num. XI, 31, in qua contra Bocharum & Ludolfum, non auem aliquam plumatam, nec locuſtam fuiſſe, ſed potius quoddam piſcis genus, manifeſtis demonſtratur argumentis. Vpſ. 1705, 4. 20 B.

Daß die Heuſchrecken die Speiſe des Johannes in der Wüſte, wo er predigte, geweſen ſey, wird Matth. 3, 4. mit dürren Worten angezeigt. Er aß ſie, wie es damahls die armen Leute zu thun pflegten, mit wildem Honig.

Die ehemahligen Ausleger, welche entweder nicht gewußt, oder nicht haben glauben wollen, daß man in fremden Ländern die Heuſchrecken zu eſſen pflege, haben ſie entweder für die Spitzen gewiſſer Baumblätter, der Aehnlichkeit der Wörter Ακρίδες und Ακρις wegen, gehalten, oder haben geglaubt, daß ſie die Hülſenfrucht eines in den wärmern Ländern wachſenden Staudengewächſes, Ceratonia *Linn.* welche man daher auch Johannis-Brod zu nennen pflegt, oder die Seeheuſchrecken, d. i. eine Art Krebſe, welche Johannes im Jordan gefiſcht hätte, geweſen ſeyn. Allein, es iſt kein Grund vorhanden, warum

man

man auf eine gezwungene Auslegung fallen ſollte, da es, wie aus dem Folgenden erhellet, eine ausgemachte Sache iſt, daß in vielen auswärtigen Ländern die Heuſchrecken eine gewöhnliche Speiſe ſeyn.

De locuſtis S. Joannis Baptiſtae, ſ. *Galleria di Minerva*, To. VI. in Venez. 1708. f. S. 162.

JO. JAC. BAIERI animadverſio de veſtitu & alimento S. Joannis Baptiſtae, Math. III, 4. Marc. I. 6; ſt. in Deſſen *animadverſion. phyſico-medicis in quaedam loca Novi foederis* D. N. I. C. Altorf. 1736, 4. S. 7, ſqq. und in Ge. Coezii *Faſc. I. variar. celeb. Medicor. obſſ.* &c. Altorf. 1740, 8. S. 56 — 62.

Nic. Hier. Gundlings Anmerkungen von Johannis Kleide und Gürtel, desgleichen ob er Heuſchrecken und wild Honig gegeſſen? ſt. im 26 St. der *Gundlingiana*, Halle, 1721, 8. S. 53 — 62.

Oſſervatione del ANT. VALLISNIERI ſopra gli Cavalette, o Locuſte, che mangiava nel deſerto San Giovanni, che choſa foſſero, ſt. im 7 Th. der *Galleria di Minerva*, in Venez. 1717. f. S. 8.

Auch nachher ſind die Heuſchrecken von verſchiedenen Völkern gegeſſen worden. Plinius meldet, daß die Heuſchrecken bey den Parthern unter die angenehmſten Speiſen gerechnet worden ſeyn. Diodor gedenkt noch beſonders eines äthiopiſchen Volkes in Afrika, welches bey Mauritanien wohnte, und den Nahmen der Akridophagen oder Heuſchreckenfreſſer bekommen, weil dieſes Inſect ſeine beſtändige Nahrung geweſen. Der Admiral Drake, in der Beſchreibung ſeiner Reiſe um die Welt, beſtätigt dieſe Nachricht von den Bewohnern der Gränzen der äthiopiſchen Wüſteneyen. Im Frühlinge bringen ihnen gewiſſe warme von Weſten kommende Winde unzählich viel Heuſchrecken mit. Da ſie nun weder Vieh noch Fiſche haben, ſind ſie genöthigt, ſich mit dieſen Heuſchrecken zu ernähren, welche ſie ſcharenweiſe ſammeln. Sie pflegen nähmlich zeitig im Frühjahre auf dem freyen Felde viele feuerfangende Sachen aus den nächſten Gegenden in langen Reihen zuſammen zu bringen, und geben alsdenn fleißig Licht, wenn die Heuſchrecken ankommen. Wenn dieſe nun gleichſam wie Wolken vom Winde daher getrieben werden, zünden die Einwohner, wenn die Heuſchrecken ganz nahe ſind, ihre lange Hau-

ſen

sen an. Die Heuschrecken, welche darüber fliegen, müssen von dem Dampfe ersticken, und fallen daher haufenweise nieder; da sie denn die Einwohner sammeln, mit Salz bestreuen, oder auch mit Salzwasser besprengen, und wenn sie davon hinlänglich durchbeitzt sind, an der Sonne oder im Ofen trocknen, da sie sich denn das ganze Jahr hindurch halten. Leo Afrikanus schreibt, daß sich die Einwohner in Arabien und Libyen auf die Ankunft der Heuschrecken freueten, indem sie dieselben entweder gesotten essen, oder an der Sonne dörren, und zu Mehl stoßen. Beda meldet, daß im gelobten Lande die Heuschrecken eines Fingers lang und sehr häufig wären, daß sie gesotten und mit Oehl gegessen würden, und eine Speise der Armen wären. Man findet auch Spuren, daß sie von den Griechen gegessen worden sind. Peter Kirsten versichert, daß ihm sein Lehrmeister erzählt habe, wie er selbst Heuschrecken mit vielem Appetit gegessen habe, daß sie in Arabien nicht nur von den Armen, sondern auch von denjenigen, welche niedlicher Speisen gewohnt wären, gegessen würden; man risse ihnen die Flügel und Beine ab, und hinge sie am Halse an der Sonne auf; wenn sie nun von der Hitze aufgelaufen wären, und gleichsam zu kochen anfingen, gäben sie ihnen eine angenehme Speise ab. Ludolf führt an, daß ihm ein Rabbi aus der Barbarey erzählt habe, daß man daselbst die Heuschrecken gesotten, mit Salz, Pfeffer und Essig zu essen pflegte; imgleichen aus einem Manuscript Dav. Schelhammer's, Bibliothekar. zu Hamburg, daß sie auf der Küste Guinea an der Sonne gedörret, und alsdenn gegessen würden. Die Chineser rechnen sie unter die Delicatessen. In Amerika, vornehmlich in Terra firma, werden sie, wie Ludolf berichtet, fässerweise eingesalzen oder auch gedörret, zu Markte gefahren. Er hat auch mit den Heuschrecken, im J. 1693, selbst den Versuch gemacht. Er soll sie

nach

nach Art der Krebse; und da sich ein Mädchen hatte bereden lassen, sie zu versuchen, und sie wohlschmeckend fand, so folgten alle seine Leute, und endlich er selbst auch nach. Sie schmeckten wie Krebse, und bekomen ihnen auch allerseits wohl. Wenn sie gesotten sind, sind sie roth wie ein Krebs, und ihr Fleisch ist weiß und trocken, wie bey den Krebsen. Einige vergleichen ihren Geschmack mit den Krabben, oder uneingesalzenen Häringen. Geräuchert sollen sie einen etwas widrigen Geruch und Geschmack haben; vielleicht ist dieses aber den dortigen Einwohnern ein angenehmer Geschmack, wie manche bey uns das Wildbret alsdenn am liebsten essen, wenn es etwas riecht. In der afrikanischen Barbarey verdienen die Landleute viel Geld damit. Sie suchen die ersten jungen Heuschrecken fleißig auf, bringen sie in die an der Seeküste liegenden Städte, und verkaufen sie sehr theuer, wo sie so angenehm sind, als bey uns die ersten grünen Erbsen. Diese Bauern gebrauchen sie auch nachher 4 Monathe hindurch zu ihrer gewöhnlichen Speise.

Mit diesen ältern Nachrichten sind die neuern völlig übereinstimmend. Die erste neue Nachricht ertheilt uns der Carmelit, Angelus von St. Joseph, der sich von 1664 bis 1678 in Persien aufgehalten hat. Nach seinem Berichte, kamen im Frühjahre große Heere Heuschrecken, aus den arabischen Wüsten nach Persien. Die Perser begaben sich, bey ihrer Ankunft, auf das Feld und auf die Dächer, und machten vielerley Geräusch mit Trommeln, Kesseln und andern klingenden Gefäßen, um diese fliegende Feinde abzutreiben. Er hat, in Gesellschaft der Araber, diese Heuschrecken gegessen, nachdem sie in Wasser mit Salz gekocht worden. Nach der Versicherung, welche Hasselquist auf seiner Reise nach der Levante von einem Gelehrten oder Sheikh, mit dem er in Cairo Bekanntschaft gemacht, und der sich 6 Jahre in Mecca aufgehalten hatte, erhielt,

hielt, ist in Mecca, welcher Ort sein meistes Getreide von Aegypten bekommen muß, zuweilen große Hungersnoth, wenn in diesem Lande, wo ihr Kornhaus ist, Mißwachs einfällt, oder wenn die Zufuhre aus andern Ursachen ausbleibt. In solchem Falle sammeln die Einwohner dieses Ungeziefer in großer Menge, trocknen sie stark in der Sonne, mahlen sie in ihren Hand-Mühlen zu einem Mehl, oder stoßen sie in einem Mörser zu einem feinen Pulver. Dieses Mehl machen sie mit Wasser zu einem Teige, und verfertigen daraus dünne Kuchen, die sie wie ihr gewöhnliches Brod in einer eisernen Pfanne backen, welches, im Mangel einer bessern Nahrung, zur Erhaltung des Lebens dient. Hasselquist erkundigte sich weiter, ob nicht die Heuschrecken, außer diesem Nothfalle, ordentlich von den Arabern gegessen würden. Der Sheikh bejahete dieses, und sagte, es sey nichts ungewöhnliches, daß man sie diese Thiere außer der Zeit, da das Land vom Hunger geplaget würde, essen sähe. Sie kochen sie anfangs eine ziemliche Zeit in Wasser, thun alsdenn Butter hinzu, und machen solcher Gestalt aus den Heuschrecken eine Art von Fricassee, welches nicht unangenehm vom Geschmacke ist, wie er versichern konnte, weil er selbst dergleichen gegessen hatte.

Der Heuschrecken Gebrauch zur Nahrung bey den Arabern, von Fr. Hasselquist bemerket und überschrieben, st. im 14 B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. der Wiss. a. d. J. 1752, S. 81 — 84, und im 2 B. der physik. ökonomischen Wochenschr. Stutg. 1758, 4. Col. 522, f.

Es fragt sich hierbey, ob die Heuschrecken eine gesunde Speise seyn, oder nicht? Die meisten halten ihr Fleisch für gesund. Aldrovand gibt sie so gar als ein Mittel wider den Stein, Ausschlag und Wassersucht an. Andere wollen das Gegentheil, und zwar daher behaupten, weil, nach des Diodor's Bericht, die Völker in den wüsten Gegenden von Afrika, welche sich größten Theils von Heuschrecken nähren, von sehr elen-

elender Leibesbeschaffenheit seyn, und ihr Alter kaum auf 40 Jahr bringen; und daß, wenn sie sich diesem Alter nähern, in ihrem Fleische geflügelte Ungeziefer erzeuget werden, welche ihnen zuerst ein heftiges Jucken verursachen, und sich so häufig vermehren, daß in kurzer Zeit alles Fleisch auf dem ganzen Leibe davon wimmelt. Sie fressen ihnen erstlich den Bauch, und hernach die Brust, auf, und verzehren daran alles bis auf die Knochen, so, daß alle diese Menschen, welche sich bloß vom Ungeziefer nähren, auch wieder vom Ungeziefer gefressen werden. Es ist aber hier noch die Frage, ob alles dieses wirklich von dem Genusse der Heuschrecken, oder nicht vielmehr von dieser Völker schlechten und elenden Nahrung überhaupt, oder auch von der Beschaffenheit der Luft, herrühre.

Was den Gebrauch der Heuschrecken in der Medicin betrifft, so ist er sehr eingeschränkt. Dioscorides versichert, daß diese Insecten, wenn sie als ein Räuchermittel gebraucht werden, die Verhaltung des Urins, vornehmlich bey Frauenspersonen, heben; Andere rathen sie in der Mutterbeschwerung. Man trocknet sie in dieser Absicht, und macht sie zu Pulver, welches man, zu 12 bis 20 Gran, mit Bruchkraut- oder Nachtkraut-Decoct eingibt. Linné meldet, daß das Landvolk in Schweden die Warzen an ihren Händen von der großen grünen Heuschrecke beißen lasse, welche beym Beißen eine Feuchtigkeit auf die Wunde geifert, wovon die Warze vertrocknet.

Endlich habe noch einige auf merkwürdige Heuschreckenschwärme zum Vorschein gekommene Gedächtnißmünzen zu beschreiben.

Zum Andenken der im J. 1693 nach Deutschland gekommenen Heuschrecken, verfertigte Christ. Wermuth in Gotha zwey Schaustücke von 1 Loth in Silber, zu 1 Rthlr.; in Gold, zu 5 Ducaten, à 15 Rthlr.; in Kupfer, à 8 Gr.; in engl. Zinn, à 6 Sgr. Auf der ersten war die Haupt-Figur ein

ganzer

ganzer Schwarm fliegender und kriechender Heyſchrecken, mit der in Reimen verfaßten Ueberſchrift in 2 Reihen:

Denk an das ſchreckliche Heuſchrecken-Heer,
Daß dich nicht Gottes Zorn verzehr.

Die Rückſchrift beſtand in 12 Zeilen, und lautete alſo: Morgenländ. Heuſchrecken, welche aus Türkey kommende im AVGVSTO und SEPTEMBR. 1693. durch Ungarn, Oeſterreich, Schleſien, Böhmen, Voigt- und Oſterland in Thüringen gezogen, allda ſie erfrohren, und dem Vieh zur Speiſe worden. C. W.

Auf dem Avers der zweyten Medaille war eine große auf allerhand Gewächſe abwärts fliegende Heuſchrecke vorgeſtellt, mit der Ueberſchrift: IRAE NVNCIA DIVINAE. Der Revers führte folgende Aufſchrift in 13 Zeilen: INGENS LOCVSTARVM EXERCITVS EX ORIENTE VNGARIAM AVSTRIAM SILESIAM BOHEMIAM VOIGT- ET OSTLANDIAM THVRINGIAM TRANSIIT MENSE AVGVSTO ET SEPTEMBRI MDCXCIII. C. W.

Zwey andere Gedächtnißmünzen wurden von dem breslauiſchen Medailleur Joh. Kittel verfertiget. In der erſten, Fig. 1331 a), ſahe man auf der einen Seite die Stadt Breslau vorgeſtellt, wie darüber aus ſchweren Wolken, unter feurigen Blitzen, Schloſſen herab fallen; mit der Umſchrift: GOTT STALTE BRESLAV. IN. DEM. IAHR. (wobey das im Vorgrunde liegende Täfelchen alſo bezeichnet iſt: 28 AVG. 1693.) SO HAGEL. Die Gegenſeite zeigte die Zeit, in Geſtalt eines alten Mannes mit Flügeln auf dem Rücken, welcher mit einer Senſe ein Ey entzwey hauet, aus welchem zwey Heuſchrecken fliegen. Die dritte fraß auf dem Boden. Die Ueberſchrift dieſer Seite lautet: ALS HEYSCHRECKEN DAR. Im Abſchnitt ſteht: * 6. SEP. A. 1693.

Auf der andern, Fig. 1331 b), ſtellt der Avers eine an eine Eiche gelehnte, aufgerichtete, viereckige Tafel dar, worauf folgende Schrift in 7 Zeilen zu leſen iſt: FREMDE HEVSCHRECKEN IN DEVTSCHLAND GESEHEN. M.DC.XCIII. Zur rechten Seite derſelben iſt ein fruchtbares und vollſtehendes Getreidefeld; und zur linken eine Wieſe mit zuſammen gerechten Heuhaufen. Auf dem Revers iſt die Abbildung einer ſolchen Heuſchrecke zu ſehen, mit der Umſchrift: EIN DIENER DES HERREN DER HERSCHAREN.

Von beyden wird der damahlige Paſtor der Kirche St. Maria Magdalena in Breslau, Caſp. Neumann, für den

Erfinder angegeben. Eigentlich aber haben die zwey Predigten, welche Derſelbe von dem ſchweren Donnerwetter, und den Heuſchrecken, d. 21 Oct. und 6 Nov. deſſelben Jahres gehalten und im Druck gegeben hat, den Medailleur **Kittel** veranlaßt, ſelbſt dieſe zwey Gedächtnißmünzen zu erfinden. Von der letztern Predigt, deren Text Sprichw. Sal. 30, 27, war: Heuſchrecken haben keinen König, dennoch ziehen ſie aus mit Hauffen, findet man in **Köhlers** hiſtor. Münzbeluſtig. 21 Th. Nürnb. 1749, 4. S. 91, fgg. einen Auszug.

Auf die Heuſchrecken im J. 1748, hat der Medailleur in Breslau, Wilh. **Kittel**, des vorerwähnten Sohn, eine kleine Medaille erfunden, und in Silber für 8 Sgr. oder 30 Kreuzer, in Golde aber von 1½ Ducaten, für 4 Rthlr. 9 Sgr. ausgefertiget; Fig 1331 c). Auf der erſten Seite ſieht man das Bildniß einer Heuſchrecke, mit der Umſchrift: EIN VNGEBETNER GAST. Auf dem Abſchnitt iſt zu leſen: AVS FREMDEN LANDEN. Auf der andern Seite iſt ein ganzer Zug oder Schwarm Heuſchrecken vorgeſtellt, und darunter ein Wald und Feld angedeutet, mit der Umſchrift: KOMMT FELD UND WALD ZUR LAST. In dem Abſchnitt ſteht 1748.

Some obſervations of Swarms of ſtrange Inſects, and the miſchiefs done by them, ſt. im 1 B. der *Philoſ. Tranſact. for A.* 1665 *and* 1666. No. 2. S. 137, f.

Ital. überſ. u. d. T. Alcune oſſervationi degli Sciami di ſtrani Inſetti, e de' danni fatti da loro, ſt. im *Giornale de Letterati per l'anno* 1671, in Roma, 4. S. 16.

Nachricht von Heuſchrecken, welche bey Jena wie ein Kriegesheer angekommen, ſt. nebſt der Abbild. in den monatl. Unterredd. Oct. 1693, S. 838, fgg.

Relazione delle diligenze uſate nell' anno 1716. per diſtroggere le cavalette. Firenze, 1716. 4.

Von Heuſchrecken, ſ. Bresl. Samml. 9 Verſ. Jul. 1719, S. 120, f.

Zwey wohlmeynende chriſtl. Nachbars umſtändliche Beſchreibung der Raupen, Maden, Käfer, Heuſchrecken, und andern Ungeziefers. 1737, 8. 2 B.

Beſchreibung der Heuſchrecken, beſonders der heurigen 1748. Dresd. und Lpz. 8. 4 und ein halber Bog. m. 1 K. T.

An account of the Locuſts, which did vaſt damage in Walachia, Moldavia and Tranſilvania, in the years 1747 and 1748; and of ſome Swarms of them, which in the months of July and Auguſt 1748 came into Hungary and Poland, by a Gentleman, who lives in Tranſilvania, ſt. in No. 491 des XLVI B. der *Philoſ. Tranſact.* für Jan.-March. 1749, S. 30 — 37.

D. überſ. u. d. T. Nachricht von den Heuſchrecken, welche in der Wallachey, Moldau und Siebenbürgen 1747 und 1748 groſſen

großen Schaden angerichtet; imgleichen von einigen Zügen derſelben, die in den Monathen Jul. und Auguſt 1748, nach Ungarn und Pohlen gekommen, von einem Edelmann aus Siebenbürgen mitgetheilt, ſt. im 5 St. des 7 B. des Hamb. Magaz. 1751, 8. S. 546 — 554.

Sammlung merkwürdiger Nachrichten von den Land-verderblichen Heuſchrecken, welche Anno 1747 und 1748 aus der Türkey in Siebenbürgen, Ungarn und Pohlen eingedrungen, und von dar 1749 durch Oeſterreich, Bayern und Franken bis in das Biſchofthum Würzburg ausgebreitet, und ſich daſelbſt niedergelaſſen. Worinnen dieſes Inſects Herkunft, Zeugung, Vermehrung, große Heerzüge, weite Reiſen, und daher entſtehende Verwüſtungen, ordentlich beſchrieben, und nach ihren verſchiedenen Gattungen in Kupfer vorgeſtellet werden. Frf. M. 1750, 2. 8 B. u. 1 K. T.

Nachricht von den Heuſchrecken, wie ſelbigen zu begegnen, und ſie zu vertilgen oder auszurotten, ſt. im 4 St. der Stutg. Select. phyſ. oecon. 1751, 8. S. 311 — 323.

Zufällige Gedanken über die Zugheuſchrecken, von J. F. G. ſt. in der 37 Woche der berlin. wöchentl. Relat der merkwürd. Sachen aus dem R. der Nat. ꝛc. v. J. 1752, S. 609 — 612.

Geſchichte der Heuſchrecken, darinnen unter andern gezeiget wird, wie man dieſelben wo nicht gleich und gar vertilgen, doch gar bald ſo dünne machen kann, daß ihre Anzahl dem Lande nicht mehr ſo empfindlich ſeyn wird. Nürnb. 1753, 8. 5 B.

Von den Heuſchrecken, ſ. neue Anmerk. über alle Theile der Naturlehre, 3 Th. Kopenh. und L. 1756, 8. S. 555 — 557.

Anmerkung von den Heuſchrecken, ſt. im 2 Th. des phyſikal. und ökonom. Patrioten, Hamb. 1757, 4. 27 St. S. 212, f.

Abhandlung von den Strichheuſchrecken, nebſt einer Anzeige der zuverläßigſten Mittel, dieſelben zu vertilgen; überſetzt aus der ruſſiſchen Monatsſchrift, welche zu St. Petersburg unter der Aufſicht des Hrn. Prof. Müller heraus kömmt, ſt. u. 6 Figg. im Hamb. Magaz. 24 B. 2 St. 1760, 8. S. 186 — 216.

Hiſtoria naturalis de veritate Scripturae S. teſtimonium perhibens, brevi ſpecimine demonſtrata à M. SIGISM. JAC. APINO. Alrd. 1718, 8. Der Verf. beweiſet die Uebereinſtimmung der Natur und der heiligen Geſchichte, unter andern auch aus der Geſchichte der Heuſchrecken, 2 Moſ. 10.

Hrn. H. K. R. Bergius Polizey- und Cameral-Magazin, 4 Th. S. 322 — 331.

Diſſ. de locuſtis non ſine prodigio in Germania nuper conſpectis. Praeſ. LUD. CHRIST. CRELL. Reſp. Jo. Fr. Hauptvogel. Lpſ. 1693, 4. 3 u. e. h. B.

Juſt Cph. Dithmars Relation von Heuſchrecken, welche ſich etliche Jahre jenſeit der Oder in den Neumärkiſchen, Pohlniſchen und Schleſiſchen Landen aufgehalten, dieſes Jahr aber auch diſſeits der Oder gezogen ſeynd, und aller Orten großen Schaden gethan haben, ſamt einigen Anmerkungen von ſolchem Ungeziefer, ſt. in deſſen ökon. Fama, 2 St. Frf. und L. 1731, 2. S. 57 — 88.

Part of a letter from Mr. EDWARD FLOYD to Dr. M. Lister, giving an account of Locusts lately observed in Wales, ſt. im XVIII B. der Königl. Transakt. for A. 1694, No. 208, S. 45 — 47.

Eb. Deſſ. the extract of another letter to the same purpose, Oxford, Feb. 20, 1694, ſt. eb. des. S. 48.

Ernſt Ferd. Gebauers Nachricht von den in dem Frühling und Sommer des 1729ſten Jahres in Schleſien abermal ſehr häufig verſpürbten Heuſchrecken, ſt. in A. E. Büchners Miscellan. phyſ. med. mathemat. A. 1729. Erf. 1733, 4. S. 441 — 445.

Abhandlung von Vertilgung der Zugheuſchrecken, und den eigentlichen Hülfsmitteln, die ſich auf eine richtige und naturmäßige Erkenntniß dieſes Unzeifers gründen. Auf Genehmhaltung und Approbation des Königl. Collegii Sanitatis zu Berlin herausgegeben von Jo. Gottl. Gleditſch. Berl. und Potsd. 1754, 8. 4 u. e. h. B.

G. H. F. Auszug der Abhandlung des Hrn. D. Gleditſch von Vertilgung ꝛc. ſt. im 37 St. der Berlin. wöchentl. Relation ꝛc. v. J. 1754, S. 289 — 291, und 40 St. S. 313 — 316.

Des Sauterelles d'Orient, qui voyagent en troupes, & qui ont fait des ravages dans la Marche de Brandebourg en 1750, par M. GLEDITSCH, ſt. n. 4 K. T. im 8 Th. der Memoir. de l'Acad. de Berlin, a. d. J. 1752, à Berl. 1754, 4. S. 83 — 101.

D. überſ. u. d. T. Von den morgenländiſchen Heuſchrecken, die in Heeren ziehen, und im Jahre 1750 in der Mark Brandenburg große Verwüſtungen angerichtet haben, ſt. im 26 St. der phyſikal. Belustig. Berl. 1755, 8. S. 1192 — 1217.

Eb. Deſſ. Abhandlung von den Zugheuſchrecken, welche ſeit 1750 abwechſelnd in die Mark Brandenburg eingefallen ſind, und von den eigentlichen Hülfsmitteln zu ihrer Vertilgung, die ſich auf richtige Erfahrungen und eine Natur-gewiſſe Erkenntniß gründen, ſt. in Deſſen verm. phyſic. botan. öconom. Abhandlungen, 3 Th. Halle, 1767, gr. 8. S. 228 — 311.

Gründlers Beobachtungen über einige Heuſchrecken-Arten, ſt. im Naturforſcher, 5 St. S. 19 — 22.

Chr. Gottl. Grundigs Sammlung und Anzeige von allerley Nachrichten von Inſekten, ſonderlich der damaligen Heuſchrecken, ſt. im 9 St. Deſſen neuer Verſuche nützl. Sammlungen ꝛc. Schneeberg, 1749, 8.

Die Locuſte ou Sauterelle, ſ. den Gentilhomme cultivateur, trad. de l'angl. de Mr. HALL, To. X, à Par. 1763, 8. S. 35.

Anmerkungen von den Heuſchrecken, ſt. in Hanows Beluſtigungen der Nat. und Oekon. 1 Th. S. 327, fgg.

JAC. HASAEI de iudaicae terrae depopulationibus per Gazam, Arbe, Jelek et Chasil, ad vaticinii Joelis I, 4. II, 25. illustrationem, graecumque Alexandrinorum interpretum versionis patrocinium dissertatio, ſt. in Bibliath. histor. philolog. theolog. Claſſ. VII, Fasc. V, Bremae, 1724, 8. S. 773 — 824.

Jo. Sc. Haseneſt historia inopinatae locustarum inuasionis, oder Bericht von einem unvermutheten Einfall fremder Heuſchrecken in hieſige (Anſpacher) Lande, ſt. n. der Abbild. eines Heuſchrecken-Eyer-Neſtes, wie auch der Lage und Geſtalt der

Eyer

Cuer, in Deſſen medicin. Richters, oder Actor. medico-forenſium. 4 Th. Onolzb. 1759, 4. Caſ. 19, S. 200 — 251.

JO. PAUL. HEBENSTREIT diſſ. de locuſtis, immenſo agmine ærem noſtrum implentibus, & quid portendere putentur; Reſp. *Chr. Prange*. Jen. 1693, 4. 7 B. m. K.

Eb. Deſſ. de remediis aduerſus locuſtas, inprimis Pontificiorum quorundam methodo expellendi eas per excommunicationem, aquam luſtralem & exorciſmum. Reſp. *Jo. Ge. Lippoldt*. Jen. 1693, 4. 5 B.

Jo. Fr. Hennings Fragmenta von den Heuſchrecken des 1730ſten Jahres, ſo auch bis nach Budiſſin in der Ober-Lauſitz endlich gedrehen, ſt. in A. E. Büchners *Miſcellan. phyſ. med. math.* A. 1730. Erf. 1734, 4. S. 1515 — 1519.

Jacob. Hoppe diſſ. de edaci locuſtarum pernicie. Frf. 1682. 4.

An extract of a letter, written from Aramont in Languedoc, near Avignon, giving an account of an extraordinary ſwarm of Graſshoppers in thoſe parts, communicated by Mr. JUSTEL, ſt. im XVI B. der *Philoſ. Tranſact.* for A. 1686, No. 182, S. 147—149.

GE. CASP. KIRCHMAIER diſſ. epiſtol. de locuſtis inſolitis, tergemino examine & portentoſo numero, e Thracia Daciaque in Pannoniam infer. perque Auſtriam in Germaniae regiones plures ſeſe infundentibus, & pabula, quo tranſitus ferebat, depaſcentibus. Witteb. 1693, 4. 2 B.

Jo. Chriſt. Kundmanns Anmerkungen über die Heuſchrecken in Schleſien, von dem Jahr 1748. Breſl. 1748, 4. 5 B. u. 1 K. T.

Jo. Heinr. Linkens Relation von den Heuſchrecken, und deren vielerley Arten, ſt. im 16 Verſ. der Breſl. Samml. Maj. 1721, Cl. 4, Art. 9.

Chr. Heinr. Löber Heuſchrecken-Heer. Jen. 1693, 4.

SAM. LOEBERI epiſt. ad Mich. Ern. Ettmüllerum, de locuſtis, data Leucopetrae d. 20 Apr. 1714. ſt. im *Append. ad Cent. 3 & 4 Miſc. Nat. Cur.* S. 137 — 144, und in *M. B. Valentini amphith. zootom.* Frf. M. 1720. f. P. II, S. 182 — 186.

J. P. v. Ludewig Anmerkung über die Heuſchrecken und Sprengſel, und deren Vertilgung, ſt. in No. 52 der Hall. Anz. v. J. 1721.

Jobst Ludolf, ſiehe oben, S. 491.

De locuſtis earumque viribus, ſ. JO. JAC. MANGETI *Biblioth. pharm. med.* To. II. Genev. 1703. f. S. 182, f.

Die Heuſchrecken als ein Landwirth betrachtet, von Ge. Fr. Möller, ſt. im 73 St. der Ökon. Nachr. Lpz. 1754, 8. S. 48 — 783 und 74 St. S. 79 — 129.

Eb. Deſſ. Nachtrag zu voriger Abhandlung, ſt. im 78 St. derſ. S. 428 — 452, und 79 St. S. 453 — 479.

JO. de MURALTO obſ. de locuſta viridi maiore, Heuſtröſſel, ſt. in den *Miſc. Nat. Cur.* Dec. II. A. II. Obſ. 16, S. 40, und in *M. B. Valentini amphith. zoot.* P. II, S. 181, f.

Eb. Deſſ. Obſ. de locuſta viridi maiore alia, ſt. eb. daſ. Obſ. 17.

JUAN de QUINNONES trattato de las Languſtas. Madrit 1720.

CAR. HENR. RAPPOLT e generali contemplatione emolumenti e creaturis noxiis capiendi, ſubnata quaeſtio ſingularis: an damnum per locuſtas agris illatum earundem beneficiis compenſari poſſit, commentariolo phyſico illuſtrata. Berol. 1730, 4. 2 und 6 h. B.

Ernſt Ludw. Rathleſs Akrido-Theologie, oder hiſtoriſche und theologiſche Betrachtungen über die Heuſchrecken, bey Gelegenheit der jetzigen Heuſchrecken in Siebenbürgen, Ungarn, Pohlen, Schleſien und Engelland; nebſt einer Muthmaſſung, daß die Gelaven, welche die Iſraeliten zweymahl in der Wüſten gegeſſen, weder Wachteln, noch Heuſchrecken, ſondern die Vögel Seleuciden geweſen. Hannov. 1748, 8. 15 B. Zweyte Aufl. 1749, 8. 2 Bände. holländiſch, Amſt. 1750. 8.

CAR. RAYGERI Obſ. de locuſtis volantibus, ſt. in den *Miſc. Nat. Cur.* Dec. III. A. II. Obſ. 22.

Jo. Jac. Rembold hiſtoriſch und phyſicaliſcher Tractat von Heuſchrecken. Berl. und L. 1730, 8. 4 B. m. K.

Von den Heuſchrecken, ihrer Naturgeſchichte, und den Gattungen, welche ſich in Thüringen aufhalten, ſ. Jo. Sam. Schröters Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Naturgeſchichte. 1 Th. Halle, 1776, gr. 8. S. 258 — 316.

FRANC SCUFONI oſſervazioni intorno alle cavalette. Rom. 1728. 4.

Lat. u. d. T. Obſervationes circa locuſtas, ſt. im *Append. ad Epit. N. C. Cent.* IX & X. S. 485 — 508.

Jo. Ge. Siegesbeck Relation von der vermeintlichen Ankunft der Heuſchrecken aus dem Mond, ſt. im 23 Verſ. der Bresl. Samml. Mart. 1723, Cl. 4, Art. 3.

Dan. Sinapii Relation von denen im Monath Jun. 1727, in Schleſien, ſonderlich um Lyzin herum, verſpührten ſchädlichen Heuſchrecken, ſt. in A. G. Büchners *Miſcellan. phyſ. med. mathem.* A. 1727. Erf. 1731, 4. S. 367, f.

Eb. Deſſ. Relation von den vielen Heuſchrecken, und einer beſondern Art ſchädlicher Raupen, welche im Mon. Jun. 1728, ſonderlich in Schleſien, zum Vorſchein gekommen, ſt. eb. daſ. A. 1728. Erf. 1732, 4. S. 1130 — 1132.

Eb. Deſſ. Relation von der großen Menge Heuſchrecken, ſo im Mon. Jul. 1728 in Schleſien annoch verſpühret worden, ſt. eb. daſ. S. 1206 — 1211.

Eb. Deſſ. Beſchluß der Nachrichten von der Heuſchrecken-Menge, welche 1728 den ganzen Sommer hindurch in Schleſien und in Thüringen ſich ſehen laſſen, eb. daſ. S. 1329 — 1333.

JO. PHIL. TREUNERI phoenomena locuſtarum. Jen. 1693. 4.

Vita e coſtumi d'una rara Locuſta (Ragno-Locuſta, Aranea-Locuſta) ſi nota non ben oſſervata da' naturali Scrittori. ſt. u. Abbild. in Raccolta di varj Trattati del Sgr. ANT. VALLISNIERI, in Venez. 1715, 4. S. 161 — 164; und im VI Th. der *Galleria di Minerva*, in Venez. 1708. f. S. 204, f.

ANT. VALLISNERII obſ. de rara quadam locuſta, ſt. in *Miſc. Nat. Cur. Cent.* 3 & 4. Obſ. 35.

Narratio de erucarum & locuſtarum, quae agros Viembergae vicinos aliquot abhinc annis vaſtarunt, interitu, Auct. JO. FRID. WEID-

WEIDLERO, ſt. lat. im 38 B. der *Philoſ. Tranſact.* No. 432, für Apr. M. & J. 1734, S. 294 — 296.

Franz. u. d. T. Memoire ſur la deſtruction des Chenille & des Sauterelles, qui ont déſolé depuis quelques années les campagnes des environs de Wittemberg, par Mr. *Jean. Fred. Weidler*, ſt. in den *Tranſact. philoſophiques de la Societé R. de Londr.* A. 1734. trad. par Mr. de Brémond. à Par. 1740, 4. S. 100 — 102.

JO. ZAHN chronicon memorabilium quarundam calamitatum publicarum ab inſectis variis (praecipue Locuſtis & Erucis) oborrarum, poſt natum Chriſtum Salvatorem, ſt. in Deſſen *Specular phyſ. math. hiſtoricae*, To. II, Norimb. 1696, f. S. 454—456.

Heuſchrecke, (After-) ſ. oben, S. 384.

— — (amboiniſche) Mantis gigas *L.*; ſ. Geſpenſt-Käfer, Th. XVII, S. 719.

— — (Sang-) Mantis religioſa *L.*; ſ. oben, S. 379.

— — (Floh-) ſ. oben, S. 385.

— — (Kamm-) ſ. oben, S. 379.

— — (Klapper-) } ſ. oben, S. 383.
— — (Schnarr-) }

— — (See-) ſ. oben, S. 385, u. 491.

— — (Strich-) } ſ. oben, S. 385, fgg.
— — (Zug-) }

Heuſchrecken-Bann, ſ. oben, S. 469, f.

Heuſchrecken-Baum, ein Baum in dem mittägigen Amerika, welcher das in den Apotheken bekannte, und im II Th. S. 170, beſchriebene Gummi Anime gibt; der Animebaum, Hymenaea *L.* Von Andern wird die Honigerbſe, welche gleichfalls ein amerikaniſcher und oſtindiſcher Baum iſt, Gleditſia triacanthos *L.*; ſ. Th. I, S. 206, fgg. ingleichen die Ceratonia *L.* von welcher im Art. Johannis-Brod handeln werde, mit dieſem Nahmen beleget.

Heuſchrecken-Freſſer, 1. ein äthiopiſches Volk in Afrika, ſ. oben, S. 492; 2. ein gewiſſer Vogel in Perſien, ſ. oben, S. 487, f.

Heuſchrecken-Grille, Cicade, L. Cicada, Fr. Cigale, nennt man diejenigen Inſecten, welche eben ſo, wie die

Heuschrecken und Grillen, einen schwirrenden Ton von sich geben, aber sonst in vielen Stücken von beyden unterschieden sind. Mit den im XX Th. S. 35, fgg. beschriebenen Grillen haben sie die meiste Aehnlichkeit; und weil sie sich auf den Bäumen aufzuhalten pflegen, werden sie von Einigen Baumgrillen genannt. Die Kennzeichen dieses Geschlechtes sind, nach Linné: ein unterwärts gebogener Schnabel; borstenartige Fühl-Hörner; vier niederhängende, pergamentartige Flügel, und (bey den meisten Arten) Springfüße. Der Kopf ist bey allen Cicaden zwar breit, aber kurz, und vorn mehr stumpf als rund; daher ihre beyde große Augen nicht nur weit von einander entfernt sind, sondern auch an beyden Seiten stark hervor ragen. Zwischen diesen großen Augen zeigen sich noch drey sehr kleine, halb erhabene rothglänzende Augen, dergleichen man an den Wespen bemerkt. Die Fühlhörner, welche nahe bey den größern Augen stehen, und spitzig zulaufen, sind ziemlich kurz, und aus 4 bis 5 Gliedern zusammen gesetzt. Der Saugestachel, welcher von solcher Länge ist, daß er sich bis an die Einlenkung der hintersten Füße erstreckt, liegt an der untern Fläche des Körpers an, und bestehet aus drey hornartigen hohlen Fasern, vermittelst welcher die Cicaden ihre Nahrung aus Blättern, Blüthen und Aesten der Bäume saugen. Das Bruststück, welches eben so breit als der Kopf ist, besteht aus zwey über einander beweglichen Stücken. Der Hinterleib hat 6 bis 7 Absätze. Alle 6 Füße sind mit 2 kleinen hakenförmigen Klauen bewaffnet. Die 2 vordersten Füße haben die dicksten, mit 2 Spitzen versehenen, Oberschenkel. Die 4 Flügel sind wie Glas durchsichtig, und von ungleicher Größe. Die größern, nähmlich die obern Flügel, sind mit vielen Adern durchzogen, welche insgesammt aus den 2 großen, bey der Einlenkung befindlichen, Adern entspringen. Diese Insecten sind nicht nur in

der

der Größe, ſondern auch in der Farbe, ſehr von einander unterſchieden. Die meiſten Arten ſind noch etwas größer als die Grillen, einige aber nicht viel größer als die Stubenfliegen. Der Körper iſt gemeiniglich braun, und mit gelben Strichen und Puncten geziert. Doch gibt es auch graue, ſchwärzliche, und noch anders gezeichnete Cicaden. Der ſchwirrende Ton, welchen die Männchen dieſer Inſecten von ſich geben, und wovon ſie auch chanteuſes genannt werden, wird nicht, wie bey den Heuſchrecken und Grillen, durch die Flügel, ſondern durch gewiſſe beſondere Theile, welche von Reaumür und Röſel mit vieler Genauigkeit unterſucht haben, hervor gebracht. Nähmlich unten an der Bruſt ſitzen bey den Cicaden männliches Geſchlechts, zwey Blättchen oder Schildlein, wie ſie Röſel nennt, welche an der äußern Fläche etwas gewölbt, inwendig aber ein wenig ausgehöhlt ſind, und eine ſchmahle erhabene Einfaſſung haben, welche faſt einen Saum vorſtellt. So weit als dieſer Saum geht, ſind ſie frey; oben aber, wo er aufhört, ſind ſie an den Vorderleib feſt angewachſen; auch haben ſie daſelbſt in der Mitte eine ſteife ſpitzige Feder, wodurch ſie an die Unterfläche des Leibes angedrückt werden. Wenn man dieſe Schildlein aufhebet, erblickt man 2 Seitenhöhlen und 2 glatte dünne Häutchen, welche mit Regenbogenfarben ſpielen. Unten zeigt ſich zwiſchen ihnen eine dunkelbraune harte Ecke, welche ſich mit einem etwas hellern, von oben herab kommenden Theile vereinigt, daß die Schildlein nicht zu tief hinein getrieben werden können; über denſelben ſieht man 2 rothbraune, glänzende, dreyeckige Felder, wo 2 ziemlich große Muskeln ſitzen, welche die in den Seitenhöhlen befindlichen muſchelförmigen Häutchen bewegen, wodurch der Geſang der Cicaden verurſachet wird. Die Weibchen, welche keinen Ton von ſich geben, weil ihnen die jetzt beſchriebenen Theile mangeln, ſind mit einem harten Legeſta-

chel versehen, welcher ungefähr ½ Zoll lang ist, und in einer zweyblätterigen Scheide steckt. Vermittelst dieser Scheide, welche an den Seiten mit scharfen und harten Zähnen versehen ist, und gleichsam eine Feile vorstellt, durchbohren die Cicaden, wenn sie sich ihrer Eyer entledigen wollen, die abgestandenen und trocknen Baumäste, und legen in ein solches gebohrtes Loch, 4, 5 und mehr Eyer. Diese Eyer, dergleichen eine einzige Cicade über 500 legen kann, sind weiß oder lichtgelb, und haben eine längliche Gestalt. Die ausgekrochenen jungen Cicaden haben 6 Füße, suchen sogleich die Erde, und verbergen sich darin beynahe ein Jahr. Nachdem sie sich etliche Mahl gehäutet haben, bekommen sie Flügel, und begeben sich alsdenn auf die Bäume. Anfangs sehen sie grün aus, hernach aber werden sie meistentheils gelblich, oder braun und schwärzlich; denn die Farbe ist, erwähnter Maßen, nicht bey allen einerley. Man findet diese Insecten häufig in Italien und Afrika, auch hin und wieder in Deutschland und vielen andern Ländern.

Linné führt 51 verschiedene Arten an, welche er unter 5 Abtheilungen gebracht hat. Zu der ersten Abtheilung, welche 4 amerikanische Arten unter sich begreift, werden von ihm die blätterigen, foliaceae, oder wandelnden Blätter, gerechnet; diese haben, wegen ihres flach gedrückten, pergamentartigen Brustschildes, welcher größer ist als der ganze Leib, fast die Gestalt eines Blattes. Bey den Cicaden der zweyten Abtheilung, wozu nur 3 Arten gehören, hat das Bruststück die Gestalt eines Kreutzes, weil es auf beyden Seiten gehörnt ist; daher sie von Linné cruciatae, kreutzförmige, und von Hrn. Müller Kreutzträger genannt werden. Zu der dritten Abtheilung gehören diejenigen, welche keine Springfüße haben, und daher nicht hürfen. Sie werden von Hrn Müller, wegen ihres starken Gesanges, Singer, von Linné aber manniferae, mannatragende, genannt, weil sich auf den Aeschenbäumen im Königreiche Neapolis, woher das calabrische Manna kommt, eine große Menge dieser Cicaden befindet. Hierunter gehört die gemeine Cicade, welche auch in Deutschland nicht selten ist. Ihre Larven wohnen und graben das ganze Jahr hindurch unter

ter der Erde. Die vierte Abtheilung, in welcher es 17 Arten gibt, beſteht aus denjenigen, welche Linné ranatrae nennt, d. i. welche wie die Fröſche ſpringen, und beſtändig aus dem After ſchäumende Blaſen auswerfen, und daher ganz in ihrem Schaume bedeckt ſitzen. Die fünfte Abtheilung, worunter 13 Arten gehören, enthält Cicaden mit herunter hängenden Flügeln, welche die Seiten umhüllen, und daher von Hrn. Müller Senkflügel, von Linné aber deflexae genannt werden. Unter dieſen ſind die bekannteſten: 1. die Cicada roſae, die ſich auf den Roſenblättern aufhält, am Leibe und Flügeln weiß iſt, und einen gelblichen Bauch hat; und 2. die Cicada viridis, Cigale verte, die grüne Cicade, mit grünen Flügeldecken, und einem gelben, ſchwarz punctirten Körper.

Memorie intorno le locuſte grilliajole. Padua 1753, gr. 8. 1 B.

Natuurlyke en naar't Leven naauwkeurig geteurde Afbeeldingen en Beſchryvingen der Cicaden en Wanzen, in alle vier Waereids Deelen huishoudende, by een verzameld en beſchreeven, door KASP. STOLL. Repréſentation exactement colorée d'après nature des Cigales & Punaiſes, qui ſe trouvent dans les quatre parties du monde, raſſemblées & décrites par CASP. STOLL. à Amſt. 1780, med. 4. 6 B. u. 6 illum. Kupferpl. Holländiſch und Franzöſiſch.

Heuſchrecken-Hamen, ſ. oben, S. 385.

Heute (*), in einigen Fällen auch nur **heut**, ein Neben-Wort der Zeit, an dem gegenwärtigen Tage, an dieſem Tage; im Gegenſatze des geſtern und morgen. 1. Eigentlich. Ich habe ihn heute noch nicht geſehen. Heute Morgen, heute früh, heute Mittag, heute

(*) Bey dem Kero hiuru, bey dem Otfried und Notker hiuto, hiut, bey dem Ulphilas hita. Es iſt ohne Zweifel aus dem alten Fürworte ha, he, hi, dieſer, Ebr. הַ, und Tag, mit Verſchluckung des Hauchlautes, ſo wie das Lat. hodie aus hoc die, zuſammen gezogen. Aehnliche Zuſammenziehungen ſind heine, für dieſe Nacht, und heuer, für dieſes Jahr. Die Niederſachſen brauchen dafür van, van Dage, oder dalink, heute, van der Weke, dieſe Woche, vant Jahr, heuer, van der Tyde, jetzt. Da dieſes Fürwort ehedem auch hin lautete, wie aus dem Gothiſchen hina dag, für heute, erweislich iſt, ſo lautet dieſes Wort auch in den gemeinen Mund-Arten noch häufiger heine, heune und hiute. Siehe Heiut.

Das verkürzte heut für heute wird außer den oben angeführten ſprichwörtlichen R. A. am ſicherſten vermieden. Das verlängerte oberdeutſche anheut für heute kann man den Kanzleyen überlaſſen.

heute Abend, heute Nacht, dieſen Morgen u. ſ. f. wenn ſie zu dem gegenwärtigen Tage gehören, ſie mögen übrigens verfloſſen ſeyn, oder noch bevorſtehen. Für heute hat er ſich ſchon empfohlen. Für heute iſt es genug. Dahin auch die ſprichwörtlichen R. A. Heute mir, morgen dir; heute roth, morgen todt. Heute König, morgen todt, Sir. 10, 12. Heut oder morgen, d. i. künftig einmahl. Wenn er heut oder morgen ſterben ſollte. Er mag nun heut oder morgen kommen, er mag kommen, wenn er will. Lieber heut als morgen, je eher, je lieber. 2. Heut zu Tage, zu der gegenwärtigen Zeit in welcher wir leben, heutiges Tages.

Daher heutig, das Beywort von dem vorigen Nebenworte, was an dem gegenwärtigen Tage iſt oder geſchiehet, an demſelben geweſen oder geſchehen iſt. Der heutige Tag. Mein heutiger Traum, welchen ich heute Nacht gehabt habe. Der heutige Unfall, der mir oder ihm heute begegnet iſt. Heutiges Tages, figürlich, zu der gegenwärtigen Zeit, in der Zeit in welcher wir leben, heut zu Tage. Alle dieſe Gebräuche ſind heutiges Tages nicht mehr üblich.

Heux, Hälterſchiffe, kleine Hulks; ſ. Th. XIII, S. 499.

Hevea Guianenſis, Federharz; ſ. Th. XXII, S. 73.

1. Hexe, der Kniebug; ſ. Hakſe, Th. XX, S. 641.

2. Hexe (*), L. Lamia, Saga, Strix, Fr. Sorciere, Magicienne, eine noch im gem. Leben und der vertrauli-

chen

(*) Dieſes Wort lautet im Angelſ. Haegeſſe, Haegryx, im Holländ. Heckſe, im Engl. nur Hag, im Dän. Hexe, im Schwed. Hexa, im Span. Hechiſſera. Wachter leitet es von Hag, Hang, Hug, Gemüth, Nachdenken, her, ſo daß eine Hexe eigentlich eine kluge oder weiſe Frau bedeutet habe; Skinner von dem Lat. Saga; Friſch von dem alten egiſlik, fürchterlich, Egiſe, Schrecken; ſiehe Ekel und Häßlich; Ihre von dem Isländ. hagur, klug, erfahren, künſtlich, welches mit Wachters Ableitung überein kommt. Die angelſächſ. Schreibart Haegeſſe, ſo die älteſte iſt, ſcheint wirklich die noch in Niederſachſen übliche weibliche Endung. — ſche zu verra-

then,

chen Sprechart übliche Benennung einer Zauberinn, d. i. einer Weibsperson, von der man glaubt, daß sie gewisse Wirkungen durch Hülfe des Teufels hervor bringe. Figürlich auch im g. L. eine listige verschlagene Weibsperson; ingleichen im verächtlichen Verstande, eine alte Frau.

Daher hexen, zaubern; anhexen, behexen, bezaubern.

Der Ursprung der Hexengeschichten oder Hexen-Mährchen, der Hexenfahrt, d. i. der erdichteten Fahrt oder Reise der Hexen in der Walpurgis-Nacht, des Hexentanzes, d. i. des erdichteten Tanzes der Hexen in der Walpurgis-Nacht auf dem Brocken oder Blocksberge und andern deshalb berüchtigten Oertern, und des Verbrennens der so genannten Zauberer und Hexen, ist wohl unstreitig in der Geschichte der alten Celten und Deutschen zu suchen. Weil, nach ihrer Art zu denken, die Wirkungen, an welchen die Ueberlegung der Menschen nicht Theil nimmt, aus der unmittelbaren Kraft Gottes herstammete: so hielt man bey ihnen viel auf Träume, auf Aussprüche aberwitziger Weiber, auf den Schall des Wassers und der Winde u. s. f. Die Weiber hatten viele Muße. Die Männer mußten balgen, jagen, fechten, sich tummeln, und die Ihrigen schützen. Daher überließ man den Weibern die Wundarzeney, die Kräuterkunde, die Auslegung der Ahndungen, der Vorzeichen, und aller Dinge, welche eine Vorbedeutung künftiger Begebenheiten in sich zu fassen schienen. Die Weiber bekümmerten

then, z. E. Schneidersche, für Schneiderinn. Das männliche Hag, jetzt Hake, ist noch im Schwed. üblich, wo es aber im nachtheiligen Verstande einen Betrieger, einen Schalk, bedeutet. Uebrigens wird eine Hexe in Schlesien eine Bielweise (im Slavon. ist bielo, weiß), im Oestreich. eine Bockschickerinn, in Oberschwaben eine Druth, bey dem Pictorius ein Galsterweib, von dem veralteten galstern, bezaubern, im Friesl. Wicke, im Angelsl. Wicca, Engl. Witch u. s. f. genannt. Eine Erzhexe heißt im Niedersl. eine Strahlhexe.

ten sich um den Lauf des Mondes, und richteten sich darnach in Anrathung oder auch Verhiethung der Schlachten, Feldunternehmungen, und anderer wichtigen Geschäfte. In jedem Districte standen die bejahrten Weiber unter einem so genannten Zauberer, welcher the overherr hieß. An einigen Orten standen sie unter der Regierung einer ansehnlichen Ordens-Meisterinn. Jener hieß Lama, Sagus, Ans; diese Lamia, Saga, Ansa, Hansa, Haagsa, Hagsa, Hexe. Beyde sagten Glück oder Unglück. Sie banden, vermittelst gewisser uralter Verse, die Geister, welche nach ihrer Meinung das Unglück verursachet hatten, und liessen sie durch ihre leise Gesänge wieder los. Man glaubte so gar, daß sie Wetter machen, Sonnenschein und Regen verschaffen könnten. Man glaubte, die Zauberer und Hexen hätten die Kraft des Obergottes in ihrer Gewalt. Das Feuer war ihr vermeintes kräftigstes Element. Der Schall und das Rauschen des Feuers bedeutete, zufolge dieser Rockenphilosophie, die folgenden Begebenheiten. Gedachte Ordensmeister und Meisterinnen bedienten sich des Durchganges durch das Feuer (Nothfeuer, Nodfyr, s. Th. VI. S. 346) wider allerley Seuchen. Das Räuchern war ein großer Theil der Arzeney. Bey diesen Geschäfften liebten sie die Umstände des Mondscheines, das Stillschweigen, das leise Hersagen gewisser Verse und Lieder. Daher heissen sie Incantatores, Incantatrices, γαοιδοι, Tempestarii, Tempestariae, Banner, Bannerinnen, witte Mannen, witte Wiven, (weise Männer, weise Weiber), Wettermacher, Wettermacherinnen u. s. f.

Die so genannten weisen Weiber der Celten und Deutschen ehrten die Freja, die Erde, die Frau des Thuis, des Wodans, des Odins, insonderheit in der Walpurgis-Nacht und in den folgenden nächsten Tagen. Sie priesen ihr Zusammenkunftsfest, die Mut-

ter-

ternacht. Sie nannten die Freja, wegen der derselben zugeschriebenen Wohlthaten, Hulde, Holle, die Frau Holle, und nannten die kleinen Wechselbälge Hollen. Sie verglichen die Erde, wegen der nächtlichen Finsterniß und der Unglücksfälle auf der Erde, mit der Eule, Lilith, Alilitha, Lamia, Strix. Sie schrieben dieser losen Lise oder Lamiä, alles Uebel und alle Klagen zu. Die so genannten Hexen oder geweiheten Weiber hielten ihre jährliche Feste der Dianen, der Frau des Dys, im Frühlinge auf den Gipfeln der Berge, insgemein an dem ersten Maytage, erzählten ihre Curen, sammelten frische Wurzeln und Kräuter, hielten wegen der künftigen Zeiten Berathschlagung, feyerten ihr Gastmahl, hielten ihre Tänze und Reihen, und weiheten neue Personen ein.

Die Celten opferten Menschen, zur Versöhnung mit dem Dys. Sie aßen von den Opferstücken. In Gallien wurde diese grausame Gewohnheit in der Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts abgestellet. In Deutschland erhielt sich dieser Gebrauch desto länger, je nördlicher die Provinzen liegen. Die also geopferten Menschen wurden für glückselig geachtet. Denn man lehrte, daß nur die Seelen derjenigen Menschen in den seligen Zustand gelangten, welche eines unnatürlichen Todes in der Schlacht, zum Opfer, oder durch die Selbstentleibung, gestorben waren. Wer wollte ihm einbilden, daß bey dem feyerlichen Gastmahle der Mutternacht keine Menschen geopfert wären, und daß nicht verschiedene Weiber sich alsdenn erhängt und in das Feuer gestürzt hätten? Es ist demnach wahr, daß die so genannte Hexen allerdings Menschenfleisch gegessen haben.

Die Gewohnheit, nach welcher man die im Kriege und sonst gefangenen Personen zum Theil opferte und fraß, machte die celtische Nation recht furchtbar. Man unterhielt mit Fleiß die Meinung, daß sich gewisse Mannspersonen in Wölfe, und die geweiheten Weiber

ber in Katzen, Eulen und andere Thiere verwandeln könnten. Die Lehrer der christlichen Religion, welche die nördlichen Länder Europens anfänglich unterrichteten, liessen diese Meinung mehrentheils gelten, und schrieben das Vermögen, sich also zu verwandeln, dem Teufel zu, nahmen jedoch unter den Thieren die Lämmer, Schafe und Tauben aus. Die Lamien, sagte man, wären in der Uebung dieser Verwandlungen sehr erfahren. Die ganze Sache kam auf eine, durch Beschmierung der äußersten Theile der Nerven verursachte Betäubung des Verstandes, und eine düstere Einbildungskraft, an. Die Verwandlung war eine bloße teuflische Einbildung. Denn ein anderer Weg ist nicht vorhanden, wodurch die bösen Geister in die Seelen der Menschen wirken können, als die Einbildungs-Kraft. Wenn nun diese zur Finsterniß der Vernunft durch verschiedene Schmierungen zubereitet ist, so können die bösen Geister freylich ihr Geschäfft in den Seelen sehr weit treiben. Weil die erwachten, und aus der Betäubung wieder zu sich selbst gekommenen Hexen glaubten und vorgaben, daß sie, nach dem Winke der Diana oder Hertä, zu dem hohen Versammlungsberge gefahren wären, auch andere getragen und durch die Luft fortgebracht hätten, so ist daraus der Satz von dem Strigiportio, von der Hexenfahrt oder der Luft-Post der Hexen, entstanden.

So bald die Deutschen das Christenthum angenommen hatten, wurden sie von der jährlichen Zusammenkunft auf den Bergen zurück gehalten; indessen stellte die durch Salbung verirrte Phantasie doch das alte Bild den Weibern beständig vor. Es blieb die Erzählung übrig, daß die Frau Holda dieselben, wenn sie sich in Thiere verwandelt hätten, durch die Luft führte.

Die Weiber, der Herodias zugehörige Schwestern, erhoben sich in den ältesten Zeiten auf hohe Berge, um

sich

sich daselbst dem Thuis oder Teut zu weihen, und sich mit ihm gleichsam hochzeitlich zu verbinden. In Italien nannte man diese Feyerlichkeit die beneventische Hochzeit. Man kam auch auf den Bergen Barco di Ferraro, Paterno di Bologna, Spignato della Mirandola, Tossile bey Bergamo, in Frankreich auf dem Berge La croce del pasticcio, in Deutschland auf dem Brocken, auf dem Huiberge bey Halberstadt, auf dem Köterberge, nicht weit von Corvey an der Weser, auf dem Riesengebirge, auf dem Fichtelberge, auf dem Heuberge in Schwaben bey Bahlingen, gegen die Schweiß, auf dem Inselsberge zwischen Gotha und Eisenach, auf der Spitze des Berges über Wedegenstein, unweit der Weser und Minden, u. s. f. von Seiten der bestimmten Weiber, zusammen. Andere Länder haben ebenfalls solche Berge angegeben.

Die Gewohnheit, welche die celtischen Völker beobachteten, sich des Nachts zum Dienste ihrer Gottheiten zu versammeln, gab also den Ursprung zu der Fabel vom Sabbath, oder von der nächtlichen Zusammenkunft der Hexen. Da die christliche Religion in Gallien und Deutschland durch die landesherrliche Macht völlig eingeführt worden war, schlichen sich die Personen, welche der alten Religion noch zugethan blieben, des Nachts heimlich weg, um sich in die Versammlungen zu begeben, welche auf dem Felde und in den Wäldern gehalten wurden. Der Dienst selbst, welchen man der Gottheit in diesen Zusammenkünften erwies, bestand in Opfern, Tänzen, Wahrsagereyen, und magischen Ceremonien. Die Druiden, welche bey diesem Gottesdienste die Aufsicht hatten, rühmten sich noch außerdem, daß sie Wahrsager wären, welche das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, und alles dasjenige wüßten, was in der Natur am meisten verborgen wäre, und daß sie Zauberer wären, welche das Geheimniß besäßen, die Seelen zu beschwören,

die Menschen und Thiere zu verwandeln, und durch ihre Zauberkünste die ganze Natur in Unordnung zu bringen. Alles dieses gab einigen Christen von weniger Einsicht Anlaß, die Heiden, welche noch im Lande übrig waren, zu beschuldigen, daß sie Hexenmeister und Hexen wären, dem wahren Gotte entsagten, mit dem Teufel ein Bündniß errichteten, auf Besen, Ofen-Gabeln, Harkenstielen ꝛc. durch die Luft ritten, nächtliche Zusammenkünfte mit den bösen Geistern hielten, mit gewissen Ceremonien um den Teufel, der ihnen unter der Gestalt eines Bockes erschienen, herum tanzten, ihm den untersten Theil des Rückens küsseten, und mit ihm allerley Schande trieben. Was man am meisten hierbey bewundern muß, ist, daß alle, so gar die christliche Geistlichkeit, diesen Fabeln Glauben beymaßen. Dieses erhellet aus verschiedenen alten Kirchenordnungen, welche den Gläubigen sehr ernstlich verbiethen, dem Sabbathe beyzuwohnen, und an denen Wahrsagungen, Zaubereyen, und magischen Ceremonien Theil zu nehmen, welche die Hexenmeister und Hexen dabey verrichten, in der Absicht, von dem bösen Geiste Einsichten oder Reichthümer zu erlangen, welche die Vorsehung ihnen versaget hatte.

Die grundlose Meinung, daß die Hexen sich in allerley Thiere verwandelten, und in dem Thierleibe andere Menschen fräßen, hatte die betrübtesten Folgen der wider die der Hexerey beschuldigten Personen angestellten peinlichen, und daher so genannten Hexenprozesse. So bald man sich eingebildet und ausgestreuet hatte, es sey jemand durch die Fräßigkeit der Hexen gestorben, oder sonst getödtet, verbrannte man die vermeinten Hexen, und aß wohl gar ein Stück ihres gebratenen Fleisches, zum Gegenmittel wider die Sterbeseuche. Endlich kamen die so genannten Hexen auch in die Ketzerrolle. In Italien gerieth man über dieselben um die Mitte des 14ten Jahrhundertes, da doch

selbst

selbst Bonifacius VIII einen Bischof aus England zu Rom im J. 1300, ohne eine darüber angestellte Untersuchung lossprach, welcher angeklagt war, daß er dem Teufel den Eid der Treue geschworen, und demselben den Hintern geküsset hätte. Die erste Probe des Hexenprozesses kommt in Bartoli Rechtsbescheide vor, welchen er den Bischofe von Navara, Johannes von Ploki, nach dem J. 1350 ertheilt hat.

Schrecken überfällt mich, wenn ich einen Blick auf jene Zeiten werfe, wo man durch Morden und Brennen die Länder entvölkerte, weil man die ungegründetesten Anklagen gegen Zauberer und Hexen theils durch Zwangsmittel, theils durch Geburten der Phantasie, dieser Erz-Betriegerinn, rechtskräftig machte. Da man einmahl den abgeschmacktesten Meinungen von einer sicht- und empfindbaren Teufels- und Geister-Hülfe, als ausgemachten Wahrheiten beypflichtete: so fand man auch recht sinnlich Teufel und Geister; und sollten es auch Spinnen und Fliegen seyn, welche die dienstfertige Einbildungskraft zu Teufeln umschuf. Eine solche Geschichte erzählt D. Hutchinson im historical essay concerning Witchcraft, Cap. 4. Im J. 1644 und den beyden folgenden, nahm Matth. Hopkins, in Gesellschaft Joh. Sterns und eines Weibes, das Geschäft auf sich, Hexen in verschiedenen Provinzen Englands zu entdecken; und diese Hexenjäger waren auch in ihrem Unternehmen so glücklich, weil sie es ihrer Seits an nichts fehlen liessen, die unschuldigsten Weiber zu schuldigen zu machen, damit sie die ihnen ausgesetzte Belohnung erhalten möchten. Denn sie erhielten für die Entdeckung einer Hexe, 20 Schillinge, oder, nach unserm Gelde, ungefähr 5 ½ Thaler. Dieser Hopkins nannte sich Witch-Finder general, oder den allgemeinen Hexen-Entdecker. Die Art seines Verfahrens war seinen Absichten gemäß. Man band nähmlich denen Weibern,

bern, welche man der Hexerey verdächtig hielt, die Füsse mit Stricken kreutzweise über einander, und setzte sie alsdenn auf einen kleinen niedrigen Sessel ohne Lehne, bewachte sie in dieser Stellung 24 Stunden, ohne sie essen oder schlafen zu lassen. Mit zuversichtlichem Vertrauen erwartete man eine sichtbare Erscheinung der den Hexen zugethanen behülflichen Schutzgeister oder Teufel, welche, wie dieses der damahlige Glaube war, ihnen Blut aussaugen würden. Man machte, um den Teufeln nicht allen Zugang zu verschliessen, ein kleines Loch in die Thüre; und weil man befürchtete, es möchten diese böse Geister in Spinnen- oder Fliegen-Gestalt erscheinen, um ihre wahre Gegenwart den Wächtern zu verbergen, so wurde befohlen, die Dielen alle Augenblicke zu kehren und alle Spinnen und Fliegen, die man gewahr würde, todt zu schlagen. Fand man, nach allen diesen Bemühungen, doch noch eine Spinne oder Fliege, so mußte solche der Schutzgeist (Spiritus familiaris) oder zugeordnete Teufel der Hexe seyn.

Von den Besessenen zu Laon wird gesagt, es sey der Teufel, (Beelzebub) in Gestalt einer Fliege zum Munde aus- und eingefahren; s. *Loyer* des Spectres, S. 509. Auch *de Lancre*, de l'inconstance des Demons, S. 506, glaubt, der Teufel erscheine zuweilen in Gestalt einer großen Fliege, oder eines Sommervogels. Eine Hexe sagte so gar aus, der Teufel habe ayt ihr eine Fliege gezeuget, und wurde verbrannt; wie Fritsch im 3 Th. seiner seltsamen Geschichte erzählt.

Es ist sonderbar, daß die Hexerey besonders für das Eigenthum des weiblichen Geschlechtes gehalten wurde. Der Malleus maleficarum (*), das ärgste Denkmahl des menschlichen Stupors, enthält einige Schriften von den Hexen, und Sprenger, Ulr. Müller, Th. Murner, Barth. de Spina, Godelmann, und der Verfasser des Comte de Gabalis, gedenken bloß

(*) S. *Vogt* Catal. libr. rar. Hamb. 1747, 8. S. 435, f.

bloß der weiblichen Zauberer. Unter 15 Personen, welche ehedem, dieses Unfuges wegen, verbrannt zu werden pflegten, waren immer 14 von dem weiblichen Geschlechte, und der letzte war erst ein Mann. Der Beweis davon liegt in dem Verzeichniß der wegen der Hexerey verbrannten Unglücklichen, welches uns Hauber im 36 St. seiner Bibliotheca magica geliefert hat (*). Es ist sehr schwer, die Ursachen dieses Vorrechtes des weiblichen Geschlechtes vor dem männlichen zu entdecken. Vielleicht liegt seine wichtigste Ursache darin, weil, nach dem Berichte der Bibel, ein Weib zuerst in Sünde verfiel. Die rothen Augen, die man bey alten Weibern häufiger, als bey Männern antrifft, und die Liebe zum Sinnlichen, die dem zweyten Geschlechte vorzüglich eigen ist, trugen das ihrige auch dazu bey. Noch jetzt gibt es keine große und kleine Stadt, kein Dorf, es sey so klein als es wolle, welches nicht seine bestimmte Anzahl weiblicher Milchhexen hätte.

Unter andern unvernünftigen und unchristlichen Handlungen bey den ehemahligen Hexenprozessen, war vornehmlich auch die so genannte Wasserprobe, oder das Hexenbad, Fig. 1332. da diejenigen, insonderheit Frauenspersonen, welche in den Verdacht der Zauberey gekommen waren, oder auf welche eine andere auf gleiche Art verdächtige Person bekannte, nacket ausgezogen, alsdenn kreutzweise gebunden, so, daß die rechte Hand an die große Zehe des linken Fußes, und die linke Hand an die große Zehe des rechten Fußes fest geknüpfet, und sie hernach also, mit einem langen Stricke um den Leib, auf das Wasser gelassen wurden, und zwar zu drey unterschiedenen Mahlen nach einander. Welche nun in solcher Positur oben schwammen,

(*) Unter den zu Würzburg, in den Jahren 1627 und 1628, und im Anfange des Jahres 1629, mit dem Schwerte gerichteten, und hernach verbrannten 158 Hexenleuten, waren 81 Personen weibliches Geschlechtes.

wurden für Hexen gehalten, und alsdenn zur Marter-Kammer geführt, um das Bekenntniß, wofern sie nicht durch ein freywilliges zuvor kamen, von ihnen heraus zu peinigen. Sank aber die verdächtige Person unter, so wurde sie für unschuldig gehalten, und frey gesprochen. Es ist gewiß, daß eine große Anzahl Menschen nach solcher Probe unschuldig zum Tode verurtheilt worden, ob sie gleich aus bloß natürlichen Ursachen im Wasser nicht zu Grunde gesunken sind. Insonderheit hat dieses Unglück viele melancholische und hysterische Personen betroffen, und ich glaube nicht ohne Grund, daß das Wasser solche wegen ihrer hysterischen Zufälle, die mit krampfigen Bewegungen und Aufblähung des Körpers begleitet sind, am leichtesten hat tragen können.

Tractatus duo singulares de examine sagarum super aquam frigidam projectarum, in quibus hujus purgationis origo, natura & veritas curiose inquiritur, variaeque quaestiones e Theologorum, JCtorum, Medicorum & Philosophorum scriptis peritae, doctissime & jucunde resolvuntur. Frf. & Lpl. 1686, 4.

Dissertations des epreuves superstitieuses appellées le jugement de Dieu, à l'occasion des leçons de St. Drausin, Evêque de Soissons, ſt. in den *Memoir. de Trev.* Juin 1711, S. 1025 — 1055, und Août. S. 1407 — 1436; und im *Journ. d. Sav.* Oct. 1711, S. 422 — 446, und Nov. S. 522 — 555.

Von der in Ungarn wieder angeſtellten Waſſer-Probe, oder ſo genannten Hexenbade, womit man die Wettermacherinnen entdecken will, ſ. Büchners Miſcellanea phyſ. med. math. A. 1728, Erf. 1732, 4. S. 1219 — 1227.

Nöthige Unterſuchung etlicher vermeinten Beweiſe und Proben der Hexerey, ſt. im 9 St. der preuſſiſchen Samml. ꝛc. Danzig, 1747, 8. S. 520 — 569.

P. Abhandlung von dem abergläubiſchen Gebrauch des Waſſers, ſ. im 11 St. der Hannov. gel. Anz. a. d. J. 1750, S. 57 — 60.

Buchholzens Relation vom Hexenbade, die Wettermacherinnen zu entdecken, ſo die bisherige Dürre ſollen verurſachet haben, ſt. im 36 Verſ. der Breſl. Samml. v. Jun. 1726, S. 706, f.

De iudico aquae frigidae, ſ. CHRIST. EBELING, im Tractatu de provocatione ad iudicium Dei, Lemgov. 1709, 4. Cap. 6.

M. Gerhard Crave von der Waſſerprobe, oder ſo genannten Hexen-Baden. Osnabr. 1640, 8. 21 B.

Merkwürdiges Exempel von den Betrügereyen bey der Waſſerprobe, ſt. in Eberh. Dav. Haubers Bibliotheca magica, 16 St. Lemgo, 1740, 8. S. 281 — 285.

FRID. HEINII diſſ. de probatione per ignem feruentem vel aquam frigidam, ſt. in Chph. Beſoldi de praemiis, poenis & legibus, diſſ. 2, c. 5.

JO.

JO. HEURNII de morbis ventriculi; acc. Reſponſum ad Præſidem & Conſiliarios ſupremae Curiae Hollandiae & cer. nullum eſſe aquae innatationem lamiarum indicium. L. B. 1608. 4. Antv. 1610. 4.

Ritus probationis ab Eugenio I. ſt. in JO. MABILLON *Analect.* To. I. S. 47. ſqq.

ERICI MAURICII diſſ. de denunciatione ſagarum, iisque quae ad eam recte intelligendam faciunt. Tub. 1666. 4.

HERN. NEUWALD exegeſis purgationis ſ. examinis ſagarum ſuper aquam frigidam projectarum. Helmſt. 1584. 4.

D. überſ. u. d. T. Herm. Neuwalds Bericht von Erforſchung, Prob und Erkänntniß der Zauberinnen durchs kalte Waſſer, 1584.

JAC. RICKII defenſio probae per aquam frigidam. Colon. 1598. 8. Lpſ. 1686.

JO. SCHMID diſſ. de probatione rerum dubiarum per aquam. Lpſ. 1685. 4.

De examine & purgatione ſagarum per aquam frigidam, Epiſtola GVIL. ADOLPH. SCRIBONII. Lemgov. 1583. Frf 1590. 8. 1 B. ſt. auch in Haubers *Bibl. mag.* 9 St. S. 567—579.

GE. AD. STRUVII diſſ. de indiciis & proba per aquam frigidam ſagarum, von der Waſſerprobe der Hexen. Jen. 1683. 4.

Wenn man die Gabe zu hexen, als eine Krankheit betrachtet, ſo gehört ſie mit zu den Beſitzungen. Denn es iſt keine Hexe ſo unverſchämt geweſen, daß ſie ihre Zaubereyen ihrer eigenen Allmacht zugeſchrieben hätte. Die Einfalt verführte ehedem viel alte Weiber, ſich ſelbſt für Hexen anzugeben; und die Klugheit der Obrigkeit bewog ſie, ſolche dumme Thiere verbrennen zu laſſen. Nachdem ſich die Zeiten mehr aufgeklärt haben, findet man ſelten Richter, die ſich einer alten närriſchen Frau erbarmen, und ſie verbrennen laſſen wollten, wenn ſie gleich ſelbſt kommt, und ihren Teufel angibt, und ſich durch alle Proben als eine Hexe rechtfertigen will. Nur in den Zeiten der Barbarey war dieſe Grauſamkeit Mode; und ſeitdem dieſe verſchwunden ſind, haben ſich die Hexen ſo ſehr vermindert, daß auch der furchtſamſte Menſch, wenn er gleich in der Nacht ganz allein auf der oberſten Spitze des Blocksberges ſtände, keine Gelegenheit finden würde, ſeine Kühnheit zu bereuen, und ſein Bekennt-

niß, wie Horaz (*), abzulegen. Und obgleich nichts desto weniger das Vorurtheil für die Hexen noch nagelfest in dem Herzen des Pöbels sitzt, und ein vernünftiger Arzt zuweilen noch Gefahr läuft, für einen Atheisten gehalten zu werden, wenn er dabey lächelt, wenn mancher angesehene Mann von seinem kranken Kinde sagt, er glaube gewiß, daß es böse Leute unterhätten, und daß es dem Kinde angethan wäre: so haben doch, zur Ehre der Menschheit, endlich die Hexen- und Zauber-Prozesse, die viel tausend Menschen das Leben gekostet, aufgehört.

Da es sich allenfalls aus dem Geiste der Zeit erklären läßt, wie in den vorigen Jahrhunderten Hexen haben verbrannt werden können, und unter andern auch der noch im J. 1687 in der Altmark vorgefallene Hexenprozeß, welcher auch einigen Frauen das Leben gekostet, (wovon man in E. C. Reichards vermischten Beyträgen zur Beförder. einer nähern Einsicht in das gesammte Geisterreich, 1 St. Helmst. 1780, 8. Nachricht findet,) ein Denkmahl der Schwachheit des menschlichen Verstandes, aber auch des Mangels von Kenntniß ist, da man doch schon damahls etwas gemäßigter, als vor 50 oder 100 Jahren, dachte; so ist der Fall, da noch d. 21 Jun. 1749. eine Zauberinn zu Würzburg zwar nur mit dem Schwerte hingerichtet, aber doch ihr Leichnam verbrannt worden, ein wahrer Schandfleck des jetzigen Jahrhundertes.

Ich würde diese Begebenheit vielleicht selbst nicht glauben, wenn ich nicht die christliche Anrede, die der P. Georg Gaar, S. J. nächst dem Scheiterhaufen gehalten, und auf Befehl in den

(*) Jam jam efficaci do manus scientiæ
Supplex, et oro regna per Proserpinæ,
Per et Dianæ non movenda numina,
Per atque libros carminum valentium
Refixa cœlo devocare sidera:
Cantus, potens vocibus eundem facris,
Cirumque retro flue, solque turbinem!

den Druck gegeben hat, vor mir liegen hätte. Ich will meinen Lesern die Proben der Beredsamkeit des guten Paters erlassen, und nur von der Geschichte der Zauberinn selbst, mit den Worten des Redners, einiges anführen. „Maria Renata, N. von Sengerin aus München gebürtig, wurde als ein Kind von 6 bis 7 Jahren in der Gegend Linz in Ober-Oestreich durch einen Officier, in welchen sich glaublich der böse Geist verstellt hatte, zur Zauberey angeführet; und weil der Höll den Nahmen Maria nicht erdulden kann, ward ihr, anstatt dessen, zugelegt Ema Renata, so durch Versetzung des Buchstaben M heißet Mea Renata, meine Wiedergeborne. Zwölfjährig ist sie schon so weit kommen, daß ihr bey den zauberischen Zusammenkünften der Fürst der Finsternüß den ersten Rang zugestanden. Um das 19te Jahr ihres Alters ist sie, wiewohl wider ihren Willen, in das jungfräuliche, wegen guter Disciplin und geistlichen Lebenswandels allezeit berühmte, ohnweit der Stadt Würzburg gelegene Kloster Unter Ell, den Befehl ihrer Eltern zu erfüllen, eingetreten, allwo die reissende Wölfin dergestalt mit Schafswolle sich bedeckte, daß man, durch einen falschen Tugendschein betrogen, selbe nicht erkennte; ja wegen vermeinten Verdiensten endlich als eine Subpriorin vorzusetzen kein Bedenken hatte. Wohin das Absehen des allgemeinen Seelen-Feinds dabey gezielt, ist leicht zu ergründen: er suchte nehmlich durch sein taugliches Werkzeug das Unkraut auszusäen; allein, weilen es Gott verhinderte, und Maria Renata durch 50 Jahre, welche sie im Kloster zugebracht, nach ihrer eigenen Aussag, keiner einzigen Klosterseel schaden konnte, so wollte der Satan durch diese seine Sklavin den Wut an denen Leibern ausgiessen; es verursachte derohalben Maria Renata 4 Klosterfrauen, theils durch zauberisches Anhauchen, theils durch zauberische Wurzeln und Kräuter, welche sie ohnvermerkt entweder den Speisen eingemengt, oder auf eine andere Weis beygebracht, sehr beschwerliche und schmerzliche Krankheiten, 5 andern, nebst einer Laienschwester, so noch eine Novizin, zauberte sie durch erwähnte Mittel mehrere höllische Geister in den Leib hinein, u. s. w."

Jo. Fr. Eisenharts Schreiben an einen vornehmen Rechtsgelehrten, wegen einer zu Würzburg 1749 hingerichteten Zauberinn, st. in Dessen kleiner Schriften, 2 B. Erf. 1753, 8.

Ragionamento del Padre GIORGIO GAAR, fatto avanti il rogo di Maria Renata, Strega abruciata in Erbipoli, a 21 di Giugno del corrente A. 1749. tradotto del Tedesco nell' Italiano dall Dottor F. A. T. con alcune annotatione critiche; in Verona, 1749. 4.

Reſponſa ad annotationes criticas D. F. A. T. in ſermonem de Maria Renata, Saga ſupplicio addicta die 21 Junii An. 1749. Herbipoli habitum &c. ab Auctore eiusdem ſermonis P. GE. GAAR. Ibid. eod.

JO. BAPT. GRASERII propugnatio adnotationum criticarum in ſermonem de Maria Renata Saga, adverſus reſponſa P. Georgii Gaar. Venet. 1752, 4. 10 B.

Man wünſcht, und hat Urſache zu hoffen, daß dieſes das letzte Opfer des blinden Aberglaubens geweſen, und die vermeintlichen Zauberer und Hexen, ſo wie die ſo genannten Ketzer, das Glück haben werden, auf ihrem Bette ſterben zu können.

Des Cujaviſchen und Pomerelliſchen Biſchofs Czartoryski Befehl vom J. 1669 in Hexen-Sachen, ſt. im 9 St. der preuſſiſchen Samml. ꝛc. Danzig, 1747, 8. S. 570 — 578.

Andere Catholiſche Verordnungen und Anmerkungen vom Hexen-Proceſſe, ſt im 10 St. derſ. S. 579 — 596.

Sr. Kaiſerl. Königl. Apoſtoliſchen Maj. allergnädigſte Landesverordnung, wie es mit dem Hexen-Proceſſe zu halten ſey, d. d. 15 Nov. 1766. Wien, 1766, 4. 3 B.

Anweiſung der allergnädigſten Landes-Verordnung Ihrer Kaiſerl. Königl. apoſtol. Maj. wie es mit dem Hexen-Proceſſe zu halten ſey, nebſt einer Vorrede, in welcher die kurze Vertheidigung der Hex- und Zauberey, die Hr. P. Angelus März der akademiſchen Rede des Hrn. P. Don Ferd. Sterzingers über das Vorurtheil der Hexerey entgegen geſetzet, beantwortet wird, von einem Gottesgelehrten, (P. Jordan Simon) München, 1767, 4. 1 A. 13 B.

* * *

Cautio criminalis, ſ. de Proceſſibus contra ſagas Liber ad Magiſtratus Germaniæ hoc tempore neceſſarius: cum autem Conſiliariis, & Conſeſſariis Principum, Inquiſitoribus, Judicibus, Advocatis, Conſeſſariis reorum, Concionatoribus, cæteriſque lectu utiliſſimus. Auctore incerto Theologo Orthodoxo. (P. Frid. Spe.) Rintel. 1631, 8. 1 A. 4 B. Frf. 1632, 8. recuſ. Solisbaci, 1635, 12. ſ. Gaubers Biblioth. mag. 25 St. S. 1 — 26.

Hiſtoire des imaginations extravagantes de Mr. Oufle, cauſées par la lecture des livres, qui traitent de la Magie, du Grimoire, des Demoniaques, Sorciers, Loups-Garoux, Incubes, Succubes & du Sabbat &c. Divinations, de Sortileges, d'Enchantemens &c. le tout enrichi de figures, & accompagné d'un très-grand nombre de notes curieuſes, (par Mr. l'Abbé *Bordelon.*) 2 Tomes. à Par. 1710, 12. 1754, 12. 5 Tomes.

D. überſ. u. d. T. Hiſtorie, oder wunderliche Erzehlung der ſeltſamen Einbildungen, welche Mr. Ouſſe aus Leſung ſolcher Bücher bekommen, die von der Zauberey, Beſchwörungen, Beſeſſenen, Zauberern, Wehr-Wölffen, Incubis, Succubis, Sabbath der Hexen, weiſſen Frauen ꝛc. aus dem Franzöſ. überſetzt. Dantzig, 1712, 8. 1 A. 13 B.

Von Beſtrafung der die heutigen Schloſſen und Unfruchtbarkeit in Polen und Hungarn vermeintlich verurſachenden Wettermacherinnen, ſ. Bresl. Samml. 5 Verſ. 1718, S. 1645 — 1653.

Traité ſur la Magie, le ſortilege, les poſſeſſions, obſeſſions & maleſices, ou l'on en demontre la verité & la realité: avec une methode ſûre & facile pour les reglemens contre les devins, ſorciers, magiciens &c. Ouvrage très-utile aux Eccleſiaſtiques, aux Medecins & aux Juges. Par M. D*** à Par. 1732, 12. ſ. Haubers Biblioth. mag. 16 St. S. 255 — 232.

Anmerkung von der Hexenfahrt nach den Brocken, ſ. im 101 St. der Hannov. gel. Anz. v. J. 1751, S. 829, f.

Unterſuchung der Urquelle des Hexentanzes, und des Verbrennens der ſo genannten Zauberer und Hexen, ſ. im 35 und 36 St. der Hannov. gel. Anz. v. J. 1752.

Lettre ſur le Sabat des Sorciers, datée à Paris, ce 17 Sept. 1765, ſ. in der *Gazette litter. de l'Eur.* Oct. 1765, S. 458 — 472.

Vorgängiger Verſuch zu Erwürkung eines Vertrages zwiſchen den in dem bisherigen Hexerey-Kriege verwickelten Gelehrten, wie auch zum nutzbaren Unterrichte, wie man von der Zauber- und Hexerey weder zu wenig, noch zu viel glauben ſoll. An dem Mayntſtrome, 1767, 4. 12 B.

Von den Druiden oder Hexen, ſ. die Erkenntn. der Herrlichk. Gottes aus Betracht. natürl. Dinge, eine Wochenſchr. Nürnb. (1769) gr. 8. 10 St. S. 147 — 154.

Lettres de Mr. de St. ANDRE' à quelques uns de ſes amis au ſujet de la Magie, des Maleſices & des Sorciers. à Par. 1725, 12. 19 B.

D. überſ. u. d. T. Mr. de Saint-Andrés leſenswürdige Briefe an einige ſeiner Freunde, über die Materie von der Zauberey, den Uebelthaten, ſo dadurch angeſtiftet werden, und von den Zauberern und Hexen insbeſondere, überſetzt und mit unterſchiedl. dienlichen Anmerk. verſehen von Theod. Arnold. Lpz. 1727, 4. 1 A. 3 B. ſ. Haubers Bibl. mag. 22 St. S. 649 — 665.

L'incredulité ſcavante, & la credulité ignorante; au ſujet des Magiciens & des Sorciers; avec la reponſe à un livre intitulé Apologie pour tous les grands perſonnages, qui ont eſté fauſſement ſoupçonnés de Magie. Par le R. P. JAQU. d'AUTUN. à Lyon, 1674, 4. ſ. Haubers Bibl. mag. 10 St. S. 637 — 652.

Recueil des lettres ſur la Magie & les Mages, (par Mr. BOISSIER.) à Par. 1735.

NIC. BRAND diſp. de legitima maleficos & fagas inveſtigandi & convincendi ratione. Gieſſ. 1662, 4. 15 u. e. h. B. ſ. Haubers Bibl. mag. 32 St. S. 553 — 557.

JAC. BRUNNEMANNI Diſcours von betrüglichen Kennzeichen der Zauberey, worinnen viele abergläubiſche Meinungen freymüthig unterſuchet und verworfen, wie auch vieler ſowohl Proteſtanten als Päbſtiſchen Lehrſätze von der Zauberey erwogen, zugleich Hrn. Jo. Joach. Weidneri Gegenſätze wider dieſen Diſcours beantwortet werden. Nebſt einer hiſtoriſchen Anleitung von dem Zuſtande des Hexen-Proceſſes vor und nach der Reformation. Halle, 1727, 4. 1 A. 11 B.

CON-

CONSTANTINI FRANC. de CAUTZ de cultibus magicis, eorumque perpetua ad eccleſiam & rempublicam habitu, libri duo, cum adjunctis quibusdam eo pertinentibus, ad Jurisprudentiae legislatoriae illuſtrationem. Vienn. 1767, 2 A. 1 B. Das erſte Buch enthält die Geſchichte der Magie; und das 2te, Betrachtungen über den Hexenproceß.

Des Hrn. Grafen von Caylus Abhandlung über die Hexerey der Alten, in Vergleichung mit der Neuern ihrer; aus der Hiſt. de l'Ac. des Inſcr. & b. l. überſ. von L. A. V. Gottſchedin, ſt. in No. 2 des Neueſten aus der anmuth. Gelehrſ. v. J. 1760, S. 124 — 171.

Jo. Per. Chriſt. Deckers hiſtoriſche Muthmaſſung, wie alt die Fabel von der jährlichen Zuſammenkunft der Hexen auf dem Blocksberge ſey, ſt. in der Zugabe zu den Hannov. gel. Anz. v. J. 1752, No. XVIII.

Tableau de l'inconſtance des mauvais anges et demons, par Mr. DELANCRE.

Arte magica diſtructa, riſpoſta di Don ANT. FIORIO. in Trento 1750, 4. 6 B.

DAN. FISCHER diſſ. de ſagis. Witteb. 1716, 4.

Seltſame, jedoch wahrhaftige theologiſche, juriſtiſche, mediciniſche und politicaliſche Geſchichte, ſowohl aus alten als neuen Zeiten ꝛc. von D. JO. CHRIST. FRITSCH. Lpz. 1730, 4. 5 Theile. 6ter Theil, von D. Jo. Chriſt. Wolf, Lpz. 1740.

J. G. GODELMANN de magis, veneficis & lamiis.

HERM. GOEHAUSEN proceſſus juridicus contra Sagas & Veneficas, una cum deciſionibus quaeſtionum ad hanc materiam pertinentium, 1630.

MELCH. GOLDASTI rechtliches Bedenken von der Zauberey, Brem. 1661, 4. 1 A.

Diſſertazione, in cui ſi inveſtiga, quali ſieno l'operazione, che dependono della maggia diabolica, & quali, quelle che derivano dalle maggie artificiale e naturale; e qual cautela ſi ha da uſare nella malgevolezza di diſcerner le, da CONSTANTINO GRIMALDI. in Roma, 1751. 4.

ANT. de HAEN de Magia liber. Vener. 1775, 8. 14 B.

Von der ſchändlichen Hexenverbrennung, die zum Theil in Preuſſen noch üblich iſt, ſ. Mich. Chph. Hanows Beitrag. der Nat. und Oek. 1 Th. S. 103 — 111.

Eberh. Dav. Haubers Bibliotheca, Acta & Scripta magica, gründliche Nachrichten und Urtheile von ſolchen Büchern und Handlungen, welche die Macht des Teufels in leiblichen Dingen betreffen, 36 Stück, Lemgo, 1739 — 1745, 8.

An hiſtorical eſſay concerning Witchcraft, by FRANC. HUTCHINSON. Lond. 1718, 8. 20 B.

De morbis hyperphyſicis et rebus magicis Diſſ. FRANC. JOELIS, cum appendice de ludis Lamiarum in Monte Bructerorum, quem Blocksberg vocant. Roſtoch, 1580, 8. 1 u. c. h. B. ſ. Haubers Bibl. mag. 10 St. S. 683, fgg.

SIGISM. LEDELII obſ. de exiſtentia veneficarum, & earum laeſione ex permiſſione divina, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. III. A. 1, Obſ. 3.

Strigo-

Strigoportium, h. e. de exportatione Sagarum ad diabolicos Sabbatismos ἐγκαλλωπισμὸς, ſt. in JO. LIBAVII *Singular.* P. I. Frf. 1599, 8. S. 320 — 326.

(P. ANDR. LUZIATO) Oſſervazioni ſopra l'opuscolo che ha per titolo: Arte magica dilegueta, di un Prete dell Oratorio, in Venez. 1750, 4.

Arte magica dilegueta, di SCIP. MAFFEI, in Verona 1749. 4. 1750, 4.

E. J. F. MANZEL quaeſtio de ſagis et veneficis, ſt. in Deſſen *Select. varid. Roſtochienſ.* 20 St.

Unvorgreifliche Gedanken und Monita, wie ohne blinden Eifer und Uebereilung mit den Hexen-Proceſſen und der Inquiſition wegen der Zauberei auf Seiten des Richters ſowohl aus des Königl. Fiſcalis und Defenſoris in den Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg. Landen obamaßgeblich zu verfahren; auf Königl. Special-Befehl aufgeſetzt von Herm. Adolph Meinders. Lemgo, 1716, 4. 19 B.

Jo. Mich. Modelii beantwortete Frage, ob man die Ausfarth der Hexen zulaßen könne, wider den heutigen Hexenſtürmer, P. Ferd. Sterzinger, München, 1769, 8.

De lamiis et pythonicis mulieribus, Tract. pulcherrimus, per ULR. MOLITORIS, Colon. 1489, ſ. Haubers Bibl. mag. 2 St. S. 103 — 112.

D. überſ. u. d. T. Von Hexen und Unholden. Anfänglich vor 114 Jahren durch Ulr. Molitoris, Lateiniſch in Form eines Geſprächs geſtellet, und jetzt neulich verteutſchet, und in gewiſſe Dialogos abgetheilt, durch Conr. Lautenbach. Cöln, 1576, 8. 8 B. ſ. Hauber, a. aug. O. S. 112 — 115.

SILVESTER MOZOLINI de Strigimagarum Daemonumque mirandis. 1521.

JO. MÜLLER diſſ. de magis tempeſtates cientibus. Witteb. 1676.

Eb. Deſſ. de conventu ſagarum in monte Bructerorum, nocte ante Calendas Maji, von der Hexen Zuſammenkunft auf dem Brokelsberg in der Walpurgsnacht. Frf. & Lpſ. 1745, 4. 3 B.

Das große Welt betrügende Nichts, oder die heutige Hexerey und Zauberkunſt, in 2 Büchern, von ARDOINO VBRIDENTE dell' OSA. Würzb. 1761, 8. 1 A. 15 B. Frf. und L. 1766, 8.

JO. FRANC. PICI dialogus, Strix, ſive de ludificatione daemonum, libris tribus comprehenſus. Bonon. 1523.

JO. FRANC. PONZINIBIUS de lamiis & excellentia vtriusque iuris.

L'arte magica dimoſtrata, Diſſertazione di BARTOL. PREATI, in Venez. 1751. 4.

REINHARD exercitationis hiſtoricae de ſacello divae Walburgis & mercatu annuo Ehreburgenſi, Sectio prior. Erlang. 1768, 4. Der Verf. bemerkt, daß die Jahrmärkte, welche zu Anfange des Monaths May an vielen Orten gehalten werden, ſehr viel zur Beſtärkung der ſeltſamen Meinungen des Pöbels vom Ausfahren der Hexen in der Nacht vor dem erſten May beygetragen haben, weil die, ſo dieſe Märkte beſuchen, und ein wenig weit von dem Orte, wo ſie gehalten werden, entfernt wohnen, um Mitternacht aufſtehen, und ſich zur Reiſe anſchicken, auch wohl, zu Beſchleunigung

ſchleunigung ihrer Reiſe, auf den Bergen übernachten. Die Floralia der Alten veranlaßten um dieſe Jahrszeit allerhand Luſtbarkeiten, und alſo dichtete man, daß auch die Hexen nach ihrer Art Verſammlungen und Tänze anſtellten. Bey dieſer Gelegenheit führt er auch aus, wie es zugegangen, daß man auf die Mährlein vom Fahren der Hexen durch die Luft gefallen ſey. Der Wagen der Medea, in welchen die Dichter das mit einem Drachen bezeichnete Schiff, in welchem ſie nach Theſſalien geſchwommen, verwandelt haben, (wie Ovid, Metam. VII. 218 und 251, ſqq. und Horaz, Epod. III, 13. erzählen,) ſey die erſte Veranlaſſung dazu geweſen.

Syſtematiſche oder gründliche Abhandlung von den faſt allgemein eingeriſſenen Irrthümern, betreffend die Beſitzung des Menſchen vom Teufel, die Hexerey und die Geſpenſter ꝛc. von Jo. Fr. Rübel, 1758, 8. 10 B. e. h. B.

Juſt Sagebaum Nachricht, die Geſchichte Sidonia von Borken betreffend, welche im J. 1620, wegen beſchuldigter Hexerey, in Pommern, durch Schwerd und Feuer beſtraft worden, ſ. in J. C. Dähnerts pommerſchen Biblioth. 4 B. 7 St. S. 222, ſqq. und 5 B. 4 St. S. 127 — 130.

GE. SCHULZ diſſ. de magiæ illicitæ materia. Lpſ. 1677.

GUIL. ADOLPH. SCRIBONII Phyſiologia ſagarum, de iis recte cognoſcendis & puniendis. Marp. 1588, 8.

(Bar. v. Spilker) Abhandlung von den Meinungen der Alten, die Träume, Geſpenſter und Zaubereyen betreffend, nebſt einigen Gedanken von den Schauſtücken oder Gedächtnißmünzen derſelben. Lpz. 1754, 8.

BARTHOL. SPINAE liber de ſtrigibus, 1523.

Eb. Deſſ. quatuor apologiæ, 1525. (contra Pomponidium.)

Akademiſche Rede von dem gemeinen Vorurtheil der wirkenden und thätigen Hexerey, welche an St. Churf. Durchl. in Bayern Nahmensfeſt abgeleſen werden von P. Don Ferd. Sterzinger, d. 13 Oct. 1760. München, 1766, 4. 7 B.

Urtheil ohne Vorurtheil über die wirkende und thätige Hexerey, abgefaſſet von einem Liebhaber der Wahrheit. (München) 1766, 4.

Del congreſſo notturno delle Lamie libri tré. di GIROL. TARTAROTTI; ſ'aggiungono due diſſertazioni epiſtolari ſopra l'arte magica. in Roveredo, 1749, 4.

Eb. Deſſ. Apologia dell congreſſo notturno delle Lamie, ò ſia riſpoſta all' arte magica dileguata del Sgr. Maffei, ed all' oppoſizione del Sgr. Barth. Melchiori. in Venez. 1751, 4.

CHRIST. THOMASII theſes de crimine magiæ. Hal. 1701, 4. 5 B. ſ. Zaubers Bibl. mag. 17 St. S. 308 — 330.

D. überſ. u. d. T. Chriſt. Thomaſii kurze Lehrſätze von dem Laſter der Zauberey, 1702, 8. 6 B.

Eb. Deſſ. de origine proceſſus inquiſitorii contra ſagas. 1712.

GOTHOFR. VOGT diſſ. de conventu ſagarum ad ſua ſabbata. Hamb. 1667.

An ſagæ ad ſolemnia ſua conventicula, quæ Sabbata vocant, transportari queant, & nonnunquam quoque realiter transferantur? ſ. Deſſen delicia phyſica. Roſtoch. 1671, 8. Cap. 7, S. 218 — 260.

JO.

JO. WAAGSTAFFS gründlich ausgeführte Materie von der Hexerey, aus dem Engl. überſ. Halle, 1711, 8. 11 u. 2 h. B.
Jo. Websters Unterſuchung der vermeinten und ſo genannten Hexereyen, aus dem Engl. überſ. mit Thomaſii Vorrede. Halle, 1719, 4.
JO. CASP. WESTPHAL iudicium de Sagis & Magis, harumque apparitionibus, exercitiis &c. ad Dn. D. Schmiedervm ſcriptum, ſt. im *Append. ad Eph. N. C.* Cent. IX & X. S. 560 — 570.
JO. WIERI de lamiis liber, it. de commentitiis ieiuniis, ſt. in Deſſen *Opp. omn.* Amſt. 1660, 4. S. 667 — 769.

* * *

Auch die großbärtige Schwalbe, welche auch unter dem Nahmen des Kindermelkers, Milchſaugers, Nachtvogels, Ziegenmelkers, Ziegenſaugers u. ſ. f. bekannt iſt, Hirundo Caprimulga *Klein.* wird häufig Hexe genannt, weil ſie, dem Wahne des großen Haufens nach, den Menſchen und Thieren zur Nachtzeit die Milch ausſaugen ſoll.

Hexen-Bad, ſiehe oben, S. 517, f.

Hexen-Baum, im g. L. einiger Gegenden, der Vogelkirſchenbaum, Prunus Padus *Linn.*; ſiehe unter Kirſche.

Hexen-Ey, ſ. Th. XI, S. 744.

Hexen-Fahrt, ſ. oben, S. 509.

Hexen-Kraut, Stephanskraut, St. Stephanskraut, Circaea *Linn.* Fr. Circée, Herbe de St. Etienne, Herbe des Magiciennes, Engl. Enchanter's Nightſhade, eine Gattung Pflanzen mit zwey Staubfäden und einem Staubwege, welche in den Hainen des mitternächtigen Europa wild wächſt. Das eyförmige Samenbehältniß iſt zweyfächerig, und mit vielen borſtigen Haaren beſetzt, daher ſich ſolches leicht an die Kleider anhängt, und die Menſchen dadurch gleichſam an ſich zieht, wie die Zauberinn Circe die Leute an ſich zu ziehen gewußt hat, und daher hat der Geſchlechtsnahme ſeinen Urſprung. Es gibt davon 2 Arten:

1) Das große oder gemeine Hexenkraut; Solanifolia, Circaea dicta maior *Bauh.* Circaea Lutetiana, caule erecto, racemis pluribus *Linn.* welches bey uns

in

in schattigen Wäldern und unter den Hecken wächst, und aus der kriechenden dauernden Wurzel, durch welche sich diese Pflanze gar sehr vermehrt, einen geraden Stängel treibt, welcher 1½ Fuß hoch, mit paarweise gestellten, lang gestielten, eyförmigen, zugespitzten, und zart eingekerbten Blättern, welche auf der obern Seite eine dunkelgrüne Farbe haben, auf der untersten aber blaß sind, besetzt ist, und sich mit lockern Blumenähren endigt, welche wieder 3 bis 4 kleinere Aehren machen. Die kleinen weißröthlichen Blumen erscheinen im Jun. und Julius, und haben nur 2 Blumenblätter, denen 2 Staubfäden gegenüber stehen. Wenn die Blumen abfallen, so wird aus dem Kelche der Blume eine rauhe Capsel, in welcher 2 längliche Samen stecken. Die Blätter sollen, in Gestalt eines Breyumschlages, in den blinden Hämorrhoiden dienlich seyn.

2) Das kleine Hexenkraut; Solanifolia, Circaea alpina *Bauh.* Circaea minima *Col.* Circaea alpina, caule prostrato, racemo unico, foliis cordatis *Linn.* Fr. la petite Circée, ist der vorigen Art fast ähnlich; der Stängel aber ist niedergebogen, und nur mit Einer Blumenähre besetzt. Die Blätter sind mehr herzförmig, und merklicher eingekerbet. Die Blumen sind kleiner, und haben gefärbte Kelche.

2. Auch der krause Rainfarn, Tanacetum crispum *Linn.*, das Farnkraut, Filix, und das Gilb-Kraut, Reseda Luteola *L.* sind unter diesem Nahmen bekannt, weil man sie ehedem sehr zum Aberglauben mißbrauchte.

Hexen-Meister, im g. L. und der vertraulichen Sprech-Art, ein Zauberer, eine Hexe männliches Geschlechtes. Siehe Hexe.

Hexen-Probe, siehe oben, S. 517.

Hexen-Prozeß, s. oben, S. 514.

Hexen-Sabbath, ſ. oben, S. 513.

Hexen-Strang, im g. L. eine Benennung der Clematis Vitalba *Linn.* ſiehe Wald-Rebe.

Hexen-Tanz, ſ. oben, S. 509.

Hexel, ſ. Häckerling.

Hexerey. 1. Die Zauberey, die Hervorbringung gewiſſer Wirkungen durch Hülfe des Teufels, und die Fertigkeit dazu. Hexerey treiben, mit etwas Hexerey treiben. Der Hexerey verdächtig ſeyn. Geſchwindigkeit iſt keine Hexerey. Das geht ohne Hexerey zu.

2. Eine einzele Handlung, eine einzele Wirkung dieſer Art.

Hey, ein großer Meerfiſch; ſ. Hay.

Hey, ein Zwiſchenwort, welches die ausgelaſſene Freude des großen Haufens ausdruckt, und zuweilen noch mit da und ſa verſtärket wird. Hey da! Hey ſa!

Heyde, ſ. Heide.

Heyduck, ſ. Heiduck.

Heye, (die) im g. L. ein Nahme verſchiedener hölzerner Werkzeuge zum ſchlagen oder ſtoßen. So wird in den Salzkothen der kleine hölzerne Hammer an einem Stiele, womit der Schöp von den Salzpfannen abgeſchlagen wird, die Heye, Hege, Heige, genannt. Die Beut-Heye oder Poch-Heye der Böttcher iſt ein hölzerner Schlägel, womit ſie die Reife antreiben. Auch die Handramme der Pflaſterer, welche ſonſt auch die Jungfer heißt, wird an einigen Orten die Heye, Fr. Hie, genannt.

Es ſtammet von hauen ab, ſo fern ſolches ehedem auch ſchlagen bedeutete, wie aus der Haue der Bergleute erhellet, welche gleichfalls ein hölzerner Hammer iſt, womit die Eiſen-Steine gepocht werden.

Heyrath, ſ. Heurath.

Heyſon-Thee, ſ. Th. VII, S. 715.

Hiacinth, ſ. Hyacinth.

Hiberline, eine Art Stoffe, deren Kette und Einschlag von Floretseide ist. Man bedient sich ihrer in den Tapeten-Manufacturen.

Hibiscus, 1. eine Pflanze, Eibischkraut, Eibischwurz, Althaea; s. Th. I, S. 588, fgg. 2. Eine Staude, Altheestaude, Altheestrauch; s. Ketmia.

Hibou, s. Eule.

Hie, s. Heye.

Hieb, (der) von dem Zeitworte hauen.

1. Die Handlung des Hauens. Auf den Hieb fechten.

2. Ein mit einem hauenden Werkzeuge gegebener Schlag. Der Hieb ging vorbey. Jemanden einen Hieb geben. Einem Hiebe ausweichen. Viel Hiebe nach jemanden thun. Den Kopf auf einem Hiebe abhauen. Der Baum fällt nicht von einem Hiebe. Im g. L. auch ein Schlag, welcher mit einem schlagenden Werkzeuge und ausgerecktem Arme gegeben wird. Ein Hieb mit der Peitsche, mit der Ruthe, mit dem Stocke. Imgleichen, ein nachdrücklicher aber versteckter Verweis, welchen man, wenn er gelinder ist, auch einen Stich zu nennen pflegt. Jemanden einen Hieb geben.

3. Die dadurch verursachte Wunde, der Eindruck, welchen ein Hieb macht. Einen Hieb im Gesichte haben. Man sieht noch alle Hiebe in dem Baume. Die Hiebe in einer Feile. Auch collective in Ansehung der Beschaffenheit. Die Plattenfeile der Schlösser hat einen weit feinern Hieb, als die Vorfeile; s. Th. XII, S. 482.

4. Im Forstwesen, ein Bezirk im Walde, wo Holz gefället werden soll, wo es gefället wird, oder wo es ehedem gefället worden, und der auch ein Hau, ein Gehau, eine Hauung, ein Holzschlag, ein Schlag, genannt wird. Einen Wald in zehn Hiebe theilen. Die Zimmerhiebe in dem Tangelholze anordnen,

die

die Schläge, wo Zimmerholz gefället werden soll. Ein alter Hieb, wo ehedem Holz gefället worden, und welcher so lange ein Hieb heißt, bis das junge Holz wieder zu Stangen aufgewachsen ist. Siehe auch Hauen und Hiebig.

Hieb-frey, siehe Passauer Kunst.

Hiebig, ein nur im Forstwesen übliches Wort. Ein hiebiger Schlag, wo Holz gefället werden kann. Daher althiebig, von den Laubhölzern, über 20 Jahr alt. Ein althiebiges Stangenholz, im Gegensatze des jungen, oder hiebigen Stangenholzes, wie diejenigen Schläge genannt werden, die zwischen 12 und 20 Jahr alt sind.

Hieble, Sambucus Ebulus Linn. Attich; s. Hohlunder. (Acker-)

Hiecke, s. Hieke.

Hief, (der) bey den Jägern, derjenige Laut, welcher aus dem Hiefhorne gestoßen wird; der Jagdhief, Hiefstoß. Ein langer, einfacher, kurzer, doppelter Hief, ein solcher heraus gestoßener Laut. Der hennebergische Hief, welcher aus drey reinen langen Hiefen besteht.

Es ahmet den Laut nach, welcher aus den Jagdhörnern gestoßen wird, und wird daher von einigen unrichtig Hift und Hüft gesprochen und geschrieben. Im Engl. ist hop und im Franz. houper, schreyen.

Hief-Horn, dasjenige gerade Horn, dessen sich die Jäger bedienen, die bey der Jagd nöthigen Zeichen darauf zu geben. Siehe Jagd-Horn.

Hief-Riemen, derjenige lederne Riemen, woran das Hiefhorn von den Jägern getragen wird; s. eb. daselbst.

Hief-Stoß, s. Hief.

Hiefe, Butrelhiefe, im g. L., besonders Oberdeutschlandes, eine Benennung der im XXI Th. S. 126, fgg. beschriebenen Hagebutte.

Hieke, (die) ein im Bergbaue übliches Wort, einzele Körner oder kleine Stücke eines Minerales, wenn sie in andern Mineralien angetroffen werden, zu bezeichnen. So werden die Eisenkiese, welche zuweilen stückweise im Thone brechen, die Kupferkörner in Schiefer u. s. f. **Eisenhieken**, **Kupferhieken**, oder nur schlechthin **Hieken** genannt. Henkel merkt in seiner Kieshistorie, S. 980 an, daß die Töpfer zu Almerode alle dort befindliche Kiese mit dieser Benennung belegen, welcher Nahme ihm von den Spielkugeln oder Schößern, dergleichen von den Töpfern verfertiget werden, herzukommen scheint.

Es scheint zu dem Geschlechte der Wörter Hauk, welches im g. L. auch Hüch und Hük lautet, Hügel, Hoch u. s. f. zu gehören. Siehe Hauk.

Hieracium, s. **Habichts-Kraut. Röhrlein-Kraut.**

Hierarchie, wörtlich: heiliges Regiment, nennt man eigentlich die Rangordnung, in welcher die verschiedenen Chöre der Engel im Himmel auf einander folgen; die himmlische Hierarchie.

Man nennt auch Hierarchie den gesammten geistlichen Stand; die verschiedenen Grade des geistlichen Standes zusammen genommen, d. i. der Papst, die Cardinäle, die Erzbischöfe und Bischöfe, die Pfarrer, die Priester, die Diaconi und Subdiaconi; die geistliche Hierarchie, Fr. la hiérarchie de l'Eglise, oder ecclésiastique. Die Kirche wird hierarchisch regiert, d. i. nach derjenigen Ordnung und Subordination, welche unter denen, die zusammen den geistlichen Stand ausmachen, festgesetzt ist.

Hierse, s. **Hirse**.

Hietz, ein im g. L. üblicher Nahme, wobey man in Obersachsen die Katzen zu rufen pflegt, wofür an andern Orten Puse, Mietz, Wietz u. s. f. üblich sind. Eben daselbst sagt man auch wohl der Hietz, für, der Kater, und die Hietze, für, die Katze. S. Katze und Mietz.

Hift, Hifthorn, Hiftriemen, Hiftſtoß; ſ. Hief, Hief-Horn ꝛc.

Hifte, ſ. Hiefe und Hagebutte.

Higuero, wird vom Oviedo ein großer Baum in Neu-Spanien genannt, der dem Citronenbaume gleicht, und ein ſehr feſtes und ſtarkes Holz hat. Das Laub iſt lang und ſchmahl. Die Frucht hat die Geſtalt und den Geſchmack der Gurken. Die Indianer eſſen das Fleiſch der Frucht, wenn ihnen andere Speiſen mangeln; ſonſt aber werden Trink- und andere Geſchirre daraus verfertiget. Man hält dieſen Baum für den gemeinen Papayabaum, Carica Papaya *Linn.*

Hilbutte, ſ. Hellbutte.

Hildebrand, ein alter deutſcher Vor- und Zunahme des männlichen Geſchlechtes.

Die erſte Hälfte iſt das Longobard. Hilde, Huld, Anmuth, oder nach dem Friſch, unſer Adel; die letzte Hälfte aber das alte Brand, Schein, Glanz, Ruhm, welches aus Bret, Brecht entſtanden iſt, daher dieſer Nahme ehedem auch Hildebert und Hildebrecht lautete. Hildebrand würde alſo ſo viel als ein huldreicher, oder auch ein vornehmer, berühmter Mann ſeyn.

Hilke, ſ. Helena.

Hillbutte, ſ. Hellbutte.

Hilperegriff, ein nur im g. L. einiger Gegenden bekanntes Wort, unerlaubte Griffe, Ränke, Advocatenſtreiche, wodurch eine gerechte Sache aufgehalten, einer ungerechten übergeholfen, aus Rechte Unrecht, und aus Unrechte Recht gemacht wird, zu bezeichnen.

Friſch leitet es von dem Niederſ. Hülperede, Ausflucht, leere Entſchuldigung, ab; welche Ableitung wahrſcheinlich iſt, wenn dieſes Wort nicht etwa das Andenken eines ränkvollen Mannes erhält, welcher Hilper geheiſſen hat.

Himantopus, ein Vogel; ſ. Riemen-Bein.

Himbeere, gemeine rothe Brombeere, eine rundliche Frucht, welche der Brombeere (außer der Farbe, und daß ſie zarter und hohler iſt,) in allem an der äußerli-

chen Gestalt gleich kommt, und, wie jene, gleichsam aus lauter saftigen und an einander stehenden Beeren zusammen gesetzt, auch mit kleinen halbrunden Samenkörnern versehen ist; L. Framboesia, Bacca idaea, Bacca ceruarum, Fr. Framboise. Im gem. Leben lautet dieses Wort bald Hindbeere, bald Himbeck-Beere, Hombeere, Himpelbeere, Himmelbreme, Himbreme, (von den Bremen oder Stacheln, womit die Staude besetzt ist,) im Angels. Hindberie, Engl. Hindberry, im Holländ. Hinnenbesie, im Dän. Himbär, im Norw. Hindbär. Diejenigen, welche Hindbeere für die wahre Schreibart halten, leiten dieses Wort von Hinde, Hindinn ab, weil das Hirsch-Geschlecht nach diesen Beeren lüstern seyn soll; daher sie Lonicer auch Bockabeere nennt, welches aber eigentlich ein anderes, obgleich verwandtes Geschlecht, nähmlich die blaue Brombeere, oder Fuchsbeere, Rubus caesius L. (s. Th. VI, S. 785, No. 9.) ist. Da sich diese Beeren, wenn sie abgerupfet sind, besonders durch die in der Mitte befindliche Höhle (indem die Beerchen, woraus die Himbeere zusammen gesetzt ist, das in die Höhe stehende kegelförmige Receptaculum oder Fruchtbett umgeben,) von andern unterscheiden, so werden sie in Franken auch Hohlbeeren, (Schwed. Hallon, welches Ihre von Haell, ein Stein, ableitet, weil diese Staude gern an steinigen Orten wächset,) wegen ihres honigsüßen Geschmackes auch Hünkbeeren (von Hünk, Honig), an andern Orten wegen ihrer haarigen Gestalt Haarbeeren, und in Liefland Madebeeren genannt. Der Nahme Himbeere kann entweder von Heim, Zaun, abstammen, weil diese Staude gern an Zäunen wächset; oder auch von heim, him, hohl, wegen der hohlen Beschaffenheit der Frucht.

Diese Frucht wächst an einer Art des Brombeer-Strauches, welcher der gemeine rothe Brombeer-

Strauch,

Strauch, der Himbeerſtrauch, oder die Himbeer-Staude, Rubus idaeus, (weil ſie auf dem Berge Ida, wie Dioſcorides, L. 4. c. 30, anführt, ſehr häufig, oder, wie Plinius, L. 24. c. 14, fälſchlich meinet, nur allein gewachſen.) Rubus idaeus, Rubus vulgaris ſ. maior, Rubus baccis ſ. moris rubris *Cluſ.* Rubus caule erecto hiſpido, foliis ternatis *Royen.* Rubus idaeus exilibus ſpinis *Cord.* Rubus idaeus ſpinoſus *Dalechamp.* & *C. B.* Rubus idaeus ſpinoſus, fructu rubro *J. B.* Rubus caule ſpinoſo ſubrecto, foliis quinatis & ternatis ſubtus tomentoſis, fructibus hirſutis *Hall.* Rubus idaeus, foliis quinato-pinnatis ternatisque, caule aculeato, petiolis canaliculatis *Linn.* Fr. Framboiſier, auch Ronce du mont Ida, genannt wird, und in verſchiedenen Gegenden Europens, in Wäldern und an ſteinigen Orten, bis zu Mannes-Höhe, wild wächſt, aber auch, der ſchönen Früchte wegen, in Gärten gepflanzt wird, da denn durch die Verpflanzung die Früchte größer, ſaftiger und ſchmackhafter werden. Da das Gewächs ſehr in die Höhe geht, ſo bedient man ſich deſſelben auch zuweilen zu Bekleidung lebendiger Zäune, ſchattiger Spaziergänge und alter Mauern, die man dem Geſichte zu verbergen ſucht. Der ſchwache, doch in die Höhe ſteigende und äſtige Stängel iſt dornig, trägt im erſten Jahre keine Blüthe, und ſtirbt, wenn er im zweyten Jahre geblühet hat, ab, daß alſo die Stängel nur zweyjährig ſind, ob gleich die Wurzel dauerhaft bleibt. Die jungen Aeſte haben eine grüne, die alten aber eine braunrothe Rinde. Die Blätter ſind aus 3- oder 5 ziemlich großen, auf der obern Fläche glatten, hellgrünen und mit vertieften Adern bezeichneten, auf der untern aber ſilberfarbigen und mit einer weißen Wolle bekleideten, eyförmig zugeſpitzten, ausgezackten, auch wohl in 2 oder 3 Lappen zerſchnittenen Blättchen zuſammen geſetzt. Die rinnenförmigen Blatt- und Blumenſtiele ſind mit kurzen röthlichen Stacheln beſetzt,

chen Gestalt gleich kommt, und, wie jene, gleichsam aus lauter saftigen und an einander stehenden Beeren zusammen gesetzt, auch mit kleinen halbrunden Samenkörnern versehen ist; L. Framboesia, Bacca idaea, Bacca cerasorum, Fr. Framboise. Im gem. Leben lautet dieses Wort bald Hindbeere, bald Himbeck-Beere, Hombeere, Himpelbeere, Himmelbreme, Himbreme, (von den Bremen oder Stacheln, womit die Staude besetzt ist,) im Angels. Hindberie, Engl. Hindberry, im Holländ. Hinnenbesie, im Dän. Himbär, im Norw. Hindbär. Diejenigen, welche Hindbeere für die wahre Schreibart halten, leiten dieses Wort von Hinde, Hindinn ab, weil das Hirsch-Geschlecht nach diesen Beeren lüstern seyn soll; daher sie Lonicer auch Bockebeere nennt, welches aber eigentlich ein anderes, obgleich verwandtes Geschlecht, nähmlich die blaue Brombeere, oder Fuchsbeere, Rubus caesius L. (s. Th. VI, S. 785, No. 9.) ist. Da sich diese Beeren, wenn sie abgerupfet sind, besonders durch die in der Mitte befindliche Höhle (indem die Beerchen, woraus die Himbeere zusammen gesetzt ist, das in die Höhe stehende kegelförmige Receptaculum oder Fruchtbett umgeben,) von andern unterscheiden, so werden sie in Franken auch Hohlbeeren, (Schwed. Hallon, welches Ihre von Haell, ein Stein, ableitet, weil diese Staude gern an steinigen Orten wächset,) wegen ihres honigsüßen Geschmackes auch Hünkbeeren (von Hünk, Honig), an andern Orten wegen ihrer haarigen Gestalt Haarbeeren, und in Liefland Madrbeeren genannt. Der Nahme Himbeere kann entweder von Heim, Zaun, abstammen, weil diese Staude gern an Zäunen wächset; oder auch von heim, him, hohl, wegen der hohlen Beschaffenheit der Frucht.

Diese Frucht wächst an einer Art des Brombeer-Strauches, welcher der gemeine rothe Brombeer-

Strauch,

Strauch, der Himbeerſtrauch, oder die Himbeer-Staude, Rubus idaeus, (weil ſie auf dem Berge Ida, wie Dioſcorides, L. 4. c. 30, anführt, ſehr häufig, oder, wie Plinius, L. 24. c. 14, fälſchlich meinet, nur allein gewachſen.) Rubus idaeus, Rubus vulgaris ſ. maior, Rubus baccis ſ. moris rubris *Cluſ.* Rubus caule erecto hiſpido, foliis ternatis *Royen.* Rubus idaeus exilibus ſpinis *Cord.* Rubus idaeus ſpinoſus *Dalechamp.* & *C. B.* Rubus idaeus ſpinoſus, fructu rubro *J. B.* Rubus caule ſpinoſo ſubrecto, foliis quinatis & ternatis ſubtus tomentoſis, fructibus hirſutis *Hall.* Rubus idaeus, foliis quinato-pinnatis ternatisque, caule aculeato, petiolis canaliculatis *Linn.* Fr. Framboiſier, auch Ronce du mont Ida, genannt wird, und in verſchiedenen Gegenden Europens, in Wäldern und an ſteinigen Orten, bis zu Mannes-Höhe, wild wächſt, aber auch, der ſchönen Früchte wegen, in Gärten gepflanzt wird, da denn durch die Verpflanzung die Früchte größer, ſaftiger und ſchmackhafter werden. Da das Gewächs ſehr in die Höhe geht, ſo bedient man ſich deſſelben auch zuweilen zu Bekleidung lebendiger Zäune, ſchattiger Spaziergänge und alter Mauern, die man dem Geſichte zu verbergen ſucht. Der ſchwache, doch in die Höhe ſteigende und äſtige Stängel iſt dornig, trägt im erſten Jahre keine Blüthe, und ſtirbt, wenn er im zweyten Jahre geblühet hat, ab, daß alſo die Stängel nur zweyjährig ſind, ob gleich die Wurzel dauerhaft bleibt. Die jungen Aeſte haben eine grüne, die alten aber eine braunrothe Rinde. Die Blätter ſind aus 3- oder 5 ziemlich großen, auf der obern Fläche glatten, hellgrünen und mit vertieften Adern bezeichneten, auf der untern aber ſilberfarbigen und mit einer weißen Wolle bekleideten, eyförmig zugeſpitzten, ausgezackten, auch wohl in 2 oder 3 Lappen zerſchnittenen Blättchen zuſammen geſetzt. Die rinnenförmigen Blatt- und Blumenſtiele ſind mit kurzen röthlichen Stacheln be-

ſetzt, welche aber faſt gar nicht ſtechen, und ſich nach gerade verlieren. Die Blumenſtiele tragen 3 bis 5 Blumen, deren Kelch ſtachelig und wollig iſt. Die Blumenblätter ſind weiß. Die Beeren ſind gemeiniglich roth, und eigentlich fleiſchfarbig; in den Gärten aber findet ſich zuweilen eine Varietät, welche weiß oder weißgelblich iſt. Die mit feinen Haaren beſetzten Beeren ſind von einem vortrefflichen Geruche, und angenehm ſüßen Geſchmacke. Man hält zwar die weißen für ſüßer und wohlſchmeckender; die rothen ſcheinen aber doch den Vorzug zu haben, weil ſie vornehmlich zum Einmachen gebraucht werden, wozu die weißen nicht ſo gut ſind. Die rothen ſowohl als die weißen Früchte ſind kleiner als die Maulbeeren, aber größer und ein wenig höher rund als die Brombeeren. Sie werden im Jul. und Auguſt, wenn die Erdbeeren abzunehmen anfangen, reif, und gehen alsdenn ſehr leicht vom Stiele ab; die Frucht behält davon eine hohle Oeffnung, in welcher ſehr bald ein kleiner Wurm wächſt, wenn die Frucht übereif geweſen iſt; es ſetzt ſich auch leicht der Schimmel an, und macht ihr einen ſehr unangenehmen Geſchmack.

Dieſes Gewächs iſt ſehr dauerhaft, und liebt vornehmlich einen friſchen ſandigen Thon, der weder zu naß, noch zu trocken iſt. Man kann es entweder durch den Samen, oder durch Nebenſproſſen, oder durch Ableger vermehren. Wo es einmahl eingewurzelt iſt, hat man mehr auf die Ausrottung, als auf die Vermehrung, bedacht zu ſeyn, indem es in Wäldern ſowohl, als in Gärten, andere beſſere Gewächſe erſtickt.

Der Himbeerſtrauch wird meiſtens im Frühlinge, am beſten im März, im abnehmenden Monde, durch die Nebenſproſſen aus der Wurzel fortgepflanzt, ungeachtet diejenigen Pflanzen allemahl den Vorzug verdienen, die man aus Ablegern gezogen hat, weil dieſelben beſſere und mehrere Wurzeln bekommen, und nicht ſo

gern

gern Nebenschößlinge treiben, wie die andern, welche insgemein derer so viele aus den Wurzeln treiben, daß in ein Par Jahren der ganze Boden davon überzogen wird. Werden nun dieselben nicht weggenommen und verdünnet, so bekommt man nicht nur kleinere, sondern auch wenigere Früchte, zumahl, wenn die Pflanzen nahe beysammen stehen, wie insgemein zu geschehen pflegt, indem man diesen Pflanzen selten den gehörigen Raum gönnet. Wenn man sie verpflanzt, so müssen ihre Fasern ein wenig abgestutzet werden; die Augen oder Knospen aber, die nicht gar zu weit von dem Stamme der Pflanze stehen, müssen nicht weggeschnitten werden, weil dieselben im folgenden Sommer die neuen Schößlinge treiben. Die Pflanzen müssen in den Reihen 2 Schuh weit von einander stehen, die Reihen selbst aber 4 Schuh weit von einander entfernt seyn. Denn wenn sie zu dicht beysammen stehen, werden, bereits erwähnter Maßen, ihre Früchte niemahls so schön, und reifen auch nicht so gern, als wenn so viel Platz gelassen wird, daß die Luft durch die Reihen streichen kann.

Die Zeit, sie zu besorgen, ist im October, da denn alles alte Holz, welches im vorigen Sommer Frucht getragen hat, bis unten an den Boden, weggenommen, die jungen Schossen aber bis auf eine Länge von 2 Schuh beschnitten werden müssen. Hernach muß man den Raum zwischen den Reihen wohl umgraben, um ihre Wurzeln zu stärken. Wenn man zugleich etwas recht wohl verfaulten Mist mit eingräbt, werden sie im folgenden Sommer stark treiben, und weit schönere Früchte bringen. Weil die Baumwanzen sich häufig an diese Stauden zu hängen pflegen, so bald nur der Saft in das Holz zu treten anfängt, so muß man im Frühlinge, da die Himbeersträuche beschnitten werden, das Holz, ehe es noch treibt, mit Kalkwasser reiben und bestreichen, welches kein solches Ungeziefer in die Höhe kommen lassen wird. Den Sommer über muß

man das Unkraut fleißig wegschaffen. Alle 3 oder 4 Jahre aber muß man neue Sträuche pflanzen; denn sonst werden die Früchte sowohl in der Güte schlechter, als in der Menge geringer.

Ob gleich die Schosse geringe aufwachsen, so sind sie doch schwach, weil ihr Holz dünn und weich ist, und brechen daher leicht ab; dieses zu verhüten, bindet man sie gern an Stakwerk an. Man pflegt sie auch, wenn der damit bepflanzte Ort einem kleinen Weinberge ähnlich sehen soll, wie die Reben zu stäbeln.

Was den Gebrauch und Nutzen dieses Gewächses betrifft, so werden die Blätter, wegen ihres gelinde adstringirenden Geschmackes, als ein Gurgelwasser im Halsweh gerühmt. Aus den Blumen nehmen die Bienen etwas Stoff zu Wachs. Die reifen Früchte aber sind, nicht nur roh genossen, sondern auch auf verschiedene Art eingemacht, in ihrem Safte, in dem daraus verfertigten Gelee, in dem davon durch die Gährung zubereiteten Wein, Meth und Essig, und in dem davon gebrannten Wasser und Ratafia, und gegornem starken Spiritus, welche insgesammt den lieblichen Geschmack und Geruch der Beeren behalten, sowohl eine sehr angenehme Speise und Getränk, als auch, den letztern ausgenommen, ein vortrefflich kühlendes, erfrischendes, urintreibendes und der Fäulniß widerstehendes Mittel, welches man gern in hitzigen Fiebern, und in der mit abzehrendem Fieber begleiteten Lungensucht gibt. Keine Speisefrucht aber bedarf des Reinigens und Abwaschens mehr, als die Himbeeren, wegen der gemeiniglich sowohl an den Blättern, als an der Frucht hängenden Wanzen, welche öfters von denen nur zu sehr geschmecket werden, welche im Garten die Himbeeren unbesehen von dem Strauche in den Mund stecken.

Man ißt sie roh, entweder allein, oder mit Zucker, oder als eine kalte Schale mit Wein. In letzterm Falle

wird

wird nur Wein ohne alles Gewürz aufgegossen, damit der natürliche Himbeerengeschmack nicht unterdrücket werde; nur muß der saure Landwein mit Zucker wohl versüßet seyn.

Ob gleich die Himbeeren roh stark gegessen werden, so gebraucht man sie doch noch mehr zum Einmachen, wozu sich, wie gesagt, die rothen besser schicken, als die weißen. Es werden aber sowohl die Früchte an und für sich selbst, mit Zucker eingemachet, als auch sehr angenehme Säfte, Geleen oder Conserven daraus bereitet.

Das Einmachen der Himbeeren, geschieht nach folgender Vorschrift. Man nimmt so schwer Zucker, als Himbeeren, läßt den Zucker sieden, bis er spinnt, und thut ihn vom Feuer. Wenn er zu sieden aufhört, werden die Himbeeren hinein geschüttet, und man läßt sie etwas darin sieden. Wenn sie ein wenig erkaltet sind, werden sie aus dem Zucker mit einem Schaum-Löffel genommen, und in ein Glas gethan. Hernach wird der Zucker besonders nachgekocht, bis er dick genug ist, und alsdenn darüber gegossen. Endlich schneidet man ein Papier in der Weite des Glases, und deckt es über; dieses hält die Früchte unter dem Zucker. Sollte der Zucker nach einigen Tagen zu viel Saft aus den Früchten gezogen haben, daß er sich nicht halten möchte, wird er wieder abgegossen und aufs neue gekochet.

Auf eine andere Art. Man thut die Himbeeren in eine weite Schüssel, und gießt den gesottenen Zucker überher, wenn er noch warm, aber nicht mehr siedend ist. Man läßt ihn eine halbe Stunde darauf stehen, gießt ihn wieder ab, läßt ihn ein wenig aufkochen, gießt ihn über die Himbeeren, und wiederhohlt solches 8 bis 9 Mahl. Endlich füllet man die Beeren in das Glas, läßt den Zucker ½ehörig dick kochen, und gießt ihn darüber. Die Früchte bleiben auf diese Art mehr ganz, als nach der vorhergehenden.

Auf eine noch beſſere Art geſchieht das Einmachen, wenn man die Himbeeren in eine Confectpfanne, oder in einen flachen irdenen Tiegel, ſchichtweiſe mit fein zerſtoßenem Zucker leget, ſo daß der Zucker zuerſt und zuletzt kommt, ſolche zwey Tage lang ungerührt ſtehen läßt, und darauf über einem gelinden Feuer langſam ſiedet, bis er dick genug iſt. Zu 1 ℔ Himbeeren gehören ½ ℔ Zucker.

Endlich kann man dieſe Früchte auch mit Himbeerenſafte einmachen. Man nimmt nähmlich einen guten Theil ausgedrückten Himbeerenſaftes, läßt ihn ein Par Tage in Gläſern ſtehen, thut das dünnere von dem Safte oben hinweg, miſchet 2 Theile zerſtoßenen feinen Zucker darein, verſchäumet den Zucker, und läßt ihn ſo lange kochen, bis er wie ein Honig iſt. Dieſer dicke Saft wird hernach ganz heiß über friſche Himbeeren gegoſſen, und die Frucht damit weggeſetzt. Sollte der Zucker ſich entlaſſen und dünn werden, ſo muß man ihn von den Früchten abgießen, aufkochen, und laulich wieder über die Himbeeren gießen.

Himbeeren-Conſerve zu verfertigen, werden die reifen Früchte durch ein härenes Tuch gerieben, und darauf zu jedem Pfund Himbeerenſaft ¾ Pfund Zucker genommen, und zuſammen gekochet. Einen noch lieblichern Geſchmack bekommt die Conſerve, wenn man ein wenig Johannisbeerenſaft hinzu thut.

Zu einem Gelee, preſſet man die Himbeeren, und drückt ſie durch ein Tuch. Zu 1 ℔ Saft nimmt man ¾ ℔ geriebenen Zucker, und läßt ihn auf einem gelinden Kohlenfeuer warm werden, ohne daß er ſchmelze. Alsdenn thut man den Saft hinzu, läßt ihn über dem Feuer unter beſtändigem Umrühren ſtehen, bis ſich an der Seite kleine Blaſen aufwerfen, und er eben kochen will. Hernach nimmt man ihn ab, und gießt ihn, wenn er etwas kalt geworden iſt, in ein Glas. Wenn er völlig kalt iſt, macht man einen Deckel von Wachs-Papier darüber, und bindet das Glas mit Papier zu.

Weil die bloßen Himbeeren an und für ſich ſelbſt etwas abgeſchmackt ſind, muß man zu 2 ℔ Himbeeren, ½ ℔ Johannis-Beeren- oder ſchwarzen ſauren Kirſch-Saft hinzu thun, wodurch der Geſchmack erhöhet wird.

Noch

Noch hat man eine Vorschrift, den Himbeeren-Saft zu erhalten. Es wird der Saft von Himbeeren gemächlich ausgedrückt, in einem Glase aufbewahret, und so lange darin gelassen, bis sich das Dicke zu Boden gesetzt hat. Alsdenn läßt man Zucker dick einsieden, und gießt von dem Safte so viel hinein, als man glaubt, daß der Zucker vertragen könne und nicht zu wässerig werde. Bey dem Gebrauche wird dieser Saft mit Wasser oder Wein versetzt, und als ein kühlender angenehmer Trank genossen.

Das Himbeeren-Gelee und der Himbeeren-Saft, müssen zum Backwerke, wofern solches nicht matt schmecken soll, nicht allein gebraucht, sondern mit Johannis-Beeren- oder Berberitzen-Gelee und Safte versetzt werden.

Zu einer Himbeeren-Torte, werden die Himbeeren nur rein verlesen, gewaschen, und auf ein Sieb gegossen, damit sie völlig trocken werden. Alsdenn muß man sie mit Zucker, gestoßenem Zimmet und fein gehackten Citronenschalen anmengen, und mit Blätter-Teige eine Torte verfertigen. Weil die Himbeeren sehr saftig sind, und mit ihrer zu vielen Feuchtigkeit dem Blätterteige leicht schaden könnten, so muß man ein wenig gestoßenen Zwieback darunter thun. In dessen Ermangelung, kann man fein geriebene durchgesichtete Semmel, damit keine Klümperchen entstehen, nehmen. Der Zwieback aber muß ohne Anis seyn, um keinen fremden Geschmack einzumischen. Die Himbeerentorten werden, wie die Erdbeerentorten, lieber kalt als warm gegessen, und sind in der heißen Jahrszeit ein Gebackenes vom ersten Range.

Bey Verfertigung des Himbeeren-Wassers, welches, so wie das in den Apotheken davon gebrannte, besonders in allen hitzigen Krankheiten dienlich, und den Patienten, um des anmuthigen Geruches und lieblichen Geschmackes willen, vorzüglich angenehm ist,

ver-

verfährt man wie bey andern Waſſern aus friſchen Früchten, als: Erdbeeren, Johannisbeeren oder ſauern Kirſchen. Man nimmt etwa 1 Pfund von den Früchten auf 1 Quart Waſſer, preſſet ſie darin, thut ¾ Pf. Zucker hinzu, rührt alles zuſammen wohl um, und wenn ſich der Zucker völlig aufgelöſet hat, läßt man das Waſſer durch einen Filtrirſack laufen, und verwahrt es im Kühlen.

Da dieſe Fruchtwaſſer ſich nicht lange halten, ſo muß man nicht mehr machen, als man binnen 24 Stunden zu verbrauchen gedenkt. Man muß daher bey anhaltendem Gebrauche dieſer Art von Getränken, immer neue Früchte zum Auspreſſen in Bereitſchaft haben.

Durch die Gährung erhält man aus den Himbeeren einen angenehmen geiſtigen Wein, und über die Blaſe gezogen geben ſie einen ſtarken Branntwein. Auch vermittelſt des Saftes läßt ſich, wie von Heidelbeeren, (ſ. Th. XXII, S. 750, f.) der Wein zu einer ſchönen Farbe und angenehmen Geſchmack präpariren.

Um einen guten Himbeeren-Wein zu machen, werden die Früchte durch ein Tuch oder Haarſieb gedrückt. Man gießt den klaren Saft in eine Bouteille, thut einige Stücke Zucker hinein, und deckt eine Düte von Papier über die Oeffnung, ohne ſie zu verſchließen. Die Bouteille läßt man alſo 5 bis 6 Tage an der Sonne ſtehen. Iſt aber kein Sonnenſchein, ſondern trübes Wetter, ſo ſtellet man ſie in einiger Entfernung vom Feuer, wo der Saft aber gar leicht verdirbt. Binnen dieſen 6 Tagen muß der Saft täglich durch ein Haartuch gegoſſen, und jedes Mahl ein Par Stücke Zucker zugegeben werden. Darauf ſetzt man die Bouteille aus der Sonne an einen kühlen Ort, und klaret den Saft alle 2 Tage durch ein Haartuch, bis er recht klar iſt, und nicht aufgähret, welches ungefähr 3 Wochen Zeit erfordert. Alsdenn verſtopfet man die Bouteillen genau, und verwahret ſie in einem Keller. Man muß vorher alle Sorgfalt anwenden, daß der

Saft

Saft nicht sauer werde. Nachdem man ihn gern süß haben will, thut man viel oder wenig Zucker hinzu.

Wie man in Schweden einen schönen Wein aus Himbeeren verfertiget, s. Schrebers Sammlung ꝛc. 16 Th. Halle, 1765, gr. 8. S. 454, fgg.

In Rußland ist der Himbeeren-Meth, wegen seines angenehmen Geruches und Geschmackes sehr beliebt. Er wird, nach Ad. Olearius Berichte, im 3 B. seiner persianischen Reise, folgender Maßen verfertiget. Zuvörderst thut man die reifen Himbeeren in ein Faß, gießt reines Wasser darauf, und läßt es 1 oder 2 Tage stehen, bis sich der Geschmack und die Farbe der Beeren ganz in das Wasser gezogen hat. Dieses Wasser wird von den Beeren abgeseihet, und reiner Honig hinein gerühret; nähmlich zu 1 Kanne Honig 2 oder 3 Kannen Wasser, nachdem man den Meth süß oder stark haben will. Endlich wirft man ein Schnittchen geröstete und mit Hefen bestrichene Semmel hinein; und nimmt, wenn die Masse zu gähren anfängt, die Semmel wieder heraus. Man läßt alsdenn den Meth 4 bis 5 Tage gähren. Soll derselbe einen Gewürzgeschmack haben, so hängt man etwas Nelken, Cardamome und Zimmet, in einem Tüchlein hinein. Wenn dieser Meth an einem warmen Orte steht, wird er in 8 Tagen nicht aufhören zu gähren; daher man das Faß, wenn er gedachte Tage zur Gährung überstanden hat, in das Kühle bringen, und von den Hefen abziehen muß.

Auf gleiche Weise richten die Russen auch Brombeeren- und Kirsch-Meth zu.

Einen Rataffa von Himbeeren oder Maulbeeren zu machen, zerstößt man 2 Pfund dieser Früchte, thut sie mit 2 Kannen Branntwein in ein Gefäß, macht dieses fest zu, und läßt es 4 bis 5 Tage also vermacht stehen. Zu Ende derselben werden die Früchte durch ein leinenes Tuch gedrückt, und ½ Pf. Zucker, etwas

Zim

Zimmet, Muskatenblühe und weißer Pfeffer hinzu gethan.

Kürzer kommt man davon, wenn man gesottenen Himbeeren= oder Maulbeeren=Saft in Vorrath hat. Man thut hiervon ein wenig in Branntwein, verschönert ihn mit Ambra, Zimmet, Moschus, Muskatenblühe, Cardamome, oder anderm Gewürze, und versüßt ihn mit Zucker.

Ratafia von Himbeeren, Johannisbeeren und Kirschen. Man nimmt rothe Himbeeren und Johannisbeeren, von jedem gleich viel, schwarze saure recht reife Kirschen, zwey Mahl so viel, als der vorigen zusammen; zerkätscht alles wohl und treibt es durch ein Haarsieb oder Durchschlag. Auf 2 Maß dieses Saftes nimmt man 1 Maß Branntwein, und zu jedem Maße 12 Loth Zucker, etliche Stangen Zimmet, 4 Nelken, eben so viel Pfefferkörner, alles klein gestoßen, und thut es in ein wohl verwahrtes gläsernes oder steinernes Geschirr.

Ein sehr brauchbarer Himbeeren=Essig läßt sich mit geringer Mühe verfertigen. Man thut Himbeeren in eine Bouteille, gießt guten Weinessig darauf, läßt es an der Sonne destilliren, schüttelt die Flasche täglich, kläret es hernach, wenn es sich gesetzt hat, durch ein reines Tuch in eine andere Flasche ab, und hebet es zum Gebrauch auf. Dieser Essig schmeckt vornehmlich gut zu Fischen, und wird auch, wenn er 2 oder 3 Mahl ab=, und auf frische Himbeeren gegossen worden, als eine Medicin gebraucht, in vergifteter Luft, bey Ohnmachten, wenn man davon auf die Schläfe und den Puls streicht, oder Tücher mit diesem gewärmten Essig benetzt, und oft überschlägt. Einen eben so guten kühlenden Umschlag gibt auch der bloß auf Himbeerenblätter gegossene Essig.

Himbeer=Erdbeere, s. Th. XI, S. 251.
Himbeeren=Conserve, s. oben, S. 540.
Himbeeren=Essig, s. oben, auf dieser Seite.
Himbeeren=Gelee, s. oben, S. 540.
Himbeeren=Meth, s. oben, S. 543.
Himbeeren=Ratafia, s. oben, S. 543.
Himbeeren=Saft, s. oben, S. 541.

Himbeeren-Staude oder Strauch, ſ. oben, S. 535.
Himbeeren-Torte, } ſiehe oben, S. 541.
Himbeeren-Waſſer, }
Himbeeren-Wein, ſ. oben, S. 542.

Himmel (*), ein altes Wort, welches ehedem eine jede, beſonders eine gewölbte oder hohle Decke bedeutete; L. Caelum, Coelum, Fr. Ciel.

1. Eigentlich, in welcher Bedeutung es nur noch in einigen Fällen üblich iſt. Die bewegliche, größtentheils von koſtbarem Zeuge verfertigte Decke, welche bey gewiſſen Feyerlichkeiten über vornehme Perſonen getra-

(*) Bey dem Ulphilas und im alt Schwed. Himin, im Iſidor, bey dem Kero, Otfried, Willeram u. ſ. f. ſchon Himil, Himile, im Dän. und Schwed. gleichfalls Himmel. Wachter war in Anſehung der Ableitung dieſes Wortes ſehr unbeſtändig. Anfänglich pflichtete er dem Dieterich von Stade bey, der es von heimen, bedecken, abſtammen ließ; hernach ſahe er das Vorwort um als das Stamm-Wort an, und endlich fiel er gar auf das Zeitwort hammeln, verſtümmeln, und erklärte die Benennung des Himmels aus der albernen Fabel von dem Saturn, der den Cölus verſchnitten haben ſoll. Friſch leitet es von ha, hoch und heben her, nach einer nicht ſeltenen Verwandlung des b in m, wie die Holländer Hemel für Hebel, Sauerteig, ſagen. Allein, da dieſes Wort ehedem von einer jeden Decke, beſonders von einer gewölbten und hohlen Decke gebraucht wurde, ſo iſt die Ableitung von dem alten heimen, decken, bedecken, immer noch die wahrſcheinlichſte; ſiehe Hemd. Die Endſylbe — el iſt weiter nichts als das Suffixum, welches ein Werkzeug oder ein handelndes Ding bedeutet, ſo daß Himmel nichts anders iſt, als eine gewölbte Decke, welches mit deſſen ſcheinbaren Beſchaffenheit ſehr gut übereln kommt. Auf eben die Art nannten ihn die Griechen κοῖλος, und die Lateiner Coelum, welche beyde Wörter mit hohl ſehr genau verwandt ſind. Bey den alten Schweden war Himin die Gehirnhaut, ſo wie das Griech. ὑμὴν, eine jede pergamentartige Haut bezeichnet. Die Niederſachſen nennen den Himmel Heien, entweder von heben, deſſen Höhe zu bezeichnen, oder auch noch wahrſcheinlicher von der ſcheinbaren gewölbten Beſchaffenheit deſſelben, da denn dieſes Wort zu Hafen, ein hohles Gefäß, Lat. cauus, gehören würde. Aus eben dieſer Urſache heißt er bey den Bretagnern und Walliſern Nef, Neſo; ſiehe Napf. Im Oberd. wird himmlitzen häufig für blitzen gebraucht. Siehe auch Himmeln.

Zimmet, Muskatenblüthe und weißer Pfeffer hinzu gethan.

Kürzer kommt man davon, wenn man gesottenen Himbeeren- oder Maulbeeren-Saft in Vorrath hat. Man thut hiervon ein wenig in Branntwein, verschönert ihn mit Ambra, Zimmet, Moschus, Muskatenblühe, Cardamome, oder anderm Gewürze, und versüßt ihn mit Zucker.

Ratafia von Himbeeren, Johannisbeeren und Kirschen. Man nimmt rothe Himbeeren und Johannisbeeren, von jedem gleich viel, schwarze saure recht reife Kirschen, zwey Mahl so viel, als der vorigen zusammen; zerkatscht alles wohl und treibt es durch ein Haarsieb oder Durchschlag. Auf 2 Maß dieses Saftes nimmt man 1 Maß Branntwein, und zu jedem Maße 12 Loth Zucker, etliche Stangen Zimmet, 4 Nelken, eben so viel Pfefferkörner, alles klein gestoßen, und thut es in ein wohl verwahrtes gläsernes oder steinernes Geschirr.

Ein sehr brauchbarer Himbeeren-Essig läßt sich mit geringer Mühe verfertigen. Man thut Himbeeren in eine Bouteille, gießt guten Weinessig darauf, läßt es an der Sonne destilliren, schüttelt die Flasche täglich, kläret es hernach, wenn es sich gesetzt hat, durch ein reines Tuch in eine andere Flasche ab, und hebet es zum Gebrauch auf. Dieser Essig schmecke vornehmlich gut zu Fischen, und wird auch, wenn er 2 oder 3 Mahl ab-, und auf frische Himbeeren gegossen worden, als eine Medicin gebraucht, in vergifteter Luft, bey Ohnmachten, wenn man davon auf die Schläfe und den Puls streicht, oder Tücher mit diesem gewärmten Essig benetzt, und oft überschlägt. Einen eben so guten kühlenden Umschlag gibt auch der bloß auf Himbeerenblätter gegossene Essig.

Himbeer-Erdbeere, s. Th. XI, S. 251.
Himbeeren-Conserve, s. oben, S. 540.
Himbeeren-Essig, s. oben, auf dieser Seite.
Himbeeren-Gelee, s. oben, S. 540.
Himbeeren-Meth, } s. oben, S. 543.
Himbeeren-Ratafia, }
Himbeeren-Saft, s. oben, S. 541.

Him-

Himbeeren-Staude oder Strauch, ſ. oben, S. 535.
Himbeeren-Torte, } ſiehe oben, S. 541.
Himbeeren-Waſſer, }
Himbeeren-Wein, ſ. oben, S. 542.

Himmel (*), ein altes Wort, welches ehedem eine jede, beſonders eine gewölbte oder hohle Decke bedeutete; L. Caelum, Coelum, Fr. Ciel.

1. Eigentlich, in welcher Bedeutung es nur noch in einigen Fällen üblich iſt. Die bewegliche, größtentheils von koſtbarem Zeuge verfertigte Decke, welche bey gewiſſen Feyerlichkeiten über vornehme Perſonen getra-

(*) Bey dem Ulphilas und im alt Schwed. Himin, im Iſidor, bey dem Kero, Otfried, Willeram u. ſ. f. ſchon Himil, Himile, im Dän. und Schwed. gleichfalls Himmel. Wachter war in Anſehung der Ableitung dieſes Wortes ſehr unbeſtändig. Anfänglich verflichtete er dem Dieterich von Stade bey, der es von heimen, bedecken, abſtammen ließ; hernach ſahe er das Vorwort um als das Stamm-Wort an, und endlich fiel er gar auf das Zeitwort hammeln, verſtümmeln, und erklärte die Benennung des Himmels aus der albernen Fabel von dem Saturn, der den Cölus verſchnitten haben ſoll. Friſch leitet es von ha, hoch und heben her, nach einer nicht ſeltenen Verwandlung des b in m, wie die Holländer Hemel für Hebel, Sauerteig, ſagen. Allein, da dieſes Wort ehedem von einer jeden Decke, beſonders von einer gewölbten und hohlen Decke gebraucht wurde, ſo iſt die Ableitung von dem alten heimen, decken, bedecken, immer noch die wahrſcheinlichſte; ſiehe Hemd. Die Endſylbe — el iſt weiter nichts als das Suffixum, welches ein Werkzeug oder ein handelndes Ding bedeutet, ſo daß Himmel nichts anders iſt, als eine gewölbte Decke, welches mit deſſen ſcheinbaren Beſchaffenheit ſehr gut überein kommt. Auf eben die Art nannten ihn die Griechen κοιλος, und die Lateiner Coelum, welche beyde Wörter mit hohl ſehr genau verwandt ſind. Bey den alten Schweden war Himin die Gehirnhaut, ſo wie das Griech. ὑμην, eine jede pergamentartige Haut bezeichnet. Die Niederſachſen nennen den Himmel Heien, entweder von heben, deſſen Höhe zu bezeichnen, oder auch noch wahrſcheinlicher von der ſcheinbaren gewölbten Beſchaffenheit deſſelben, da denn dieſes Wort zu Hafen, ein hohles Gefäß, Lat. cauus, gehören würde. Aus eben dieſer Urſache heißt er bey den Bretagnern und Walliſern Nef, Neſo; ſiehe Napf. Im Oberd. wird himmlitzen häufig für blitzen gebraucht. Siehe auch Himmeln.

chen. Diese Dinge sind so verschieden, wie der Himmel von der Erde.

2) Besonders mit verschiedenen Einschränkungen, einzele Theile dieses unermeßlichen Raumes über der Erde zu bezeichnen.

(a) In einigen wenigen Zusammensetzungen wird dieses Wort dem Innern der Erde entgegen gesetzt, ihre Oberfläche zu bezeichnen, imgl. der letztern, etwas auszudrucken, was nahe über derselben ist. S. Himmel-Erz, Himmels-Spur. Noch häufiger,

(b) Der sichtbare Theil des Himmels, welcher den Gesichtskreis abschneidet, von welchem man im g. L. optisch sagt, daß er auf der Erde ruhe, die Erde berühre. Die Sonne steht mitten am Himmel, wenn sie in der Mitte dieses Raumes gesehen wird. Besonders in Ansehung der darin befindlichen Luft und Dünste, und deren Beschaffenheit. Ein heiterer, heller, klarer Himmel. Der Himmel ist voller Wolken. Der Himmel ist trübe, welches man in Niedersachsen hevenschemig nennet, von Hefen, der Himmel, und schemig, schattig, trübe. Die Vögel unter dem Himmel, die Vögel des Himmels, in der deutschen Bibel; der Thau vom Himmel, Regen vom Himmel, u. s. f. eben daselbst.

In der höhern Schreibart zuweilen auch, ein Himmelsstrich, ein Land, ein Theil der Erdfläche in Ansehung der Entfernung von dem Aequator. Was uns unter einem Himmel nicht schädlich ist, kann uns unter dem andern gefährlich seyn. Siehe Himmels-Strich.

In weiterer Bedeutung wird auch zuweilen der ganze Dunstkreis, welcher die Erdkugel umgibt, der Himmel oder der Lufthimmel, der Wolkenhimmel genannt.

(c) Der ganze Raum, welchen das Sonnen-System einnimmt, und in weiterer Bedeutung der

γ) Figürlich, das höchste Wesen selbst, Gott selbst. Der Himmel hat es so gewollt. Der Himmel ist mein Zeuge. Das weiß der Himmel. Das sey dem Himmel geklagt! Der Himmel sey gelobt! Wie es der Himmel schicken wird. Um des Himmels willen!

O Himmel! hilf Himmel! ist ein Ausdruck der Verwunderung, der Freude, der Betrübniß ꝛc.

Bey den Mahlern, heißt der Himmel, derjenige Theil des Gemähldes, wo der Himmel, d. i. die Gewölke und die obere Luft vorgestellt werden.

Himmel=Bett, ein mit einem Himmel, d. i. erhabenen Decke versehenes Bett, im Gegensatze eines Bettes, welches oben frey und offen ist; s. Th. IV, S. 329.

Himmel=blau, der hellblauen Farbe des heitern Himmels gleich, bey den Mahlern bergblau. Siehe Th. V, S. 590.

Himmel=Brand, an einigen Orten ein Nahme des Verbascum Thapsus *Linn.*; s. Woll=Kraut.

Himmel=Breme, s. Himbeere.

Himmel=Brod, Brod, welches unmittelbar von dem Himmel kommt. So wird in der deutschen Bibel das Manna, welches aus der Luft fiel, mehrmahls mit diesem Nahmen belegt, wie Ebr. 9, 4. Ps. 105, 40. Auch das bey uns bekannte Manna, insonderheit das Schwadengras, Festuca fluitans *L.* und der Wiesen=Klee, Trifolium pratense *L.*, sind in einigen Gegenden unter diesem Nahmen bekannt.

Himmel=Dill, Himmelgalle, Peucedanum *L.* Haarstrang; s. Th. XX, S. 544.

Himmel=Erz, Erz, welches gleich unter der Dammerde bricht, im Gegensatze dessen, welches in der Teufe oder Tiefe gewonnen wird; s. oben, S. 547.

Himmel=Faden, Filamenta Mariae; s. Sommer=Faden.

Himmels-Blatt, Himmels-Blume, } Tremella Nostoc *L.* Gallerte, ein Pflanzengeschlecht, siehe Th. XV, S. 785.

Himmels-Breite, die Breite eines Ortes in Ansehung des Himmels, d. i. dessen Entfernung von dem Aequator, die Polhöhe, Himmelshöhe, auch nur die Breite schlechthin; Latitudo.

Himmels-Geiß, s. Himmels-Ziege.

Himmels-Gerste, Himmels-Korn, Hordeum coeleste *L.*; s. Th. XVII, S. 434.

Himmels-Höhe, die Höhe des Himmels. In engerer Bedeutung, s. Himmels-Breite.

Himmels-Körper, ein jeder Körper, so fern er ein unmittelbarer Theil des Himmels oder der Welt ist; ein Weltkörper. Alle Fixsterne und Planeten sind dergleichen Welt- oder Himmels-Körper.

Himmels-Korn, s. Himmels-Gerste.

Himmels-Kugel, eine künstliche Kugel, auf welcher der Stand der Fixsterne gegen einander abgebildet ist; im Gegensatze der Erdkugel.

Himmels-Länge, die Länge eines Ortes in Ansehung des Himmels, d. i. dessen Abstand von dem ersten Meridian; welcher am häufigsten auch nur die Länge, L. Longitudo, genannt wird.

Himmels-Lauf, der Lauf des Himmels, d. i. die Bewegung der Himmelskörper, der Lauf der Gestirne.

Himmels-Lerche, s. Lerche.

Himmels-Luft, diejenige Luft; oder dasjenige feine flüssige Wesen, welches den unendlichen Zwischenraum zwischen den Himmelskörpern ausfüllen soll; mit einem griech. Worte, der Aether.

Himmels-Mehl, Bergmehl; s. im Art. Mehl.

Himmels-Pol, s. Welt-Pol.

Himmels-Schlüssel, s. Schlüssel-Blume.

Himmels-Schwertel, Schwertlilie; s. unter Lilie.

rius; ♓, die Fiſche, Piſces. Man hat ſie, dem Gedächtniſſe zu helfen, in folgende Verſe verfaſſet:

Sunt *Aries, Taurus, Gemini, Cancer, Leo, Virgo,*
Libraque, Scorpius, Arcitenens, Caper, Amphora, Piſces.

Dieſe Sternbilder befinden ſich alle in demſelben, doch nicht an dem Orte, der nach ihnen benannt iſt, weil ſie von Hipparch's Zeiten um ein ganzes Zeichen, d. i. um 30 Grad fortgerückt ſind, ſo daß z. E. der Widder nun an dem Orte des Stieres ſteht; daher man den Thierkreis in Zodiacum viſibilem und rationalem zu unterſcheiden pflegt. Der letzte iſt der jetzt beſchriebene; den erſtern machen die Geſtirne aus, welche die Nahmen der Himmelszeichen führen. Dieſe 12 Zeichen werden, nach den 4 Jahrezeiten, in die Frühlings-, Sommer-, Herbſt- und Winter-Zeichen eingetheilt. Die Frühlingszeichen, in welchen die Sonne im Frühling läuft, ſind bey uns: der Widder, der Stier, und die Zwillinge, da die Sonne von der Tag- und Nacht-Gleiche zur höchſten Sonnenwende hinan ſteigt, und mit ihren Strahlen, weil ſie nicht mehr ſo in die Quere, wie im Winter fallen, die Erde erwärmt und die Winterkälte mäßigt. Die Zeichen, in welchen die Sonne zur Sommerszeit ſich befindet, ſind: der Krebs, der Löwe, und die Jungfrau. Hier ſteigt die Sonne bey dem Krebs aufs höchſte; bey dem Löwen und der Jungfrau aber ſteigt ſie wieder ab; und weil ihre Strahlen um dieſe Zeit mehr als ſonſt in geraden Strichen abwärts fallen, und die Tage länger, die Nächte aber kürzer ſind, ſo erhitzt ſie die Erde am empfindlichſten. Die Zeichen, welche die Sonne zur Herbſtzeit durchläuft, ſind: die Wage, der Scorpion und der Schütze, da die Sonne gegen den winterlichen Sonnenſtand hinab läuft, und die Luft von der Hitze wieder mäßiget. Die Zeichen, in welchen die Sonne ſich den Winter über befindet, ſind: der Steinbock, der Waſſermann, und die Fiſche, da die Sonne von dem win-

führt, erhalten; zum Unterſchiede des alten braunſchweigiſchen Himten, welcher um den 160ſten Theil kleiner war (*).

Die Art einen ſolchen Himten zu probiren, iſt dieſe: Er wird voll recht reinen trocknen Rübeſamen gefüllet, und alsdenn abgeſtrichen, ſo muß der Rübeſame 39 Pf. 3½ Loth nach calenbergiſchem Gewichte wiegen.

In den Eichſtädten Hannover, Hameln, Göttingen, Oſterode und Nienburg, werden nach Metall gegoſſene, 67 bis 90 Pfund ſchwere, Himten verwahret, welche ſorgfältig zuſammen verglichen worden, und wornach die übrigen geeichet werden.

Ein ſolcher neuer braunſchweigiſcher Himten wird an den meiſten Orten in 3, an andern aber in 4 Metzen getheilet. Zum Unterſchiede heiſſen jene Drittel-, dieſe aber Viertel-Metzen.

6 Himten machen ein Malter; 12 Malter oder 72 Himten ein Fuder; 16 Malter oder 96 Himten eine Laſt.

Nach den Verordnungen von 1692 und 1713, wird das Maß folgender Geſtalt beſtimmet. Eine Laſt ſollte haben 100 Himten; ein Wiſpel, 40 Himten; ein Scheffel, 10 Himten; ein Himten, 4 Spint. Dieſe Art zu rechnen iſt aber nicht im Calenbergiſchen, ſondern nur im Celliſchen und Braunſchweigiſchen gebräuchlich. Uebrigens hat faſt eine jede zum Churfürſtenthum Hannover gehörende Provinz, ja manches Amt oder Stadt beſondere alte Maße, wornach die Zinsgefälle noch entrichtet und erhoben werden, welche aber ſonſt im Handel und Wandel nicht weiter gebrauchet werden dürfen. Einige dieſer alten Maße findet man im 1 Th. des Hausvatero, S. 597, fgg. (nach der 3ten Aufl. 1771) angeführt.

Den Inhalt des braunſchweigiſchen Himten gab Hr. v. Münchhauſen in der erſten Aufl. ſeines Hausvaters, 1536 Kubik-Zoll an. Nach Penther's Ausmeſſung, zu 20 Calenb. Zoll im Durchſchnitte und 7 Zoll hoch, käme für den Inhalt 1613 Zoll heraus.

Es iſt ſchwer und ungewiß, ein cylindriſches Gefäß völlig genau auszumeſſen. Ein Cylinder iſt ſelten durchaus, von oben bis unten, von einerley Weite. Oft iſt er von einer Seite etwas zuſammen gedrückt ins Ovale; der Boden iſt gemeiniglich an einer

(*) Von dem vormahls in der Grafſchaft Hoya unter dem Nahmen des alt braunſchweigiſchen gebrauchten Himten haben 107 erſt 100 Himten des jetzigen Maßes, alſo 100 alte nur 93 Himten $1\frac{8}{107}$ Metzen gegeben.

Man rechnet ſonſt auf einen kubiſchen Fuß Waſſer, oder 1728 par. Zoll 73¼ Pf. cölniſch, und 828 deſſen Theile = an 800 Theile des hannoverſchen Gewichtes; darnach kämen 1562 $\frac{8}{11}$ Kubikzoll heraus.

Nach Kruſens Berechnung gehen auf einen Kubikzoll 305 Aß ſchwer Rocken; auf 1564 Zoll würde alſo das Gewicht 47 Pf. 3 L. betragen. Hr. v. Münchhauſen hat auch von dem allerſchwerſten ausgeſuchten Rocken einen Himten nie ſchwerer als 47 bis höchſtens 48 Pf. gefunden. Von ſchlechtern wiegt ein Himten ungefähr 46 Pf. mithin 1 Z. 292 Aß, alſo ungefähr 1 $\frac{3}{5}$ Loth. Von dem ſchlechteſten Rocken wiegt der Himten nur 42 Pf., alſo ein Zoll 272 Aß, oder 3 $\frac{3}{4}$ Quent.

Bey Ausſäung des Rockens geſchehen aus einem Himten ungefähr 308 bis 320 Würfe. Der Säemann faſſet an 5 Kubikzoll mit der Hand. Auf 1 Morgen werden 2 Himten Rocken geſäet.

1 Himten Weitzen wiegt 48 bis 55 Pfund.
— — Gerſte — 37 ⸗ 42 —
— — Haſer — 22,25 ⸗ 32 —
alles nach calenbergiſchem Gewichte.

Welches iſt die kleinſte mögliche Fläche eines hannoveriſchen Himtens Getreides in cylindriſcher Geſtalt? von G. E. Roſenthal, ſ. im 45 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1776, Col. 715, fgg.

Hindbeere, ſ. Himbeere.

Hinderſpädig, ſ. Hinter-ſpätig.

Hindinn (die) oder die **Hinde** (*), das weibliche Geſchlecht

(*) Hindinn kommt nur noch zuweilen in der edlen Schreibart vor; Hinde iſt beynahe ſchon veraltet. Die Jäger nennen nur noch das Weibchen des Damhirſches, ſo lange es noch nicht trägt, Hindinn, außer welchem Falle es bey ihnen nicht üblich iſt. Hinz, in der Bedeutung einer Hirſchkuh, kommt ſchon bey dem Willeram vor; welche Bedeutung auch das Angelſ. Hinde, das Engl. Dän. und Schwed. Hind, haben. Die weiblichen Endungen — inn und — e ſetzen deutlich ein männliches Hind voraus, welches aber, wenigſtens von einem Hirſche, nicht vorkommt, obgleich im Lat. Hinnus, den Reh-Bock, und Hinnulus, ein Hirſchkalb bedeutete. Indeſſen ſcheint Hind und Hinde ehedem ein Nahme mehrerer Thiere geweſen zu ſeyn. Unſers Hundes nicht zu gedenken, iſt im Griech. ἔριφος und ἔρις, eine Ziege, beſonders eine wilde Ziege; ſo wie im Schwed. eine Ziege, welche einmahl geworfen hat, Hena, und im Walliſ. Oen, ein Lamm bedeutet.

Hinken (*), lahm gehen, ſich im Gehen mehr auf die eine als auf die andere Seite neigen; L. claudicare, Fr. clocher, clopper, boiter.

1. Eigentlich. Mit oder auf einem Fuße, mit beyden Füßen hinken. Einen hinkenden Gang haben. Der hinkende Bothe, figürlich, im g. L., eine unangenehme Nachricht nach einer vorher gegangenen angenehmen. Der hinkende Bothe wird bald nachkommen.

2. Figürlich. 1) Wankelmüthig in der Wahl zwiſchen zwey einander entgegen ſtehenden Dingen ſeyn. Wie lange hinket ihr auf beyden Seiten, 1 Kön. 18, 21. 2) Das Gleichniß hinkt, wenn es nicht gehörig paſſet. 3) Seine Sachen hinken, im g. L., oder noch häufiger unperſönlich, es hinkt mit ſeinen Sachen, es will nicht recht mit ihnen fort; imgleichen, ſie werden verdächtig. Es fängt mit unſrer Freundſchaft an zu hinken, ſie fängt an zu erkalten. Es hinkt mit ſeiner Ausſage, ſie iſt verdächtig.

Das Hinken iſt ein Zufall, welcher ſowohl die Menſchen, als das Vieh, inſonderheit die Pferde, das Rindvieh, Schafe ꝛc. an ihrem ordentlichen Gange verhindert, und entweder eine innerliche oder äußerliche, bekannte oder unbekannte, Urſache hat. Siehe Verrenkung.

Von dem Hinken der Pferde, werde im Art. Lahm handeln.

Hinken

(*) Schon bey dem Otfried hinken, bey dem Notker hinchen, im Dän. hinke, Niederſ. hinken. Es gehört zu dem Geſchlechte des Wortes wanken. Für hinken iſt im Niederſ. auch lumpen, lunſchen, hinkhanken, ſo das Frequentativum von hinken iſt, humpumpen, ſchrükken u. ſ. f. im Oberdeutſchen aber auch knappen, alt Fr. clopper, clopiner, üblich. Siehe Wanken.

kocht man Beyfußblätter und Köpfe in Milch und Waſſer, legt etwas davon in die Spalten des Hufes, und rings um den ganzen Fuß, bindet es feſt, und läßt das Thier in Ruhe. Wenn der Zufall ſchlimmer iſt, und ſich wirkliche Geſchwüre zwiſchen den Hufen geſetzt haben, ſo muß man dieſelben auf vorgedachte Art reinigen, und alsdenn mit Königsſalbe (Ungu. baſilic.) beſchmiertes Werrig zwiſchen die Spalten und um den Huf legen. Dieſes kann man alle Tage wiederhohlen, bis die Cur vollendet iſt.

Es gibt auch eine beſondere, nicht tödtliche, Maul- und Fuß-Krankheit unter dem Rindviehe, mit ſtarkem Hinken, wovon Hr. D. Glaſer, bey ſeiner Abh. von der Knotenkrankheit, Lpz. 1780, gr. 8. S. 131, ſqq. Nachricht ertheilt. Diejenigen Stücke Rindvieh, welche mit dieſer Krankheit befallen werden, laſſen vorher nichts kränkliches an ſich merken, freſſen und ſaufen, wie vorher, ordentlich; die Kühe geben ihre Milch, und die Ochſen verrichten ihre Arbeit; ſchnell und unverſehens aber fangen ſie an zu hinken, und bekommen an den Füßen, zwiſchen den Klauen, helle und ziemlich große Waſſerblaſen, davon die meiſten an den Füßen die Größe der wälſchen Erbſen haben, jedoch auch viele ſo groß, wie Haſelnüſſe, ſind. Dieſe Blaſen entſtehen bey vielen Stücken Rindvieh an allen vier Füßen, doch nur ſelten an allen vieren zugleich, ſondern gemeiniglich an einem Fuße um den andern, oder etwann an zwey Füßen zugleich; und wenn dieſe halb oder völlig wieder heil geworden ſind, ſo kommen alsdenn erſt an den andern Füßen auch noch Blaſen zum Vorſchein; jedoch bekommt manches Stück Vieh ſolche Blaſen auch nur an einem oder zwey Füßen, und die übrigen Füße bleiben davon verſchont. Gemeiniglich fangen die mit ſolcher Krankheit befallenen Stücke Rindvieh dabey auch zugleich an, mehr oder weniger aus dem Maule zu geifern, nachdem nähmlich dieſe Krankheit

davon sodenn die Blasen in den Mäulern und an den Füßen verursachet worden wären. Diese Ursache hat zwar einigen Schein der Wahrheit, verliert aber durch Betrachtung folgender Umstände ihr Ansehen. 1) Wenn die bösen Mäuler bey dem Rindviehe von einem aufgeleckten schädlichen Thau entstünden, so müßte davon auch der Magenschlund, nebst den vier Magen selbst und den Gedärmen angegriffen, und darin ebenfalls Blasen und ruhrhafte Durchfälle verursachet, die Verdauung des genossenen Futters gestöret, und mithin bey den Kühen die Erzeugung der Milch verhindert, und das Rindvieh sehr krank werden, und das Vieh große Hitze, starken Durst und einen Ekel vor dem Futter bekommen. Alles dieses aber nimmt man bey dieser Krankheit nicht wahr, sondern das Vieh behält gemeiniglich dabey Appetit zum Fressen; im Maule spüret man zwar einige widernatürliche Hitze, aber man merkt doch sonst keine große Hitze an oder in ihm, und die meisten also krank gewordenen Kühe nehmen an der Milch eben nicht merklich ab; nur an einigen merkt man, einige Tage lang, oder so lange sie, wegen des bösen Maules, nicht, wie sonst, ordentlich und gut fressen können, einige Verminderung der Milch. Hiernächst hat 2) die Erfahrung gelehrt, daß auch in den Ställen theils ganz allein stehen gebliebenes, und theils bey anderm Viehe damahls gestandenes, aber nicht auf die Weide mit ausgetriebenes Mastvieh, und die noch nicht aus den Ställen gekommenen Kälber doch ebenfalls mit solcher Krankheit befallen worden sind; ja einige Stücke Mastvieh in den Ställen noch eher, als dasjenige Vieh, welches täglich auf die Weide getrieben wird. Wollte man aber vermuthen, daß etwa die Viehmägde ganz früh Morgens Klee oder Gras, an welchem noch ein schädlicher Honig- oder Mehlthau gehangen, für das Mastvieh eingetragen, und das Vieh den Thau mit eingefressen, und ein böses Maul

ken Kälte Schaden an seinen Füßen gelitten, davon hernach im Sommer oder Herbste die Blasen an den Füßen entstanden wären, und das Hinken erfolgt sey. Allein, nach dem Berichte in den Fränkischen Samml. im 1 Bande, S. 382, f. hat diese Krankheit, im J. 1755, in Franken, Schwaben, und an mehrern Orten, außer dem Rindvieh auch Schafe und Schweine, ja so gar auch manches Geflügel angegriffen, und so gar diejenigen, die erstlich im Frühlinge ausgebrütet worden waren, und also keine Winterkälte vorher erlitten hatten.

Im 1 B. der Fränk. Samml. S. 385, 386 und 393, hat man das Ackerklee-Gras im Verdacht, womit das Vieh überfüttert worden sey. Allein, man weiß ja aus vielfältiger Erfahrung, daß vieles Rindvieh mit Klee gemästet, auch oft manches Stück Vieh damit überfüttert und sonst davon krank wird, aber doch eben nicht davon Blasen im Maule und an den Füßen bekommt, und hinkend wird.

Einige gelehrte Naturforscher und Aerzte halten diese Krankheit für ein Catarrhalfieber, welches aus Verdickung der Lymphe in den Drüsen des Rachens und der äußersten Füße entstehe, und geben als die entfernten Ursachen davon an, daß das Vieh von der Sonnenhitze überhaupt, und von der Hitze des Erdbodens, so wie vom Fraße in dem Maule ins besondre erhitzet und gleichsam ausgetrocknet worden, oder daß das Vieh, aus warmen Ställen kommend, in das nasse, kalte oder gar bereifte Gras gegangen sey, und gefressen habe, da beydes im Stande sey, die Theile, welche vorzüglich die Hitze oder Kälte empfinden, d. i. Maul und Füße, zu entzünden. Welchem Viehe aber könne der erhitzte Boden nachtheiliger werden, als den Zug- oder Schieb-Ochsen, die den ganzen Tag in den Fahrwegen gehen, welche hart, mit erhitztem Staube bedeckt, und mithin vorzüglich geschickt wären, die Füße un-

zeugung dieſer Krankheit, die bey ſolcher kühlen oder warmen, feuchten oder trocknen, verſchiedentlich abwechſelnden Witterung mit gewiſſen Dünſten, die beſonders an und in des Rindviehes Körpern ſchädlich ſind, geſchwängerte Luft.

Wenn künftighin wieder Jahre kommen, da im Sommer und Herbſte lange anhaltende Hitze iſt, und die Witterung ſonſt auch derjenigen wieder ähnlich iſt, bey welcher ehedem dieſe Viehkrankheit ſich eingefunden hat, und man alſo befürchten muß, daß dieſe Krankheit abermahl entſtehen möchte, oder ſie ſich wirklich ſchon zu äußern anfängt: ſo wird nützlich ſeyn, daß man zur Verhütung der Ausbreitung dieſer Krankheit, zu der Zeit, dem noch geſunden Rindviehe unter ſein Getränk täglich von aufgelöſeten Leinkuchen, oder Lein-Mehl, etwa 1 Hand voll, miſche, oder auch Waſſer, mit welchem Leinſamen abgekocht worden iſt, darunter rühre, auch zuweilen ½ Loth Salpeter in ſolchem Getränke auflöſe, und dieſes dem Viehe des Morgens oder Abends zu ſaufen gebe. Allenfalls kann man auch 1 Loth oder mehr Honig, oder Kleyen, gute friſche Träber, oder Mehl von Samenfrüchten, und etwas Küchenſalz, darunter miſchen. Wollte etwa das noch geſunde Vieh ſolches Getränk nicht nehmen, ſo müßte man, zu ſolcher Zeit, ihm des Morgens, vor dem Austreiben, 1 bis 2 Pfund abgekochtes Leinſamenwaſſer, in welchem ½ Loth Salpeter vorher aufgelöſet worden iſt, einſchütten. Dem nicht trächtigen Viehe kann man zuweilen auch des Morgens etwas Knoblauch eingeben. Das Maul des Viehes muß man des Morgens oder Abends, vor dem Eingeben, mit einem dienlichen Waſſer, vermittelſt eines leinenen oder wollenen Lappens, auswaſchen. Hierzu nimmt man etwa 2 Pfund gemeines Waſſer, in welchem man ½ Loth Salpeter, und 1 bis 2 Loth Küchenſalz auflöſet, und 6 bis 8 Loth Weinſtein, auch allenfalls 1 Loth Honig darunter

ten die Blasen in demselben. Solches Auswaschen mit starkem Salzwasser wurde bey manchem Stück Vieh, zumahl wenn etwa noch mehr Blasen im Maule oder zwischen den Klauen wieder entstanden waren, etliche Tage lang wiederhohlet. Viele unvermögende Leute brauchten bey ihrem mit dieser Krankheit nicht sehr behafteten Viehe weiter nichts, und dasselbe wurde binnen 5 bis 8 Tagen wieder gesund. Bey andern Stücken Vieh aber, welche von dieser Krankheit stärker angegriffen waren, brauchte man zwar auch Salz-Wasser zum Auswaschen, es wurde aber allemahl, nach dem Auswaschen, das Maul und die Füße, wo die Blasen aufgerieben worden waren, zur Heilung, Theer, oder, welches noch lindernder und heilender war, gelbes Wagenschmier (welches von den Seilern aus gelbem Peche und Leinöhl zum Verkaufe gemacht wird,) eingestrichen. Nachdem aber kein Theer mehr, wegen dessen häufigen Gebrauches und Abganges, damahls zu bekommen, auch eben deswegen das Wagenschmier selten geworden war, brauchte man, zum Einschmieren, Honig mit gutem Nutzen; in dessen Ermangelung einige das Maul des Viehes nur mit Wasser, in welchem Zucker aufgelöset war, auswuschen. Innerlich wurde fast gar nichts eingegeben. Das Vieh, welches nicht gar sehr krank war, blieb ziemlicher Maßen bey seinem gewöhnlichen Fressen; und man merkte bey vielen Kühen gar keine Verminderung ihrer Milch, bey andern aber nur ein Par Tage lang, wenn nähmlich das Vieh, wegen des schmerzhaften Maules, weniger als sonst fraß. Bey demjenigen Vieh hingegen, welches von der Krankheit hart angegriffen wurde, dessen Zunge sich nach einigen Tagen wohl gar abschälete, weshalb dasselbe fast gar nichts, wenigstens nichts hartes, fressen konnte, wurde, wie leicht zu erachten ist, auch ein starker Abgang der Milch, wenigstens so lange, bis sie wieder gut fressen konnten, gespüret. Diesem Vieh,

digkeit beygesellet, wogegen sich in Wasser aufgelöseter Traganth, äußerlich angestrichen, zum Trocknen und Heilen nützlich erwiesen hat. Sonst lassen sich auch, zum Lindern und Heilen, Oehle dagegen gebrauchen, als: frisch ausgepreßtes Leinöhl, Königskerzenöhl, oder Johannisöhl.

Wenn sich bey solchem Vieh eine harte Geschwulst an einem Fuße einfindet, so muß man erweichende warme Umschläge darauf legen, damit sich dieselbe vertheile, oder, weil solches selten geschieht, bald vereitere und weich werde, und das Geschwür, damit es nicht weit um sich fresse, bald geöffnet, gereiniget und gehörig geheilet werden könne. Die Umschläge kann man von Pappelkraut, gemeinen Kamillen- und Hohlunder-Blumen, Rockenkleyen, Leinmehl, oder zerstoßenem Lein- und Bockshorn-Samen, machen, wenn man diese Dinge mit Wasser zu einem Brey kochet, auch wohl hernach noch Leinöhl darunter mischet, damit der Brey nicht zu bald hart werde; welchen, auf ein leinenes Tüchlein etwas dick gestrichenen Brey man hernach über den geschwollenen Fuß warm überbindet, und wenn solcher Ueberschlag kalt oder hart werden will, alsdenn zu wiederhohlten Mahlen warmen und weichen so lange überschlägt, bis die harte Geschwulst, zum öffnen, genug erweicht ist. Die alsdenn geöffnete Geschwulst kann man, zur Beförderung der Reinigung und Heilung des Geschwüres, äußerlich mit einer aus Theer oder Wagenschmier und weißem Stärkmehl bestehenden Salbe behandeln, und davon auf ein leinenes Tüchlein streichen, oder auf Carpie thun, und es in und auf das Geschwür legen, auch es, bis zur erfolgten Heilung, täglich ein Pac Mahl erneuern. Anstatt dieser Theersalbe, kann man sich auch einer Digestivsalbe, die man in den Apotheken bekommt, bedienen.

Hinken der Schafe. Wenn die Schafe, wegen Erweichung ihres Hornes, weil sie lange im Miste ge-

stan-

hingeht, zum Unterſchiede von der Rückfährte, welche es macht, wenn es von einem Orte herkommt.

Hinter-Fleck, im g. L. und bey den Schuſtern, ein Fleck, d. i. Flicken, unter dem Abſatze des Schuhes; Niederſ. Achterflicken.

Hinter-Fuß, der hintere Fuß eines vierfüßigen Thieres; im Gegenſatze der Vorderfüße; Niederſ. Achterpote.

An den Menſchen wird der hintere Theil des äußerſten Fußes, der Theil um die Ferſe, der Hinter-Fuß genannt, dagegen bey manchen Zergliederern der Plattfuß, Metatarſus, dieſen Nahmen führt.

Hinter-Gang, bey den Jägern, der Gang eines Thieres aus dem Walde zu Felde; der Ausgang.

Im Oberdeutſchen iſt der Hintergang, oder Anlaß, ein gütlicher Vergleich zwiſchen zwey ſtreitende Parteyen; ein Compromiß.

Hinter-Gebirge, im Bergbaue, der hintere Thril eines Gebirges, im Gegenſatze des Vordergebirges; imgl. ein Gebirge, welches einen hintern Theil hat, d. i. welches auf der andern Seite wieder fällt, wenn es ſich auf der einen erhebet; ſ. Th. XVI, S. 548.

Hinter-Gehäſe, ſ. Th. XVI, S. 629.

Hinter-Geſchirr, das hintere Geſchirr; beſonders an den Pferdegeſchirren, derjenige Theil, welcher um den Hintern der Pferde kommt, im Gegenſatze des Vordergeſchirres.

Hinter-Geſchühe, ſ. Hinter-Leder.

Hinter-Grund, in der Mahlerey, Fr. Champ, Derriere d'un tableau, das Hintere eines Gemähldes, worauf alles gemahlt iſt, und wovon es doch abgeſondert ſcheinen muß; im Gegenſatze des Vordergrundes.

Hinter-Halt. 1. In der Chymie, dasjenige Silber, welches das Scheidewaſſer bey dem Golde hinter oder zurück läſſet, der Hinterhalt von dem Scheidewaſſer.

2. Der-

2. Ein Activum, zurück lassen, von Dingen, welche man nicht mitnehmen kann, oder will. Seinem Freunde ein Andenken hinterlassen, vor seiner Abreise. Einen Befehl hinterlassen, ihn vor seiner Abreise geben, im g. L. auch verlassen. Er hat es so hinterlassen, vor seiner Abreise, vor seinem Weggange so geordnet. In engerer Bedeutung, bey seinem Tode auf der Welt lassen; im g. L. gleichfalls verlassen. Viel Vermögen hinterlassen. Er hat seinen Kindern nichts hinterlassen. Die Hinterlassenen, welche ein Verstorbener auf der Welt zurück lässet, besonders dessen nächste Verwandte, die Hinterbliebenen. Im Oberdeutschen wird es in noch mehrern Fällen für zurück lassen gebraucht, wovon die im Hochdeutschen noch üblichen nur einige Ueberbleibsel zu seyn scheinen.

Hinterlassenschaft, zeitliches Vermögen, welches ein Verstorbener auf der Welt zurück lässet; die Verlassenschaft.

Hinterlastig, in der Schifffahrt. Das Schiff ist hinterlastig, wenn es hinten zu sehr beladen ist; im Gegensatze des Vorlastig.

Hinter-Lauf, bey den Jägern, der Hinterfuß eines Hirsches und Thieres; im Gegensatze des Vorderlaufes. Siehe Lauf.

Hinter-Leder, das am hintern Theile eines Dinges befindliche Leder, im Gegensatze des Vorderleders. Bey den Schuhen wird derjenige Theil des ledernen Schuhes, welcher die Ferse umgibt, das Hinterleder genannt, im Gegensatze des Oberleders. Im Oberdeutschen heißt es das Hintergeschühe; Nieders. Hackenleder, von Hacke, die Ferse.

Hinterlegen, (den Ton auf der dritten Sylbe) eigentlich zurück legen, doch nur noch in engerer Bedeutung, bey jemanden verwahrlich niederlegen, ihm in Verwahrung geben, deponiren, niederlegen, in welcher Be-

Hinter-Siedler, ſ. im vorhergeh. Artikel.

Hinter-ſpätig, hinterſpädig, bey den Tuchſcherern, ungleich von Haaren der Länge nach, denjenigen Fehler zu bezeichnen, wo das Tuch ungleich geſchoren iſt, folglich die Haare an einigen Stellen länger ſind, als an andern. Es geſchieht ſolches, wenn der Scher-Tiſch nicht ſo gleich und eben iſt, wie er ſeyn ſoll, ſondern Gruben hat, in welche alsdenn das Tuch hinein weicht, und ſich der Schere entzieht.

Nach dem Friſch gehört die letzte Hälfte dieſes Wortes zu Spieß, Spine, Niederſ. Spet. Aber was bedeutet alsdann hier hinter?

Hinter-Span, in den Salzhütten; ſ. Span.

Hinter-Staude, auf den Papiermühlen, die geſpaltene Pfoſte, in welcher das Hintertheil der Schwinge vermittelſt eines Bolzens beweglich iſt. S. Staude.

Hinter-Steven, ſ. Steven.

Hinter-Studel, ſ. Studel.

Hinter-Verdeck, ſ. Verdeck.

Hinter-Zange, bey den Tiſchlern, die zweyte hölzerne Schraube an einer Hobelbank; im Gegenſatze der Vorderzange.

Hintere, (der) in der anſtändigen Sprechart, der hintere Theil des menſchlichen Körpers in der Gegend des Maſtdarmes; das Geſäß, weil man zugleich darauf ſitzet, im g. L. der Arſch, der Steiß, der Bürzel, in den niedrigen Sprecharten das Hinter-Caſtell, Niederſ. das Gat, Lat. Anus, Podex, Sedes, Poſteriora, Infernum. Fr. le Derriere, Cul oder Cu. Jemanden den Hintern zukehren.

Im weitläuftigen und allgemeinen Verſtande verſteht man unter dem Hintern den ganzen hinterſten, unterſten und letzten Theil des Stammes am Körper, welcher ſowohl aus feſten harten Theilen, aus dem Geſäßknochen, Steiß- oder Schwanzbeine (Os coccygis), und den beyden unterſten großen Hervorragungen bey-

Hiobs-Thräne, eine Gattung indianiſcher, dem türkiſchen Weitzen ſehr ähnlicher, noch mehr aber den Gräſern ſich nähernder, Pflanzen mit halb getrennten Geſchlechtern und drey Staubwegen, deren Samen einer Thräne oder einem Tropfen gleichen; Thränengras, Coix *Linn.* Lacryma Jobi *Tourn.* Fr. Larme de Job. Es gibt zwey Arten davon:

1. Hiobsthräne mit eyrunden Samen, Coix Lacryma Jobi ſeminibus ouatis *Linn.* Nach C. Bauhin's Vermuthung hat ſie ſchon Theophraſt unter dem Nahmen Coix beſchrieben, und Dioſcorides und Plinius Lithoſpermum arundinaceum genannt. Sonſt kommt ſie bey den meiſten ältern Schriftſtellern unter dem Nahmen Lacryma Jobi vor; bey Cäſalpin heißt ſie Lacryma vulgo; bey Tragus und Gesner, Lacryma Chriſti; bey dieſem auch Lithoſpermum maius; oft noch mit dem Beynahmen fruticoſum; bey Lacuna, Lithoſpermum primum, und Dalechamp ſetzt noch das Beywort arundinaceum hinzu; bey Gesner heißt ſie auch anderswo: Arundo lithoſpermos; bey J. Bauhin: Milium arundinaceum, und Hermann ſetzt noch hinzu: ſemine lithoſpermi facie, maximo, duriſſimo. Rumph beſchreibt ſie unter dem Nahmen Ova piscium. Sie wächſt in beyden Indien, und auf den Inſeln des Archipelagus wild. Sie hat eine dicke, faſerige Wurzel, aus welcher 2 oder 3 knotige Stängel, ungefähr 2 Fuß hoch, hervor wachſen. An jedem Knoten befinden ſich lange, ſchmahle und den Rohrblättern ähnliche Blätter. Unten an demſelben ſtehen die Blumen in Riſpen, an kurzen Stielen. Dieſe Riſpen ſind nur männliche Blumen, und unter ihnen befinden ſich eine oder zwey weibliche. Die männlichen Blumen verwelken bald, nachdem ſie ihren Samenſtaub abgeſchüttelt haben; der Fruchtkeim der weiblichen Blumen aber ſchwillt zu einem weißen oder aſchgrauen, glatten, harten und glänzenden Samen auf, welcher einer Thräne

oder großen Perle ähnlich ist. Die Pflanze wird in Spanien und in Portugal häufig angebauet, wo die armen Leute aus den Samen, in Ermangelung andern Getreides, Mehl mahlen, und ein grobes Brod daraus backen. Auch in Ostindien genießt man sie wegen ihrer Süßigkeit, aber erst, nachdem man sie lange eingeweicht und geschält hat. In unsern Gegenden säet man den Samen, welchen man aus Portugal bekommt, im Frühlinge in ein gemäßigtes Mistbeet. Die jungen Pflanzen setzt man hernach auf eine warme Rabatte, wenigstens 2 Fuß weit aus einander, und wenn sie Wurzel geschlagen haben, bedürfen sie keiner fernern Wartung, als des Gätens. Sie blühen in der Mitte des Sommers, und wenn die Witterung günstig ist, so wird der Same um Michaelis reif.

Exercitatio phyſico-chemico-medica de medicamento arcano polychreſto, Lacrymae Jobi dicto, in artis ſalutaris incrementum conſignata à JO. GER. WAGNER. 1733. 4. 2 B.

2. Amerikanische Hiobsthräne mit eckigen Samen, Coix americana ſeminibus angulatis *Royen. & Mill.* Diese Art erreicht eine Höhe von 7 bis 8 Fuß. Der Stängel ist hart, wie Rohr oder indianisches Korn; er breitet sich in Aeste aus, und treibt viel Blumenrispen. Man pflanzt sie bey uns in Töpfe, und senkt sie in das Lohtreibhaus, wo sie den Winter überleben, und im andern Samen tragen.

1. Hippe, oder Hippel (*), [die] Fr. Cornet, im g. L. einiger Gegenden, z. B. in Thüringen und Franken, eine Art dünner harter Kuchen von Milch, Mehl und Eyern, nicht viel dicker als eine Oblate, welche in besonders dazu, in Gestalt einer Zange gemachten, eisernen Formen, welche das Hippeneisen oder Hippel-Eisen, Fr. Fer à faire des cornets, heissen, gebacken wer-

(*) Frisch glaubt nicht unwahrscheinlich, daß Hippel, verkürzt Hippe, aus dem Franz. Oublie herstamme, welches aus Oblata gebildet worden.

werden. Wenn ſie nach dem Backen zuſammen gerollet werden, werden ſie Hohlhippen, Hohlhippeln, Hohlhippelchen, Krollkuchen, Krullkuchen, (welche Benennung auch die Zimmetröhrchen führen,) oder Rollkuchen, genannt.

Man nimmt ½ Pfund klein geſtoßenen Zucker, 1 Pf. Weitzenmehl, 2 Eyerdotter, 4 Loth gute friſche Butter, und 3 Nößel Waſſer; läßt die Butter in einem von den 3 Nößeln Waſſer, welche man beynahe ſieden laſſen muß, ſchmelzen, und knetet alsdenn alles zuſammen. Mit dieſem Teige überſtreicht man das Hippeneiſen, zwickt es zu, hält es über das Feuer, und bäckt ſolcher Geſtalt die Hippen, wie Waffeln.

Eine Anweiſung, verſchiedene andere Arten von Hippen, als: mit Pomeranzenblüthen, von Quitten, mit Anis, mit Mandeln, von Zucker ꝛc. zu backen, findet man im Frauenzimmer-*Lexicon*, Lpz. 1773, 8. Col. 1397 — 1399.

2. **Hippe**, im g. L., eine Benennung verſchiedener krummer Werkzeuge ſowohl zum Hauen, als zum Schneiden.

1. Eine Sichel oder kleine Senſe, zum Abhauen des Graſes oder Getreides, in welcher Bedeutung es nur noch an einigen Orten üblich zu ſeyn ſcheint. Schlage an mit deiner ſcharfen Hippen (Hippe) und ſchneide die Trauben auf Erden, Offenbar. 12, 18. 19. Bey den Dichtern wird die Senſe, mit welcher man den Tod zu mahlen pflegt, noch zuweilen die Hippe genannt.

2. Bey den Gärtnern und Winzern iſt die Hippe, oder wie es in einigen Gegenden von den gemeinen Leuten ausgeſprochen wird, die Heppe, L. Falcula, Fr. Faucillon, Serpe, Serpette, ein von gutem Stahl verfertigtes krumm gebogenes Meſſer, zum Beſchneiden der Bäume und Weinſtöcke. Die Gartenhippe hat keinen geraden Griff, wie die Winzerhippe, ſondern ein krummes Heft, welches alſo eingerichtet iſt, daß die Hand darin Platz hat, und ſich regen kann. Die Winzerhippe wird auch das Rebmeſſer, Stockmeſſer und Weinmeſſer genannt. Die Blu-

Eine gemeine Art, den Hippokraß zu machen, iſt dieſe, daß man zu 3 Maß weißen Wein 2 Loth Zimmet, und ein wenig Ingber, beydes klein geſtoßen, und ein Pfund Zucker, nimmt, dieſe Species zuſammen in den Wein, in einem ſaubern wohl vermachten Geſchirre 7 bis 8 Stunden weichen, hernach 6 bis 8 Mahl durch einen wollenen Sack laufen läßt, alsdenn den Hippokraß in Flaſchen gießt, dieſelben wohl vermacht, und zum Gebrauch aufhebt.

Oder, man nimmt zu 3 Meßkannen Wein, 3 Loth Zimmet, 1 Loth Violenwurzel, Paradieskörner und Ingber, von jeden 1 Quent, Zucker $\frac{1}{4}$ Pfund, zerſtößt und pulveriſirt alles, und bereitet den Hippokraß auf obige Weiſe.

Einige ſieden auch wohl eine Portion Wein mit gedachten Gewürzen, und laſſen ihn, wenn er einige Stunden in einem wohl bedeckten Geſchirre geſtanden hat, durch einen Zwillich, oder, welches beſſer iſt, durch einen reinen Filzſack laufen, und verwahren ihn zu beliebigem Gebrauche. In dieſem Falle verfährt man folgender Maßen. Man ſetzt eine Portion Wein zum Feuer, läßt ihn gelinde ſieden, hebt ihn alsdenn vom Feuer, und wirft zu 8 Kannen Wein 3 Loth guten Zimmet, 2 Loth Muskatennuß, 1 $\frac{1}{2}$ Pf. Zucker, alles grob zerſtoßen, rührt es durch einander, läßt gedachten Wein mit dieſem Gewürze abermahl ſieden, und verkühlen. Hierauf ſchüttet man geſtoßene Würz-Nelken 1 Quent, Cardamomen 1 $\frac{1}{2}$ Loth, fein geſchnittene Cubeben $\frac{1}{2}$ Pf. zuſammen in einen oben weit und unten enge gemachten Barchent- oder Filz-Sack, gießt den zwey Mahl geſottenen Wein darauf, preßt den Sack ein wenig, und läßt den Wein in ein reines Faß durch das Spundloch verſeihen, ſchlägt das Faß feſt zu, und läßt es etliche Tage ſtehen und gähren.

Oder, will man eine Eſſenz haben, woraus man allezeit einen Hippokraß machen kann, ſo nehme

Beſſer hat ſich dieſes Wort in den folgenden Zuſammenſetzungen erhalten, in deren meiſten das einfache Hirn gewöhnlicher iſt, als das verlängerte Gehirn. Auch kommt das Diminut. das Hirnlein, für Gehirnlein oder Gehirnchen noch in der Zergliederungskunſt vor, die kleinere hintere runde Maſſe des Gehirnes zu bezeichnen, L. Cerebellum, im Gegen-Satze der vordern größern, welche im engſten Verſtande das Hirn oder Gehirn genannt wird.

Hirn-Brecher, im g. L. einiger Gegenden, eine Benennung eines ſchlechten Weines, welcher den Kopf einnimmt und Kopfſchmerzen verurſacht, und auch Hirnreiſſer, Kopfbrecher, Kopfreiſſer genannt wird.

Hirn-Brüten, eine nur im g. L. Oberdeutſchlandes übliche Benennung des Wahnſinnes, der Raſerey.

Bey dem Notker Hinairbrütten, Hina irbrutteni, und bey dem großen Haufen der Oberdeutſchen noch jetzt das Hirn-Brüten, wodurch ſich Friſch verleiten laſſen, dieſes Wort als eine Anſpielung auf die Bruthennen anzuſehen. Die zweyte Hälfte iſt das alte brutten, verwirren, beunruhigen, welches bey dem Notker mehrmahls vorkommt; daher dieſe Krankheit auch an einigen Orten das Hirntoben genannt wird. Im Oberdeutſchen hat man auch das Bey- und Nebenwort hirnbrütig, für raſend, toll. Siehe Hirn-Wuth.

Hirn-Entzündung bey dem Rindvieh, ſ. Th. XVI, S. 644, fgg.

Hirn-Geſpinnſt, ein Werk der bloßen Einbildungskraft, welches entweder gar nicht, oder doch nicht auf die eingebildete Art vorhanden iſt; im verächtlichen Verſtande; im Dän. Hirneſpind. Herder nennt diejenigen, welche Hirngeſpinnſte ausbrüten, mit einem neuen Worte Hirnweber.

Hirn-Grille, ein kleiner Vogel, welcher ſich gern um Steinfelſen aufhält, und in Italien und der Schweitz am bekannteſten iſt; Fringilla Citrinella *Linn.* Fr. Tarin. Er iſt grün und gelblich von Federn, an der

Hirn-Pfanne, ſ. Hirn-Schale.
Hirn-Reiſſer, ſ. Hirn-Brecher.
Hirn-Rotz, ſ. Rotz, eine Krankheit der Pferde.
Hirn-Schädel, ſ. den folgenden Artikel.
Hirn-Schale, L. Caluaria, Cranium, Fr. Crane, Teſt, Tête, diejenige, aus mehrern Beinen zuſammen geſetzte halbrunde Höhle, worin ſich das Gehirn befindet; im verächtlichen Verſtande der Hirnſchädel, die Hirnpfanne, Gehirnpfanne, Niederſ. Bregenpanne, von Bregen, das Gehirn, Engl. Brainpan; ehedem auch der Hafen, der Haupthafen.

Man pflegt bisweilen dieſe beyde Benennungen eines knöchernen Theiles des Kopfes, Hirnſchädel und Hirnſchale von einander zu unterſcheiden, indem man unter dem Hirnſchädel nur den oberſten gewölbten Theil deſſelben verſtehen will, auf welchem, nach Art der alten Kriegsrüſtung, der Helm ſaß, oder der heut zu Tage gemeiniglich von dem Hute bedecket wird, und deswegen manchmahl im Lat. Galea, Fr. Calotte, oder die Kappe, heißt. Nach der gemeinen Mundart aber haben beyde Ausdrücke einerley Bedeutung, und man verſteht hierunter den oberſten halben Theil des knöchernen Kopfes im Durchſchnitte, welcher ſowohl mit ſeinen äußerlichen als innerlichen Knochen, nicht nur den Hut oder obern gewölbten Theil deſſelben, ſondern auch die Grundfläche der Hirnſchale, Baſis cranii, und mithin überhaupt diejenige große Knochenhöhle ausmacht, in welcher das Gehirn nebſt ſeinen zugehörigen Theilen enthalten iſt. Es beſteht die Hirnſchale aus 8 Knochen, welche folgende ſind: 1. das Stirnbein, Os frontis; 2. und 3. zwey Seitenknochen, oder Vorder-Hauptsknochen, duo oſſa bregmatis, ſ. parietalia, ſ. ſincipitis; 4. und 5. zwey Schlafbeine, duo oſſa temporum; 6. der Hinterhauptsknochen, Os occipitis; 7. das keilförmige Bein, oder der Keilknochen, Os ſphenoideum, ſ. cuneiforme; 8. das Siebbein, oder

der

Hirnschalen zu Trinkgeschirren aufgehoben, welche die Begüterten mit Golde umher eingefasset haben. Andere Skythen hingegen dehnten ihren Widerwillen, nach dem Berichte des Herodotus, so weit aus, daß sie das Fleisch ihrer Feinde auffraßen, und ihr Blut aus ihren Hirnschalen tranken. Diese Gewohnheiten mögen vielleicht die durstigen Celten auf den Einfall gebracht haben, die Hirnschalen zierlicher zuzurichten und zum Trinken zu gebrauchen. Wer hierüber noch tiefer in das Alterthum zu dringen wünscht, der lese den Lipsius und Lotichius über den Petron. Man lese auch dasjenige, was Keysler, im 2 B. seiner Reisen, S. 202, von dem zu Ganta, hinter Rom, aufbehaltenen Gerippe (Skelett) des in der Belagerung der Stadt Rom gebliebenen Herzoges Carl von Bourbon, dem die Officiers der dortigen Besatzung ehemahls, bey sonderbaren Freudensbezeugungen, und wenn der Wein die Köpfe eingenommen hatte, seine Hirnschale abzulehnen und Gesundheiten daraus herum zu trinken pflegten, meldet.

K. von den Trinkbechern aus den Hirnschalen der Menschen, im 50 St. der Hannov. gel. Anz. a. d. J. 1750, S. 238.

Sieben oder acht Seemeilen von Axim, in Guinea, befindet sich ein großes und schönes Fort, welches die Brandenburger erbauet haben, nun aber den Holländern gehört, und unter dem Nahmen Conny's Schloß bekannt ist. Denn als die Preußen, welche es sonst im Besitze hatten, die Küste verließen, so überließen sie es einem schwarzen Kaboschir, Nahmens Joh. Conny, mit scharfer Verordnung, es an niemand, als an Preußen zu übergeben. Bald darauf verkaufte der König von Preußen seinen ganzen Antheil an der Küste von Guinea der holländisch-westindischen Gesellschaft, worin nebst diesem Forte noch ein anderes begriffen war. Als die Holländer das Fort im Besitz nehmen wollten, schlug ihnen solches Conny ab, worauf ein Krieg von etlichen Jahren erfolgte, welcher die Holländer viel Blut und Geld kostete. Conny ward auf seine Siege stolz, und ein Todtfeind der Holländer. Er hatte einen kleinen Weg von dem äußern Thore nach der innern Abtheilung seines Schlosses aus den Hirnschädeln der von ihm erschla-

hufiges vierfüßiges wildes Thier, mit einem dichten äſtigen Geweihe, welches ſich in den Wäldern aufhält, und das edelſte und ſchönſte unter allem vierfüßigen Wildbret iſt, welches zur hohen Jagd gerechnet wird. Im engern Verſtande wird nur die größere Art dieſer Thiere, der Rothhirſch (wegen ſeiner rothbraunen Farbe), der edle Hirſch, welcher ein kegelförmiges zurück gebogenes Geweih mit ſpitzigen Enden hat, Cervus (Elaphus) cornibus ramoſis totis teretibus recurvatis *Linn.* mit dieſem Nahmen belegt; dagegen man im weitern auch wohl den kleinern Rehbock, Capreolus *L.*, deſſen Weibchen das Reh iſt, und deſſen kegelförmiges Gehörn am Ende in zwey Spitzen getheilt iſt, und den im VIII Th. S. 658, fgg. beſchriebenen Damhirſch (Tannhirſch), Dama *Linn.* deſſen Geweih nur am Ende ſchaufelig iſt, mit unter die Hirſche zu rechnen pflegt.

Der Hirſch männliches Geſchlechtes wird der Hirſchbock, von den Jägern auch nur ſchlechthin der Hirſch, genannt. Das Weibchen des Hirſches, nennt man ſo lange eine Hirſchkuh, eine Hindinn, bis der Hirſch ſich mit ihr begattet (ſie beſchlägt); und wenn die Hindinn geworfen (geſetzt) hat, Fr. faonner, nennen ſie die Jäger ein Thier oder Wild, L. Cerua, Fr. Biche, Engl. Hind. Das Junge der Hirſchkuh wird Hirſchkalb, oder Hindekalb, Fr. Faon de biche, auch Faon oder Fan ſchlechtweg, genannt. Im Deutſchen verſteht man zuweilen durch Hirſchkalb nur das männliche Junge der Hirſchkuh, und nennt dagegen das weibliche Junge, ſo lange es noch nicht über ein Jahr alt iſt, Thierkalb oder Wildkalb. Der Hirſch und die Hirſchkuh zuſammen, werden mit dem Geſchlechtsworte Hirſchwildbret oder Rothwildbret belegt.

Die gewöhnlichſten weidmänniſchen Redensarten von dem Hirſche ſind folgende: Der Hirſch hat

ein

ſches auf die Thiere wegen der Vermiſchung, die Brunft; er tritt auf die Brunft. Der Hirſch ſchreyet, nicht brüllet. Wenn er ſich auf das Thier ſetzt, und ſich mit demſelben vermiſchet, ſo heißt es: er beſchlägt das Thier, oder der Beſchlag; wenn das Thier empfangen hat, es geht hoch beſchlagen oder tragend; das Thier ſetzt das Kalb, nicht es kalbet. Der Hirſch fliehet oder iſt flüchtig, nicht er rennet; er fliehet oder fällt über das Zeug, die Lappen ꝛc. nicht, er ſpringt darüber. Wo man ihn ſieht oder ſpüret, heißt gezogen. Er ſteht, nimmt die Weide an, oder zieht ins Gras. Er zieht zu Holze, geht in ſeinen Stand; er ſteckt in dem Revier, nicht er liegt darin; er hat ſich niedergethan, nicht niedergelegt; er hat kein Lager, ſondern ein Bett; er äßet ſich, nicht er freißt; er zieht auf das Geäß, nicht auf die Weide; er fällt ins Garn, nicht er ſpringt hinein; er färbet ſich, nicht er haaret; die Hirſche kämpfen mit einander, nicht ſie ſtoßen ſich. Der Hirſch iſt den Hunden entlaufen; wird zu Holze geſchoſſen, wenn er nicht bald niederfällt; ſchweißet, oder gibt Fährte und Gemerk; er wird von den Jägern erſchlichen und gepürſchet, nicht geſchoſſen; wenn er aber nicht gleich fällt, ſondern nur angeſchoſſen (weidewund geſchoſſen) wird, verfolgen ſie ihn mit dem Schweißhunde, bis ſie ihn wieder zum Schuß bekommen, oder für Mattigkeit niedergethan finden, da ſie ihn denn fangen (abfangen), nicht ſtechen, und alſo erlegen oder fällen. Oder, er wird gejaget, und zwar entweder durch ein umſtelltes Jagen, oder durch ein ſo genanntes Rennjagen (Lauf- oder Parforce-Jagd). Er ſtürzt, wenn er über den Haufen ſchlägt, nicht fällt; er endet, nicht ſtirbt; er wird aufgebrochen und hernach zerwirkt oder zerlegt; er iſt feiſt, nicht fett. Wenn das Thier Menſchen oder ſonſt etwas merket, ſo läßt ſich zuweilen eins von den alten Thieren mit einem lauten Ruf hören, welches

ſo groß geworden iſt, daß der Hirſch dadurch am Sehen gehindert wird, ſo ſucht er irgendwo an Bäumen und Sträuchen ſich zu reiben, und ſie dadurch abzuſtreiffen oder abzuſtoßen, da ſie denn bisweilen die Jäger finden, und oft ſehr theuer verkaufen, weil ſie als eine herzſtärkende, ſchweißtreibende, und allen giftigen und peſtilenzialiſchen Seuchen widerſtehende Arzeney, inſonderheit auch wider die Epilepſie hochgehalten, ja dem Bezoar an Kräften wenigſtens gleich, wo nicht für den echten Bezoar ſelbſt gehalten wird. Es pflege aber damit viel Betrug vorzugehen.

Glandula nova lachrymalis vna cum ductu excretorio in ceruis & damis, à D. JO. JAC. HARDERO anno proxime elapſo detecta & in binis literis deſcripta, ſt. in den *Act. Erud. Lipſ.* 1694, M. Febr. S. 49 — 52.

Eb. Deſſ. de lacrymarum receptaculo ac earundem in ceruis concretione obſ. anat. ſt. in *Jo. Jac. Mangeti biblioth. medico-pract.* To. III. Genev. 1698. f. S. 3, f.

De Arabum, ex ceruorum lachrima Bezehardt, ſ. JO. LANGII *epiſtſt. medicinal.* Hanov. 1605. 8. Lib II. Ep. 24, S. 596 — 599.

De lacryma cerui, ſ. JO. JAC. MANGETI *biblioth. pharm. med.* To. I. Genev. 1703. f. S. 545 und 547, f.

SAM. NEBELII obſ. de glandula lachrymali Harderiana, non tantum in ceruis, ſed etiam aliis diuerſi generis animalibus reperta, ſt. in den *Miſc. Nat. Cur.* Dec. III. A. III. Obſ. 164.

JO. GE. SOMMERI obſ. da binis lapidibus ſubter vtrumque oculum cerui repertis, ſt. in den *Miſc. Nat. Cur.* Dec. II. A. IX. Obſ. 15.

JO. JAC. WEPFERI obſ. de lacryma cerui, ſt. eb. daſ. Dec. II. A. VI. Obſ. 118.

Der Hirſch hat im obern Kiefer vorn an der Seite 2 krumme Zähne, die man Haken nennt, und auf jeder Seite eben deſſelben Kiefers 6 Backenzähne. Im untern Kinnbacken (*) befinden ſich 8 Schneide-Zähne, und wieder an jeder Seite deſſelben Kiefers 6 Backenzähne, welches zuſammen, die 2 krummen Zähne mitgerechnet, 34 beträgt. Der Hals iſt erhaben. Das Gehörn, welches der Hirſch auf ſeinem Kopfe trägt, (das Hirſchhorn, Hirſchgeweih, Geſtän-

(*) Nicht im obern, wie ſowohl in dem franzöſ. Original des Hrn. v. Büffon, oder vielmehr des Hrn. Daubenton, als auch in der deutſchen Ueberſetzung, irrig ſteht.

ge, L. Cornu cerui. Fr. Corne de cerf), und welches man nur bey dem männlichen Hirsche antrifft, der sich auch durch den zottigen Hals von der Hirschkuh unterscheidet, ist dicht und ästig mit zurück gebogenen Spitzen oder Enden. Die Läufe (Füße) sind hoch und geschlank. Die Blume (der Schwanz) ist klein. Der Hirsch hat, wegen seines Wiederkäuens, einen doppelten Magen. An der Leber aber ist, wie bey allem Rothwildbret, keine Gallenblase zu finden; dagegen sieht sowohl bey dem Hirsch, als dem Thiere, die Blume ganz gallengrün aus, und ist von einem dermaßen bittern Geschmacke, daß auch die Hunde dieselbe nicht fressen mögen; daher sie auch von Einigen für das Behältniß der Galle gehalten wird. Wenn aber auch die Leber, und das ganze Geräusch, als: Lunge, Herz und Leber, mit einer Brühe gekocht wird, und man den Geschmack der Leber insonderheit recht genau bemerkt, so ist diese, gegen Herz und Lunge, merklich bitterlicher im Geschmacke, daß also doch die Galle, wenn sie auch in der Blume sitzt, subtile Zugänge zur Leber und zum Magen von dorther haben mag.

Der Hirsch behauptet, in Ansehung seiner Stärke, Größe und Lebhaftigkeit, den Vorzug vor allen andern Thieren, die in Wäldern leben; und da es das edelste von allen ist, so dient es auch zu dem edelsten Vergnügen des Menschen.

Die Hirsche sind nicht alle von gleicher Größe, sondern es ist dieselbe nach Beschaffenheit der Länder, wo sie sich aufhalten, sehr unterschieden. Hirsche, die ihre Aetzung (Nahrung) auf großen reichen Kornfeldern haben, sind stärker und höher, als die, welche in trocknen, steinigen, mit großen wüsten Heiden umgebenen, und von fruchtbaren Feldern weit entlegenen Wäldern wohnen. Diese letztern sind kurz, niedrig und untersetzt. Zu Folge dieser ihrer kleinen Gestalt sind sie zwar nicht so schnell, als die großen Hirsche, allein

allein sie sind desto listiger, und machen den Hunden viel länger zu schaffen, als jene. Sie haben gemeiniglich niedrige schwarze Köpfe, und lange Haare om Kopfe und Halse. Hirsche hingegen, die auf reichen Feldern stehen, haben hoch aufgesetzte Köpfe, deren Farbe röthlich ist, und beynahe so aussieht, als die Rinde der Bäume, die in fettem Erdreiche wachsen.

Unter allen Berghirschen ist der Hirsch auf der Insel Corsika der kleinste; denn er ist kaum halb so groß, als der gewöhnliche Hirsch. Es ist daher unstreitig, daß der Unterschied der Größe dieses Thieres von der Nahrung, die er genießt, abhängt. Steht er auf reicher fetter Aeßung, so wird er stark, feist, und bekommt ein schönes Gehörn; steht er hingegen auf unfruchtbarem schlechtem Boden, so bleibt er klein und setzt ein schlechtes Gehörn auf. Ein geringer, d. i. magerer Hirsch wird bey den Jägern Grashirsch genannt.

Das Gewicht eines Hirsches beträgt in unsern Gegenden gemeiniglich 3 bis 400 Pfund. Doch hat man auch bisweilen Hirsche gejaget, welche 650 Pf. und darüber gewogen haben.

Nachricht von einem großen Hirsche an 12 Enden, welcher 8 Ctn. 10 Pf. gewogen, und vom Herzoge zu Weissenfels in den schmonischen Gehölzen d. 14 Aug. 1726 geschossen worden, s. im 37 Vers. der Bresl. Samml. v. Aug. 1726, S. 216, f.

In Ansehung der Haare oder Farbe (Fr. Pelage) der Hirsche, wollen Einige drey Gattungen bemerkt haben, nähmlich die braunen, falben und röthlichen. Die braunen sind stärker, schneller und größer als die andern, und haben ein edles Wildbret; die falben tragen das Haupt empor, und haben ein schwaches Geweih; die aber einen schwarzbraunen Strich über den Rücken haben, werden für edle und gute Hirsche gehalten. Die röthlichen, welche von Einigen wieder in gemein rothe, bräunlich rothe und gelbrothe eingetheilet werden, sind meistentheils jung und dauerhaft, und machen den Hunden bey der Parforce-Jagd viel zu schaffen. In den böhmischen Wäldern werden viel Hirsche gefunden, welche sich, wo Kohlen gebrannt

werden, aufhalten, eine dunkelbraune Brust, und lange Zotten am Halse haben, auch stärker vom Leibe, als die andern, sind. Diese nennt man Brandhirsche. Nach der Brunst verfärben sich die Hirsche, d. h. sie verlieren ihr Haar, wie alle andere wilde Thiere, da sie langes und dunkles Winterhaar, welches mehr in das Graue fällt, bekommen. Im Frühjahre fallen diese lange Haare aus, und werden durch kürzere röthere, die einen schönen Glanz haben, ersetzt. Man nennt dieses ebenfalls verfärben. Die übrigen Abwechselungen in der Farbe der Hirsche sind rar. Man hat nähmlich ganz weiße, rothe mit weißen Flecken, rothe mit Bläßen und vier weißen Läufen bis an das Knie, und endlich gibt es auch silberfarbene Hirsche. Die weißen sind wohl die seltensten, und scheinen Hirsche zu seyn, die ehemahls, aber schon vor langer Zeit, zu Hausthieren gemacht worden. Aristoteles und Plinius gedenken zwar der weißen Hirsche; man sieht aber aus ihren Berichten, daß man sie damahls eben so wie jetzt, als eine Seltenheit betrachtet habe.

Döbel erzählt, im churfürstl. sächsischen Thiergarten bey Colditz, in der merseburger Aue, bey Dobrilugk in der Niederlausitz, im Würtembergischem, in dem bey Ludwigsburg und Altpo befindlichen Thiergarten, bey Eisenach ꝛc. theils schneeweiß, theils auch silberfarbene Hirsche gesehen zu haben. Er hat auch den Einfangung eines Hirsches im Fürstenthume Ho beygewohnt, welcher zwar größtentheils roth, aber doch mit weißen Flecken gescheckt war. Im Thiergarten bey Ebersberg sahe er etliche rothe Hirsche mit einer langen weißen Bläße vom Kopfe bis auf die Nase, und mit Läufen, welche bekommt von den Schalen, bis an die Hälfte ihrer Klauen weiß waren. Ganz weiße Hirsche hat auch Hr. Graf in dem markgräfl. brandenburgischen Thiergarten gesehen, welche, wie die weißen Damhirsche, im waren, als wenn sie im Sommer sich verfärbet Haar ein wenig in das Gelbliche spielte. einem weißen Hirsch, s. im 55 Vers. der Brest. 1726, S. 1057.

Der

Der Hirsch hat ein scharfes Gesicht, ein leises Gehör, und wenn er unter Wind ist, d. h. wenn ihm der Wind entgegen kommt, so vernimmt oder riecht er sehr weit. Wenn er horcht, so recket er den Kopf in die Höhe, spitzt die Ohren, und richtet sie nach der Gegend, wo der Schall herkommt, und hört in dieser Stellung sehr weit. Wenn er aus dem Walde in ein niedriges Gebüsch tritt, daß er nur bis an den halben Leib bedeckt ist, so bleibt er stehen, sieht sich nach allen Seiten um, bückt sich mit dem Kopfe unter Wind, und wittert, ob auch Gefahr für ihn vorhanden sey. Ausserdem ist der Hirsch von Natur neugierig und schlau. Wenn man ihm von weitem stark zuruft oder pfeiffet, so bleibt er stehen, und sieht mit starren Blicken nach den vorbey fahrenden oder gehenden Menschen oder Vieh hin; und wenn er sieht, daß man sich nicht nach ihm wendet, kein Gewehr oder Hunde bey sich hat, und er also nichts zu befürchten hat, so geht er ganz vertraulich (gelassen, zuversichtlich) und stolz vorüber, und wird nicht flüchtig. Ueberhaupt fürchtet sich der Hirsch weit weniger vor Menschen, als vor Parforcehunden. Wenn er nur einen anschlagen hört, so erschrickt er gleich dermaßen, daß ihm alle Haare auf dem Ziemer zu Berge stehen; das Gebelle anderer Hunde und Bauerköter hingegen achtet er so sehr nicht. Von der Musik ist er ein so großer Liebhaber, daß er im Anfange der Parforcejagd dicht vor den Hunden bleibt, ja wohl gar zuweilen zurück kommt, bloß um das Wald-Horn recht deutlich zu hören; und wenn man ihm zuweilen zu dicht auf den Leib gekommen ist, so kann man ihn zum Stehen bringen, wenn man ihm etwas vorpfeifft, oder auf einem Blase-Instrumente etwas vorspielt.

Der Hirsch ist in der Wahl seiner Nahrung sehr delicat, und ich werde weiter unten zeigen, wo er in den verschiedenen Jahrszeiten seine Aeßung sucht. Er ißt

oder äßet sehr langsam, und wenn er geäßet hat, legt er sich gemeiniglich nieder, um in Ruhe zu wiederkäuen. Dieses geschieht bey ihm aber nicht mit der Leichtigkeit, wie bey dem Rindvieh. Er bringt das Verschluckte nur gleichsam ruck- oder stoßweise aus dem ersten Magen wieder in die Höhe. Dieses hat seinen Grund in der Länge und Richtung des Weges, den die Speise durchlaufen muß. Bey dem Ochsen ist der Hals kurz und gerade, bey dem Hirsch hingegen lang und gebogen; es gehört also bey letzterm mehr Gewalt dazu, die Speise wieder in die Höhe zu treiben, und es kann solches nicht wohl anders, als durch ein heftiges Aufstoßen geschehen, welches man von außen sehr deutlich wahrnehmen kann, und die ganze Zeit des Wiederkäuens hindurch währet. Der Hirsch trinkt im Winter wenig, und noch weniger im Frühlinge. Das zarte und frisch behaarte Gras löscht um diese Jahrszeit seinen Durst hinlänglich. Im Sommer aber bey großer Hitze und Dürre, trinkt er aus Quellen, Bächen, oder auch aus Pfühlen, wo er nur Wasser findet; und in der Brunftzeit ist er so erhitzt, daß er allenthalben dem Wasser nachgeht, nicht nur um seinen brennenden Durst zu stillen, sondern auch durch öfteres Baden seinen erhitzten Körper abzukühlen. Er schwimmt sehr gut, besonders kurz nach der Brunft, weil alsdenn seine Feiste leichter ist, als das Wasser, welches vorher den Raum, den sie ausfüllete, einnahm. Er durchschwimmt, oder, jägermäßig gesprochen, durchrinnt große Ströhme, und man behauptet sogar, daß er in der Brunftzeit durch die Witterung der Hindinnen verführt wird, sich in das Meer zu stürzen, und von einer Insel zur andern, wenn sie auch viele Meilen weit von einander entfernt sind, zu schwimmen. Einem verfolgten Hirsch ist es etwas leichtes, eine Hecke oder Wand, die über 6 Fuß hoch ist, zu überfliehen (darüber hinweg zu springen).

Ein

Ein erschreckter, gesprengter, oder in Furcht und Flucht gebrachter Hirsch, thut, mit allen zusammen genommenen Kräften, außerordentliche Sätze. Findet er irgendwo in seinem Laufe ein Hinderniß, und getrauet sich über zu setzen, so ist er sogleich entschlossen, thut einen Satz, streckt, um sich mit dem Gehörne Platz zu machen, den Kopf voraus, und zieht die Vorderläufe ganz an sich, wie ein Pferd im Capriolen. Daher es falsch ist, wenn er im Ueberfliehen mit ausgestreckten Läufen abgebildet wird. Die richtigste Stellung eines überfliehenden Hirsches, findet man in Rödingers Entwurf einiger Thiere, 3 Th. Tab. 48, und eines flüchtigen, mit zurück gebogenem Kopfe, Tab. 52.

Der Hirsch ist schon in einem Alter von 18 Monathen im Stande, sich fortzupflanzen. Denn man sieht oft Spießer, oder Hirsche, welche im Frühlinge des vorigen Jahres gesetzt worden, im Herbste darauf das Thier beschlagen. Man könnte zwar aus dem Grunde noch einigen Zweifel hieran hegen, weil die Spießer alsdenn erst die Hälfte oder höchstens zwey Drittel ihres völligen Wachsthums erreicht haben, und die Hirsche bis ins achte Jahr wachsen, und ihr Gehörn bis zu diesem Alter jährlich stärkere Stangen und mehrere Enden aufsetzt. Man muß aber hier auch erwägen, daß das Kalb im ersten und zweyten Jahre ungemein schnell wächset, und daß bey ihm schon ein Ueberfluß an Nahrungssäften vorhanden seyn müsse, weil es bereits Spieße aufsetzt, welches das untrieglichste Merkmahl seines Zeugungsvermögens ist. Ob es gleich, überhaupt genommen, ausgemacht ist, daß die Thiere sich nicht eher fortpflanzen können, als bis der größte Theil ihres Wachsthums zurück gelegt ist: so scheinen doch diejenigen, welche zu einer bestimmten Zeit zu brunften oder zu leichen pflegen, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen. Die Fische z. E. leichen, ehe sie noch den vierten, ja wohl gar den achten Theil ihres Wachsthums erreicht haben; und die vierfüßigen Thiere, welche, wie der Rothhirsch, der Damhirsch, das Reh, das Elend, das Rennthier u. a. m. ihre ge-

setzte Brunftzeit haben, erhalten auch das Vermögen, sich fortzupflanzen, eher als die andern.

Der Hirsch wird, bereits erwähnter maßen, wenn er geboren wird, ein Hirschkalb genannt. So bald daſselbe ein Jahr alt ist, nennen es die Jäger, bis zu der Zeit, da es selbst zu brunften und zu setzen anfängt, ein Schmahlthier, (Schmahlwildbret) Fr. Hère, weil es alsdenn noch schmahl, d. i. klein und unansehnlich ist. In dem ersten Jahre erheben sich auf der Stirn junger Hirsche männliches Geschlechts nur zwey Hügelchen, oder kleine Buckel, die noch in keine Berechnung des Gehörnes kommen. Diese Hügelchen bekommen bald darauf eine längliche cylindrische Gestalt, und sehen wie Spieße aus; daher man die jungen Hirsche nach dem ersten Jahre, wo ihr Geweih noch keine Aeste hat, Spießer oder Spießhirsche, im mittlern Lat. Brokettus, (von Broca, Fr. Broche, ein Spieß,) Fr. Broquart, Daguet, oder Cerf à sa première tête, Engl. Pricket, nennt. Nach dem zweyten Jahre erscheinen an der Seite der Stangen des Geweihes die ersten Spitzen, Sprossen, Zacken, oder so genannten Enden, Fr. Cors. In dem dritten Jahre nähmlich setzt er sein zweytes Gehörn auf, welches 4, auch 6 Enden hat, und alsdenn heißt er ein Hirsch vom zweyten Kopfe, Fr. Cerf à la seconde tête. Im vierten Jahre hat das neu aufgesetzte Gehörn 7, auch 8 Enden, und der Hirsch wird ein Hirsch vom dritten Kopfe genannt. Mit fünf Jahren setzt er zum vierten Mahl auf, hat 12 bis 14 Enden, und wird alsdenn für keinen jungen Hirsch mehr angesehen, sondern heißt ein schlecht jagdbarer Hirsch (ein Schneider). Im siebenten Jahre ist er völlig ausgewachsen, setzt aber doch ein neu Gehörn mit 14, 16, auch 18 gut oder schlecht vereckten Enden (*) auf, und heißt ein

(*) Der Hirsch hat vereckte Cin einigen Mundarten vereuket, wenn sein Geweih alle Enden bekommen hat; wo Ecke für Enden des Gewähes zu bezeichnen scheint.

ein völlig jagdbarer, ein alter, oder groſſer Hirsch, Fr. un vieux cerf, oder grand cerf. Im folgenden Jahre wird er ein groſſer alter oder Capital-Hirsch, Fr. un grand vieux cerf, genannt; alsdenn aber ist die Anzahl der Enden bey den folgenden Gehörnen unbestimmt, und der Hirsch hat vielleicht in einem Jahre mehr Enden aufgesetzt, als im folgenden; hingegen werden die Stangen und Enden in diesem letztern stärker und länger seyn; und man wird demnach den Hirsch nach diesen Kennzeichen dennoch in Ansehung seines Alters richtig ansprechen können, ob er gleich eine geringere Anzahl Enden hat. Ich werde hiervon weiter unten mit mehrerm sprechen.

Der Hirsch ist unter allen Thieren dasjenige, welches am frühesten und ungestümsten von dem sinnlichen Verlangen nach der Begattung (der Brunft, Fr. Rut) beherrscht wird. Der Platz, auf welchem der Hirsch seine Brunft vollbringt, und sich nach derselben abkühlet, wird der Brunftplatz, Brunftstand, oder der Blohm (*) genannt. Kaum ist der Hirsch anderthalb Jahr alt, so ist er, wie kurz vorher erwähnt habe, schon fähig, sein Geschlecht fortzupflanzen; und man sollte meinen, daß solche frühzeitige Begattung eine sehr zahlreiche Vermehrung dieser Art veranlassen müßte. Allein, der ganz junge Hirsch tritt nicht zuerst in (auf) die Brunft, sondern die völlig jagdbaren, und so genannten schlecht-jagdbaren Hirsche machen den Anfang. In Griechenland ging, wie Aristoteles berichtet, die Brunftzeit bereits den ersten August an; in Ländern aber, wo das Klima nicht so heiß ist, treten die alten Capitalhirsche, wenn sie keinen kalten Winter, hingegen einen schönen Sommer und rechte fette Aeßung gehabt haben, gemeiniglich zu Ende des Augusts, oder um

(*) Es scheint, daß dieses Wort nur eine verderbte Aussprache von Plan ist, weil die Jäger diesen Platz auch einen Plan zu nennen pflegen.

um Aegidii (d. 1 Sept.) auf die Brunft; wiewohl man Beyſpiele hat, daß ſolches auch im Februar geſchehen iſt.

Nachricht von Hirſchen, welche im Februario geſchrien und gebrunſtet, mit zur Hetzjagt. ſ. im 15 Verſ. der Berl. Samml. a. Jahr. 1756. S. 248.

Sie kommen alsdenn aus den Dickichten hervor, wo ſie ihr neues Gehörn aufgeſetzt haben, ziehen mit der Naſe an der Erde, wie der Hund, und ſpüren auf dieſe Art, und mit einem melancholiſchen Anſehen, die Witterung der Hindinn aus. Bald darauf artet dieſe Melancholie in eine Art von Wuth aus. Die Hirſche ſangen alsdenn ſo heftig und aus vollem Halſe zu ſchreyen (brüllen, Fr. raire), daß ihnen der Hals und die Kehle aufſchwillt. Sie ziehen am hellen Tage über die offenen Felder, laufen hin und her, traben ungeſcheut durch weite Strecken, und verlieren ihre angebohrne Schüchternheit, indem ſie ſich vor nichts zu fürchten ſcheinen. Sie ſcharren die Erde mit den Vorderläufen auf, werfen ſie um ſich, und graben mit den unterſten Enden oder Spitzen an den Geweihen (den Augenſproſſen) ſo große Stücke aus dem Erdboden, daß man ſolche Stellen für das Gewühl (den Bruch) eines wilden Schweines anſehen könnte. Sie ſchlagen auch mit dem Gehörne gegen die Bäume und Zäune, als wenn ſie ihre Feinde oder Nebenbuhler heraus fordern wollten. Um dieſe Zeit nimmt man auch eine große Veränderung an ihrer Loſung wahr. Wenn ſie in denen Wäldern, wo ſie ſich aufhalten, keine Thiere antreffen, gehen ſie der Witterung eines andern Waldes nach, und ſetzen durch die ſtärkſten Ströhme, um dahin zu gelangen. Wenn zwey Hirſche bey einem Thiere zuſammen treffen, ſo geht es an ein Kämpfen, und der ſtärkſte behält den Platz. Man kann dieſes beſonders in Thiergärten mit Vergnügen anſehen. Der Hirſch wendet alsdenn alle ſeine Stärke und Geſchicklichkeit an, ſeinen Feind zu überwinden; und

und wenn er einen tapfern, eben so starken Hirsch zu seinem Gegner findet, so drohen sie sich erst beyde von fern, schreyen mit Heftigkeit, und scharren mit den Vorderläufen die Erde auf. Will bey diesen Drohungen keiner von beyden weichen, so fahren sie wüthend auf einander los. Der Kampf besteht in einem starken Zusammenschlagen des Gehörnes, da einer dem andern Stöße beyzubringen, und sie sich abzuwehren suchet. Im Anfange fahren sie, nach einem angebrachten Stoße, oder, wie es die Jäger nennen, Schlage, wieder von einander, um durch einen gewaltigen Anlauf die Wirkung des zweyten Schlages zu vermehren; und wenn dieses flüchtige erste Vorspiel eines feurigen Kampfes keinen zum Weichen bringt, so fahren sie mit dem Gehörne heftig zusammen, daß man das Krachen davon sehr weit hören kann, und bleiben so mit angeschlossenen Köpfen gegen einander stehen, indem das gleiche Maß der angewendeten Kräfte sie im Gleichgewichte erhält, und ihre Wirkung aufhebet. Wenn man eine Berechnung der von beyden Theilen angesträngten Kräfte anstellen könnte: so würde man mit Verwunderung sehen, daß der Nacken des Hirsches eine Gewalt von vielen 100, ja fast von tausend Pfund, ausübet. Bey dieser Gelegenheit geschieht es oft, wenn der Gegner zu schwach, oder minder geschickt, als der andere, ist, daß ein Hirsch dem andern mit den Augensprossen eine Wunde beybringt, die oft so gefährlich ist, daß der Hirsch daran verenden muß (*). Es hat sich auch schon zugetragen, daß zwey Hirsche sich mit den Stangen dermaßen verwickelt hatten, daß sie nicht wieder loskommen konnten, und verendet im Walde, auch bereits von Wölfen und andern Raubthieren angefressen, gefunden worden. In der königl. Kunst- und Na-

(*) Wenn ein Hirsch mit dem Gehörne einem Thiere oder Menschen eine Wunde beybringt, so sagt man, der Hirsch oder der Mensch sey geforkelt worden.

in Acht, wenn zwey Hirsche mit einander kämpfen, und fliehen, nachdem sie dieselben in aller Eile beschlagen haben, schnell davon. Die Hindinnen aber ziehen die alten Hirsche den jungen vor, nicht weil sie tapferer, sondern weil sie hitziger und begieriger auf die Brunst sind. Indessen sind die alten Hirsche sehr unbeständig, und haben oft mehrere Thiere zu einer Zeit. Wenn sie nur eins haben, so bleiben sie nur wenige Tage bey demselben, suchen sich alsdenn wieder ein anderes auf, welches sie denn auch verlassen, und so flattern und schwärmen sie von dem einen zum andern, bis sie völlig entkräftet und erschöpft sind. Das Haar um die Geburtsglieder ist alsdenn schwarz, und das kurze Wildbret ist gemeiniglich sehr geschwollen. Diese verliebte Wuth dauert ungefähr 3, bisweilen auch 6 Wochen. Während dieser Zeit äßen die Hirsche wenig, schlafen und ruhen gar nicht, sondern schweifen Tag und Nacht umher, indem sie immer entweder mit niederhangendem Kopfe dem Thiere auf der Fährte folgen, oder schreyen, bald mit einem Nebenbuhler kämpfen, und alsdenn wieder beschlagen oder fliehen. Sie kommen daher auch dermaßen schwach und mager aus der Brunft, daß sie sich erst nach langer Zeit wieder erhohlen. Ist Mast oder viel wildes Obst vorhanden, so geschieht dieses bald; ist aber Mangel daran, und fällt ein häufiger und tiefer Schnee, daß sie nicht wohl zum Grase und zu den Kräutern gelangen können, so kommen sie erst im Frühlinge wieder zu Kräften. Die Hirsche, welche man kurz nach der Brunft vor die Meute (die Jagdhunde bey der Perforcejagd) bringt, machen es daher gemeiniglich nicht lange; und diese Zeit komme den Jägern gut zu Statten, um die Hunde auf die Cüree (das Jagdrecht) hitzig zu machen. Um diese Zeit aber sind auch die Hirsche für Hunde und Menschen am gefährlichsten, weil sie sehr wüthend um sich stoßen, und sich in der Brunftzeit gemeiniglich in

trock-

trocknen Feldern vor die Meute stellen, und da verenden. Ihre Stöße sind alsdenn auch um so gefährlicher, da ihr Gehörn, währender Brunst ungemein giftig ist. Man muß sich ihnen daher nur mit der äußersten Behutsamkeit nähern; und man thut unter solchen Umständen wohl, wenn man die jungen Hunde beym Stellen auf koppelt, weil ihre wenige Geschicklichkeit und Erfahrung sie der Gefahr aussetzen würde, gespießt oder wohl gar getödtet zu werden.

Weil die von einem Hirsche beygebrachten Wunden gemeiniglich tödtlich sind: so ist daher im Französ. die Redensart entstanden: Au Cerf la bière (die Todtenbahre), & au sanglier le mière (oder le mire, der Wundarzt) d. i. die Wunden, die der Hirsch macht, sind tödtlich, die vom wilden Schweine aber können geheilt werden.

Die Brunst der jagdbaren Hirsche nimmt also, wie ich bereits gesagt habe, mit dem 1sten Sept. ihren Anfang, und geht den 20sten desselben Monathes zu Ende. Bey schlecht jagdbaren Hirschen fängt sie gegen den 10 Sept. an, und endiget sich in den ersten Tagen des Octobers. Bey jungen Hirschen währt sie vom 20 Sept. bis zum 15 Oct.; und zu Ende dieses Monathes stehen nur noch die Spießer auf der Brunst, weil sie am spätesten eintreten. Sehr kalte Witterung und schlechte Aetzung können verursachen, daß die Hirsche später in die Brunst treten; und unter gewissen Umständen brunsten die ältesten Hirsche sehr spät, wenn sie z. E. bey irgend einer Gelegenheit schwer verwundet, oder, wegen einfallender Nacht, auf einer Parforcejagd verlassen worden sind, da sie bald verenden wollten. In solchen Fällen haben sie an ihren Wunden oder von der Strapaze so viel gelitten, daß sie nicht eher brünstig werden, als bis sie sich völlig wieder erhohlt haben.

Es gibt außerdem auch in Ansehung der Zeit, in welcher die Hirsche von verschiedenem Alter früher oder später auf die Brunst treten, noch einen Fall der Ausnahme. Es treten nähru-

nähmlich einige schlecht-jagdbare Hirsche bisweilen eher auf die Brunst, als die Capital-Hirsche; und dieses kommt daher, weil jene von alten Thieren, die gleich zu Anfange der Brunst von völlig jagdbaren Hirschen belegt worden, gefallen sind, da hingegen diese von jungen Thieren, die erst spät im Jahre belegt worden, geboren sind. Aus dieser Beobachtung folgt also, daß die Zeit der Geburt weit mehr, als das mehrere oder wenigere Alter der Hirsche, den Zeitpunct bestimmt, in welchem sie auf die Brunst treten, und daß von dieser Zeit auch das Ab- und Aussetzen ihres Gehörnes, und überhaupt alle ihre natürliche Bedürfnisse abhängen.

Die Brunst der Hindinnen fällt natürlicher Weise in dieselbe Jahrszeit, und steht mit der Hirschbrunst in völlig gleichem Verhältnisse. Die ältesten machen den Anfang. Einige sehr alte feiste Thiere werden zeitig hitzig, und bleiben es lange; allein sie bestehen nicht (nehmen den Beschlag nicht an), und werden wegen ihrer Unfruchtbarkeit, gelte Thiere oder Gelttiere, Fr. Brehaigne, genannt. Diese werden weit stärker an Wildbret, und sind viel feister, als die andern.

In der Brunstzeit können junge lehrbegierige Jäger am meisten lernen; denn da haben sie Gelegenheit, Hirschfährten von allen Gattungen und von allem Alter ansichtig zu werden. Sie können alsdenn alle Kennzeichen der Fährten an den Spitzen, Schalen und Ballen bemerken; sie lernen den Hirsch nach seiner Spur und nach seinem Wandel ansprechen. Sie finden einige, die ganz gelassen einher gegangen sind; andere, die gekrabt haben; und noch andere, die flüchtig geworden sind, wiewohl aus den flüchtigen Fährten nichts sicheres zu schließen ist. Um diese Zeit sind aber die Hirsche sehr schwer zu bestätigen und abzusondern, weil sie beständig herum schwärmen und die Thiere aufsuchen. Treten sie in irgend ein Gehäge, so durchstreichen sie die Mitte und alle Winkel desselben, gehen einen Weg zehn und mehr Mahl hin und her, und wechseln alsdenn nach einem andern, wo sie es eben so machen, und sich selten über 2 Stunden aufhalten, daß es also äußerst schwer ist, sie um diese Zeit zu bestätigen. Hierzu kommt noch, daß die Leithunde vor dem unausstehlichen Geruche, den die Hirsche in der Brunst ausdünsten, einen solchen Ekel haben, daß sie lieber auf alten, als auf frischen Fährten suchen; und es ist daher

um so weniger zu verwundern, daß junge Hunde die Fährte eines Brunfthirsches überlaufen, da viele alte Leithunde um diese Zeit den Hirsch bloß unter Wind wittern, und sich dabey öfters anwehnen, gar nicht auf die Fährte zu achten.

Das Thier (die Hirschkuh) geht, nach Einiger Meinung, 8 Monathe und einige Tage hochbeschlagen, d. h. tragend; Andere rechnen 40 Wochen. Es läßt sich dieses nicht genau bestimmen, weil man den Tag der Empfängniß nicht mit Gewißheit angeben kann. Indessen ist so viel gewiß, daß die mehresten Thiere im May, oder im Anfange des Jun. setzen, und zwar gemeiniglich 1 Kalb, sehr selten 2. Wenn das Thier setzen will, begibt es sich nahe an die Land-Straße, oder an einen Ort nahe an einer Quelle, an einer Wiese, oder an einem jungen Gehölze, wo es nicht weit nach der Nahrung gehen darf, und dem Kalbe, wenn es schreyet, bald zu Hülfe kommen kann. Das Kalb hat im Anfange viel weiße Flecken über den ganzen Leib, die es aber gegen den Winter verliert. Das Thier verbirgt sein Junges unter dem langen Grase und Gebüsche, wo es selten länger, als bis es trocken ist, liegen bleibt. Die Mutter führt es einige Stunden hernach mit der möglichsten Vorsicht, um nicht gesehen zu werden, von diesem Orte weg, an einen andern, wo es ebenfalls unter Gras und Gebüsche verborgen liegt. Die Stellung eines jung gesetzten Kalbes ist gemeiniglich rund zusammen gelegen mit der Nase am Spiegel (*), weil es zu matt ist, den Kopf aufrecht zu erhalten. Dieses bleibt auch nachher ein sicheres Merkmahl von Schwäche und Krankheit bey einem erwachsenen Stücke Wildbret, wenn man es auf diese Art liegen findet. Kälber, die man jung aufzieht, sind dem Tode nahe, so bald sie diese Stellung annehmen, und ihnen

(*) Spiegel, ist bey allem Wildbret der Fleck weißlicher Haare, so es gerade auf den Steiß hat.

ihnen nicht bald zu Hülfe gekommen wird. Die ersten Par Tage kommt das Thier zu dem Kalbe, um es zu säugen. Das Kalb sauget stehend. Am dritten, oder spätestens vierten Tage ist es schon stark genug, der Mutter allenthalben zu folgen, auch flüchtig genug, einem Menschen oder einem kleinen Hirtenhunde zu entfliehen, und, indem es sich plötzlich in dem langen Grase drückt, ihm aus den Augen zu kommen. Ist Gefahr von Hunden oder Füchsen und andern Raub-Thieren vorhanden, so stößt die Mutter selbst das Kalb in dem langen Grase und Gebüsche nieder, und geht dem Feinde entgegen, um sich von demselben jagen zu lassen. Solchergestalt wendet sie mehrentheils die Gefahr von ihrem Jungen ab, indem sie sich derselben ganz aussetzt; und nachdem sie durch diese List den Feind entfernt hat, weiß sie ihr Kalb sehr wohl wieder zu finden. Das Kalb läuft erstlich der Mutter nach; wenn es stärker geworden ist, geht es vor ihr her, und hält sich bis in das dritte Jahr zu ihr.

Wenn die Hirsche durch den häufigen Genuß der Thiere völlig entkräftet und abgezehrt sind, so scheint es, als ob sie sich ihres elenden und kümmerlichen Zustandes schämten. Sie werden alsdenn schüchtern und furchtsam; und da sie nicht hinlängliche Kräfte fühlen, eine Jagd auszuhalten, so verbergen sie sich in die stärksten Dickichte, wo sie sicher zu seyn glauben. Diejenigen, welche die nahen, an guten Kornfeldern liegenden Waldungen, wo sie vor der Brunst gestanden haben, noch nicht vergessen haben, gehen wieder im Monath November dahin zurück, und erhöhlen sich daselbst. Diese kommen auch wirklich weit eher wieder zu Kräften, als andere, die in den Dickichten nur einige vom Schwarz-Wildbret übrig gelassene Eicheln, oder Heide- und Distelkraut finden. So bald aber im December starke Kälte einfällt, gehen auch jene Hirsche in die Dickichte, und versammeln sich mit Hirschen

nglich dem bittern, weichen oder harzigen Holze, als: Tannen, Fichten, Sahlweiden, Erlen, Aespen ꝛc. wiederfährt. Bey grosser Kälte äßen sich die Hirsche von Holzrinden, so weit sie an den Stämmen reichen können. Um dieses einiger Maßen zu verhüten, muß man sie in den Thiergärten und Gehägen, in den Heuscheunen (s. oben, S. 268), oder sonst an gewissen hierzu bequemen Plätzen, mit nothdürftiger Fütterung versehen.

Um die Hirsche von den Kohlgärten abzuhalten, pflegt man über den Zaun eine Leine zu ziehen, weil die Hirsche alsdenn darüber zu springen, sich nicht getrauen.

Der Hirsch hat in seinem ersten Alter ein sehr schnelles Wachsthum. Kaum vergeht ein völliges Jahr von seiner Geburt, bis zu dem Zeitpuncte, wo der Ueberfluß der Nahrung schon anfängt, sich von außen durch die Erzeugung des Geweihes zu entdecken. Wenn er im Maymonathe gesetzt worden ist: so sieht man im folgenden Jahre, zu Anfange eben dieses Monathes, das Geweih aus dem Stirnbeine hervor treiben. Derjenige Theil des Stirnbeines, auf welchem zunächst das Geweih sitzt, wird bey den Jägern der Rosenstock, Fr. le Tête, genannt, a, Fig. 1333; der krause Kranz oder Ring an dem untern Theile des Geweihes, oder der untere ausgezackte Theil und gleichsam der Fuß der Stangen, auf welchem sie stehen, b, die Rose, Fr. Fraise; die kleinen krausen Knöpfchen unten am Geweihe nahe am Kopfe an der Rose, Perlen oder Steine; die beyden langen Theile eines Geweihes, welches unten die Rose, oben die Krone, und dazwischen die Enden tragen, c, die Stangen, Fr. Mérain, Merein, mit ihren, in die Länge sich erstreckenden kleinen Vertiefungen (Rinnen) d; die untersten Enden oder Spitzen am Geweihe, deren an jeder Seite eins nahe an dem Kopfe über dem Auge sitzt, die Augensprossen oder Weidsprossen, Fr. Andouillers, e; die Enden, welche sich unmittelbar über den Augensprossen befinden, f, die Eissprüssel (in den

gleiche Anzahl Enden haben, so wird der Hirsch dem ungeachtet nach der doppelten Anzahl der Enden, die auf der stärksten Stange stehen, benannt, und es wird alsdenn das Beywort ungerade hinzu gefüget. So heißt z. B. ein Hirsch, welcher auf einer Seite 10, und auf der andern 11 Enden hat, dennoch ein Hirsch von zwey Mahl 11, oder 22 Enden, und zwar ein ungerader Zwey und Zwanziger. Wenn an einer Stange auch bisweilen ein oder das andere Ende noch ganz stumpf oder kurz ist, so gilt es doch für ein Ende, und wird, nach der alten Weidmanns-Regel, mitgezählt, wenn es nur so lang hervor steht, daß ein Jäger sein Hornfessel daran aufhängen könnte. Fig. 1343 bildet das Gehörn eines ungeraden Zwey und Zwanzigers ab, wobey ein solches stumpfes Ende A ist, welches mitgezählt wird. Wenn die Hirsche alt werden, oder eine schlechte Aeßung haben, oder bey einem anhaltenden Winter kärglich oder gar nicht gefüttert werden, kurz, wenn sie an Kräften abnehmen, so seßen sie, nachdem sie abgeworfen haben, ein Gehörn mit wenigern Enden auf, als sie zuvor getragen haben; nach der Jägersprache heißt dieses: sie seßen zurück. In solchem Falle sind die Stangen zwar stark, aber kurz, und haben weit wenigere Enden, als sie nach der Stärke oder dem Alter des Hirsches haben sollten; ja, es gibt Gehörne von ganz alten Hirschen, die nur aus zwey ganz starken und stumpfen Spießen beſtehen, wie Fig. 1344 zeigt.

In der Churmark waren vor 1740, die Hirsche mit 20 bis 26 Enden nichts ungewöhnliches. Der König Friedrich Wilhelm in Preußen, hägete in dem potsdamischen Thiergarten einen Hirsch, welcher, seiner ansehnlichen Größe wegen, der große Hans genannt wurde, und an dem zuerst in der Gefangenschaft abgeworfenen Geweihe 24 Enden hatte. Auf dem Sahle des so genannten Junkerhofes zu Danzig

Wie bey allen merkwürdigen und seltenen Vorfällen, Fabeln mit eingemischet zu werden pflegen: so ist dieses bey Gelegenheit der Entdeckung vielendiger Hirsche nicht unterblieben. Denn man meldet, wie Beckmann anführt, aus Lippehne, in der Neumark, daß im J. 1712, in dem dortigen See, ein angeschossener Hirsch von 166 Enden todt gefunden sey, dessen Geweih der damahlige Oberforstmeister von Mühlenheim dem Könige nach Berlin geschickt habe.

Es gibt auch Hirsche, welche ihrer Größe und besondern Zeichnung und Geweihe wegen, Aufmerksamkeit verdienen.

Im J. 1705 hat man in der spandauischen Stadtheide einen Hirsch angetroffen und gefangen, welcher ganz getiegert war, auf dem Rücken einen großen weißen Fleck, welcher wie ein englischer Sattel aussah, um den Augapfel einen rothen Ring, und an den Füßen korallenrothe Schalen hatte. Hieher gehören auch die Hirsche mit einem breiten weißen Strich über den Vorderläufen und Ziemern, die man vormahls in der Altmark gefunden hat; imgleichen der Hirsch aus der drewitzischen Heide von 1718, welcher, vom Nacken an, über den ganzen Rücken, bis über die Keulen, einen handbreiten, und vom Rücken rechter Hand, bis unter den Bauch, einen fußbreiten Streiffen hatte.

In Ansehung des sonderbaren, ungestalten, oder so genannten widersinnigen Gehörnes, gibt es einige, die nur auf einer Seite eine Stange, auf der andern aber einen ungefähr ½ Fuß hohen, Stumpfen (Stümmel) haben. Bey einigen stehen die Stangen dicht an einander, und haben jede nur einen Augensprossen; andere haben 2 Stangen auf Einer Rose, und nur eine auf der andern. Bey einigen sind die Stangen stark rückwärts gebogen, und die Augensprossen stehen vorwärts über die Augen krumm gebogen; andre sind wie ein Jagdhorn gekrümmt, andere haben nur zwey bloße Stangen ohne Enden; und noch andere haben nur an beyden Seiten 2, ungefähr 4 Finger breite, Stumpfen. Endlich gehören hieher auch diejenigen Gehörne, die aus mehr als 2 Stangen bestehen, oder zu bestehen scheinen. Ein Gehörn mit doppelten Augensprossen, sieht man Fig. 1346, und ein Gehörn mit krummen Enden, Fig. 1347, abgebildet. Fig. 1348, ist ein Gehörn, welches aus 4 Stangen zu bestehen scheint, aber der Endenzahl nach von einem Hirsche von 12 Enden ist, den der

Herzog Friedrich Heinrich von Würtemberg, im J. 1720, im Rechenberger Forste bey Wannenthal in der Brunft gebürscht hat. Fig. 1349, ist ein Gehörn von einem einsprossigen Hirsche, welchen 1738 Maria Augusta, Herzogin von Würtemberg, in dem kirchheimer Forste geschossen hat.

In der drewitzischen Heide hat man 1711 einen Hirsch gesehen, dem die untersten Enden bis vor das Maul herunter gegangen, und die ihm bey der Aesung sehr hinderlich waren, daher er auch bey der Aesung den Kopf beständig schief halten mußte.

Im J. 1704 ließ sich, nach der Brunftzeit, eben daselbst ein Hirsch sehen und nahe antreten, dessen Stangen oben in der Krone rund und hohl, wie ein ordentlicher Napf, waren, und wenigstens 1 Quart Wasser hielten. Im J. 1711 fand sich, in eben diesem Forste, nach der Brunftzeit, ein Hirsch, dessen 2 Stangen ungefähr ¾ Elle lang, aber 4 Fäuste dick, und ohne Enden waren. Nachdem er diese Stangen abgeworfen, hat man sie hohl befunden.

Zu Karzig in der Neumark, ward von K. Friedrich I. ein Hirsch von 3 Stangen, 2 auf der rechten Seite mit 12, und eine auf der linken mit 4 Enden, erleget.

Da, erwähnter Maßen, die Anzahl der Enden nicht allemahl bestimmt ist, so würde die darnach angestellte Beurtheilung des Alters eines Hirsches sehr unsicher seyn. Hingegen gibt es am Gehörne andere und sicherere Kennzeichen, wornach man den Hirsch zuverlässig ansprechen kann. Diese Kennzeichen bestehen in dem nähern oder weitern Abstande, und größern oder kleinern Umfange der Rose, in der größern oder kleinern Gestalt der Steine und Perlen, in der Stärke oder Schwäche der Stangen, in der mehrern oder wenigern Tiefe der Rinnen, in der mehr oder weniger ausgebreiteten Krone, und endlich in der Stellung und Länge der Enden. Mit dem Bewußtseyn dieser Kennzeichen versuche es nunmehr ein Anfänger, zwey Hirsche nach ihrem Gehörne anzusprechen, davon der eine ein jagdbarer Hirsch, der in einer schlechten Gegend aufgewachsen ist, der andere hingegen ein Hirsch vom dritten oder vierten Kopfe ist, der sich in einem reichen

reichen Kornfelde ohne Kummer und Unruhe genähret hat, und dessen Stangen und Enden stärker und länger, als die Stangen und Enden des jagdbaren Hirsches, sind. Läßt man sich hier durch die Größe und Stärke des Gehörnes verleiten, so wird man nothwendig den jüngsten dieser beyden Hirsche für den ältesten ansprechen, und dadurch Unwissenheit verrathen; denn man hat nicht beobachtet, daß bey dem jungen Hirsch die Rose 3 Finger breit vom Kopfe abstand, daß die Steine daran nur ganz klein, die Rinnen in den Stangen ganz flach waren, und sich nur bis auf die Hälfte der Stangen erstreckten, an welchen die Perlen noch sehr wenig hervor rageten, und daß endlich am äußersten Ende des Gehörnes keine Krone, sondern nur zwey gerade Spieße vorhanden waren. Bey genauerer Untersuchung würde man im Gegentheil gefunden haben, daß an dem Gehörne des jagdbaren Hirsches, welches man für das jüngste angesehen hat, die Rose nur 1 Finger breit vom Kopfe abstand, daß die Steine am Rosenstock stark und erhaben waren, daß die tiefen Rinnen sich beynahe bis an die Spitze des Gehörnes und bis an die Hälfte der Enden erstreckten, und daß an diesen Enden große und starke Perlen hervor rageten. Wäre das Gehörn des jungen Hirsches, welches man so irrig für das älteste angesehen hat, das Gehörn eines jagdbaren, in einer guten Gegend aufgewachsenen Hirsches gewesen: so würde zwischen der Rose und dem Kopfe nur eines Fingers breit Abstand gewesen seyn; die Steine würden darar: stark und völlig erhaben, die Rinnen an den Stangen tief und mit Perlen besetzt gewesen seyn; und diese Rinnen würden sich bis an die Spitze des Gehörnes, aber nicht auf die Augensprossen, wo sie niemahls vorhanden sind, erstreckt haben. Hauptsächlich aber würde ein solches Gehörn oben eine in Gestalt einer flachen Hand einwärts gebogene, und mit vielen kleinen Enden und Spitzen vereckte Krone gehabt

von Hunden oder Menschen geängstiget wird, so wird er ein schlechtes niedriges Gehörn mit engen Rosen, schwachen Stangen, auch wenigen und kurzen Enden aufsetzen. Ein solches Gehörn wird demjenigen völlig ähnlich seyn, worüber das vorige irrige Urtheil gefället wurde, und in dessen Beurtheilung man sich nicht geirret haben würde, wenn man bedacht hätte, daß ein Gehörn, wenn es auch noch schlecht ist, dennoch seine untriegliche Kennzeichen hat, nach welchen man es eben so sicher, als das schönste, beurtheilen kann. Denn, je älter solche elende Hirsche werden, desto näher treten, wie bey dem feistesten Hirsch, die Rosen an den Kopf; die Steine werden gleichfalls stärker und erhabener; die Rinnen sind zwar nicht so breit, weil die Stangen schwächer sind, sie sind aber dem ungeachtet tief; die Perlen sind zwar nicht so stark, aber eben so erhaben; und die Kronen sind zwar enge, aber doch auswärts gebogen, und wie eine hohle Hand gestaltet. Ein solches schlecht vereckres Gehörn hat also verhältnißmäßig alle die Kennzeichen des schönsten Gehörnes; und an der richtigen oder falschen Beurtheilung erkennt man den geschickten oder den unwissenden Jäger.

Es findet zwischen den Nahrungssäften, und dem Aufsetzen des Gehörnes und der Brunst, ein so genauer Zusammenhang Statt, daß man leicht davon überzeuget wird, daß beydes bloß von einem Ueberflusse der Nahrung abhänge. So lange der Hirsch wächst, (es ist aber in seiner ersten Jugend der Wachsthum am schnellesten,) wird alle Nahrung zur Ausdehnung und Entwickelung des Körpers angewendet; es findet also kein Ueberfluß, und mithin keine Abscheidung oder Hervorbringung des Samens Statt; und dieses ist der Grund, warum die ganz jungen Thiere sich nicht fortpflanzen können. Wenn sie aber den größten Theil ihres Wachsthumes erreicht haben, so zeigt sich hier

der Ueberfluß der Nahrungssäfte auf eine noch merklichere Art. Es bringt derselbe das Gehörn, das Austreten der Haden, das Aufschwellen des Halses, die Feiste, die Brunst ꝛc. hervor; und weil der Hirsch im ersten Jahre sehr schnell wächst, so vergeht, wie bereits erwähnt habe, nur ein Jahr von seiner Geburt an, bis der Ueberfluß der Nahrungssäfte sich durch die Hervorbringung der Spieße äußert. Ist der junge Hirsch im May gesetzt, so werden auch in eben dem Monathe des folgenden Jahres die ersten Keime des Gehörnes auf dem im Februar hervorgekommenen Rosenstocke heraus wachsen. Es sind zwey Spieße, die, so wie sich nach und nach mit Gefäße füllet, wachsen, länger und härter werden. Gegen Ende des Augustes haben sie schon ihre völlige Größe und Härte erlangt, daß er es, wie weiter unten zeigen werde, durch das Reiben an den Bäumen nunmehr von seiner rauhen Haut, die dasselbe bedeckt, zu entledigen suchet; zugleich setzt er auch das Feist, oder ein häufiges Fett, an, welches, indem es aus dem Ueberflusse der Nahrung entsteht, sich nunmehr gegen die Zeugungsglieder wendet, und den Hirsch zu der ihn so wüthend machenden Brunst anreizt. Daß der Wachsthum des Gehörnes mit den Zeugungsgliedern in einem genauen Zusammenhange stehe, wird dadurch unumstößlich erwiesen, daß Hirsche, die man als Kälber ausgeworfen, oder des Kurzwildbretes beraubt (castrirt) hat, niemahls ein Gehörn aufsetzen, und daß diejenigen, welche durch einen Zufall, oder durch Menschenhände, dieses Schicksal zu der Zeit erfahren haben, als sie schon ihr Gehörn hatten, dasselbe nie abwerfen, sondern beständig behalten (*). Kurz, der Hirsch bleibt seine ganze Lebens-

(*) Wenn die Beraubung des kurzen Wildbretes im Aufsetzen geschieht: so bekommt ein solcher Hirsch ein knorpelig geschwüriges Gehörn, und setzt nicht. Wenn indessen die ordentliche Zeit im April und May heran kommt, will die Natur bey solchen

benszeit hindurch in dem nähmlichen Zustande, in welchem er zu der Zeit war, als er diese Operation erlitt. Zerstöret man also die zur Absonderung des Samens nöthigen Werkzeuge, so hebt man dadurch zugleich den fernern Wachsthum des Gehörnes gänzlich auf; und indem ein solcher Hirsch nicht mehr die Regungen der Brunst empfindet, verliert er auch die Zeichen, die sie begleiten; er setzt kein Feist mehr an, der Hals schwillt ihm nicht auf, und er wird eines sanftern und ruhigern Naturelles. Ein solcher Hirsch wird ein Kümmerer genannt, und ob er gleich groß und schwer an Wildbret wird, auch Talg (Weiß) wie ein anderer Hirsch ansetzt, so pflegt sich dasselbe doch nicht so zu erhöhen oder zu erhitzen, wie das Feist der vollkommenen Hirsche, welche, besonders zur Brunstzeit, einen so starken Dunst und Geruch (Witterung) von sich geben, daß man sie schon von weitem riechen kann; wie denn auch das Feist selbst ihr Fleisch (Wildbret) dermaßen durchdringt, daß es nicht genießbar ist, und bald verdirbt; da hingegen das Wildbret eines Kümmerers zu allen Zeiten von gutem Geschmacke ist, und sich lange hält. Was

solchen Hirschen auch treiben. Es wächst alsdenn an solchem Gehörne ein Knorpel, als wenn Enden daran hervor kommen wollten; es wird aber nicht vollkommen, und feget auch nicht. Man will außerdem bemerkt haben, daß einige zahm erzogene Hirsche, wenn ihnen die Enden vom Gehörne mit einer Säge abgenommen worden, im folgenden Jahre keine vollkommene und hoch vereckte, sondern kurze, stumpfe Stangen und Enden bekommen haben.

Auf der 8ten Kupfert. der Beschreibung des hochfürstl. bayreuthischen Naturalliencabinets, Nürnb. 1764, wird ein Hirsch mit einem seltsam gekrümmten Geweihe ohne Enden abgebildet, und von ihm gemeldet, daß man, da derselbe bereits vor 40 Jahren angeschossen worden, die Narben eines ehemahls empfangenen Streifschusses an dem rechten Vorder-Laufe und dem männlichen Gliede gar deutlich wahrgenommen habe; wodurch also die unter den Jägern im Schwange gehende Meinung, daß die Verletzung des kurzen Wildbrets die ordentliche Gestalt der Geweihe bey den Hirschen verändere, bestätiget wird.

Was die Erzeugung der oben erwähnten widersinnigen Gehörne betrifft, so ist dergleichen wohl nicht allemahl einem dem Hirsche beygelegten Zufall zuzuschreiben. Es ist zwar möglich, daß ein Hirsch in der Brunst von einem Nebenbuhler an den Zeugungsgliedern kann beschädiget worden seyn; und es ist, wie so eben erwiesen worden, unläugbar, daß diese Glieder in einer so vorzüglichen Verbindung mit dem Wachsthume des Gehörnes stehen, daß ein castrirter Hirsch nicht ferner aufsetzt; es kann auch geschehen, daß Hirsche zu der Zeit, da das Gehörn noch zart und leicht zerbrechlich ist, aus Schrecken oder Unvorsichtigkeit mit demselben gegen Bäume fahren und die Stangen abbrechen, so daß nur kurze Stümmel stehen bleiben; allein, diese Zufälle dienen zu keinem allgemeinen Beweise der Entstehung der ungestalten und widersinnigen Gehörne; und ich halte diese also für ein bloßes Spiel der Natur.

Aus der Anwendung des Ueberflusses der Nahrung bey dem Hirsch, läßt sich der Grund angeben, warum bey dieser Art von Thieren sowohl, als bey dem Dam-Hirschen, dem Reh und Elend, die Weibchen keine Gehörne haben. Sie äßen weniger, als jene; und wenn sich auch ein Ueberfluß von Nahrungssäften bey ihnen einfinden sollte, so pflegen sie zu der Zeit, in welcher sich dieser von außen sichtbar machen könnte, trächtig zu werden; und es wird also der Ueberfluß ihrer Nahrungssäfte sowohl zum Unterhalte der Frucht, als auch hernach zur Säugung des Kalbes, verwendet. Die Natur wendet also alles auf dieser Seite an, ohne zu der Hervorbringung eines Gehörnes etwas übrig zu behalten. Man hat zwar einige Beyspiele von Hindinnen oder Thieren, welche gehörnt gewesen;

JOELIS LANGELOTTI Obs. de cerva cornuta, st. in Misc. Nat. Cur. A. 1678 & 1679, t. A. IX & X, Obs. 88.
SAM. LEVELII Obs. de cerva cornuta, st. eb. das. Dec. II. A II, Obs. 98.

Ein 1725 in dem fürstlichen Reitstalle zu Dessau erzogenes Thier setzte 2 Spieße, wie ein Spießhirsch, auf; allein, eben dieses kann zum Beweise desjenigen, was ich gesagt habe, dienen. Denn, da dieses Thier zwar brunfrete, aber nicht beschlagen wurde, so konnte die

Natur

Natur für den Ueberfluß der Nahrungssäfte keinen Ausweg finden, und mußte denselben also zu Hervorbringung zweyer Spieße anwenden. Vielleicht würde man auch dieses Spiel der Natur öfter bemerken, wenn man sich die Mühe geben wollte, Thiere, auf eben die Art, wie mit jenem in Dessau geschah, zu unterhalten.

Unter allen Geweih-tragenden Thieren, hat unstreitig das Rennthier, in Vergleichung mit seiner Größe, das stärkste und größte, welches vor- und hinterwärts, fast so lang, als der Körper selbst ist, sich ausstreckt. Es pflegt auch unter allen solchen Thieren das häufigste Feist anzusetzen. Ueberdies findet man auch, daß die Geweihe der Weibchen unter den Rennthieren viel kleiner, als die an den Männchen, sind. Dieses Beyspiel beweiset also nichts weiter, als daß ein allzu großer Ueberfluß, der bey dem Trächtiggehen und bey dem Wachsthume der Frucht nicht völlig hat erschöpfet werden können, sich auswärts verbreitet, und bey dem Weibchen, wie bey dem Männchen, ein ähnliches, aber kleineres Geweih, nach Maßgabe des geringern Ueberflusses, hervor treibt.

Was ich hier von der Nahrung gesagt habe, ist nicht sowohl von der Menge des Futters in Ansehung der Masse, und von dem Vorrathe des Gefäßes, als vielmehr von den darin enthaltenen mehr oder weniger nahrhaften Bestandtheilen, zu verstehen. Da nun die Flechte oder das Mos, so die gewöhnlichste Nahrung der Rennthiere ausmacht (Lichen rangiferinus *L.* s. Th. XIV, S. 83), mehr wesentliche und nahrhafte Bestandtheile enthält, als die Blätter, Rinden oder Knospen der Bäume, wovon der Hirsch sich nähret: so darf es uns auch gar nicht befremden, wenn wir sehen, daß diese Aeßung den Rennthieren mehr Ueberfluß an Nahrung, und mithin auch mehr Geweih und Feist, als man bey den Hirschen antrifft, gewähret.

Das Hirschgeweih sprosset hervor, wächst und verhärtet sich, wie ein holzartiges Gewächs, welches durch die französische Benennung Bois, Holz, besser ausgedrückt wird, als durch den deutschen Nahmen Horn oder Gehörn, indem es nichts knöchernes oder hornartiges in seiner Substanz hat, sondern diese vielmehr pflanzen- oder holzartig ist. Es ist gleichsam ein auf ein Thier gepfropftes Gewächs, welches, indem es an beyder Eigenschaften Theil nimmt, als eine Schattierung, oder als ein Uebergang von einem Reiche zum andern angesehen werden kann, wodurch die Natur in ihren Producten einen Zusammenhang erhält, der die entferntesten mit einander verbindet. Aristoteles, Theophrast und Plinius führen Beyspiele an, daß auf dem noch weichen Gehörne des Hirsches, Epheu gewachsen ist. Dieses ist auch gar nicht unwahrscheinlich oder unmöglich, da der Same dieser Pflanze sehr klein ist, deswegen er sich an der Rinde der Baumstämme oder an den Aesten der Bäume anhängt, keimet und fortwächst; und es läßt sich sehr wohl erklären, daß, so wie diese Pflanze aus dem Safte des Baumes, auf dem es wächst, seine Nahrung erhält, es eben die zu seiner Erhaltung nöthigen Säfte aus dem Gehörne zieht.

LUD. GODOFR. KLEIN descriptio et icones cervi atque ferini capti cornuum exempli rarioris, ſ. im 1 Th. der *Nov. Act. phyſ. med. Acad. Cæſ. Nat. Cur.* Norimb. 1757, 4. Obſ. 39, S. 148, f.

VITI RIEDLINI obſ. de cornuum cervinorum ramis, ſ. in *Miſc. Nat. Cur.* Cent. 5 & 6. Obſ. 69.

GE. HIER. VELSCHII obſ. de cornu cervi craſſiſſimo roſtrato, alio anomalo, et triſido, ſ. in Deſſen *Hecatoſtea I. obſerv. phyſ. med.* Obſ. 70.

De cornu cervi, ſ. GOTHOFR. VOIGTII *deliciæ phyſicæ*, Roſtock. 1671. 8. Cap. 9, S. 296 — 343.

Heinr. Chriſt. Wintero Relation von einem raren Hirschgeweihe, ſ. im 19 Verſ. der Breſl. Samml. Feb. 1722, Cl. 4, Art. 5.

Der Eindruck des Hirschfußes in der Erde, wird die Fährte, das Gefährt, oder die Spur, Fr. Foulée, Menée, Paſſée, oder Piſte, genannt. Die horn-

arti-

artigen Theile unten am Laufe des Hirsches, heißen Schalen; die Ferſen, Ballen; der vordere Theil, die Spitzen, oder die Zange; und die kleinen Klauen oder Hornſpitzen, unten an den Läufen über den Ballen, welche mit dem Fuße die Fährte machen, werden die Afterklauen, (die Aberklauen, das Geäfter, imgleichen die Oberrücken,) genannt. Der Gang oder Schritt des Hirſches und der Thiere, heißt auch der Wandel; Fr. Allure.

Wenn der Jäger zu Beſtätigung eines Hirſches, d. h. ſich von deſſen Aufenthalte in einer Gegend zu verſichern, mit dem Leithunde zu Holze zieht, hat er nicht allein 7 Arten von Fährten, nähmlich des Spießers, des Hirſches vom zweyten, dritten und vierten Kopfe, des ſchlecht-jagdbaren, des völlig jagdbaren, und des Capital-Hirſches, zu beobachten, ſondern er muß auch die Fährten der Hirſche von gleichem Alter, die einander beynahe völlig ähnlich ſind, wie auch die Fährten der alten, trächtigen und gelten Thiere, die ebenfalls ſehr ſtark von Leibe ſind, von den Fährten der alten Hirſche, imgleichen die Fährten der jungen Hirſche von den Fährten der jungen trächtigen Thiere, zu unterſcheiden wiſſen.

Zuvörderſt iſt zu bemerken, daß es drey Arten von Hirſchfüßen (*) gibt, nähmlich die langen, die runden, und die ſo lang als breiten Füße. Die Urſache dieſer verſchiedenen Füße liegt in der Natur. Denn da die Natur in drey verſchiedenen Erdreichen, als: ſumpfigen und weichen, ſandigen und trocknen, ſteinigen und felſigen, Wälder wachſen läßt, in welchen ſich Hirſche aufhalten ſollen: ſo hat ſie auch die Füße der Hirſche dergeſtalt eingerichtet, daß ſie darin fortkommen und

(*) Ich bediene mich hier, gegen weidmänniſche Gewohnheit, des Wortes Hirſchfuß, weil hier weder von dem Laufe, noch von der Fährte, ſondern von der Geſtalt und Beſchaffenheit des eigentlichen Fußes die Rede iſt.

Alle diese jetzt gedachte Füße haben nun stärkere oder schwächere Kennzeichen, woran man sie bey Wechselfährten erkennen kann. So findet man z. E. Füße, an welchen die eine Schale länger ist, als die andere; und daher wächst an solchen Füßen die Spitze der längern Seite weiter vor, als die andere. Dieses ist zwar ein sehr sichtbares Kennzeichen; allein, es ist nicht genug, wenn man es obenhin bemerkt, sondern man muß es so genau nach allen Umständen untersuchen, daß man den zuverlässigsten Bericht davon abstatten kann; d. h. man muß anzugeben wissen, ob dieses Kennzeichen am Vorder- oder Hinterlaufe, und zwar am rechten oder linken, und ob es an der ein- oder an der auswärts stehenden Schale befindlich ist. Noch ein anderes sehr sichtbares Kennzeichen äußert sich an den Vorder- und Hinterläufen der Hirsche in Ansehung der Länge und Breite der Füße; und da muß z. E. der Jäger in seinem Berichte zu sagen wissen, ob der vordere Fuß breit und der hintere lang ist, oder ob beyde gleich lang und breit sind.

Es wäre zu wünschen, daß die Jäger und Piqueurs, um mehrere Kenntnisse zu erlangen, nach Art der Handwerksburschen wanderten, und wenigstens ein Jahr lang täglich Wälder von verschiedenem Erdreiche besuchten. Sie würden sich alsdenn allgemeine Kenntnisse erwerben, die sie in einem Walde, wo sie täglich zu jagen gewohnt sind, niemahls erlangen können. Diesen Wald nebst allen Hirschen, die darin stehen, lernen sie durch die Länge der Zeit so gut kennen, daß sie die Jagd nur nachlässig treiben, und in den ihnen schon bekannten Gegenden, wo der Hirsch hinaus geht, herum schwärmen, anstatt daß sie bey ihrer Meute bleiben, alles gehörig beobachten, und den Hunden zu rechter Zeit die Hülfe geben sollten.

Jetzt gedachte allgemeine Kenntniß der Hirschfüße, wornach man zwar Hirsche aus den verschiedenen Wäldern unterscheiden kann, ist dennoch zur Parforce-Jagd noch nicht hinlänglich, sondern man muß noch andere und bestimmtere Kennzeichen wissen, wornach man die Hirsche in Ansehung ihres Alters mit Gewißheit anspre-

chen kann. In vorigen Zeiten, wo den Jagdordnungen noch genauer nachgelebt wurde, und die Forstbedienten nicht selbst Hirsche schossen, war es eben nicht nöthig, eine so genaue Kenntniß von den Fährten der jungen Hirsche und der Thiere zu haben; allein heut zu Tage, wo man öfters gezwungen ist, in Ermangelung jagdbarer Hirsche einen elenden Spießer zu jagen, ist es schlechterdings nothwendig geworden, die Fährten der jungen Hirsche von den Fährten der Thiere unterscheiden zu lernen.

Wenn man also diese Kenntniß erlangen will, so muß man zuvörderst die Füße der vier Arten von jungen Hirschen, nähmlich der Spießer, der Hirsche vom zweyten, dritten und vierten Kopfe, kennen lernen, sie mit den Füßen der jungen und alten Thiere vergleichen, und nach dieser Vergleichung ihren Unterschied bestimmen. Wenn dieses geschehen ist, wollen wir die Füße der schlecht-jagdbaren, der völlig jagdbaren, und endlich der Capital-Hirsche, untersuchen. Und da uns an der Kenntniß dieser drey letztern am meisten gelegen seyn muß, weil nur diese drey Arten eigentlich parforce gejagt werden: so wollen wir den Unterschied, der sich an ihren Füßen bemerken läßt, in vorzüglich genaue Betrachtung ziehen, und zuletzt uns von einigen Merkmahlen unterrichten, woran man in einer weiten Entfernung wissen kann, ob das Wild, welches man jaget, ein Hirsch oder ein Thier ist.

Ein Spießer hat kleine und scharfe Spitzen; seine Schalen sind sehr scharf; die Afterklauen sind wohlgebildet, aber spitzig; die Ballen voll und enge. Er ist lang gefesselt, geht mit vier gespaltenen Klauen, hat aber öfters einen unsichern Tritt, weil seine Nerven und Sehnen noch schwach sind. Ein Hirsch vom zweyten Kopfe, hat stärkere und stumpfere Spitzen, als ein Spießer; die Schalen sind nicht so scharf, und die Afterklauen nicht so spitzig. Seine Ballen sind gefüllt

füllt und ein wenig breiter; er ist nicht so lang gefesselt, als ein Spießer, schreitet regelmäßiger, und fängt schon an, mit den Hinterläufen geschlossen zu gehen. Ein Hirsch vom dritten Kopfe hat noch stärkere und rundere Spitzen; seine Schalen sind mehr abgenutzt, die Afterklauen stehen niedriger und sind nicht so scharf; die Ballen sind gleichfalls breiter, und die hintere Fährte ist weit kleiner, als die vordere; auch ist jene beynahe ganz geschlossen, und der Schritt ist selten irregulär. Die Fährte eines Hirsches vom vierten Kopfe ist der Fährte eines schlecht-jagdbaren Hirsches so ähnlich, daß man beyde fast nicht von einander unterscheiden kann; nur sind die Spitzen des erstern nicht völlig so abgerundet und stark, die Afterklauen nicht so gebogen, und die Schalen nicht so abgenutzt als bey dem letztern; die Ballen sind auch nicht so breit, die Schritte nicht so groß, und der Hirsch vom vierten Kopfe tritt nicht so kurz, als der schlecht-jagdbare; d. h. er schreitet mit dem Hinterlaufe beynahe ganz in die vordere Fährte.

Wenn man die Fährten einiger trächtigen feisten Thiere mit den Fährten der jungen Hirsche gegen einander hält: so wird man eine sehr starke Aehnlichkeit wahrnehmen. Die Schalen, Spitzen und Afterklauen sind gleich scharf; beyde sind lang gefesselt, und öffnen die vordern Klauen; und was noch mehr ist, so wird das trächtige Thier durch den geschwollenen Leib verhindert, so weit auszutreten, als es von Natur thun würde, und es tritt daher, wie der junge Hirsch mit dem Hinterlaufe nur bis an den Rand der Vorderfährte. Wenn das Thier tragend ist, wiegt es so schwer als ein junger Hirsch; es tritt daher eben so scharf ein, und sein Schritt ist eben so regelmäßig. Und wenn sich die jungen Hirsche von einander absondern, um ihr Gehörn abzuwerfen, so thun es die tragenden Thiere auch um eben diese Zeit, um ihre Kälber zu setzen.

Fährte nur eine kleine Strecke nachgeht, wird man sehen, wie irregulär der Schritt ist, und daß das Thier mehrentheils mit den Hinterläufen neben der vordern Fährte tritt.

Es befindet sich also ein merklicher Unterschied zwischen den Fährten eines jungen Hirsches und eines Thieres, da jene völlig regulär und wohlgestaltet, diese hingegen ungestaltet und fehlerhaft sind. Bey jenem nähmlich, damit ich es kurz zusammen fasse, ist die Vorderfährte größer, als die hintere; er tritt mit der letztern geöffnet in die erste; die Spitzen an den Vorderläufen sind stumpfer, als an den Hinterläufen; die Schalen sind scharf, die Afterklauen wie ein halber Mond einwärts gebogen; er schreitet weiter und regelmäßiger, und drückt die Ballen tiefer ein, als das Thier; wobey noch zu bemerken ist, daß, wenn beyde zusammen gehen, der Hirsch allemahl hinter dem Thiere geht.

Die Fährten der Geltthiere, können einen jungen, allzu hitzigen oder unwissenden Jäger leicht irre machen. Diese Thiere, die keine Kälber setzen, sind stark von Leibe und Füßen, und werden ungemein feist, daher sie auch schwerer wiegen, und mithin langsam und regulär schreiten. Wenn sie alt werden, sondern sie sich von den andern Thieren ab, und halten sich zu den schlecht-jagdbaren und Capital-Hirschen. Ihre Fährten haben abgenutzte Spitzen, Schalen und Afterklauen, so daß man sie aus Uebereilung oder Nachlässigkeit leicht für alte Hirsche ansprechen kann. Wenn man aber die Kennzeichen genauer untersucht, und den Leithund auf die Hinter- oder Rückfährte bringt: so wird man finden, daß ein geltes Thier mit vier geöffneten Klauen in einen weichen Boden tritt, welches die Capital-Hirsche niemahls, und die schlecht-jagdbaren nur selten thun, da diese letztern zwar zuweilen die vordern Klauen öffnen, die hintern aber be-

ständig sehr enge zusammen klemmen. Man wird fe
ner bemerken, daß die Spitzen bey einem Geltthi
schlecht abgerundet, und beynahe wie bey Schweine
gestaltet sind, und daß endlich die hintere Fährte ebe
groß, wo nicht größer, als die vordere ist. Bey einem
Hirsch hingegen findet dieses niemahls Statt, indem
seine hintere Fährte allemahl weit kleiner ist, als die
vordere. Ueberdies sind bey einem Geltthiere der un
tere Fuß und die Ballen niemahls beyde zugleich breit;
und ist es der erstere, so sind die Afterklauen länger
als bey einem Hirsche, und auswärts gekrümmt.
Ferner ist ein Geltthier nicht so kurz gefesselt, als der
Hirsch, wenn sie auch beyde von gleichem Alter sind;
und der Schritt des erstern ist auch so irregulär, daß
es den Hinterlauf bald rechter bald linker Hand neben
den Vorderlauf setzt, und die vordere Fährte auf einer
oder der andern Seite abschneidet. Die Jäger nen
nen dieses: das Thier schränkt, wenn es im Gehen
die Füße auseinander setzt, geschränkt, in der niedri
gen Sprechart gekretscht, geht. Ein solcher geschränk
ter Schritt, sowohl die Art und Weise dieses Ganges,
als auch die einzelen Schritte und deren Spur auf dem
Boden, nennen sie den Schrank. Wenn man einem
solchen Thiere nur eine kurze Strecke auf der Spur
nachgeht, so fällt dieses in die Augen, und man muß
sich daher durch einige vorgefundene reguläre Schritte
desselben nicht verführen lassen.

Auch die jungen Hirsche haben in der Brunftzeit
öfters einen irregulären Gang, und dieses Kennzeichen
ist alsdenn gar nicht sicher. Einem faulen Jäger dient
es um diese Jahrszeit zu gar keiner Entschuldigung,
daß er, wegen der Dürre des Bodens, die Fährte nicht
genau genug hätte beobachten können; denn durch die
Untersuchung der Losung im Nachtlager hätte er sich
Gewißheit verschaffen können. Denn, anstatt daß die
Hirsche im Frühlinge ihre Losung in Haufen und Fla-

den

den auswerfen, wirft ein Gelthier sie um diese Zeit als Lorbeeren einzeln, und ganz oder wenigstens halb geformt aus, welches von ihrer hitzigen Leibesbeschaffenheit, und weil sie keine Kälber setzen, herrührt. Von diesen Losungen haben nur einige spitzige Zäpfchen und andere nicht; beym Hirsch hingegen haben sie dergleichen, wenn er sie einzeln auswirft, alle; sie sind überdies gänzlich geformt und hart, haben dicke und kurze Zäpfchen, die nicht, wie bey den Thieren, in Näpfchen eingeschlossen sind, und sehen, wenn die Thiere alt werden, sehr zermalmt und verdauet aus. Im Frühlinge werfen die Thiere auch weit mehr Losung aus, als die Hirsche, weil sie gefräßiger sind. Und ein Umstand, der bey einem unerfahrnen Jäger noch leicht zu einem Irrthum Anlaß geben kann, besteht darin, daß ein Kalb, dessen Mutter geschossen oder von Wölfen zerrissen worden ist, sich zu dem ersten besten Hirsch, den es antrifft, geselle, und ihm wie der Mutter folgt; daher man sich wohl in Acht nehmen muß, einen solchen Hirsch, weil er von einem Kalbe begleitet ist, nicht für ein Thier anzusprechen.

Nachdem wir aus demjenigen, was ich bisher vorgetragen, die Fährten alter Thiere von den Fährten schlecht-jagdbarer, völlig jagdbarer und Capital-Hirsche unterscheiden gelernt haben, indem ich die sichtbaren Zeichen, woran sie zu erkennen sind, angegeben habe: so werde ich nunmehr auch zeigen, wie jene drey Arten Hirsche an ihren verschiedenen Fährten zu unterscheiden seyn.

Die schlecht-jagdbaren und die völlig jagdbaren Hirsche haben gemeiniglich einen jungen Hirsch bey sich, den die französischen Jäger den Pagen nennen, weil ihn die alten Hirsche, wenn sie aus dem Lager gejaget (aufgetrieben, lanciert) werden, sehr geschickt an ihre Stelle flüchtig zu machen wissen (*). Wenn man dem-

(*) Diese List eines gejagten Hirsches, einen andern an seiner Stelle aufzutreiben, heißt im Franz. Change.

demnach bey dem Aufsuchen der Hirsche mit dem Leit-Hunde, (oder dem Besuche,) einen schlecht-jagdbaren Hirsch, der einen solchen jungen Hirsch bey sich hat, antrifft: so muß man bey dem Urtheile, welches man darüber fället, nicht bloß bey der Länge der Fährte stehen bleiben, weil es junge Hirsche vom zweyten und dritten Kopfe gibt, die, weil sie von einem großen Thiere gefallen sind, auch große Fährten haben, sondern man muß sie nach sicherern und untrieglichern Kennzeichen ansprechen. Bey dem jungen Hirsch wird man also finden, daß die Schalen scharf sind, zumahl wenn er eine lange hohle Fährte hat, wo die Schalen allemahl schärfer sind, als bey runden, oder so lang als breiten Fährten; der schlecht jagdbare Hirsch hingegen hat abgenutzte Schalen und stumpfe starke Spitzen. Der junge Hirsch ist lang gefesselt, und die Spitzen und scharfen Afterklauen stehen 3 bis 4 Finger breit von der Ferse ab; bey einem schlecht-jagdbaren Hirsch hingegen sind die Afterklauen hohl und abgenutzt, und stehen nur 2 Finger breit über der Ferse. Auch der Gang oder Tritt ist bey beyden Hirschen unterschieden; denn der junge Hirsch geht mit offenen Vorderklauen, und tritt mit dem Hinterfuße halb in die Vorderfährte, oder so, daß er den Tritt des Vorderfußes damit der Länge nach gleichsam spaltet, welche Art des Trittes bey den Jägern die Kreutzfährte, die Kreutzfahrt, oder der Kreutztritt, genannt wird, da hingegen der schlecht-jagdbare Hirsch mit dem Hinterlaufe nur bis an die hintere äußere Kante der Vorderfährte tritt, Erde mit aufgreift, (welche Art des Trittes der Zwang oder das Zwingen genannt wird,) und die vordere Klaue nur wenig oder gar nicht öffnet. Wenn man das Nacht-Lager beyder Hirsche untersucht, so findet man noch, daß der junge Hirsch auf den Kornfeldern herum springt; da hingegen der schlecht-jagdbare Hirsch ganz gelassen äßet und wieder zu Holze zieht.

Der

Der schlecht jagdbare und der völlig jagdbare Hirsch kommen sich, in Ansehung des Alters, so nahe, daß dieser nur um 1 Jahr älter ist, als jener; und dennoch hat der erstere in diesem letzten Jahre seines Wachsthumes so ansehnlich zugenommen, daß seine Fährte davon Wahrzeichen bekommen hat, die sie im vorigen Jahre nicht hatte. Der völlig jagdbare Hirsch schließt seine Klauen weit stärker, als der schlecht jagdbare, und sein Schritt ist abgemessener. Jener greift Erde mit auf, und dieser wenig oder gar nicht. Jener hat dickere und abgenutztere Schalen und Spitzen, und breitere Fersen und Ballen, als jener. Ueberdies ist der völlig jagdbare Hirsch auch kürzer gefesselt, und die Afterklauen stehen nur einen kleinen Zoll breit von der Ferse entfernt. Hiernächst sind beyde Hirsche auch am Wandel zu unterscheiden; denn der völlig jagdbare Hirsch tritt nur selten oder gar nicht mit dem Hinterlaufe in die Vorderfährte, da hingegen der schlecht jagdbare Hirsch ihn auf die Kante der Vorderfährte setzt. Bey der Wahl des Nachtlagers ist der völlig jagdbare Hirsch, welcher mehr Erfahrung von Gefahren hat, auch behutsamer, als der schlecht jagdbare, er wählt sich mit mehrerer Sorgfalt gute Stellen zum Aeßen, und weidet mit mehrerer Gelassenheit, welches aus seiner Losung, wovon ich weiter unten sprechen werde, zu erkennen ist.

Bey einem alten Capital-Hirsch ist, in Vergleichung gegen einen völlig und einen schlecht jagdbaren Hirsch, die Fährte klein und schmahl, die Sohle eingeschrumpft, die Schalen sind weit schwächer und abgenutzter, die Spitzen zwar weit stärker, allein völlig stumpf und geschlossen, und er greift damit viel mehr Erde auf, als ehedem. Er ist nunmehr so kurz gefesselt, daß man zwischen die Ferse und die dicken abgelaufenen Afterklauen kaum den Daumen stecken kann, und sein Wandel ist auch ganz anders beschaffen, als

der Wandel des schlecht jagdbaren Hirsches; denn er tritt mit vier fest geschlossenen Klauen, bleibt mit den Hinterläufen 3 bis 4 Finger breit von der Vorderfährte entfernt, und setzt sie in dieser beständigen Entfernung etwas seitwärts. Dieser Tritt heißt in der Jäger-Sprache der Nachlaß, Hinterlaß, das Zurückbleiben, oder auch die Erfüllung, Fr. tarder.

Bey allen diesen Untersuchungen der verschiedenen Hirschfährten muß man allemahl sorgfältig den Boden, auf welchem der Hirsch steht, in Betrachtung ziehen, und die oben deshalb gegebenen Regeln wohl in Acht nehmen. Auch muß man nicht vergessen, daß der Hirsch in der Brunstzeit aus entfernten Gegenden kommt, um Thiere aufzusuchen, damit man keinen fremden Gast für einen einheimischen anspreche.

Außer den bisher beschriebenen Fährten, muß ein Jäger aber auch eine Kenntniß derjenigen zu erlangen suchen, die von Nebenumständen abhängen, oder zu welchen ein Spiel der Natur Anlaß gegeben hat, indem zuweilen Hirsche mit unförmlichen Füßen und verdrehten Afterklauen geboren werden. Hierbey muß man besonders Acht haben, ob die Afterklauen mehr oder weniger gespalten sind, und ob eine mehr als die andere abgenutzt, oder eine länger, als die andere, ist. Ferner muß man beobachten, ob die Ballen an beyden Seiten gleich stark und rund sind, ob eine Schale nicht abgenutzter als die andere ist, ob diese Abnutzung sich am Vorder- oder Hinterlaufe äußert, und ob eine Spitze am rechten oder linken Laufe ein- oder auswärts, nicht länger oder abgerundeter ist, als die andere. Hiernächst bemerke man, ob der Hirsch, ehe er aufgebrochen wird, oder gleich zu Anfange der Jagd, seine Läufe regulär einsetzt, und nicht etwa stärker mit den Ballen als mit der Spitze, oder umgekehrt, stärker mit der Spitze als mit den Ballen, eintritt, als wozu vermuthlich eine heftige Anstrengung der Nerven und Sehnen

nen im Laufen, oder eine, ehedem in den Blättern oder Läufen empfangene Schußwunde Gelegenheit geben kann. Von dergleichen Zufällen wird die Natur des Hirsches oft dermaßen geschwächt, daß der Fuß einschrumpft, und die Fährte mithin ein ganz anderes Ansehen bekommt. Zuweilen geschieht es auch, daß der Hirsch, wenn er über Steine setzt, sich etwas von den Klauen abstößt; und an diesem Abgange von seinem Horne kann man ihn besonders bey Wechsel-Fährten sehr deutlich erkennen, insonderheit wenn man bemerkt, an welchem Laufe er Schaden genommen hat.

Alle Hirsche überhaupt, und so gar diejenigen, die man Paßgänger nennt, haben ihren sichern und abgemessenen Schritt, außer in Fällen und Jahrszeiten, deren ich jetzt gedenken werde, und außer welchen man sie zuverläßig darnach in Ansehung ihres Alters ansprechen kann.

Durch den Schritt oder Wandel eines Hirsches versteht man die Entfernung einer Fährte von der andern. Aus dieser Entfernung, und der Art, wie die Fährten in den Boden eingedrückt sind, erlangen die Jäger so nützliche Kenntnisse, daß sie daran nicht allein einen Hirsch von einem Thiere unterscheiden, sondern auch seine Gestalt und Stärke beurtheilen, und schließen, ob er verwundet ist, abgeworfen hat, heftig gejagt worden, oder sehr feist ist.

Ein junger Hirsch tritt allemahl mit dem Hinterlaufe bis zur Hälfte in die vordere Fährte. Ein schlecht jagdbarer Hirsch setzt den Hinterlauf bis an den Rand der Ferse der Vorderfährte. Ein völlig jagdbarer Hirsch tritt mit dem Hinterlaufe einen Finger, oder, wenn er sehr feist ist, auch wohl einen Daumen breit hinter die Vorderfährte, und greift Erde auf. Ein Capital-Hirsch stellt die Hinterläufe 4 Finger breit etwas auswärts hinter die Vorderfährte, und

greift

greift noch mehr Erde auf, als ein schlecht jagdbarer Hirsch. Diese von dem fest eingedrückten Ballen aufgerissene und in Gestalt eines kleinen Hügels stehen gebliebene Erde in der Fährte des Hirsches, welches Zeichen in einem fetten oder nassen, und lehmigen Boden genau zu erkennen ist, wird bey den Jägern das Bürgel (*), der Burgstall, oder das Burgstadel; und wenn die Erde nur mit den Spitzen geklemmt ist, der Faden oder das Fädlein, genannt. Wenn der Boden hart ist, und es etwas darauf regnet, so zwingt und behält der Hirsch, wenn er vom Felde gen Holze zieht, wo fetter Boden ist, das Erdreich in und an den Schalen an sich, nimmt es, zuweilen fast wie ein kleiner Teller groß, mit fort, und läßt es hernach fallen, da man es denn gemeiniglich vor dem Holze findet. Solches heißt bey den Jägern das Insiegel. Wenn der Hirsch über nasse Wiesen oder Brücher geht, so hebt er die Erde oder den Koth über der Schale mit heraus, und läßt es so umgekehrt vor der Fährte liegen; dieses nennen die Jäger das hohe Insiegel. Alle irreguläre Schritte des Hirsches, wenn er nähmlich mit den Hinterläufen über die Vorderfährten hinaus, oder darneben ein- oder auswärts schreitet, werden im Franz. méjuger genannt; und man sagt von einem solchen Hirsche: il se méjuge. Den Beytritt macht ein Hirsch, wenn er etwa 1 Finger breit mit dem Hinterlaufe neben den vordern tritt. Gemeiniglich thun dieses die feisten Hirsche, bisweilen auch tragende Thiere, die letztern aber nur in einzelen Schritten. Je weiter dieser Beytritt aus einander steht, einen desto stärkern und feistern Hirsch pflegt es anzuzeigen. Tritt ein Hirsch gerade in die vorderste Fährte, und macht sie etwas länger oder breiter, als sie gewöhnlich ist, so nennt der

(*) Bürgel ist vermuthlich das Diminut. von Berg, Birg, und sollte daher billig Birgel lauten und geschrieben werden.

der Jäger dergleichen Tritt eine Blende oder einen Blendertritt, weil ein solcher Tritt den Jäger gleichsam verblendet, daß er den Hirsch für größer und stärker, als er ist, und einen schlechten Hirsch für einen guten anspricht. Kommt aber der Hirsch, welches fast kein Thier zu thun pflegt, mit den hintern und vordern Schalen gerade in einander, als ob es mit den Schalen von Einem Laufe geschehen wäre, so wird dieses der Schluß genannt.

Ein weiter Schritt ist das Zeichen eines großen, schlanken, und mithin flüchtigen Hirsches, der von besserer Dauer ist, als ein Hirsch, welcher kurz schreitet. Ueberhaupt schreitet der Hirsch, und wenn er auch nur von 4 oder 6 Enden wäre, weiter als das Thier. Er geht auch beständig aus einander (geschränkt), dergestalt, daß die rechte und linke Fährte nicht gerade hinter einander kommen, sondern aussehen, als wären ihrer zwey gewesen. Dieses kann ein Thier selten so machen; und wenn es gleich 3 oder 4 Fährten also zeigt, so kommt es doch gerade wieder hinter einander. Auf dieses und das vorhergehende Zeichen ist insonderheit in sandigem Boden gut anzusprechen; und man kann den Satz zur Regel annehmen, daß ein Hirsch, welcher $1\frac{1}{2}$ Schuh schreitet, für jagdbar anzusprechen ist, und 10 Enden tragen kann.

Bey dieser Gelegenheit muß ich einem angehenden Weidmanne anrathen, daß, wenn er im festen Boden die Breite der Fährte bemerkt, ob es ein guter und schlechter Hirsch ist, er sie alsdenn mit seinen Schuhen messe, den Absatz von einem Schuh an einer Fährte dicht vor, und wieder den andern Schuh dicht daran, gerade nach der andern Fährte setze, und genau Acht gebe, wie weit er mit beyden Schuhen an die Fährte, die vor ihm ist, gekommen, wenn es ein Hirsch von 18 oder 12 Enden zu seyn scheint. Hat er sich nun hierdurch gleichsam einen Maßstab gemacht, wornach er die Länge der Schritte eines Hirsches, nach Maßgebung seiner Stärke und Gehdrne, beurtheilen kann, so wird dieses ihm bey sandigem Boden und im Schnee sehr wohl zu Statten kommen, da man keine reine

Fährte, als nur Schritt und Schrank, bemerken kann; wie denn überhaupt kein schlimmeres Ansprechen der Fährte ist, als bey trocknem laufenden Sande, und tiefem Schnee.

Alle jagdbare Hirsche haben, wie gesagt, jederzeit einen weiten Schritt, vom Julius aber bis zu Ende des Augustes treten sie kürzer, als sonst. Die Ursache davon ist, weil sie in diesen Monathen auf den reichen Kornfeldern stark geäßet, und sehr am Wildbret zugenommen haben, welches ihnen so schwer auf den Blättern und dem Kreutze liegt, daß sie mit den Läufen nicht so weit, als zu andern Jahrszeiten, vorgreifen können. Die Hirsche sind um diese Zeit auch nicht recht im Athem, und werden auf einer Parforcejagd bald gefangen; indessen ist ihr Schritt, ungeachtet er kürzer ist, doch immer regulär, in der Brunstzeit ausgenommen, oder wenn sie das Gehörn abgeworfen haben, oder auch, wenn sie verwundet, oder scharf gejagt worden sind.

An dem Schritte kann man auch erkennen, wenn die Hirsche das Gehörn abgeworfen haben, wenn sie nähmlich mit dem Hinterlaufe über die vordere Fährten wegschreiten, welches die Jäger das Uebereilen nennen; doch gilt dieses nicht von jungen Hirschen, deren Gehörn noch sehr leicht ist, sondern ist nur von völlig und schlecht jagdbaren Hirschen zu verstehen. Ihr Wandel ist alsdenn irregulär, weil sie sich nach dem abgeworfenen Geweihe mit einem Mahle leichter fühlen, da dasselbe sie sonst in einer Art von Gleichgewichte erhält; so bald sie daher wieder aufgesetzt haben, ist der Schritt auch wieder regulär.

Ferner läßt sich aus dem Schritte beurtheilen, ob der Hirsch irgend einen Schaden hat, oder von Hunden auf das äußerste gebracht worden ist; denn alsdenn ist der Schritt sehr groß und übereilt, die Ballen, Spitzen und Schalen sind abgenutzt, er greift in weichen und harten Boden mit offenen Klauen, und ließe

sich

sich nach der Fährte stärker ansprechen, als er wirklich ist, wiewohl man aus dem ganzen Fuße und den Afterklauen dennoch seine wahre Stärke bestimmen kann.

Ein Hirsch, welcher schon vor der Meute gewesen ist, verbirgt sich gemeiniglich, um sich von seinen Strapazen zu erhohlen. Er äßet alsdenn in den stärksten Dickichten, ist aber dabey stets schüchtern und wachsam, weil er immer befürchtet, daß ihm die Hunde wieder auf den Hals kommen. Er ist alsdenn auch so listig, daß er sich nicht eher niederläßt, als bis er einige Mahl aus seinem Dickichte heraus getreten ist, und sich umgesehen hat; und alsdenn begibt er sich einige Hängeseile weit darin zur Ruhe, die meiste Zeit aber ist er auf den Beinen, und steht immer unter Wind. Ein solcher Hirsch muß also mit vieler Vorsicht bestätiget werden; denn so bald er Menschen oder Hunde wittert, reißt er aus, und läßt sich nicht bestätigen; oder wenn er je Stand hält, wird es in einer weiten Entfernung seyn. Die Meute muß daher gut an ihn gebracht werden; und wenn man einen solchen Hirsch jagen will, ist es rathsam, ein gutes Frühstück zu sich zu nehmen, weil man versichert seyn kann, daß die Jagd lange währen, und der Hirsch viel zu schaffen machen wird.

Es müssen schon sehr viel Hirsche in einem Walde seyn, wenn sich darunter 3 oder 4 Paßgänger befinden sollen. So wie dergleichen Hirsche allmählich alt werden, kommen ihre Hinterfährten dicht an die Vorderfährten zu stehen, weil der Wanst des Hirsches, mit zunehmendem Alter, breiter und dicker wird, und er also mit den Läufen nicht so weit schreiten kann.

Der Schritt der Thiere ist von dem Schritte der Hirsche leicht zu unterscheiden; denn er ist keinesweges regulär, und ein Thier setzt den Hinterlauf bald rechter bald linker Hand neben der Vorderfährte; zuweilen tritt es gerade in diese Fährte, und ein ander Mahl tritt es

über. Wenn die Thiere indessen tragend und mithin schwerer sind, treten sie wohl bisweilen 10 bis 12 Schritt regulär, allein es ist nicht von Bestand. Ueberdies sind die Hirschfährten größer, er macht nicht nur einen größern Tritt, sondern drückt auch die Ballen weit stärker, als ein Thier aus, und er geht allezeit hinter dem Thiere.

Die Fährte und der Schritt eines trächtigen Thieres läßt sich am besten, wenn die Frucht um St. Georgentag über die Hälfte ist, betrachten. Weil das Kalb im Hintertheile des Leibes liegt, so bleibt der Hinterlauf eine Spanne mehr zurück, und das Thier setzt solchen zur Seite neben aus, weil es seine Frucht schonet, und mit der Keule nicht vorschieben will, indem die Frucht, wo sie liegt, solche Seite ausgefüllt und eingenommen hat. Wenn nun das Thier geht und schreitet, tritt es mit demselben Hinterlaufe viel tiefer ein, schleift bisweilen auf der Erde eben aus, und bleibt zurück. Daß es, wenn es steht, und sich auf den rechten Hinterlauf stämmet, ein Zeichen sey, daß es ein Hirschkalb trage, so wie das Stämmen auf den linken Hinterlauf ein Wildkalb bedeute, ist keine allgemeine Wahrheit.

Man kann den Hirsch nur alsdenn nach seinem Wandel ansprechen, wenn er gelassen, d. h. wenn er den Schritt geht; denn wenn er flüchtig ist, fällt alle Beurtheilung weg. Alles, was man auf seiner Flucht wahrnehmen kann, ist, ob er sich bald stellen wird; denn kurz vorher ist seine Spur nicht gerade, sondern er taumelt von einer Seite zur andern. Indessen ist es doch nicht undienlich, wenn der Hirsch aufgetrieben wird, seine flüchtige Fährte zu betrachten, nicht zwar, um ihn darnach anzusprechen, weil solches, wie ich schon gesagt habe, nach einer flüchtigen Fährte unmöglich ist, sondern um ihn bey Wechselfährten an der Art, wie er seine Klauen öffnet und seine Läufe einsetzt, zu erkennen.

Um sich von den Fährten und dem Wandel des Hirsches einen deutlichern Begriff zu machen, sehe man die Kupferabbildungen nach.

Fig.

Fig. 1350 a), ist die Fährte eines Thieres oder einer Hirsch-Kuh.
Fig. 1350 b), die Fährte eines Hirschkalbes.
Fig. 1350 c), die Fährte eines jungen Hirsches. a, die schwammichten Ballen. b, das Geäster.
Fig. 1350 d), die Fährte eines unjagdbaren Hirsches. a, die Ballen. b, die Schalen. c, die Spitzen oder die Zange. d, die Sohle. e, das Geäster.
Fig. 1350 e), die runde Fährte eines Hirsches von 10 Enden. a, die Ballen. b, die innern Wände. c, die Spitzen oder die Zange. d, die Sohle. e, breites Geäster.
Fig. 1360 f), Fährte, die so lang als breit ist.
Fig. 1360 g), Fährte eines alten Hirsches. a, abgenutzte Schalen. b, enges Geäster.
Fig. 1361 a), der Hirsch im Gange. a, Schritt. b, Schrank.
Fig. 1361 b), flüchtige Fährte.

Wenn es stark geregnet hat, und der Boden recht weich ist, sagen die französischen Jäger ein Sprich-Wort, daß den Eseln das Buch offen steht; mit welcher Redensart sie andeuten wollen, daß ein Piqueur, der einen Hirsch nur bey schönem günstigen Wetter, d. h. wenn der Boden feucht und weich ist, aus der Fährte anzusprechen versteht, drey Theile vom Jahre, wo der Boden trocken ist, ein sehr unbrauchbarer Mensch sey, und jenen schimpflichen Beynahmen um so mehr verdiene, als er die Kennzeichen nicht versteht, die einem geschickten Piqueur bey trockner Jahrszeit zu Statten kommen.

Zu diesen Kennzeichen gehört unter andern auch der Koth des Hirsches, die Hirschlosung, oder das Hirschgelos, Fr. Fumées, deren Kenntniß besonders im May, Jun., Jul. und August untrieglicher und nützlicher, als in den andern Monathen, ist, weil die Hirsche alsdenn überflüssiges Geäß in den Wäldern haben, wenig auf die Kornfelder ziehen, und mithin schwer aufzuspüren, anzusprechen und zu bestätigen sind.

Da der Losung seine ganz nahe allein den Hirsch von dem Thier, sondern auch die Hirsche verschiedener Alters von einander unterscheiden. Um aber davon eine genaue Kenntniß zu erlangen, muß man wissen: 1. daß die Losung in den verschiedenen Jahrszeiten ihre Gestalt verändere, und zwar aus der ganz natürlichen Ursache, weil der Hirsch verschiedene Nahrung zu sich nimmt; 2. daß diese Veränderung nach Verschiedenheit der Winter und des Wetters, so wie die Brunft, auch verschieden, und um 14 Tage früher oder später erfolgt. Die Ursache hiervon liegt vermuthlich in dem kälteren oder wärmeren Himmelsstriche, und weil die jungen Bäume und frischen Kräuter in dem einen Lande früher ausschlagen, als in dem andern.

Die Hirsche werfen ihre Losung in fünf verschiedenen Gestalten aus; nämlich: in starken Klumpen oder Haufen, Fr. Fumées en plattieres; in Zapfen, Fr. Fumées; in Gestalt der Bohnen, Fr. Fumées en crotes; oder in an einander hängenden Zäpfchen, wie ein Rosenkranz; und endlich in einzelen verschiedenen Brocken (Kücheln oder Kügeln), Fr. Fumées servées.

Ich habe schon gesagt, daß die Hirsche, je älter sie werden, desto frühzeitiger alle ihre Veränderungen annehmen. Bey einem Hirschen verändert also die Losung am ersten ihre Gestalt, und so werfen sie Capital und jagdbare Hirsche schon in Zapfen aus, wenn sie die schlechte jagdbaren Hirsche noch in Klumpen auswerfen; und diese letztern lassen sie schon in Gestalt der Bohnen fallen, wenn Hirsche vom vierten Kopfe sie noch in Zapfen auswerfen, so daß hierunter oft eine Verschiedenheit von 14 Tagen Statt findet.

Die Veränderung der Losung, da dieselbe bald ganz, bald halb hart, bald weich ist, hat ihren natürlichen Grund in der Verschiedenheit der Nahrung. So lange die Hirsche harte und rauhe Aesung haben,

ist

ist ihre Losung von ähnlicher Beschaffenheit. Allein in den Monathen April und May, wo die jungen Bäume und frischen Kräuter ausschlagen, und alle diese junge Naturproducte, wovon sich der Hirsch nähret, noch sehr weich und zart sind, ist es ganz natürlich, daß die Substanz aller dieser Nahrungsmittel, die noch zu keiner völligen Reife gelanget sind, in dem Körper des Hirsches eine Veränderung verursache, und er mithin weichere Losung auswerfe. Vom Ausgange des Mayes bis zur Mitte des Junius werfen die gesunden Hirsche ihre Losung in Zapfen aus, die beynahe 1 Zoll dick sind; und diese Veränderung ist schon sehr auffallend; denn ob diese Zapfen gleich noch weich sind, so sind sie es doch nicht so sehr als die Fladen, weil das junge Holz und die Pflanzen schon stärker geworden sind. Wenn hiernächst vom Ende des Jun. bis zur Mitte des Jul. die Hirsche ihre Losung in Gestalt einer Traube auswerfen, so zeigt dieses abermahl einen größern Wachsthum der Pflanzen an; denn um diese Zeit schießen die Kräuter nicht mehr in die Höhe, und alles Getreide ist völlig reif; daher denn auch die Losung meistens Theils hart ist. Von der Mitte des Jul. bis in die ersten Tage des Augustes hängt die Losung in Gestalt eines Rosenkranzes an einander, welches beweiset, daß der Hirsch gute Aeßung gehabt hat, und feist ist. Gegen die Mitte des Augustes werfen endlich die Capital- die völlig und die schlecht jagdbaren Hirsche ganz trockne, schwarze und harte Losung in Gestalt der Schaflorbeeren aus. Dieses währet bis zur Brunft, wo sich die Losung mehr oder weniger verändert, nachdem sich der Hirsch mehr oder weniger strappaziert. So bald aber die Brunst vorbey ist, bekommt sie wieder ihre vorige Gestalt.

Da wir nunmehr mit den verschiedenen Gestalten der Losung in den verschiedenen Jahreszeiten bekannt sind: so müssen wir auch an dieser Losung Hirsche von

Thiere, und Thiere von verschiedenem Alter zu unterscheiden wisse.

Was zuförderst die Losung im Haufen betrifft: so werfen die gesunden jagdbaren Hirsche solche weit stärker und dicker, allein in geringerer Anzahl, als die jungen Hirsche, aus. Bey einem alten Hirsch ist diese Losung runzelig und wohl zermalmet, bey einem jungen Hirsch aber ganz eben, und schlechter verdauet. Die Losung in Zapfen, ist von einem jagdbaren Hirsch braun, dick, runzelig, gut zermalmet, und mit einem gelben zähen Schleim überzogen, weil der Hirsch anfängt feist zu werden; der junge Hirsch hingegen verwendet alle seine Nahrung auf seinen Wachsthum, daher ist diese seine Losung viel weißer, nicht runzelig, weder braun noch dick, und mit keinem Schleim überzogen, und er wirft sie weit häufiger aus, als der alte Hirsch. Die wie eine Traube gestaltete Losung werfen die jagdbaren Hirsche aus, wenn die jungen Hirsche noch Zapfen auswerfen. Wenn aber die Zeit herbey kommt, wo alle Hirsche insgesammt die Losung in einzelen Kugelchen fallen lassen, sind die vom jagdbaren Hirsch stark, schwer, runzelig und gut verdauet; und wenn sie Zäpfchen haben, sind dieselben dick und kurz; an denen aber, die dergleichen nicht haben, findet man Stückchen Zeit; bey einem jungen Hirsch hingegen sind die Kugelchen leicht, weder schrumpfig noch stark zermalmt, und einige sind in kleine Näpfchen eingefaßt, fallen auch von einem jungen Hirsch in weit größerer Anzahl, als von einem alten.

Wenn die starken Hirsche anfangen abzuwerfen, bekommt ihre Losung eine andere Gestalt und Farbe; und um eben diese Zeit ist die Losung der jungen Hirsche, die alsdenn noch nicht abwerfen, geformt und gelblich (Fr. Fumées dorées), aber nicht so runzelig und zermalmt.

Es gibt eine Jahrszeit, wo die großen gelten Thiere, wegen ihrer Schwere und großen Fährte, einen Anfänger leicht verführen und in seinem Urtheil irrig machen können. Die Losung dieser Thiere ist, wegen ihrer hitzigen Natur, der Losung der Capital- und der jagdbaren Hirsche ziemlich ähnlich, weil sie ebenfalls stark, runzelig und zermalmt ist; allein, man kann sie daran unterscheiden, daß um die Zeit, wo die Thiere sie dergestalt auswerfen, der Hirsch sie in Haufen auswirft. Die Losung von einem Hirsch ist auch besser geformt, und die Spitzen daran sind kürzer, dicker und regulärer, als bey einem Thiere. Wenn man eine solche Losung zerbricht, so findet man gemeiniglich ein Strohhälmchen, worauf sie gedrehet ist, und noch öfter einen kleinen Kern, in der Größe eines schwarzen Kümmelkornes, welches man in der Losung der Thiere nicht antrifft. Diese sind mehrentheils in Näpfchen eingeschlossen, die Spitzen daran sind von einerley Länge, und nicht so stark als bey einem Hirsch, haben auch nicht, wie diese, kleine Stückchen Fett.

Was den Unterschied der Losung eines jungen Hirsches von der Losung eines Thieres betrifft, so ist jene besser, als diese, geformt, die Spitzen sind stärker und kürzer, sie fallen mehr ins Gelbliche, und das Thier wirft sie in größerer Menge aus, weil es gefräßiger ist als der Hirsch.

Aus allem, was ich bisher von der Losung gesagt habe, lassen sich nun folgende Schlüsse machen.

1. Die Losung in Haufen muß nach der Jahrszeit und nach ihrer Beschaffenheit und Menge beurtheilt werden; denn wenn man schon in der Mitte des Aprils einen weichen, einer Faust großen Haufen antrifft, so kann man versichert seyn, daß er von einem starken Hirsche ist, welcher schon beynahe frisch aufgesetzt hat; denn der junge Hirsch wirft die Losung um diese Zeit noch nicht in dieser Gestalt, nicht so häufig und nicht so weich aus. Dabey beobachte man, ob die Losung nicht von einem Hirsche ist, welcher sich verbirgt; denn in solchem Falle ist dieselbe mager, trocken, spitzig, und bey weitem nicht so

stark, als wenn der Hirsch alle Nacht auf Aesung geht. Wenn ein Hirsch sich verbirgt, weil er verwundet oder überjagt ist, so äset er fast gar nicht, und es ist also natürlich, daß dieses einen Einfluß auf die Losung hat. Seine geschwächte Gesundheit und Müdigkeit verursachet, daß er nicht zunimmt, spät und kümmerlich aufsetzt, und sehr spät auf die Brunst tritt.

2. Losung, die man in der Mitte des Mayes in weichen Zapfen findet, ist von einem gesunden muntern Hirsch.

3. Losung, die man von der Mitte des Jun. bis zur Mitte des Julius, in Gestalt starker an einander hängender Trauben antrifft, ist, zumahl wenn sie stark, runzelig, gelb und schleimig ist, gewiß von einem gesunden Hirsch, der sich nicht verbirgt.

4. Losung, die zu Ende des Julius, und in den ersten Tagen des Augustes, wie ein Rosenkranz an einander hängend, und in einer Art eines schleimigen Darmes eingeschlossen ist, und wenig Tage darnach bis zur Brunstzeit (wo sie bey einigen Hirschen so verändert ist, daß man nichts davon urtheilen kann,) in ganz abgesonderten, dicken, gelben und völlig geformten Lorbeeren in kleiner Menge ausgeworfen wird, ist zuverläßig von einem starken feisten Hirsch; und ein Jäger, welcher bey trocknem Boden kein anderes Kennzeichen von ihm haben kann, kann ihn hiernach sicher als einen jagdbaren Hirsch vor die Meute bringen. Die schlecht jagdbaren Hirsche werfen zwar beynahe eine ähnliche Losung aus, allein sie thun solches später, und die Lorbeeren sind kleiner, runder, und nicht so schleimig.

Endlich ist noch zu bemerken, daß die am Tage ausgeworfene Losung besser zermalmt und verdauet ist, als die Nachtlosung, weil der Hirsch den Tag über mehr und stärker wiederkäuet, als bey der Nacht; und daß die Losung der Thiere mager und leicht ist, auch niemahls mit den oben angeführten Jahrszeiten übereinstimmt; denn zu Anfange des Jahres gehen die gedachten Veränderungen der Losung bey den Thieren früher, und beym Schlusse des Jahres später vor sich.

Im Frühlinge pflegen die Hirsche die Geweihe zu verlieren, oder, wie es die Jäger nennen, abzuwerfen, Fr. mettre bas. Das Gehörn löset sich von selbst, indem es sich von dem Rosenstocke trennt, und dergestalt

ſtalt in die Höhe gibt, daß man einen Streiffen oder Wulſt rothes Wildbret rund um die Roſen des Gehörnes gewahr wird. Zwey bis drey Tage nach dieſer Erſcheinung fällt die Stange entweder von ſelbſt, oder durch eine geringe äußere Gewalt, indem es an einem Aſte anſtößt, ab. Nur ſelten werden beyde Stangen zu gleicher Zeit abfallen; und oft behält der Hirſch die andere Stange zwey bis drey Tage, nachdem er die erſte abgeworfen hat. Die ſtarken oder alten Hirſche werfen zuerſt ab, zu Ende des Februar, oder im Anfange des März; die jagdbaren, oder die Hirſche von 10 Enden, zu Ende des März, die ſchlecht jagdbaren im April, und die ſchlechten Hirſche im Anfange des May, ſo wie die Spießer zu Ende deſſelben. Dieſes leidet aber öfters Abweichungen, durch verſchiedene äußere Umſtände, und man ſieht bisweilen alte Hirſche ſpäter, als die jüngern, abwerfen. Gemeiniglich iſt das ſpäte Abwerfen eine Folge eines langen und harten Winters.

Nachricht von einem Hirſch, welcher ſein Geweih bereits im November abgeworfen, ſt. im 35 Verſ. der Breſl. Samml. v. Febr. 1726, S. 248.

Jo. Caſp. Müllers Relation von dem jährlichen Abwerfen der Hirſchgeweihe, ſt. im 31 Verſ. derſ. Febr. 1725, Cl. 4. Art. 12.

GE. ERN. STAHL de cornu cervi deciduo progr. Hal. 1699. 4.

Obſervations ſur la cauſe de la chûte du bois ou des cornes des Cerfs, par Mr. le Comte de VILLIAMSON, ſt. im 4 Th. der *Memoir. de Math. et de Phyſ. preſentés à l'Acad. R. d. Sc. par div. Sav.* à Par. 1763. 4. S. 336 — 350. Der Hr. Verf. ſchreibt das Abfallen der Geweihe ſo wenig dem Mangel der Nahrung zu, daß vielmehr ein allzu groſſer Zufluß des Blutes die Schuld hat.

Wenn die Hirſche abgeworfen haben, trennen ſie ſich von einander, und es halten ſich nur allein die jungen Hirſche noch beyſammen. Sie bleiben alsdenn nicht im Stangengehölze, ſondern ſuchen offene Gegenden, niedrige Gebüſche und junge Schläge, wo ſie den ganzen Sommer bleiben, bis ſie wieder aufgeſetzt, d. h. neues Gehörn bekommen haben. Das noch weiche, junge, mit einem Baſte überzogene Geweih, führt

bey

bey den Jägern den Nahmen der Hirschkolben, L. Typhi, Fr. Cornichons, oder Crue du cerf. Daher wird ein Hirsch, so lange er noch kein völlig verecktes Geweih hat, bey den Jägern Kolbenhirsch genannt. Um diese Zeit tragen die Hirsche den Kopf niedrig vor sich hingestreckt, aus Furcht, das noch zarte Gehörn an den Aesten der Bäume zu verletzen, weil dasselbe, so lange es seinen ganzen Wachsthum noch nicht erreicht hat, oder, nach der Jägersprache, so lange der Hirsch noch nicht vereckt hat, sehr empfindlich ist. Dieses Verecken des Gehörnes geschieht bey alten Hirschen erst gegen Ende des Julius; die jungen und geringen Hirsche werfen später ab, und setzen daher auch später auf, und ihr Gehörn gelangt erst gegen die Mitte oder das Ende des Augustes zu seiner Vollkommenheit. Sobald der Hirsch völlig vereckt hat, sucht er sein neues Gehörn von der rauhen Haut (dem Bast), unter welcher es seinen Wachsthum erreicht hat, und womit es umgeben ist, zu säubern. In dieser Absicht reiben sie es zuerst gegen zarte Reiser, und probiren, ob es noch so empfindlich ist, als es anfänglich war. Wenn sie diese erste Probe ohne Schmerzen aushalten können, reiben sie sich an dem jungen Aufschlag, schälen die Borke ab, und beugen die zarten Stämme bis auf die Erde. Die Jäger nennen dieses: der Hirsch fegt oder schlägt sein Gehörn, oder der Hirsch fegt; und die von dem neu gewachsenen Gehörne abgeschlagene oder abgestreifte rauhe Haut, das Gefege, Beschlächt, Beschläge, oder Dickmaß (Dickmast). Die kleinen hölzernen Bande oder Bindegerten, die man ganz abgerieben antrifft, weil der Hirsch daran gefegt hat, heissen im Franz. Hardois. Die starken Hirsche, die schon mehr am Kopfe aushalten können, lassen es bey solchem leichten Abstreifen an jungen Kiefern, Fichten, Tannen, Sahlweiden, Eichen, Birken und Aespen, nicht bewenden, sondern verrichten dieses an starken

Stäm-

Stämmen, wo man so gar die schlecht und völlig jagdbaren und die Capital-Hirsche unterscheiden kann, weil sie, nach dem Verhältniß ihres Alters, mit den Enden tiefer oder flächer in das Holz fahren, auch bey den ganz alten Hirschen die Spitzen der Enden stärker sind, als bey den andern.

Dieses Fegen geschieht gemeiniglich um Johannis, oft in Einer Nacht; indem man bisweilen in einem Jagen Hirsche eingestellt hat, die noch den Bast auf den Gehörnen hatten, und die sich den folgenden Tag bey dem Abjagen mit einem ganz gefegten Gehörne gezeigt haben. Es ist selten, daß man die abgeschlagene rauhe Haut oder das Gefege findet; und viele alte Jäger behaupten, daß sie von dem Hirsche selbst verzehrt werde. Als man vormahls in der Arzeneykunde dem Thierreiche ganz besondere Kräfte und Eigenschaften zuschrieb, wurde ein solches Gefege theuer bezahlet, und als eine köstliche Sache von großer Wirkung für den Menschen in vielen Zufällen angepriesen; doch hatte es diesen vermeintlichen hohen Werth wohl mehr seiner Seltenheit, als seinen innern Eigenschaften zu danken.

Ein sehr alter Hirsch von 24 und mehr Enden, und ein geringer von 4 bis 6 Enden, verecken die Spitzen der Enden unter dem Bast nicht so vollkommen, als die starken Hirsche, welche noch völlig bey Kräften sind. Ihre Enden pflegen noch immer etwas zu schweissen, indem sie fegen, doch wissen sie es so gut an den von Thau benetzten Büschen abzuwischen, daß man wenig davon bemerkt. So bald das Gefege herunter ist, findet man das Gehörn weiß von Ansehen. In ungefähr 14 Tagen erhält es wieder seine vollkommene schwarze, braune, oder gelbliche Farbe. Daß dasselbe von dem Safte des Baumes, an den die Hirsche fegen, seine Farbe erhalte, z. E. von der Büche und Birke röthlich, von der Eiche braun, von der Hainbüche und

Aespe

muß, wenn man einen Hirsch darnach ansprechen will, wenigstens 6 Fuß hoch seyn; denn wäre sie kleiner, so könnte man für das Gewende eines Hirsches ansehen, was ein starkes Thier mit dem Leibe gethan haben könnte.

Die Kenntnisse, die man übrigens aus dem Gewende ziehen kann, bestehen darin, daß, wenn es sehr hoch und breit ist, sich daraus schließen läßt, daß es gewiß von einem jagdbaren Hirsch ist, weil es der junge Hirsch nur niedrig und schmahl machen kann. So nützlich aber auch diese Kenntniß in einer trocknen Jahrszeit ist, wo die Fährten schwer zu kennen sind, so kann man durch allzu große Zuversicht doch leicht in Irrthum gebracht werden. Man sey z. E. an einem schlechten Jagdtage zu Holze gezogen, und der Leithund verfolgt einen Schleifweg, durch welchen die Hirsche und Thiere, insonderheit aber die ersten, zu der Zeit, wenn ihr Gehörn noch weich und empfindlich ist, gern zu gehen pflegen: so wird der Besuchknecht gewiß sogleich sich auf die Erde niederlassen, die Fährte besehen, und eine gewahr werden, die wegen der trocknen Jahrs-Zeit zwar ziemlich unkenntlich, aber doch einer starken Hirschfährte sehr ähnlich aussieht. Um seiner Sache gewisser zu seyn, wird er dem Leithunde noch 2 oder 3 Hängeseile weit in dem Dickicht nachgehen, und, um sich endlich völlig in seiner Vermuthung zu bestärken, wird er auf das Gewende Acht geben; und da er solches hoch und breit findet, so bleibt ihm nunmehr kein Zweifel mehr übrig, daß er einen starken Hirsch vor sich habe, dem er also, aus Furcht ihn aufzutreiben, nicht weiter nachzieht. In dieser zuversichtlichen Hoffnung verbricht, (Fr. briser) er ihn hoch und niedrig, (d. h. er bezeichnet die Spur durch Brüche, d. i. eingeknickte oder abgebrochene grüne Reiser und Zweige, Fr. Brisées, indem er sowohl die Zweige bloß einbricht und sie hängen läßt, Fr. faire des brisées hautes, als

auch

auch die abgebrochenen Zweige auf dem Wege ausstreuet, (s. hier des beliebes halber,) umgeht ihn, und da er nicht bemerkt, daß er aus dem Kreise heraus gegangen ist, so kündigt er der versammelten Jagdgesellschaft einen bestätigten jagdbaren Hirsch an; am Ende aber findet es sich, daß er einem alten großen schweren Thiere nachgezogen ist, welches auf demselben Schlafwege gegangen ist, wo 2 oder 3 Tage vorher ein starker Hirsch gegangen war, und von dem das hohe breite Gewende wegen des stillen Wetters noch sichtbar geblieben war. Dieses Beyspiel beweiset hinlänglich, daß ein Besuchknecht nicht behutsam genug verfahren kann, und daß die Kenntniß aus dem Gewende öfters sehr mißlich ist.

Wenn ein Hirsch über ein Feld mit grünem Getreide oder Grase, oder durch ein mit Heidekraut und andern zarten Pflanzen bewachsenes Dickicht zieht, so beugt er solches mit seinen Läufen nach der Seite, wohin er geht, nieder, und tritt es glatt ab, als wenn es abgeschnitten wäre, da hingegen ein Thier dasselbe bloß quetscht. Dergleichen geknicktes Heidekraut und verbrochene Pflanzen nennt man den Abtritt; und man kann aus der Breite desselben die Dicke und Stärke, und aus dessen Höhe die Größe des Hirsches abnehmen. Um auch zu wissen, ob eine solche Fährte frisch sey, darf man nur das abgetretene Gras gegen die Sonne halten, so wird man bald gewahr werden, ob es dürre geworden, oder noch grün sey; denn im letztern Falle ist es gewiß frisch. Auch kann man, wenn Thau gefallen ist, gewahr werden, wie lange es her sey, daß der Hirsch durchgezogen ist. Sind die Pflanzen frisch geknickt, so ist der Hirsch nur ganz kürzlich durchgezogen; scheint es aber, als ob seitdem schon frischer Thau in die Fährten gefallen sey, so kann man daraus ungefähr abnehmen, wie viel Zeit seit seinem Durchzuge verstrichen ist.

ist. Endlich läßt sich auch am Abtritt bemerken, ob man dem Hirsch in gerader Linie nachfolge; denn wenn dieser seitwärts geht, sind auch die Pflanzen nach der Seite gebogen.

Da die Natur dem edeln Hirsche Leben und Daseyn verliehen hatte, so war es ihrer weisen und gütigen Anordnung auch gemäß, ihm Nahrung und Unterhaltung zu zubereiten. Sie hat ihm demnach im ganzen Jahre seine Aeßung verschafft; und wenn sie in allen Jahrszeiten Pflanzen und Kräuter auf mancherley Boden hervor wachsen lässet, so hat sie den Hirsch, vermittelst eines bewundernswürdigen Triebes, auch die Gegenden kennen gelehrt, wo er die für ihn bestimmte Nahrung antreffen soll. Der Hirsch hat demnach seinen Stand allemahl in der Nähe derer Gegenden, wo, nach dem Verhältnisse der Jahrszeit, seine Aeßung vorhanden ist, und wo man ihn gewiß antreffen kann, wenn man ihn jagen will. Um nun hierunter nicht zu fehlen, will ich Monath für Monath den Stand und Wechsel des Hirsches anzeigen, und bey den Monathen Sept. und October den Anfang machen, weil der Hirsch, der um diese Zeit auf der Brunst steht, alsdenn keinen recht sichern Stand hat, und mithin sehr schwer zu bestätigen ist.

Daß die alten Hirsche mit den alten Thieren in den ersten Tagen des Sept. auf die Brunst treten, und daß die Spießer gegen Ende des Octobers den Beschluß machen, ist meinen Lesern schon bekannt. Wir wollen also jetzt untersuchen, wo sie sich in diesen beyden Monathen aufhalten. Es ist hier, etwas mit Gewißheit zu bestimmen, schlechterdings unmöglich, weil der Hirsch um diese Zeit keinen gewissen Stand hat, sondern immer auf den Beinen ist, um die Thiere aufzusuchen, die er entweder vor sich her treibt, oder die willig vor ihm her gehen, so daß er in Einer Nacht große

und weitläuftige Feldmarken durchstreicht, und sich gar nicht um die Aeßung bekümmert. Wenn man ihn also in diesen Monathen finden will, muß man ihn mitten in dem dicksten Walde aufsuchen, wo gemeiniglich die Thiere stehen, bey welchen er gewiß anzutreffen seyn wird. Allein, wenn man ihn auch da gefunden hat, so hält es wieder sehr schwer, ihn von den Thieren abzusondern, und zu einer Parforce-Jagd in einem Bezirke zu bestätigen. Denn kaum ist solches geschehen, und der Besuchknecht will der versammelten Gesellschaft seine Bestätigung ankündigen, so treibt ihn die Brunst nach den Thieren wieder aus dem Bezirke. Am sichersten verfährt man um diese Jahrszeit, wenn man den Sammelplatz in der Mitte des Waldes, wo die Thiere gemeiniglich stehen, bestimmet, wo, wenn die Gesellschaft beysammen ist, zwey Besuchknechte ausgeschickt werden, davon der eine, wenn er einen jagdbaren Hirsch angetroffen hat, unverzüglich Bericht abstattet, der andere aber dem Hirsche nachzieht, und ihn von Zeit zu Zeit, besonders aber an den Wegen, verbricht. Wenn man auf diese Art verfährt, müssen die Relais (Vorlage von frischen Hunden und Jägern, das Wild zu verfolgen,) nach den gewöhnlichen Wechseln geschickt werden, und jedermann muß zeitig frühstücken, damit man unverzüglich zum Werke schreiten und den Hirsch verfolgen könne.

Im November halten sich die Capital-, die völlig und die schlecht jagdbaren Hirsche in den großen Dickichern in Rudeln beysammen. Zuweilen stehen auch junge Hirsche und Thiere dabey. Diesen ganzen Monath über nähren sich die Hirsche von den Knospen des Nadelholzes, Heidekraut und andern Sträuchen, wovon sie die Spitzen und Blüthen abfressen, die, weil sie fettiger Substanz sind, ihnen die in der Brunst verlornen Kräfte wieder zu ersetzen, sehr dienlich sind.

Im

Im December begeben sich die Hirsche mit den Thieren in Rudeln, und halten sich zusammen in den größten Dickichten auf, wo sie mit ihrem Athem einander erwärmen, und gemeiniglich an dem Abhange eines Hügels auf einem trocknen Boden stehen, um sich vor der Kälte, dem Schnee und dem Glatteise zu schützen. Sie nähren sich um diese Zeit von allerhand trocknem Holz und Kräutern, als: Ginster, Weiden, Pappeln, Kastanien, Brombeeren, Kresse und andern Pflanzen, die an warmen Quellen wachsen. Besonders essen sie gern den Epheu, der sowohl auf der Erde wachst, als sich an den Bäumen hinauf schlängelt; daher sie zuweilen, um diesen zu erreichen, sich auf den Hinterläufen aufrichten, woraus man eine, obgleich schwache und unsichere Kenntniß von ihrer Größe und Stärke erlangen kann.

Im Januar verlassen die Hirsche die Thiere, und halten sich bloß zusammen. Da die Kälte in diesem Monathe gemeiniglich heftig ist, so halten sie sich mehrentheils an dem Abhange eines Hügels unter Wind. Ihre Aeßung ist, wie die im December, beschaffen. Bey vielem Schnee behelfen sie sich kümmerlich, schälen die Rinde von den Bäumen, pflücken das Mos ab, und in Gegenden, wo sie sehr geschonet werden und dreist sind, kommen sie den Bauern auf die Höfe, und äßen das Stroh vor den Scheunen und von den Dächern. Wenn sich irgendwo bloße Wintersaat äußert, fangen sie, dieselbe zu besuchen, an.

In den Monathen Febr. und März, wo die größte Kälte schon nachzulassen anfängt, gehen die Hirsche aus einander, und halten sich an dem Rande der Wälder nahe bey den Kornfeldern auf. Besonders halten die jungen Hirsche um diese Zeit gern diesen Stand; die alten hingegen, welche im Begriff sind, ihr Gehörn abzuwerfen, suchen sich bequeme Gebüsche aus,

wo sie Kornfelder und Wasser in der Nähe haben, und ihr Geweih ungestört abwerfen können.

Im April und May stehen die Hirsche gemeiniglich in niedrigen Gebüschen, und pflegen, wenn sie nicht beunruhiget werden, nicht vor der Brunst heraus zu gehen. Es gibt Hirsche, die, wenn sie fehl gejagt worden sind, so schlau werden, daß sie aus diesen Büschen entweder nur um den andern Tag auf die Korn-Felder äßen gehen, oder aber zwey dergleichen Stellen an beyden entgegen gesetzten Enden des Waldes haben. Solche Hirsche machen ihr Bett (Nachtlager, Lagerstätte) in kleinen abgelegenen Verhauen, an deren Knospen sich so viel Thau anhängt, daß sie sich hinlänglich den Durst daran löschen, und mithin nicht nach Quellen oder Brüchen ausgehen, wo man sie spüren könnte. Uebrigens pflücken sie im Frühlinge die Kätzchen, oder die männliche Blüthe der Haseln, Aespen, Weiden, und die Knospen der aufbrechenden Büsche, als: Stachelbeeren, Kornelkirschen, wilden Johannisbeeren u. s. f.

In den Monathen Jun. Jul. und August, sind die Hirsche am fettesten (feistesten) und am besten zu jagen, weil sie alle Arten von Getreide um diese Zeit im Ueberfluß haben. Diese Zeit wird daher die Hirschfeiste, oder die Feistzeit, Fr. Cervaison, und ein Jagen, welches zu dieser Zeit vorgenommen wird, ein Hirschfeist-Jagen genannt. Man kann sie alsdenn an denen Orten, wo Wasser vorhanden ist, sehr leicht spüren, weil sie theils von der Hitze, theils vom Durste, den ihnen die trocknen Kräuter verursachen, angetrieben werden, dahin zu gehen, um zu trinken, und sich darin zu wälzen und abzukühlen. Sie ziehen den Rocken und Haser allen übrigen Getreidearten vor. Auch äßet der Hirsch begierig die Flachsknoten, da hingegen das Thier dieselben verschmähet. Hirsche, die sich in dem May und Jun. verbergen, weil ihnen von den

Hun-

Hunden ſcharf zugeſetzt worden iſt, pflegen nicht auf die Kornfelder zu gehen, ſondern ſich in jungen Verhauen, die in der Nähe der Dickichte, wo ſie ihren Stand haben, befindlich ſind, zu nähren. Solche Hirſche ſind ſehr ſchwer zu finden, weil ſie nicht nach Waſſer gehen, ſondern ſich bloß an dem gefallenen Thau den Durſt löſchen. Indeſſen treten ſie doch zuweilen aus ihren Dickichten hervor, um den Stand anderer Hirſche in ihrem Revier kennen zu lernen, welche ſie, wenn ſie aufgetrieben werden, mit ſich nehmen, um zu einer Wechſelfährte Anlaß zu geben; allein vor Tages Anbruch begeben ſie ſich wieder in ihre Schlupfwinkel.

Der Hirſch iſt zwey ſehr ſchmerzhaften Krankheiten, an denen er ſehr viel ausſteht, unterworfen. Die erſte iſt die Verhaltung des Urins, die ihm außerordentliche Schmerzen verurſachet. Die Natur aber hat ihn ein Mittel gelehrt, ſich von dieſem Uebel zu befreyen. Er ſucht nähmlich Kröten oder giftige Schlangen in ihren Löchern in der Erde auf, zieht dieſelben durch heftiges Anziehen des Athems hervor, tritt ſie mit den Füßen todt, und ſchluckt eins von dieſen Thieren hinunter. Alsdenn läuft er aus Leibeskräften, bis er heftig erhitzt iſt, wirft ſich endlich ins Waſſer, und bleibt eine ziemliche Zeit lang darin ſtehen. Viele Piqueurs haben, um ſich von der Wahrheit dieſer Sache zu überzeugen, Hirſche aufgebrochen, und beyde Arten, ſolcher giftigen Thiere in ihrem Körper gefunden.

SAL. REISELII Obſ. de ſerpente in ſtomacho cerui petrefacto, ſt. in den *Miſt. Nat. Cur.* A. 1670. Obſ. 14.

Hiernächſt iſt der Hirſch mit zweyerley Arten Würmer geplagt. Im Herbſte bekommt das Rothwildbret, ſo wie Dam-Wildbret und Rehe, die im XI Th. S. 16, f. erwähnten ſo genannten Enderlinge oder Engerlinge, die ihnen erſt kurz vor der Setzzeit, wenn ſie ſich verfärben, ausfallen. Dieſe Würmer werden ihnen durch gewiſſe Fliegen, die ſehr rauch wie eine Hum-

niel sind, auch wie diese im Fliegen ein starkes Summen machen, aber nur zwey Flügel und einen Mund ohne Rüssel haben, in die Haut gebracht. Diese legen ihre Eyer nicht allein in die Haut des Wildbretes, sondern auch das Rindvieh ist nicht davon ausgeschlossen. Sie schlupfen unter ihren Haaren, und machen mit einem an ihrem Hinterleibe befindlichen, und einem Bistouri ganz ähnlich sehenden, Stachel, eine kleine Oeffnung in der Haut, worein sie ihre Eyer legen. Dieser Stachel ist von einer sonderbaren Gestalt. Er ist ein hornartiger Colinder, der, wie ein Fernrohr, aus vier Röhren besteht, deren letztere mit drey Haken bewaffnet ist, womit die Fliege die Haut eröffnet. Das Wildbret empfindet diesen Stich nicht eher, als wenn eine Nerven-Fiber getroffen worden; in welchem Falle es sehr unruhig wird, und aus allen Kräften fliehet, um sich dieses kleinen Gastes zu entledigen. So bald das aus dem Ey gekrochene Würmchen die Feuchtigkeit in der Wunde aussauget, schwillt der gestochene Theil der Haut zu einer kleinen Beule in die Höhe, deren größte Basis 16 bis 17 Lin. und die größte Höhe ungefähr 1 Zoll beträgt. Vor Anfange des Winters sind diese Beulen kaum merklich, ob sie gleich im Herbste ihre Entstehung erhalten. Gemeiniglich sind nur die jungen Thiere, sehr selten die alten, mit diesen Beulen behaftet, deren einige wohl 40 bis 50 haben. Es scheinen ihnen aber diese Würmer nicht zu schaden, sondern das Thier befindet sich wohl dabey und frißt gut, so daß man diese kleine Beulen oder Wunden wie Fontanelle ansehen könnte, die alle böse Säfte aus dem Körper ziehen und ableiten, und daher demselben mehr nützlich, als schädlich, sind. Wenn der Wurm seine vollkommene Größe erlangt hat, kriecht er zu der Oeffnung der Beule heraus, und fällt auf die Erde; daher ist um diese Zeit die Haut des Wildbretes voll Löcher, wie mit grobem Schrot durchschossen, und gar nicht zu ge-

gebrauchen. Diese Würmer kriechen nur des Morgens aus, ehe die Mittagshitze herauf kommt, und nachdem die kühle Morgenluft warm geworden ist, gleichsam als wenn sie wüßten, daß sie von dieser erstarren, und von jener vertrocknen könnten, wenn sie unterweges damit befallen würden. Der Wurm kriecht unter einen Stein, oder in die Erde, und erduldet daselbst seine Verwandlung. Seine Haut verhärtet sich, und wird eine harte Hülse oder Schale, worin er sich in eine Puppe (Nymphe) umbildet, und endlich aus derselben in Gestalt einer Fliege erscheint.

Außer diesen Enderlingen ist der Hirsch noch mit einer andern Art Würmer geplagt, die bey ihm im Halse entstehen, und von denen man ehemahls fälschlich geglaubt hat, daß sie das Abwerfen des Gehörnes verursachten. Die Fliege, von der diese Würmer geboren werden, weiß, daß unten neben der Wurzel der Zunge des Hirsches, 2 kleine Beutel oder Taschen sich befinden, die zur Aufbewahrung ihrer Eyer sehr bequem sind, und kennt den Weg, auf dem sie dahin gelangen kann. Sie kriecht durch die Nase des Hirsches in den untern Canal, der zu diesem Beutel unter der Zunge führt, ohne diesen Gang mit einem andern, der zu diesen Schleimdrüsen hinauf führt, zu verwechseln. Hier legt sie einige hundert Eyer, woraus Würmer werden, die ihre Nahrung in dem zähen Schleime, der in diesen Beuteln beständig bereitet wird, finden, und darin fort wachsen, bis sie ihre vollkommene Größe erlangt haben. Alsdenn kriechen sie dem Hirsch aus der Nase, und fallen auf die Erde, wo sie sich verbergen, verwandeln, und endlich in Gestalt einer Fliege wieder zum Vorschein kommen. Dieses geschieht im Junius; und man hört zu dieser Zeit das Roth- und Dam-Wildbret oft husten, und mehr als gewöhnlich niesen, wodurch das Ausfallen dieser Würmer befördert wird.

Der Hirsch ist solchemnach vielen Ungemächlichkeiten und beständigen Abwechselungen von Mangel und Ueberfluß unterworfen; und es ist zu bewundern, daß dieses weiter keinen Einfluß auf seine Constitution zu haben scheint. Er lebt so lange als andere Thiere, welche dergleichen Veränderungen nicht erdulden; und da er 5 bis 6 Jahr braucht, ehe er völlig ausgewachsen ist: so kann man mit den größten Naturforschern, welche die Dauer des Lebens der Thiere nach der Zeit ihres Wachsthumes bestimmen, annehmen, daß er sieben Mahl 5 oder 6 Jahr, d. h. 35 bis 40 Jahr lebe. Es ist zwar seit undenklichen Zeiten eine allgemeine Sage, daß die Hirsche ein sehr hohes Alter erreichten, welches auch den Ausdruck cervinos annos vivere veranlaßt hat, die aber auf nichts gegründet ist. Aristoteles führt dieses schon an, sagt aber dabey, daß es ihm nicht glaublich schiene, weil das Trächtiggehen und Wachsthum des Kalbes nicht von der Beschaffenheit sey, daß es auf ein Leben von langer Dauer deute. Dem ungeachtet hat sich diese Fabel erhalten, und bekam in den Zeiten der Unwissenheit und Barbarey, durch jenes Mährchen ein neues Gewicht, daß Carl VI. König von Frankreich, in dem Walde bey Senlis einen Hirsch erlegt habe, der ein Halsband mit den Worten: Caesar hoc me donavit, trug; und man hat lieber diesem Hirsch tausend Jahre geben, und das Halsband von einem römischen Kaiser herleiten, als einräumen wollen, daß er dieses Geschenk in neuern Zeiten von irgend einem deutschen Kaiser empfangen habe, welche, bekannter Maßen, alle im Lateinischen den Nahmen Caesar führen.

Die Zeichen, woran man einen alten Hirsch erkennen kann, sind: wenn der Rosenstock kurz und breit ist, die Rosen dicht auf dem Kopfe stehen, die Stangen stark und kraus sind; ferner, wenn die Schalen

len an dem Laufe ſtumpf und breit, und die Zähne gelb und wackelnd ſind.

Die Hirſche werden entweder von den Jägern erſchlichen und gepürſchet (gebürſchet), oder gejaget, und zwar entweder durch ein umſtelltes Jagen, wobey er lebendig eingefangen wird, oder durch ein ſo genanntes Renn- oder Parforce-Jagen. Die Jagd, welche, um Hirſche zu ſchießen, angeſtellet wird, heißt die Hirſchjagd, oder das Hirſchjagen. Wenn mehrere Arten des Wildes zugleich gejagt werden, ſo führt eine ſolche Jagd nur alsdenn den Nahmen eines Hirſchjagens, wenn die Hirſche zuerſt vorgejaget werden; zum Unterſchiede von einem Saujagen, wo das Schwarzwildbret zuerſt auf den Lauf kommt.

Das Rothwildbret wird, ſo wie alles Hochwildbret aus einem gezogenen Rohre geſchoſſen, welches die Jäger bürſchen oder pürſchen nennen. Vom Pürſchen überhaupt werde an ſeinem Orte, hier aber bloß von der Roth- und Dam-Wildbrets-Pürſche handeln.

Ein Forſtbedienter, dem die Aufſicht über die Wildbahn oder einen Thiergarten anvertrauet iſt, muß den verſchiedenen Stand und Wechſel des Wildbretes wiſſen, damit er eine Herrſchaft, die ſich mit Pürſchen ein Vergnügen machen will, mit Vortheil an die Orte, wo Wildbret ſteht, bringen könne. Unter ſeiner Anführung wird demnach dahin gefahren, wo man dergleichen vermuthet. Steht es auf einer Wieſe oder einem andern freyen Platze in der Heide, wo man mit dem Wagen herum fahren kann: ſo fährt man bis auf 60 oder 70 Schritt an das Wildbret heran, doch ſo, als wolte man vor demſelben vorbey fahren. Das Wildbret, welches an Orten, wo es geſchonet wird, ſich vor Menſchen und Pferden nicht ſcheuet, ſieht den Wagen gelaſſen und ruhig an. Unterdeſſen aber macht ſich der Schütze fertig, ſeinen Schuß anzubringen. Iſt der-

selbe im Stande, so fest und still aus freyer Faust zu halten, daß er auch fahrend im Schritt schießen und treffen kann, so hält er ein wenig hinter dem Fleck, wo die Kugel hinkommen soll, weil der fortgehende Wagen, währendem Abdrücken, den Schuß schon an den rechten Ort hingerücket haben wird. Ein solches Pürschen aus dem Wagen aber ist ungewiß; der geringste Stoß des Wagens, den auch der geschickteste Kutscher nicht immer vermeiden kann, bringt die Büchse aus der Richtung, und der Schuß geht vorbey, oder trifft doch nicht da, wo er hinkommen sollte; deswegen ist es sicherer, unweit des stehenden Wildbretes unvermerkt auszusteigen, und so lange an der Seite des Wagens, vom Wildbret unbemerkt, zu gehen, bis man hinter einen Baum sich anstellen, oder auch ganz frey, indem der Wagen vorbey fährt, losdrücken kann: so geräth der Schuß besser.

An Orten, wo das Wildbret Ruhe hat, als: in Gehägen oder Thiergärten, kann man mit vielem Vergnügen und ohne sonderliche Mühe auf jetzt beschriebene Art pürschen. Oder will man es noch bequemer haben, so verfüget man sich gegen Abend auf ein auf hohen Pfosten stehendes, mit einem Geländer und Banken umgebenes offenes Gebäude, welches man bey den Jägern eine Kanzel nennt. Das Wildbret, welches bey Untergang der Sonne, oder gleich hernach, aus dem Holze nach den Wiesen oder Wildäckern, bey welchen die Kanzel erbauet ist, zieht, kann, weil der Schütze hoch steht, keine Witterung von ihm haben; und dieser wird also mit aller Gemächlichkeit und in Beyseyn einer ganzen Gesellschaft, sich einen beliebigen Hirsch aus dem Rudel wählen und mit der Pürschbüchse erlegen. Das Wildbret läßt sich aber nicht so gut von oben herab schießen, als wenn man mit demselben in gleicher Höhe, oder niedriger als dasselbe, steht; denn im erstern Falle schießt man leicht unter dasselbe hinweg.

Man

Man muß daher sein Absehen etwas höher, wenn der Hirsch nahe ist, etwa eine gute Spanne unter dem Federruck, dicht hinter dem Blatte nehmen, so wird die Kugel auf der andern Seite am rechten Orte treffen, und der Schuß durch das Herz fahren. Am angenehmsten schießt es sich, wenn man in Thiergärten, oder im Freyen Reviere hat, wo kleine steile Hügel und tiefe Thäler oder Hohlwege, die mit dickem Gebüsch angefüllt sind, mit einander abwechseln, welche Gegend das Roth- und Dam-Wildbret vorzüglich liebt. Wenn denn dasselbe oben am Rande des Hügels äßet, und man in den Hohlweg sich dicht unter diesen steilen Berg heran schleichen kann, und einen Hirsch von unten herauf wie einen Vogel vom Baume pürschet, so fällt er, wenn er gut gefaßt ist, wie aus der Luft herab, und rollt den steilen Abhang des Hügels, unter dem Knacken der unter der Last einbrechenden trocknen Aeste und Reiser herab, daß die ganze Gegend des Waldes von diesem polternden Falle ertönet. Auf eine so angenehme und bequeme Art kann man aber nicht allenthalben pürschen. An den Gränzen, wo das Wild oft geschossen, erschreckt und beunruhiget wird, ist es scheu, und muß mit aller Vorsicht erschlichen werden. Man muß alsdenn die Wechsel desselben bemerken, und auf einem Baume aufpassen, wenn das Wild des Abends zu Felde zieht, und so auf dem Anstande es erwarten. Will dieses nicht glücken, so schleicht man unter Wind die Waldung durch; wird man nun in der Ferne Wild gewahr, so sucht man unvermerkt von einem Baume zum andern zu gehen, bis man erkennt, ob das Wild äßet oder ruhig sich niedergethan hat. Alsdenn schleicht man mit Vorsicht näher hinzu, mit leisen Tritten, damit die auf der Erde liegenden trocknen Aestchen nicht sehr knacken. So lange das Wild den Kopf auf der Erde hat und äßet, kann man immer näher hinzu gehen; so bald es aber den

Kopf

Kopf aufrichtet und sich umsieht, muß man stille stehen bleiben, ohne sich im geringsten zu regen. Auf diese Art wird das Wild wieder sicher, äßet wie zuvor, und so fährt man fort anzuschleichen, stehen zu bleiben, und hinter die Stämme der Bäume zu treten, bis man so nahe ist, wie ungefähr die Büchse trägt. Alsdenn schleicht man hinter einen Baum, legt die Büchse an den Stamm an, und drückt los: so werden, wenn man gut gehalten hat, Knall und Fall beysammen seyn.

Es ist bekannt, daß auch dem besten Schützen nicht alle Schüsse gerathen. Um indessen aus der Wirkung, die der Schuß auf das Thier macht, urtheilen zu können, wie derselbe beschaffen sey, kann man aus Fig. 1352, nach der Zeichnung meines edelsten und verehrungswürdigsten Freundes, des königl. preuß. Forstrathes Herrn von Burgsdorf, beurtheilen lernen, ob ein angebrachter Schuß tödtlich sey, oder nicht. Wenn der Hirsch breit steht, so wie er nähmlich gezeichnet ist, und man ihn vorn bey A, hinter der Schaufel anschießt, daß die Kugel auf der andern Seite bey dem Blatte heraus geht, so fährt er bey dem Anschuß gewaltig in einander, thut einen Satz in die Luft, läuft heftig fort, aber nicht weit, und stürzt. Ist der Schuß oben durch die Lunge am Herzen gegangen, so fährt der Schweiß dem Wilde häufig aus dem Halse, und es zeigen sich große Blasen auf dem Schweiße. Steht der Hirsch von vorn zu, und der Schuß kommt bey B, auf der scharfen Ecke ein wenig zu hoch, so geht die Kugel über dem Herzen weg, dringt durch die Milz und den Wanst, und der Hirsch schweißet stark, nicht allein aus der Wunde, sondern auch aus dem Halse. Auf den Anschuß fährt er vorn zusammen, als wenn er zu Boden sinken wollte; er geht auch nicht weit, und thut sich bald nieder; indessen stürzt er nicht gleich, sondern lebt noch lange, und man kann an einem solchen angeschossenen Wilde einen jungen Schweißhund arbeiten

und

und trefflich üben, weil er etwas, und doch nicht sehr weit, fortläuft. Der Schweiß sieht schwärzlich aus, riecht weidewund, und man findet auch, weil der Magen mit verwundet (aufgeschärft) ist, Geäß unter dem Schweiße vermischt. Steht aber der Hirsch breit, und wird bey C auf das Blatt (den Bug oder die Schulter oben über den Vorderläufen) geschossen: so geht die Kugel mitten durch das Herz; der Hirsch fährt auf den Schuß plötzlich fort, läuft aber nur etliche Schritte, fährt in einander, und fällt nicht 50 Schritt vom Anschuß. Schießt man den Hirsch zu kurz hinter dem Blatte 3 Querfinger von unten auf, wie bey D, und er steht schräge auf den Anschuß, so geht die Kugel im Leibe hoch hinauf, durch die Lunge, und berührt die Spitze am Herzen. Der Hirsch zeichnet den Anschuß durch einen Satz, läuft eine Strecke fort, fährt zusammen, thut sich nieder, und wird gleich so krank, daß man ihn abfangen kann. Dieses Abfangen oder Tödten geschieht entweder mit dem so genannten Hirschfänger, oder mit dem Genickfänger. Mit jenem wird den guten und jagdbaren Hirschen ein Stoß hinter dem Blatte, nach dem Herzen zu, beygebracht. Mit diesem werden nur schlechte Hirsche, Thiere, Kälber, und alles Rehwildbret, welches angeschossen, aber noch nicht verendet (gestorben) ist, in das Genick gestoßen, und also getödtet. Von dem Hirschfänger folgt weiter unten ein besonderer Artikel. Den Genickfänger findet man im XVII Th. S. 319, beschrieben, und Fig. 876 abgebildet. Der Stoß mit dem Hirschfänger wird unter A bey *1; der mit dem Genickfänfänger, oder der Genickfang, aber in *2, drey Finger breit unter den Gehören (Ohren) in gerader Richtung des Messers, nach den Ohren zu, beygebracht. Steht der Hirsch so schräge von hinten zu, und man trifft ihn eine gute Spanne hinter dem Blatte unterwärts bey E, so geht die Kugel durch die Lunge und

durch

durch die Seite des Herzens zum linken Vorderlaufe heraus. Ein solcher Schuß heißt ein Kreuzschuß. Der Hirsch schweißt stark von diesem Anschuß; der Schweiß ist roth und wirft Blasen, auch läuft er nicht 200 Schritt fort, so stürzt er. Stände aber der Hirsch nun dort schräge, und der Schuß kommt den dem Blatt den F ein wenig hoch, so schlägt die Kugel an der Seite durch die Lunge, fährt durch die Milz, und den Magen, und berühret auch das kleine Gescheide, (Gedärm). Vom Anschuß fährt er recht in die Luft, schneller hintern aus, und gibt fast keinen Schweiß, wird aber bald krank. Merkt man diesen Anschuß, so muß man zumahl im Freyen, sich nicht übereilen, es sacht vor sich weg ziehen zu lassen, die Fährte verbrechen, und erst noch ein Par Stunden auf derselben mit dem Schweißhunde nacharbeiten; findet ihn der Hund, so kann man ihn lösen, der Hirsch läuft nicht weit mehr, sondern stellet sich bald. Folgt man aber einem so angeschossenen Hirsch hastig auf der Fährte nach, und der Hund kommt heran, so läuft er wohl 2 Meilen weg, ehe er sich vor ihn stellet; und ist der Hund nicht recht anhaltend, so kommt man um den Hirsch, welcher aber doch an diesem Schuß verenden muß. Wird der Hirsch vorn am Halse getroffen, oder auch wo die kurzen Federn (Rippen) sind, unter dem Zimmer, bey G: so prellt es dem Hirsch im Federruck, und er stürzt nieder, als wenn er tödtlich verwundet wäre; nach einer Weile aber erhohlt er sich, springt auf und läuft davon; der Schuß schadet ihm auch weiter nicht, denn da weder das Gescheide (Gedärm) noch das Geräusch (Herz, Lunge und Leber) berühret worden, sondern der Schuß nur durch den hohlen Leib gegangen ist, so heilet er sich wieder aus. Das plötzliche Niederfallen entstehet nur, weil die Feder berühret ist, und dieses eine so starke Erschütterung im Federruck gibt, als wenn er entzwey geschossen wäre. Geschieht dieses letztere, oder

ist

ist der Halsknochen entzwey geschossen, so muß der Hirsch wohl liegen bleiben. Man darf daher einem so plötzlichen Niederfallen nicht trauen, sondern thut wohl, sogleich hinzu zu springen, und den Hirsch abzufangen, ehe er aufspringt und wieder davon läuft. Ist der Hirsch in den Wanst geschossen, wie bey H: so erfolgt kein Schweiß, weil das Gedäß die Wunde verschließt; dieses nennt man weidewund. Das Wild wird hieran je länger je kränker, und thut sich im Dickicht vor Schmerzen nieder; da man denn nach ein Par Stunden mit dem Schweißhunde nacharbeiten und ihn vollends todtschießen kann. Wollte man ihm aber sogleich folgen, so läuft er in der ersten Hitze noch weit fort, ob er gleich an dieser Wunde doch endlich verenden muß, weil der Wanst und das Geschreide durchschossen sind. Ist der Hirsch so getroffen, daß er bald stürzen muß, so flieht er mit zusammen gezogenem Leibe fort, strauchelt oft, und der Schweiß fließt ihm häufig aus dem Halse.

VITI RIEDLINI obs. de cerui ventre salua vita globo traiecto, st. in den *Misc. Nat. Cur.* Dec. III. A. 7 & 8. Obs. 51.

Weil der beste Schütz nicht gewiß seyn kann, ob er das Wild so treffen werde, daß dasselbe sogleich niederstürzt: so muß man niemahls pürschen gehen, ohne einen Schweißhund mit sich zu nehmen, da man denn aus dem Zeichnen des angeschlossenen Wildes urtheilen muß, ob man sogleich, oder erst nach ein Par Stunden, den Hund auf den Schweiß bringen, und mit demselben hinter das angeschossene Wild arbeiten soll. Eine Anweisung, wie dieses geschehen müsse, wird bey der Abhandlung vom Schweißhunde vorkommen.

Man kann auch den Edel- und Damhirsch in der Brunftzeit schießen, welches die Brunftpürsch oder das Brunftschießen genannt. Zu dieser Zeit sind die Hirsche weit dreister, als sonst, und lassen sich alsdenn, besonders zu Wagen oder zu Pferde, viel näher ankommen, als sonst. So bald der Hirsch in die Brunft

tritt

tritt, muß der Forstbediente Acht haben, wo er seinen Brunftplatz erwählet. Dieser ist bald daran zu erkennen, daß derselbe so zertreten und von Grase entblößt ist, als hätte man sich mit Pferden auf demselben getummelt. Hat nun der Forstbediente diese Brunft-Plätze, besonders der alten Capital-Hirsche bemerkt, so läßt er es der Herrschaft melden, und führt sie, wenn sie an der Brunftwürsch Belieben findet, an den Ort hin. Eine oder zwey Stunden vor Untergang der Sonne fängt der Hirsch an zu schreyen, und fähret damit bis gegen Mitternacht fort; alsdenn hält er etwas ein, und fängt nach einer Stunde wieder an, bis zum Anbruch des Tages. Um also zu rechter Zeit da zu seyn, pflegen die Herrschaften, welche ein Vergnügen am Brunftschießen finden, um diese Zeit 8 bis 14 Tage in einem nahe gelegenen Forsthause zu wohnen, oder sich auch in dem Walde ein kleines Jagdhaus bauen zu lassen, wo sie sich aufhalten können. Fangen nun die Hirsche an zu schreyen, so verfüget sich der Herr, unter Anführung seines Forstbedienten, zu Pferde oder Wagen dahin, steigt unweit des Ortes ab, und sucht sich mit seiner Gesellschaft, so bald sie die Hirsche schreyen hören, ihnen durch Schleichen und Kriechen im Dickicht zu nähern. Steht der Hirsch dem Herren noch zu weit, so hat der Forst- oder Jagd-Bediente einen Hirschruf bey der Hand, worin er schreyet: so wird der Hirsch, in Meinung daß es ein Nebenbuhler sey, der ihn heraus fordern will, bald näher kommen und antworten, bis er recht zum Schuß stehe, und der Herr ihn pürschet. Dieser Hirsch wird alsdenn auf dem Pürschwagen gebracht, und der Herrschaft nachgeführet, die denn, wenn es ein starker Hirsch mit einem schönen Geweihe gewesen, dasselbe abschlagen, und auf einen hierzu gemachten hölzernen Hirschkopf setzen und befestigen, auch die dazu gehörige Nachricht mit kurzen

Wor-

Worten auf einem unter demselben befestigten Bleche aufzeichnen läßt.

Der Hirschruf, dessen ich so eben Erwähnung gethan habe, ist ein Jäger-Instrument, womit ein Hirsch angekirret wird, näher zu kommen, und womit man insonderheit in der Brunstzeit ein Vergnügen mit dem Hirsche haben kann. Es wird derselbe verschiedentlich gemacht. Einige nehmen Holz, und machen daraus ein Horn, welches an einem Ende so weit ist, daß man eine Faust hinein stecken kann, am andern aber etwas zugespitzt seyn muß. In dieses wird an dem spitzigen Ende hinein, und gerade auf den Hirsch zugerufen und zugeschrien. Andere nehmen ein wie eine Bier-Kanne gestaltetes Gefäß, um hinein zu schreyen. Der reinste und beste Hirschruf aber ist dieser: Man nimmt ein Meerschneckengehäuse oder eine Seemuschel, so an dem einen Ende spitzig, an dem andern aber so weit und geräumig ist, daß man eine Faust hinein stecken kann. Das spitzige Ende feilet man so weit ab, daß man mit der Fingerspitze hinein kommen kann. Dieses spitzige Ende nimmt man in den Mund, und schreyet hinein wie ein Hirsch, auch bisweilen geschwinde mit unter, so wie ein Hirsch, wenn er hinter einem Thiere her ist, und es zum Beschlage nöthiget oder herum jaget. Wenn man nun so geschwinde, wie ein Hirsch, anstößt, muß man ein oder zwey Mahl in den Ruf schreyen, wie das Thier, wenn es von dem Hirsche gejaget wird, welches einen oder ein Par kurze, nicht gar zu laute, Rufe thut.

Wenn man sich also, insonderheit in der Brunstzeit und bey den Brunstplätzen anstellet, und ein Hirsch allein kommt, und den Ruf hört, so eilet er bald nach demselben, so daß er sich ihm ganz nähert, da man ihn denn, nach Belieben, schießen oder recht in der Nähe besehen kann. Wenn gleich ein Hirsch bey dem Thiere ist, so zieht er doch, wenn er den Ruf vernimmt, gern von den Thieren, in der Meinung, es sey ein Nebenbuhler, daher er ihm entgegen gehen und ihn abtreiben

weil. Doch macht er sich nicht gern weit von den Thieren. Es ist also nur darum zu thun, wenn er dem Schützen nicht nahe genug ist, daß er etwas näher komme. Wenn man auch merkt, daß Hirsche im Holze oder Dickicht stehen, und sie sich nahe hören und sehen lassen, stößt man einige Mahl in das Horn, daß sie sich dem bald melden und antworten werden; doch muß man hier nicht allzu viel Lärm machen, weil sie sonst bald merken, daß es verdächtig sey. Recht angenehm und lustig ist es zu sehen, daß auch die Hirsche manchmahl in fast voller Flucht dem Rufe zukommen; dieses erschieht insonderheit, wo viel Hirsche, aber nicht allerley Thiere sind, und wenn sie unter dem Rufe des Thieres Ruf mit hören.

Wenn wir in die Naturgeschichte des Edelwildbrets einen Blick zurück thun wollen, so sehen wir, daß dasselbe in einer beständigen Abwechselung von Mangel und Ueberfluß sich befindet, je nachdem die Jahrszeit mehr oder weniger reich an Früchten und Gewächsen ist, die ihnen zur Nahrung dienen, oder auch, je nachdem andere Bedürfnisse der Natur dem Ueberflusse ihres Nahrungsstoffes eine andere Richtung, als zur Hervorbringung des Feistes und Wildbrets, gibt. Man muß demnach wohl bedenken, zu welcher Jahrszeit das Wild am feistesten, und also am besten zu pürschen ist. Der Roth- oder Edel-Hirsch hat, wie bereits erwähnet worden, im Winter viel auszustehen, und leidet, wenn man ihm nicht durch Fütterung zu Hülfe kommt, viele Noth. Es ist also in dieser Jahrszeit wenig darum, und der Mühe nicht werth, ihn zu pürschen. Im Frühlinge kommt er zwar durch die frischen Kräuter und das junge Gras wieder zu Kräften; indessen, da nicht nur die Magerkeit des Winters ersetzt werden muß, sondern auch das Verfärben, das Abwerfen und das Aufsetzen des Gehörnes allen Ueberfluß der Nahrungssäfte hinweg nimmt und dahin verwendet, so wird zum Ansetzen des Feistes nur wenig übrig; dabey ist die Haut, weil jetzt die Enderlinge sich durch dieselbe fressen und ausfallen, ganz durchlöchert und unbrauchbar. Im Sommer hingegen hat der

Hirsch,

Hirsch sich nunmehr roth gefärbt, und lebt im Ueberflusse kräftiger Aeßung; und ob er gleich im Anfange dieser Jahrszeit noch sein Gehör verecket und feget, so fängt er doch zugleich an, gut an Wildbret zu werden und Feist anzusetzen, welches auch noch ferner zunimmt, bis er gegen den Herbst in die Brunst tritt. Dieses ist demnach die beste Zeit im Jahre, das Wild zu pürschen, nähmlich im Jul. Aug. und September. Denn, ob gleich der Hirsch zu Anfange und in der Mitte dieses Monathes zu brunsten anfängt, so ist er doch noch in den ersten 8 oder 14 Tagen zu gebrauchen, und noch gut an Wildbret. Die jungen Hirsche und Spießer können auch noch 14 Tage bis 4 Wochen später gepürscht werden, weil sie um so viel später in die Brunst treten. Wer sich entschließen kann, Schmahl-Thiere zu pürschen, kann dieses von Anfange des Jun. bis Ende des Oct. thun; denn in diesen 5 Monathen sind sie gut an Wildbret.

Wenn man Hirsche durch ein umstelltes Jagen lebendig einfangen will, müssen solche, wie bey einem andern Jagen, bestätiget, und in Tüchern (Wänden von starker Leinwand) eingestellet werden. Alsdenn macht man durch Treiben das Jagen enger, bis es in 4 Tücher eingestellt steht. Sollen viele Hirsche eingefangen werden, so setzt man an diese Kammer noch einen kleinen Lauf, von 1 Tuch lang und 1 Tuch breit, der also zusammen in 3 Tüchern gefasset ist, an, und scheidet die Abjagungskammer und den Lauf durch ein Falltuch von einander. Auf diesen Lauf, welcher, wenn es ein freyer Platz ist, sich hierzu am besten schickt, sonst aber wenigstens 1 oder 2 Gestelle enthalten muß, werden 10 Schritt von einander, 2 Garne oder Netze aufgestellt, und 50 Schritt davon wieder 2 Garne, ebenfalls in der Entfernung von 10 Schritt hinter einander. Diese Art, die Hirsche mit doppelten Garnen einzufangen, empfiehlt Hr. Graf v. Mellin, in seiner

vortrefflichen Anweisung zu Wildbahnen, vorzüglich
Weil es in solchem Falle gut ist, wenn man die Ober
Leine nicht sehr anziehen läßt, damit die einlaufende
Hirsche durch Zurückschnellen keinen Schaden nehmen
und dabey die Garne vielen Busen haben müssen, s
stellen solche Hirschgarne noch nicht völlig 6 Fuß; mit
hin setzen die starken Hirsche über das erste Garn weg
kommen aber vor dem zweyten zu kurz, und fangen sich
sogleich in demselben.

Das zu dieser Jagd gehörige Garn oder Netz, das Hirsch
Garn oder Hirschnetz, stellt, wie ein Tuch, 80 doppelte oder
160 einfache Waldschritte, d. i. 400 Fuß, oder 200 Ellen, in
gehörigen Busen, und ist 5 Ellen, oder 10 Fuß, hoch. Hierzu
braucht man 21 Stein guten Hanf. Das Garn hierzu wird
gesponnen, doch nicht zu sehr gedrehet, damit es, wenn es naß
wird, nicht zusammen laufe. Die Leinchen dazu müssen einen
kleinen Finger dick, neunschäftig oder neunfädig geschlagen
durch das Wasser etliche Mahl gezogen, und dadurch, ob sie
zusammen laufen oder sich ringeln, probiert werden. Das Stell
holz, oder der Model zu den Maschen, ist 8 Zoll breit, so
daß eine Masche 8 Zoll ins Viereck, oder, wenn sie ausgereckt
ist, 16 Z. lang wird. Ein solches Netz muß 20 bis 24 der
gleichen Maschen hoch, die Ober- und Unter-Leinen aber so
stark, als an den Mitteltüchern, und von 20 Faden geschlagen
seyn. Es gehören hierzu 11 von Tannen- oder dürren Fich
tenholze verfertigte Stellstangen mit Gabeln (Forkeln), von
mittelmäßiger Stärke, 4 Ellen lang, und 2 große starke Hef
tel. Die Forkeln müssen inwendig, wo das Wild herkommen
soll, gestellet werden, doch so, daß die oben in den Forkeln bis
auf die Hälfte eingeschnittenen geraden Kerben, worauf die
Oberleine vom Netz hastet, auswendig komme, das Netz wohl
abfallen könne, und der Busen wohl über das Wild schlage.

Das Wild pflegt, wenn man es nicht sehr treibt,
sachte bis an das Garn heran zu ziehen, alsdenn stehen
zu bleiben, den Kopf vorzustrecken, durch die Maschen
zu sehen, und so mit einem Mahl herein zu laufen und
sich zu fangen. Zwischen dem Tuche und dem Garn
stehen diejenigen, die das Wild aus den Garnen lösen
müssen. Mit dem Abjagen geht es folgender Gestal

zu

zu. Die Treibeleute treiben das Wild nach dem Fall-Tuche zu; die dabey stehenden lassen es nieder; und wenn einige Hirsche herüber sind, ziehen sie es wieder in die Höhe; alsdenn treiben die bey den Tüchern auf dem Laufe stehenden Leute das Wild mit Geschrey und Gepolter nach den Garnen zu. So bald die Hirsche eingefallen sind, müssen diese Leute nebst den dabey angestellten Jägern frisch zugreifen, damit die Hirsche sich nicht lange in den Garnen herum schlagen, und sich etwas verrenken. Bey starken Hirschen ist es nothwendig, sogleich nach dem Gehörne zu greifen, und die Läufe, sowohl vorn als hinten, zu schränken; auf diese Art können 5 Mann einen Hirsch vollkommen bezwingen; wenn nähmlich einer am Kopfe, zwey an den Hinter- und zwey an den Vorderläufen sind. Werden diese aber nicht geschränket, und zwar so, daß derjenige, der den rechten Lauf hat, nicht auf der linken, und der den linken hat, auf der rechten Seite geht, so kann der Hirsch, besonders an den Hinterläufen, seine ganze Stärke gebrauchen, und dermaßen um sich schnellen, daß zwey Mann nicht im Stande seyn werden, einen Lauf zu halten.

Zu Fortbringung des in Netzen lebendig gefangenen Hirsches, gehört, wie zu allem solchem Wilde, ein besonderer Kasten. Der Kasten für Hirsche, oder der Hirschkasten, Fig. 1353 a), ist 6 Fuß hoch, 6 Fuß lang, und oben 3 Fuß, unten aber nur 18 Zoll breit, damit er fester auf dem Wagen stehen, auch der Hirsch sich nicht in demselben umwenden, noch zu viel Gewalt zum Anschnellen anwenden könne. Vorn und hinten sind 2 Aufschiebethüren, die von oben herab zwischen Leisten vorgeschoben werden. An beyden Seiten sind zwey, 6 Zoll hohe und 8 Z. breite, Oeffnungen, die zu Luftlöchern dienen. Oben wird nahe am Ende, noch ein Schiebthürchen angebracht, wodurch man Hafer, grüne Wicken, Gras, Laub, wie auch Wasser, ihnen

täglich geben kann. Der ganze Kasten ist von halbzolligen Dielen zusammen genagelt, und mit Winkel-Eisen befestigt; auf den 4 Ecken sind 4 eiserne Ringe, den Kasten auf den Wagen und herab zu heben, auch anzubinden. Der Kasten für Damhirsche, Fig. 1353 b), ist auf eben die Art gemacht, aber nur 5 Fuß hoch und 5 F. lang, übrigens aber oben sowohl als unten von gleicher Breite, und ebenfalls mit Winkeleisen und Ringen versehen.

Die jetztbeschriebene Art Kasten ist für diejenigen Hirsche, denen man, weil sie weit geschicket werden sollen, das Gehörn (welches sie ohnedies abwerfen, und ihr vollkommenes Gehörn wieder aufsetzen,) oberhalb den Augensprossen, und auch diese abgesäget hat. Es gibt aber noch eine andere Gattung, welche zu den Jagdaufzügen oder zur Hofjagd gehört, da dem Hirsch sein Gehörn gelassen werden muß. Ein solcher Kasten ist oben etwas weiter und höher, nach der Größe des Gehörns, und muß inwendig, damit der Hirsch sich nicht zu Schanden stoße, mit Leinwand ausgeschlagen und mit Werg und Haaren ausgestopft, oder wenigstens mit Strohseilen ausgeflochten, auswendig aber auf den Ecken mit großen eisernen Ringen, um den Kasten damit auf dem Wagen zu befestigen, versehen, auch mit grüner Oehlfarbe angestrichen, und Hirsche darauf gemahlt seyn.

Wer es nicht daran wenden will, für das Roth- Dam- und Reh-Wildbret die Kasten mit Haaren auspolstern und mit Leinwand ausschlagen zu lassen, und das Wild dennoch vor dem Anstoßen an den harten Bretern gesichert sehen möchte, kann sich der Strohkasten bedienen. Es werden, in dieser Absicht, auf ein Bodenbret, so lang und breit wie die an den andern Kasten, 4 dreiviertelzöllige Schwellen genagelt, und in denselben 4 kleine Stiele eingezapft, welche eine verhältnißmäßige Höhe in der Art Wildbret, wozu der Kasten bestimmt ist, haben. Diese 4 Stiele sind vermittelst eines Rahmens mit einander verbunden. Der Rahmen sowohl als die Stiele, sind mit Löchern, in der Entfernung von 3 Zoll über einander, durchbohrt, wodurch

wodurch 1 Daumen dicke Stöcke gesteckt werden. Vorn und hinten sind 2 Klappthüren angebracht, die sich auf 2 Zapfen drehen, die in dem obern Theile der beyden Stiele eingesetzt sind, und ebenfalls aus einem leichten Rahmen bestehen, wodurch horizontale Stöcke gehen. Der ganze Kasten hat solchemnach die Gestalt eines Käfiches oder Vogelbauers. Dieser Käfich wird nun allenthalben mit Stroh ausgeflochten, wie auch die Klappthüren, die vermittelst einer kleinen eisernen Krampe und eines Ueberfalles auf dem Bodenbrete angepflöcket werden können. Wenn der ganze Kasten mit Stroh durchflochten, auf jeder Seite zwey Luftlöcher frey gelassen, und die hervor stehende Strohhalme mit einer Gartenschere in- und auswendig glatt beschnitten worden, sieht ein solcher Kasten nicht allein gut aus, sondern das Wildbret kann auch in demselben gar keinen Schaden nehmen. Fig. 1353 c) ist die Zeichnung eines solchen unbeflochtenen, und Fig. 1354 d), eines mit Stroh beflochtenen, und völlig fertigen Kastens. Am letztern ist eine der Thüren vorgestellt, als wäre sie aufgemacht, um ein Stück Wild hinein zu bringen.

Wenn man nun an den Kasten kommt, müssen beyde Thüren schon aufgeschoben seyn. Diejenigen, die den Hirsch vorn tragen, gehen damit rückwärts in den Kasten hinein und hindurch. So bald der Hirsch ganz hinein ist, legen sie ihn auf den Boden, und beugen ihm die Läufe sowohl vorn als hinten unter den Leib. Hierauf werden die Thüren sacht nach und nach von oben herunter gelassen, und die Leute müssen mit den Händen auf einmahl heraus seyn. Man bringt aber dem Hirsch deswegen die Läufe unter den Leib, damit er sich, weil der Kasten unten enge ist, gut aufhelfen könne.

Eine Abbildung des jetzt beschriebenen Jagens stellt Fig. 1354 dar. ABCD. ist die Kammer; CD, das Falltuch; DEFC, der Lauf; G, der Ort, wo die Wildbretkasten stehen; HH, HH, HH, HH, die aufgestellten Garne.

Hätte jemand keine Wildbahn im Freyen, aber einen Thiergarten von beträchtlichem Umfange: so kann auch in demselben das jetzt beschriebene Jagen, und

zwar ohne Tücher und Netze, bloß vermittelst 2 Bund Tuchlappen, 20 Bund Federlappen, und eines einzigen Falltuches, angestellt werden. In dieser Absicht wird an der einen Seite des Thiergartens, eine Abjagungskammer, und ein Lauf mit einem Zaune, wie der am Thiergarten ist, eingefasset, und dicht an demselben, innerhalb des Jagens, eine Hecke von Weißbüchen angeleget, die schon in 5 Jahren so hoch und dicht seyn wird, daß sie den Zaun völlig bedecken kann. Die beste Figur zu einem solchen Jagen, ist aus der Zeichnung, Fig. 1355, zu ersehen. Dieses Jagen ist, zur Erspahrung des Zaunes, an der einen Seite des Wild-Zaunes angelegt, welcher durch die Linie GH angedeutet wird. An denselben ist des Jagens Rundung angelegt, die bis O geht; von dort bis N, ist der Zaun zur Abjagungskammer A, welche, wenn gejagt werden soll, von dem Laufe B, durch das Falltuch IN abgesondert wird; auf demselben steht der Leibschirm C, und der Hundeschirm D. Die Kammer A aber ist mit allerhand Buschwerk und Dickungen angefüllt, worin sich das Wildbret verbergen kann. Bey E ist die Ein-Fahrt in den Lauf, welches ein Gitterthor, wie bey dem Thiergarten, ist. Um aber gegen die Hecken nicht so sehr abzustehen, wird dasselbe, wenn gejagt werden soll, mit zwischen dem Gitter durchgesteckten grünen Reisern verkleidet. Wenn nun der Herr des Thier-Gartens befiehlt, einige Hirsche in das Jagen zu treiben, so werden des Morgens ganz früh einige gute Hirsche in Lappen eingestellet, welches zur Hirschfeist-Zeit am besten zu bewerkstelligen ist, weil sich alsdenn die guten Hirsche von den schlechten, und von dem alten und Schmahl-Wildbret trennen. Diese in das Weite eingestellte Hirsche, wobey die Lappen bis zu der Abjagungskammer reichen, werden nunmehr von wenig Leuten ganz gemächlich zwischen denselben nach dem Zaune hingetrieben. An demselben sind alsdenn

die

die 5 Gitterthore F, wovon die Flügel in das Jagen hinein aufschlagen müssen, eröffnet; bis an die beyden letzten derselben reichen die Lappen, welche hier, weil das Jagen immer enger wird, Tuchlappen seyn müssen, damit sie besser blenden. Die Hirsche ziehen immer längst den Lappen nach dem Jagen zu; und weil sie hier in dem Zaune die vielen Oeffnungen, und hinter denselben wieder Holz finden, so gehen sie gerade hinein. Auf beyden Seiten der Lappen hinter denselben, stehen Jagdleute, welche, so bald die Hirsche sämmtlich in dem Jagen sind, hinzu laufen und die Thore zumachen, da denn die Hirsche gefangen sind. Geschieht dieses Eintreiben bald, so kann das Abjagen sofort vor sich gehen; sonst aber geschieht es am folgenden Morgen. Soll dieses Abjagen zu Pferde geschehen, so bleibt das Falltuch vor dem Laufe, sonst aber ist es nur als ein Quertuch gestellt, und wird weggeschaffet, so bald die Jägerey zu Holze zieht, welches mit den bey dem Bestätigungsjagen gewöhnlichen Feyerlichkeiten geschieht. Hierauf werden die Jagdhunde gelöset, und das vorgetriebene Wild aus dem Schirme gepürscht.

Zu dem Renn- und Parforce-Jagen, gehört zuvörderst ein guter Jagdhund, welcher von dem Jäger beständig am Hängeseil geleitet wird, das Wild vermittelst der Fährte auszuforschen und zu bestätigen, und dadurch gleichsam den Jäger auf die Fährte des Hirsches zu leiten, daher er auch der Leithund genannt wird, von dessen Abrichtung an seinem Orte Anzeige geschehen wird. Die großen engländischen und französischen Jagdhunde, mit welchen die Hirsche auf den Parforcejagden zu Tode gehetzt werden, nennt man daher Hirschhunde.

Die eigentliche Zeit, in welcher man den Leithund an die Arbeit bringen muß, ist im Winter eine halbe Stunde vor Sonnen-Aufgang. Denn da die Nächte um diese Jahrszeit sehr lang sind, so zieht der Hirsch

früh zu Holze. Im Frühlinge und Sommer hingegen ist es hinlänglich, wenn man erst ½ Stunde nach Sonnen-Aufgang zu arbeiten anfängt; denn bey schönem und stillem Wetter läßt sich der Hirsch in den jungen Aufschlägen, die am Rande des Waldes sind, nieder, um sich vom Thau zu trocknen, und geht daher später zu Holze. Ueberdies gibt es auch Hirsche, die, weil sie schon vor den Hunden gewesen sind, so schlau und schüchtern sind, daß sie, ehe sie ihren festen Stand im Dickicht nehmen, zwey, drey auch mehr Mahl in die jungen Aufschläge, wo sie sich getrocknet haben, zurück gehen, um zu sehen, ob ihnen irgendwo nachgestellt wird; und wenn solche Hirsche den Leithund wittern, oder das geringste Geräusch hören, werden sie gleich so weit flüchtig, daß man ihre Spur aufgeben muß, daher sie denn mit der äußersten Sorgfalt und bey lichtem Tage bestätiget werden müssen.

Hat nun ein Piqueur seinen Besuch zur rechten Zeit angefangen, und wirklich die Fährte eines Hirsches aufgefunden, so muß er, um den Hirsch gehörig anzusprechen: 1) mit dem einen Fuße niederknien, alle Kennzeichen der Fährte genau betrachten, und ungefähr folgendes Gespräch mit sich selbst anstellen: Ich spreche diesen Hirsch als einen jagdbaren Hirsch an, weil er runde Spitzen, abgenutzte Schalen, Ferse und Afterklauen, auch überhaupt einen starken Fuß hat, weil er kurz gefesselt ist, weit schreitet, den Hinterlauf nur bis dicht an die Vorderfährte bringt, und mit demselben Erde aufnimmt. Ich finde an ihm überhaupt alle die Merkmahle, die ein jagdbarer Hirsch in diesem Boden haben muß, und werde besonders an seiner Fährte Abzeichen gewahr, woran ich ihn bey Wechselfährten erkennen werde; denn die eine Spitze des rechten Vorderlaufes ist auswärts, und die Spitze des linken Hinterlaufes einwärts gebogen, welches ein sehr gutes

Abzei-

Abzeichen ist, dessen ich in meinem abzustattenden Berichte Erwähnung zu thun, nicht unterlassen muß, u. s. f.

Die Besichtigung einer einzigen Fährte dieses Hirsches ist indessen nicht hinlänglich, um ihn sicher anzusprechen, weil sich die Fährten nicht allein an einer Stelle ganz anders beurtheilen lassen, als an einer andern, sondern weil es hauptsächlich auch darauf ankommt, zu wissen, ob die Fährten frisch oder alt sind. Nun ist dieses zwar mit einem Leithunde, dessen Betragen man nicht ganz genau kennt, schwer zu unterscheiden; man kann indessen doch durch genaue Betrachtung des Bodens zu einiger Gewißheit gelangen. Denn in einem Boden sehen alte Fährten frisch, und in einem andern frische Fährten alt aus. In einem sandigen und weichen Boden z. E. sehen die Fährten alt aus, so bald der Fuß heraus gewichen ist, weil ein solcher Boden gar keine Festigkeit hat; hingegen sehen Fährten von 2 oder 3 Tagen, wenn sie nicht beregnet oder von der Sonne beschienen sind, in schwarzem lehmigen Boden noch ganz frisch aus, weil die Erde fest ist und nicht nachschießt.

2) Ein Piqueur muß eine Fährte, wenn er sie entweder mit dünnem Gewebe überzogen, oder mit hellem Wasser angefüllt findet, nicht für alt ansehen. An Tagen, wo es reifet oder Nebel fällt, erzeugen sich jene Gewebe in der Luft von einem Augenblick zum andern, und in feuchtem Boden dringt das unterirdische Wasser ebenfalls, obgleich unmerklich, doch augenblicklich in die Fährten. Man muß daher beyde Kennzeichen nicht für untriegliche Merkmahle alter Fährten halten, und die Begierde, mit welcher die Leithunde oft darauf arbeiten, beweiset hinlänglich das Gegentheil. Der Thau hingegen gibt ein sicheres Zeichen frischer Fährten ab, wenn man gewahr wird, daß er ganz kürzlich vom Grase abgeschlagen ist.

Nach

Nach diesen ersten Beobachtungen läßt nun der Piqueur oder Besuchknecht seinen Hund auf der Fährte fort arbeiten; auf den Fall aber, wo er zur Abkürzung seines Besuches vor einem bekannten guten Stande weit vorgegriffen, und gerade auf den Eintritt des Hirsches im Holz getroffen hätte, muß er der Fährte nicht über 2 oder 3 Hängeseile weit im Holze nachziehen, weil er sich sonst der Gefahr, den Hirsch aus dem Lager zu jagen und aufzutreiben, aussetzen würde. Er hat unter solchen Umständen also nichts weiter zu thun, als genau Acht zu geben, ob der Hirsch gerade aus zieht, und ob der Hund begierig ist vorwärts zu arbeiten. Wenn er dieses bemerkt, verbricht er den Hirsch hoch und niedrig, begibt sich wieder aus dem Dickicht heraus, und fängt an, den Hirsch auf den nächsten Weg zu bestätigen. Findet er nun, daß dieser nicht wieder aus dem Bezirke heraus getreten ist, so geht er bis zu seinem ersten Bruch zurück, besieht daselbst nochmahls die Vor- und Rückfährten ganz genau, und nimmt Losung mit, die er der Jagdgesellschaft bey seinem Bericht zur selbsteigenen Beurtheilung vorlegt.

Wenn aber ein Leithund 2 oder 3 Hängeseile weit auf die Fährte im Dickicht gearbeitet hat, sie alsdenn mit einem Mahle verliert, und weder rechter noch linker Hand wiederfinden kann: so kann der Piqueur den sichern Schluß machen, daß dieses ein falscher Holzzug ist, und daß der Hirsch wieder rückaus gegangen ist. Es ist dieses einer der gewöhnlichsten Ränke gejagter Hirsche, die sich gern verbergen wollen; und es gibt einige, die, wie alte Hasen, 3 bis 4 dergleichen Widergänge machen, und endlich weit rückwärts ihren festen Stand nehmen. Unter solchen mißlichen Umständen muß man die Wege rechter und linker Hand genau besichtigen, und Acht geben, ob man verschiedene Einläufe darauf wahrnimmt. Wenn dergleichen vorhanden

den sind, muß man beobachten, welchen von diesen Eintritten der Leithund am begierigsten anfällt; denn fällt er vorzüglich auf eine frische Fährte, so wird dieses gewiß die letzte seyn. Bey solchen Umständen kann man nicht oft und scharf genug auf die Erde sehen, um zu bemerken, ob keine doppelte Fährten vorhanden seyn; und die Kennzeichen des Gewendes und Abtrittes müssen dabey ebenfalls in genauen Augenschein genommen werden. Hiernächst muß man mit vieler Sorgfält und ohne Geräusch vorgreifen, und diesen Stand von allen Seiten umgehen; und wenn die vielen vorhandenen Ein- und Austritte zu befürchten Anlaß geben, daß der Hirsch nach dem Reviere, aus welchem er gekommen war, zurück gegangen sey, so muß man, um sich dessen zu vergewissern, weit hinter seine Brüche vorgreifen. Wird nun die Fährte daselbst wieder aufgefunden, so wird dem Hirsch wieder nachgezogen, er wird verbrochen, und nach vorgeschriebener Art bestätiget.

Man hat am Tage der Jagd alle Ursache zu vermuthen, daß der Hirsch in dem Bezirke, in welchem man ihn Tages vorher bestätigt hat, stehe, wenn man bemerkt, daß er in der Nacht aus demselben auf die Weide gegangen ist. Allein, man muß, dieser Vermuthung ungeachtet, und insonderheit, wenn man ihm nicht weiter nachgezogen ist, und die Fährte ganz genau hat betrachten können, die Rückfährten fleißig untersuchen, und die Losung nach Beschaffenheit der Jahrszeit ebenfalls in sorgfältige Betrachtung ziehen. Dieses sind die einzigen Mittel, von der sichern Bestätigung des Hirsches vergewissert zu werden, zumahl da man bey dieser Untersuchung zugleich wahrnehmen kann, ob der Hirsch die Nacht allein, oder in Gesellschaft eines andern, im Lager gewesen, was für Ränke und Wendungen er beym zu Holze ziehen gemacht, und wie der Leithund sie entwickelt hat. Alle diese Beobachtungen kom-

kommen dem Piqueur hiernächst bey verlorner Fährte sehr zu Statten, weil der Hirsch gewiß, während der Jagd, alle die vorigen Ränke und Wendungen zu wiederhohlen, nicht unterlassen haben wird.

Man bemerke hiebey, daß, wenn ein Leithund beym Vorgreifen eine Fährte anfällt, man genau nachsehen müsse, ob der Hirsch aus oder in dem Bezirk, den man umgeht, getreten sey, und insonderheit, ob es nicht derjenige ist, den man bestätigen will. Ist es dieser, so arbeitet man auf erwähnte Art fort; ist es aber ein anderer, so muß man zu beurtheilen wissen, ob er stärker oder schwächer, als jener, ist; in letzterm Falle wird er nur niedrig verbrochen, damit man ihn, wenn man Zeit hat, zu Holz jagen könne, wenn jener völlig bestätigt ist.

Es kann sich auch bisweilen eräugnen, daß ein fremder Hirsch in den Bezirk, währender Zeit daß man ihn macht, eintritt, daß dessen Fährte der Fährte des zu bestätigenden Hirsches völlig ähnlich ist, und daher bey dem Piqueur Zweifel und Ungewißheit entstehen. In solchem Falle muß man dem bezweifelten Hirsch 2 oder 3 Hängeseile weit nachziehen; da es sich denn finden wird, daß der zu bestätigende Hirsch gerade vor sich weg gezogen ist, der fremde hingegen viele krumme Wendungen gemacht haben wird. Bey einem solchen Versuche muß der Hund ganz kurz in der Leine gehalten werden, weil er, wenn man sie ihm ganz schießen liesse, und er den rechten Hirsch etwann in seinem Stande wittern, zu weit vorwärts greifen, den Hirsch aus seinem Lager auftreiben, und mithin dem Piqueur einen schlechten Dienst leisten würde. In einer solchen Ungewißheit kann man sich noch durch die Untersuchung der Mastlöcher sehr helfen; und wenn man hiernächst die Losungen und andere zufällige Abzeichen beyder Fährten mit Aufmerksamkeit gegen einander hält, so werden endlich die Zweifel gehoben, und man wird seiner Sache gewiß.

Ich

Ich habe bereits im Vorhergehenden angezeigt, daß Hirsche, welche sich verbergen, sehr schwer zu bestätigen seyn. Man findet sie selten, weil sie die Nächte in jungen abgelegenen Aufschlägen zubringen, sich an dem häufigen Safte der jungen Bäume und am Thau den Durst löschen, und mithin nicht zu Wasser gehen, wo man sie sonst spüren könnte. Ich habe ferner erwähnt, daß einige schlaue Hirsche zwey Stände haben, wo sie abwechselnd zu stehen pflegen; und daß diese an ihrem starken Schritt, an ihrer geöffneten Vorderfährte, und an ihren durch vieles Jagen und Laufen abgerundeten Spitzen und abgenutzten Ferſen, Schalen und Afterklauen, zu kennen seyn. Alle solche Hirsche können, weil sie sich zu verbergen trachten, nicht fleißig genug aufgesuchet und behutsam genug bestätiget werden. Endlich habe ich auch gesagt, daß alle Arten von Hirschen in der Brunft, wegen der Menge der alsdenn vorhandenen Fährten, des unausstehlichen Geruches, der den besten Leithunden zuwider ist, und wegen des beständigen Herumschwärmens sehr schwer zu bestätigen seyn, und daß man um diese Zeit selbander zu Holze ziehen müsse. Von allen diesem muß der Piqueur bey dem Besuche nichts aus der Acht lassen, weil er sich sonst der Gefahr aussetzt, entweder den Hirsch gänzlich zu verfehlen, oder ein Thier an statt eines Hirsches vor die Meute zu bringen. Ein Piqueur oder Besuchknecht muß sich auch nicht in seinem Urtheile übereilen, und sich dadurch thörichte und falsche Rapports zu Schulden kommen lassen, sondern, wenn er an seinen Herrn oder an den Jagd-Commendanten Bericht abstattet, alle Ursachen angeben, warum er den Hirsch als jagdbar anspricht, und dabey anzeigen, ob der Hirsch in seinem Stande allein steht, oder noch einen andern bey sich hat.

Der Bericht eines klugen und verständigen Piqueurs muß mehr in einem bescheidenen als prahlerhaften Tone abgefaßt seyn, und ungefähr folgender Gestalt lauten:

Wenn

Wenn meine Augen und mein Hund mich nicht t
gen, gnädiger Herr! so glaube ich einen Hirsch bestät
zu haben, den ich nach allen Kennzeichen für jagdb
anspreche, weil er eine lange Vorderfährte und eine lan
schmahle Hinterfährte hat. An dem linken Vorderlau
hat er ein Abzeichen, woran ich ihn bloß und allein k
Wechselfährten unterscheiden könnte; allein überdiß
noch die Spitze des rechten Hinterlaufes einwärts geb
gen, woran er gar nicht zu fehlen ist. Er ist ferner sta
im Fuß, sehr kurz gefesselt, hat einen großen Schri
drückt die Ballen sehr ein, und geht mit geöffneter Vo
derklaue; auch sind seine Schalen und Spitzen völlig a
genugt. Er hat sein Nachtlager in jenem jungen Au
schlage gehalten, der zwischen jenen beyden Dickichte
liegt; und ich habe bemerkt, daß er aus meinem Bezir
auf die Nachtweide gezogen ist, und seit 2 oder 3 Tag
in eben dem Aufschlage äßet, welches mich auf die G
danken bringt, daß es ein schlauer Hirsch, und vielleic
eben derselbe ist, den wir vor 14 Tagen wegen einfall
der Nacht verfehlten. Beygehende Losung, welche, w
Sie sehen, klein, trocken und stachelig ist, scheint mir d
see, so wie die vielfältigen Ränke, die er beym zu Ho
ziehen gemacht hat, zu bestätigen; denn er hat zue
dieses und jenes, und hiernächst dies und das gethan
Da der Wind aus Norden steht, so ist es vermuthli
gnädiger Herr! daß der Hirsch da oder dort hinaus
hen wird, und Hochdenenselben ist bekannt, daß
schönste Wildbahn in der Gegend ist, u. s. w.

So lautet ungefähr der Bericht von einem Hirsch, der
verbirgt. Allein da sich nicht alle Hirsche verbergen, so ist v
stehender Rapport nur als ein Schema anzusehen, welches m
nach Befinden der Umstände anders ausfallen muß.

Wenn man aber, anstatt Eines Hirsches, de
zwey bestätiget, davon der eine ein jagdbarer Hirsch
und im Dickichte steht, der andere aber ein schlechte ja
barer Hirsch ist, der seinen Stand in einem jungen A
schlage am Rande des Waldes hat, so muß man, a
dieses letztern im abzustattenden Berichte zu erwähn
nicht unterlassen. Denn, wenn dem Herren der Eq
page nur an dem Vergnügen, einen Hirsch zu fang
g

gelegen ist, so wird er unfehlbar diesen letztern vornehmen, weil die Jagd eines solchen Hirsches angenehmer ist. Allein, dieses versteht sich nur von schlecht jagdbaren Hirschen. Denn ein ganz junger Hirsch, wenn er gleich in einem jungen Aufschlage aufgetrieben wird, wehrt sich zwey Mahl so lange, als ein alter feister Hiesch. Ueberdies behalten die Hunde bey Wechsel-Fährten nicht so gewiß die Fährte eines jungen, als eines alten Hirsches bey, weil letzterer wegen seiner Schwere sich leichter erhitzt, und mithin eine stärkere Witterung zurück läßt. Es ist also allemahl der Klugheit gemäßer, wenn man einen von vielen Wechsel-Fährten weit abgesonderten Hirsch auftreibt, damit bey den Hunden die erste Hitze verrauche, und sie zuvörderst die Witterung ihres Hirsches recht sicher aufnehmen, um solche in der Folge beybehalten zu können, wenn der Hirsch andere Hirsche mit sich aufjagt, und sich hernach von ihnen wieder absondert.

Ich muß hier noch einiger Höflichkeitsbezeigungen gedenken, welche die Piqueurs oder Besuchknechte bey ihren Besuchen gegen einander zu beobachten haben.

Bey großen fürstlichen Equipagen ist allemahl ein Jagd-Commandant vorhanden, welcher die Befehle zu einer Parforce-Jagd von seinem Fürsten empfängt, und sie hernach den Tag vor der Jagd den Piqueurs mittheilt, und einem jeden sein Revier zum Besuch anweiset. Ein jeder hat also seinen bestimmten Bezirk abzusuchen; und bey dieser Beschäftigung haben diese Herren sich folgender Maßen zu verhalten. Zuvörderst muß keiner sein Revier überschreiten, und das Revier eines andern absuchen. Wenn hiernächst ein Piqueur einen Hirsch in seinem Reviere antrifft, so muß er ihn nach Möglichkeit darin zu bestätigen suchen; tritt aber der Hirsch in das Revier eines andern Piqueurs über, so muß jener diesen durch Pfeiffen auf dem Finger Nachricht geben, da sie denn, wenn sie auf diesen Ruf zusammen kommen, die Fährte besehen, und sich berathschlagen, ob sie den Hirsch gemeinschaftlich bestätigen wollen, welches unter zwey höflichen Leuten gemeiniglich Statt findet. Wollte indessen Letzterer nicht darein willigen, so muß es Ersterer sich gefallen lassen, und sich wieder hinweg begeben,

weil ein jeder in seinem Reviere Herr und Meister ist. W
len sie aber zusammen arbeiten, so gebührt demjenigen, in
sen Revier der Hirsch übergetreten ist, die Ehre, den Leithu
zu führen, und den Bericht abzustatten, in welchem er jed
seines Camerads Erwähnung zu thun schuldig ist. Ist es a
schon hoch am Tage, und jener Piqueur hört nicht auf den
seines Camerads: so erfordert es der Dienst des Herrn,
Hirsch in diesem fremden Reviere zu bestätigen, wenn man
dem seinigen nichts antrifft; jedoch muß davon nicht eher
richt abgestattet werden, als bis jener anzeigt, daß er nic
angetroffen hat. Trifft man den Hirsch auf dem fremden
viere bereits verbrochen an, so kann man sich dessen unter
nerley Vorwand anmaßen, sondern muß sich augenblicklich
rück begeben.

Dieses ist allerdings der Billigkeit gemäß; und es sind m
hin diejenigen Schleicher noch weit mehr zu tadeln, welche a
Ehrgeiz oder Neid früher als andere Cameraden aufstehen,
ren Reviere durchstöbern, und einen jagdbaren Hirsch dara
in das ihrige jagen. Sie werden auch öfters dieses ihres
derrechtlichen Verfahrens wegen bestraft; denn der Hirsch, d
sie auf solche hinterlistige Weise aus dem Reviere eines ihr
Cameraden jagen, spielt ihnen zuweilen den Possen, und wi
so weit flüchtig, daß sie ihn im Stiche lassen müssen; ja zuwe
len trifft es sich, daß ein anderer Hirsch während der Zeit, d
sie hinter diesem her sind, in ihr eigenes Revier tritt, den jen
Camerad, dem der Streich gespielt worden, unterdessen bes
tiget, und zur Schande und Spott des Schleichers vor di
Meute bringt.

Die kluge Vertheilung und Zulassung der Rela
(Vorlagen frischer Hunde) trägt zur glücklichen End
gung einer Parforce-Jagd sehr vieles bey, so wie im
Gegentheil diese letztere gemeiniglich übel abläuft, wen
die Hunde unbesonnen und zur Unzeit an den Hirsch ge
lassen werden. So ist es z. B. sehr thöricht, wen
man Relais an einen Hirsch läßt, der in Begleitung
anderer gleich starken Hirsche flüchtig ist, weil die fri
schen Relais-Hunde, so bald sie losgelassen werden
vor den andern bereits ermüdeten Hunden vorauf fah
ren, und, da sie daselbst viele ihnen noch gänzlich un
bekannte Fährten antreffen, die erste die beste aufneh
men,

men, und auf solche Art in einen Change (*) verfallen, wovon die Schuld bloß der Unbesonnenheit desjenigen zuzuschreiben ist, der das Relais herzu gelassen hat. Es gibt also nur zwey Fälle, wo es erlaubt ist, Relais an einen Hirsch zu lassen, der mit andern flüchtig ist. Der eine ist, wenn man zum Unglück lauter junge Hunde gegen den Hirsch hat, die nicht im Stande sind, ihm gehörig zu zusetzen; und der andere, wenn die Meute dermaßen abgemattet ist, daß der Piqueur einsieht, daß es unmöglich ist, den Jagdhirsch ohne die Beyhülfe einiger alten erfahrnen Hunde von seiner Gesellschaft abzusondern. Er läßt alsdenn einige gute Hunde, auf die er sich verlassen kann, heran; und sobald der Jagd-Hirsch abgesondert ist, und streckaus geht, schickt er ihm ein starkes Relais nach, welches dem Hirsch so scharf zusetzt, daß er sich nicht wieder zu andern Hirschen gesellen kann. Der Piqueur, welcher hinter der Meute reitet, ist allein im Stande, alles, was bey der Jagd vorgeht, richtig zu beurtheilen; und folglich muß dieser allein auch mit dem Horne das verabredete Zeichen geben, wenn die Relais herzu gelassen werden sollen.

Man richtet sich übrigens, bey Vertheilung dieser Relais, nach der Anzahl, gleichen Beschaffenheit, Stärke, Geschwindigkeit und Dauer der Hunde. Zur eigentlichen ersten Auftreib- (Lancier-) Meute werden die raschesten genommen, und die übrigen werden nach

(*) Die Ausdrücke *Change* halten, *Change* nehmen, u. s. f. sind auch in der deutschen Parforce-Jagd üblich. Man versteht darunter das Irrewerden eines Jagdhundes, da er das Wild, welches er jagen soll, verläßt, und einem andern Wilde, das ihm von ungefähr aufgestoßen ist, nachjagt. Les chiens ont pris le change, die Hunde haben die Spur verschlagen. Les chiens gardent le change, die Hunde bleiben auf der Spur des einmahl aufgetriebenen Wildes, ohne sich durch ein anderes Wild irre machen zu lassen. La bête a donné le change, das Wild hat einen Absprung gethan, d. i. es hat im Fliehen ein anderes Wild aufgejagt, dem nunmehr die Hunde nachsetzen.

verhältnißmäßiger Größe vertheilet. Wenn z. E. ganze Equipage aus 40 Hunden besteht, so werden roscheften 16 zur so genannten Lancier-Meute gen men; und von den übrigen 24 werden 10 Hunde gleicher Größe zum ersten Relais bestimmet, welc die alte Meute genannt wird; der Ueberrest wird ab mahl in 2 Relais vertheilt, davon das erste nach der ten Meute, das letzte aber, welches aus den älte Hunden besteht, alsdenn, wenn der Hirsch nicht m fort kann, und durch Ränke zu entwischen sucht, hi gelassen wird. Dieses letztere Relais wird bey d Franzosen les six chiens genannt, wenn es auch a mehrern oder wenigern Hunden besteht.

Ein so genanntes fliegendes Relais (d. i. eine ob mehrere Koppeln Hunde, denen kein sicherer Sta angewiesen wird, sondern die der Jagd allmählich na geführt, und bey erforderlichen Umständen an den Hir gelassen werden,) ist ebenfalls öfters sehr nützlich, u wird bey einer zahlreichen Equipage gemeiniglich Bereitschaft gehalten; es muß aber von einem v ständigen Menschen geführt und zur rechten Zeit h bey gelassen werden. Im Ganzen kann übrigens di gewöhnliche Vertheilung der Relais nur in großen u weitläuftigen Forsten Statt finden; denn wenn m einen Hirsch in einem kleinen Walde jagt, aus dess Bezirk man ihn wegen der beschwerlichen und vielleic gar gefährlichen Nachjagd nicht gern treiben möch so müßte die Meute wohl nur aus wenigen Hunden b stehen. Eine gar zu große Anzahl derselben würde d Hirsch erschrecken, ihm zu heftig zusetzen, und ihn r thigen flüchtig zu werden. Wird man aber erst g wahr, daß er sich in dem kleinen Forste herum jag läßt, und anfängt schwach zu werden, so kann m ihm einige Relais nachschicken. Beym Lanciren müsse vornehmlich in Gegenden, wo viel Wildbret steht, nic gleich anfangs viele Hunde losgelassen werden, weil sie si

sonst auf die vielen Fährten versprengen und von einander trennen könnten.

Außer dem, daß die Relais in jungen Aufschlägen halten müssen, hat man auch die Jahrszeit, die Lage der Dickichte und die gewöhnlichen Wechsel der Hirsche nach andern Forsten oder nach der Tränke, zu beobachten. Diejenigen, die bey den Relais halten, und sie zulassen sollen, müssen die Jagd verstehen, und im Stande seyn, den Hirsch, wenn sie seiner ansichtig werden, nach dem abgestatteten Berichte zu beurtheilen, und ihn zu erkennen, damit sie dem Piqueur richtigen Bescheid geben können. Ueber dieß müssen bey jedem Relais noch zwey Knechte vorhanden seyn, davon der verständigste sich etwa 4 oder 500 Schritt weit von den Hunden entfernt, um zu hören, wohin sich die Jagd wendet, und, wo möglich, des Hirsches ansichtig zu werden. Der Hundsjunge bleibt unterdessen bey seinen Hunden, und gibt sorgfältig Achtung, daß sie sich nicht beissen oder verwickeln. In dieser Absicht hat er eine fingersdicke Gerte in der Hand, mit welcher er die zänkischen Hunde züchtiget, und sie hindert, laut zu werden, wenn die Jagd sich nähert. Denn, wenn die Hunde, bey Annäherung der Jagd, aus Begierde anfingen laut zu werden, so würde nicht nur der Hirsch, wenn er die Hunde vor sich hörte, wieder zurück in die Dickichte prellen, und zwischen Wechselfährten gerathen, sondern es würde auch die Meute, wenn sie auf solche Art die Fährte verloren hätte, dem Geläute des Relais zulaufen, und mithin ein sehr wichtiger Fehler begangen werden. Ferner muß, bey Anstellung der Relais, auch die Jahrezeit in Betrachtung gezogen werden. Denn, wenn man im Winter jagt, wo das Gehör der Hirsche stark ist, werden sich die Hirsche gewiß beständig in den Dickichten herum jagen lassen; im Frühlinge hingegen, wo das Gehörn noch zart und empfindlich ist, halten sie lieber die jungen Aufschläge

und lichten Wildbahnen, weil sie befürchten, in den Dickichten mit dem Gehörne anzustoßen, und sich Schmerzen zu verursachen. Endlich muß man auch die gewöhnlichen Wechsel der Hirsche vollkommen kennen. Diese hängen von der Lage der Forsten ab, wohin die Hirsche, wenn sie gejagt werden, gemeiniglich zu flüchten pflegen. Wenn z. B. ein Hirsch in einem kleinen Gebüsche aufgetrieben wird, wird er gewiß, so bald er sich einmahl darin hat herum jagen lassen, heraus und nach dem großen Forst gehen; *innhin ist* das Relais am besten am Eingange dieses Forstes *angebracht*; die übrigen aber werden auf die bereits *bekannten* gewöhnlichen Wechsel angestellt, und nach Beschaffenheit des Ortes und der Umstände an den Hirsch gelassen.

Wenn man in der Zeit, wo die Hirsche wieder aufgesetzt haben, oder in der Brunst, einen Hirsch in abgedachten kleinen Büschen auftreibt, muß man eine starke Meute an ihn lassen, und sein bestes und dauerhaftestes Pferd reiten, weil eines Theils die Hunde an solchen Orten die völlige Witterung des Hirsches bekommen, ehe sie auf Wechselfährten gerathen, und weil auch andern Theils der Hirsch oft einen ganz andern Weg nimmt, als man geglaubt hat, und man ihn also ohne Relais von Hunden und Pferden nachsetzen muß.

Wenn es aber, in Betrachtung dessen, was ich bisher gesagt habe, höchst wichtig ist, die Relais gut anzustellen: so ist es auch nicht weniger nothwendig, sie mit gehöriger Behutsamkeit und zur rechten Zeit an den Hirsch zu lassen, weil sonst, wenn man sich übereilte, der Hirsch darüber gar verloren gehen kann. Wird das Relais entweder von der Seite, oder zu weit und nicht unter Wind an den Hirsch gelassen, so wird dieser entweder in die Dickichte zurück prellen und zwischen Wechselfährten gerathen, oder er wird, weil er die Meute nicht mehr hört, ihr gänzlich auszuweichen

ſuchen; die Hunde werden rechter und linker Hand aus einander fahren, ein ander Stück Wild aufjagen, und das geringſte Uebel, welches daraus entſteht, iſt, daß das Relais vergebens und ohne allen Nutzen losgelaſſen iſt. Allem dieſem Unheil vorzubeugen, muß, wie ich ſchon geſagt habe, derjenige, der das Relais führt, die Jagd verſtehen; er muß bey dem Beſtätigungsberichte zugegen geweſen ſeyn, die beſten Hunde der Meute kennen, und beſonders auf ſeinem Poſten die Augen und Ohren wohl aufthun, damit er die Jagd ankommen höre, und den Hirſch zu Geſichte bekomme. Wenn er die Jagd nur hört, wird er am Geläute ſchon wahrnehmen können, ob die guten Hunde dabey ſind, oder ob es etwa nur einige junge Hunde ſind, die auf Wechſelfährten herum ſchwärmen. Die von geſchickten Jägern mit dem Waldhorne gegebenen Anzeigen werden ihn auch in dieſem ſeinem Urtheile bekräftigen; und wenn er des Hirſches anſichtig wird, wird er bald erkennen, ob es der im Berichte angegebene iſt, und ob demſelben bereits heftig zugeſetzt iſt. Bemerkt er dieſes, ſo läßt er ſein Relais eiligſt anrücken, und ſchickt es dem Hirſch nach, ſo bald der größte Theil der laut jagenden Meute bey ihm vorüber iſt; denn ein Relais wird niemahls zugelaſſen, wenn keine Hunde hinter dem Hirſch her ſind. Alles dieſes muß in einem günſtigen Augenblicke geſchehen; und es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Hunde nicht verwickelt, ſondern allezeit frey und los in Koppeln gehalten werden müſſen. Bisweilen eräugnen ſich wohl Fälle, wo man das Relais nicht ſo ganz a tempo und mit völliger Sicherheit an den Hirſch laſſen kann; allein dieſes kann nur bey Gelegenheit einer weiten Flucht geſchehen, wo die erſte Meute entweder ſchwach oder völlig abgemattet iſt; und auch in ſolchem Falle muß die Entfernung, in welcher man das Relais an den Hirſch läßt, nicht allzu groß ſeyn, und die Hunde müſſen vor allen Dingen

unter Wind nachziehen, dergestalt, daß sie die enti
te Meute jagen hören, und ihr in vollem Lauf na
len können. Außer diesem und andern ähnlichen
len ist es schlechterdings nicht erlaubt, ein Relais
Gereitschaft loszulassen.

Wir sind nunmehr darauf bedacht, unsern b
tigten Hirsch zu fangen. Der Hirsch ist schon für
gefangen zu achten, wenn er gehörig aufgerie
(laufen) wird. Will man dieses entweder in ni
gem Gebüsche, wo man viele Vortheile hat, oder
im Dickicht des Waldes bewerkstelligen, so muß
sich von dem Sammelplatze zu dem Bruch mit los
koppelten Handen begeben. Diese sind alsdenn un
wenigen hitzig, als die Jäger sie beständig hinter d
Piqueur halten müssen, welcher seiner Seits sie mit
Parforce-Peitsche zurück und in Respect erhält.
man nun an den Bruch gekommen, so läßt der Piq
oder Besuchknecht, welcher den Hirsch bestätigt
alle diejenigen die Fährte besehen, die davon zu urt
len im Stande sind, damit sie dieselbe bey vorkomm
dem Change an ihren Abzeichen erkennen kön
Wenn dieses von allen mit der äußersten Aufmerks
keit geschehen ist, so läßt der Piqueur, auf erhalt
Befehl von seinem Herrn, die Meute anrücken,
ihr den Saucist und die Fährte des Hirsches,
spricht ihr dabey folgendes zu: Sieh da! m
Mann! — was geht da her, mein Hund?
bald die Hunde die Fährte aufnehmen, muß der
ganz nahe zu ihr aufzumuntern, zwar eine kleine Str
bis sie in den Wald hinein gehen, sich aber da
zu schämen, daß er ihnen nicht zu nahe au
damit sie Freyheit behalten sich zu
dem ersten Besuche wird der Meut
(der Besuchten) zugeblasen,
auf die Fährte, mein Hund
mein Mann! da denn er
d

dessen die übrigen Jäger alle Ausgänge des Besuches besetzen müssen, damit einer oder der andere den Hirsch aufstehen sehe, und von seiner Gestalt und Gehörne Bericht abstatten könne.

So bald der Hirsch lanciert ist, müssen die Piqueurs seine Fährte von neuem besehen, und beobachten, ob die Kennzeichen an der nunmehr flüchtigen Fährte eben so beschaffen seyn, als bey dem gelassenen Schritt, welches nicht allemahl zu seyn pflegt; wobey sie besonders Acht haben müssen, ob die Klauen sehr stark oder nur wenig geöffnet sind, weil die richtige Beobachtung der Fährte das Hauptwerk bey der ganzen Parforce-Jagd ist. Wenn demnach auch dieses Mahl die Fährte genau besehen und untersucht worden ist, wird dem Hirsch nachgezogen. Doch müssen die Jäger die Hunde sich nicht übereilen lassen, weil sie sonst die Fährte in der ersten Hitze übergehen möchten. Sie müssen dieselben demnach anfangs ganz kurz, und vornehmlich alle in geradem Strich beysammen erhalten, damit nicht etwann ein anderes Stück Wild aufgejaget werde. So bald der Piqueur sieht, daß der Hirsch streckaus vorwärts geht, ruft er der Meute zu: Ha — ha — mein Hund! dort zieht er hin! Frisch! frisch! mein Mann! dort flieht er hin! Doch muß dieser Zuruf nicht eher geschehen, als bis man den Hirsch gesehen hat, und versichert ist, daß es der wirkliche Jagdhirsch ist; denn Hirsche, die einen Camerad bey sich haben, jagen denselben gemeiniglich vor sich auf, wenn sie angegriffen werden, und liefern mithin dessen Change. So lange sich der Hirsch also im Busche herum jagen läßt, muß man ganz stille seyn, weil er dieses in keiner andern Absicht thut, als seinen Camerad aufzufinden, und ihn an seine Stelle für die Jagd zu liefern. Dieses letztere geschieht, wenn er etwa 50 oder 60 Schritt mit ihm flüchtig wird, hernach aber seitwärts von ihm absprengt,

und entweder weit rückwärts geht, oder sich auf den Bauch niederwirft.

Es trägt sich öfters zu, daß die Hunde bey dem Besuche des bestätigten Bezirkes gleich zu Anfange die Fährte eines solchen beym Jagdhirsch stehenden Cameraden anfallen; und in solchem Falle ist es nicht zu billigen, wenn man die Hunde auf einer solchen Fährte bloß in der Absicht und aus dem Eigensinne stopft, einen etwas größern und gerade den bestätigten Hirsch zu jagen. Denn wenn man Hunde auf der ersten angetroffenen Fährte stopft, ehe sie noch von der andern Fährte des Jagdhirsches Kenntniß bekommen haben: so verlangt man in der That von Thieren eine Art von Allwissenheit, die selbst von Menschen nicht zu fordern ist, und sie müssen nothwendig durch ein solches Verfahren confus und endlich gar verdorben werden.

In der ersten Viertelstunde der angegangenen Jagd scheint der Hirsch zu glauben, daß das Getöse der Hunde und Hörner bloß zu seinem Vergnügen angestellt werde, und es ist in der That lustig anzusehen, wie aufmerksam er darauf horcht. Allein wenn er allmählich gewahr wird, daß die Hunde ihn beständig mit gleicher Geschwindigkeit verfolgen, so fängt er an einzusehen, daß diese herrliche Musik nicht auf sein Vergnügen, sondern im Gegentheil auf seinen Untergang abzielt. Er ist also nunmehr darauf bedacht, den Hunden zu entwischen, indem er einen andern Hirsch vor sie zu bringen sucht; und es ist dieses eine List, die man zuerst von ihm zu erwarten hat. Der flüchtige Hirsch muß also an allen Orten, wo Change zu befürchten ist, und wo man seiner Fährte ansichtig wird, fleißig verbrochen werden, damit man ihn bey dem letzten Bruch wieder aufsuchen könne, wenn in der Folge Change vorhanden ist. Fragt man aber, woran man wissen könne, daß dergleichen wirklich vorhanden sey, so dient darauf zur Antwort: 1) daß man solches 1) aus der

Be-

Besichtigung der Fährte abnehmen könne; 2) daß keine Meute so schlecht ist, daß sich nicht einige alte gute Hunde dabey befinden sollten, die durch das stumme Beriechen der Sträuche den Wechsel bezeichnen, anstatt daß die jungen Hunde ihn durch ein verdoppeltes lautes Geläut andeuten; und daß, wenn man endlich 3) in solchen zweifelhaften Fällen die ersten und vordersten Hunde stopft und zurück weiset, die besten und klügsten sogleich den Schwanz hängen lassen, und auf den Fall, wo wirklicher Change vorhanden ist, zurück gehen, anstatt daß sie sich durchaus nicht abweisen lassen, sondern mit Gewalt vorwärts wollen, wenn sie auf der rechten Fährte ihres Jagdhirsches sind. Die Besichtigung der Fährte, und das Betragen der Hunde, können also einzig und allein die Zweifel bey befürchtetem Change heben. Deswegen muß man allezeit dicht hinter der Meute bleiben, um im Stande zu seyn, alles, was vorgeht, genau zu beobachten; und bey solchen Gelegenheiten kann man von der Wissenschaft und Geschicklichkeit eines Piqueurs das sicherste Uetheil fällen.

Wenn der Jagdhirsch Change liefert, so geschieht es, wie ich schon gesagt habe, indem er einen andern Hirsch an seine Stelle vor die Meute bringt. Diesen jagt er eine Zeitlang vor sich her, macht alsdenn einen Rückgang oder Absprung, und nutzt die Zeit, in welcher man sich damit beschäftiget, denselben ausfindig zu machen, um entweder Reißaus zu nehmen, oder sich auf den Bauch flach an die Erde nieder zu werfen, wobey er die Läufe unter dem Leibe an sich zieht, und die Nase in die Erde steckt, damit die Hunde die beyden stärksten Witterungen seiner Fährte und seines Athems verlieren sollen. Zuweilen wird die ganze Meute durch diese List betrogen, vornehmlich aber in der Brunst und im Anfange des Frühlinges. Die erste Hitze erstickt gleichsam die Hunde, und der starke

Ge-

Geruch der mannigfaltigen jungen Kräuter fälle ihnen so sehr in die Nase, daß sie unmöglich so scharfe Witterung, als in andern Jahrszeiten behalten können. Es ist ihnen also wohl zu verzeihen, wenn sie um diese Zeit Fehler begehen; und selbst die Jäger können durch ein gar zu großes Vertrauen in ihre Hunde dazu verleitet werden. Alte Hunde lassen sich indessen selten durch solche Ränke des Hirsches hintergehen, sondern machen ihn an den Sträuchen und der daran zurück gelassenen Witterung ausfindig; ja sie trennen sich von den falsch jagenden Hunden, und lassen sich von der Fährte ihres Jagdhirsches nicht abwendig machen.

So bald die Piqueurs versichert sind, daß die ganze Meute auf Change jagt, müssen sie unverzüglich stopfen, dem Hirsch nicht Zeit lassen, weit flüchtig zu werden, und vor dem Dickicht, in welchem er lanciert worden ist, weit vorgreifen, um seine Fährte wieder aufzufinden. In solchen Fällen kommt es sehr zu Statten, wenn man die gewöhnlichen Wechsel der Hirsche in der Gegend genau kennt; und wenn der Hirsch nicht vorwärts aufgefunden wird, so ist er entweder rückaus, oder er hat sich im Dickicht niedergethan, welches demnach von neuem abgesucht, und der Hirsch daraus wieder lanciert werden muß. Theilt sich hingegen die Meute bey dem Change, so ist es ein Zeichen, daß die beyden Hirsche sich getrennt haben. In solchem Falle begeben sich die Piqueurs zu demjenigen Theile der Meute, wo die ältesten und klügsten Hunde sind, untersuchen die Fährte, und wenn sie dieselbe für die Fährte ihres Jagdhirsches erkennen, so geben sie den Jägern, die bey den andern falsch jagenden Hunden geblieben sind, ein Zeichen mit dem Horne, daß sie dieselben stopfen und zur rechten Fährte bringen sollen. Ein jeder Jäger muß deswegen eine gute Parforce-Peitsche und 2 oder 3 Koppeln am Sattel hängen haben, damit er die falsch jagenden Hunde aufnehmen

und

und zur Meute zurück führen könne. Sind aber sämmtliche Hunde auf Change gerathen, so halte man sich ja nicht bey langem Berathschlagen auf, sondern gehe eiligst zu Werke.

Es kommt also bey dem Change hauptsächlich darauf an, in möglichster Eile vor- und rückwärts umzugreifen, den Hunden den Rückruf und Widerbesuch zuzublasen, und ihnen fleißig zurufen: Such die Fährte, mein Hund! Such verloren, mein Mann! Findet nun irgend ein Hund die Fährte wieder, so muß man denselben deshalb äußerst liebkosen, und ihm lebhaft zurufen: Hast recht, hast recht, mein Hund! Fahr hin, mein Mann! Frisch auf die Fährte, mein Hund! Hierbey ist es von äußerster Wichtigkeit, genau Acht zu geben, nach welcher Seite sich der Hirsch bey seinem ersten Absprunge gewendet hat, weil er, vermöge eines ihm eigenen natürlichen Triebes, sich in der Folge der Jagd bey allen Absprüngen wieder nach derselben Seite wenden wird. Wird aber der Hirsch bey allem weiten Vor- und Rückwärtsgreifen nicht wieder aufgefunden, so bleibt dem Jäger nichts weiter übrig, als sich in der ganzen Gegend zu vertheilen; der Piqueur greift alsdenn noch weiter vor- und rückwärts, zumahl wenn die Fährte bey einem scharfen Winde oder an solchen Stellen verloren gegangen ist, wo die Luft durch Rauch von einer Kohlen- oder Kalkbrennerey verdickt ist. Die andern ächten Jäger und Kenner der Fährten besichtigen die nächsten Wege ganz genau, ob sie nicht irgendwo die Fährte des Jagdhirsches zu Gesichte bekommen können; und wenn dieses von ungefähr geschieht, blasen sie das Voluler, oder Volculer (*), und versammeln dadurch die Jäger mit der Meute um sich herum. Wenn man mit diesem weiten Vor- und Rück-

(*) Die Musik dieses Jagdtones und Stückes auf dem Parforce-Horn, findet man in le Verrier de la Conterie normännischem Jäger, Münster, 1780, gr. 8. S. 452.

Rückwärtsgreifen beschäftigt ist, muß man fleißig horchen, ob nicht irgend einer von den verlaufenen Hunden die verlorne Fährte allein wieder aufnimmt; denn wenn dieses geschähe, ohne daß man es hörte, so würde der Hirsch unfehlbar Reißaus nehmen und verloren gehen. Unter solchen Umständen muß der Piqueur mit verhängtem Zügel unter Winde zu dem lauten Hunde jagen, und so bald er ihn deutlich hören kann, die andern herbey rufen. Wird indessen der Hirsch bey allem weiter Vor- und Rückwärtsgreifen nicht wieder aufgefunden, so bleibt dem Piqueur keine andere Hoffnung übrig, als ihn in dem Bezirke selbst, den man umgangen ist, wieder zu finden. Dieser Bezirk muß demnach mit der äußersten Aufmerksamkeit abgesucht werden; denn wenn dem Hirsch bereits scharf zugesetzt worden ist, so wird er nicht eher vom Bette aufstehen, als bis ihm die Hunde auf den Ziemer zu treten, im Begriff stehen. Fähret er nun nach so langem vergeblichen Suchen endlich wieder vor der Meute auf, so muß man den Muth der Hunde durch den lautesten und freudigsten Ruf anfeuern, und die lebhaftesten und munterſten Jagdtöne zur frischen Anjagd blasen.

Wenn nun der Hirsch gewahr wird, daß ihm die List des gelieferten Change durch den unermüdeten Fleiß der Jäger und der Meute vereitelt worden ist, so ist er auf andere Ränke bedacht, läuft zwischen die größten Rudel Hirsche oder Thiere, jagt sie Stunden lang vor sich her, und verläßt sie nicht eher, als bis er völlig entkräftet ist, und gewahr wird, daß sich die Hunde auch durch diese List und die vielen vorgefundenen Fährten nicht irre machen lassen. Er greift alsdenn zu andern Rettungsmitteln, faßt z. E. eine Landstraße oder das Ufer eines Strohmes, und wenn er eine weite Strecke vor den Hunden gewonnen hat, geht er einen und denselben Weg öfters hin und wieder, wirft sich auf den Bauch, oder wohl gar in das Wasser, in welchem er

sich

sich gemeiniglich bis an die Nase verbirgt, so daß die Hunde dicht bey ihm vorbey schwimmen, ohne ihn gewahr zu werden. Es ist demnach höchst nöthig dicht hinter der Meute zu bleiben, damit man auf ihr ganzes Betragen genau Acht haben, und hauptsächlich bemerken könne, ob der Jagdhirsch keinen Gesellschafter bey sich hat. Letzteres wird man an der Menge der Fährten gewahr; und den jungen Hunden sind die vielen Fährten so auffallend, daß sie ihr Geläut verdoppeln und aus vollem Halse jagen; da hingegen die alten und klügern Hunde weit gelassener sind, und nicht eher anschlagen, als bis sie verschiedene Sträuche berochen haben.

Es ist aber nicht genug, daß man gewiß wisse, daß der Jagdhirsch einen Camerad bey sich habe, sondern man muß ihn auch entweder davon abzusondern, oder wenigstens den Change, welchen er liefern will, zu verhindern wissen. In dieser Absicht muß der verständigste unter den Piqueurs bey den Hunden bleiben, sie bey beständiger Aufmerksamkeit erhalten, und ihnen ohne Unterlaß zurufen: Gib Acht, mein Hund! sieh dich vor, mein Mann! Und an allen Stellen, wo er der Fährte ansichtig wird, muß sie verbrochen werden, damit man sich bey verlorner Fährte wieder zu recht finden könne. Die andern Jäger reiten vorauf, verbreiten sich auf allen Wegen und in allen jungen Verhauen, damit sie des Jagdhirsches entweder allein, oder in Gesellschaft seines Camerades, ansichtig werden; und so bald ihn einer von ihnen zu Gesichte bekommt, muß er eine Vuë (*) blasen, um dem Piqueur, der bey den Hunden geblieben ist, den Weg, den der Hirsch genommen hat, anzuzeigen, da inzwischen auf dieses gegebe-

(*) Die in Musik gesetzte Vuë, welche geblasen wird, wenn man während der Jagd des gejagten Wildes ansichtig wird, um den Jägern und Hunden dieses kund zu thun, findet man ebd. daf. S. 418. f.

gebene Zeichen die andern Jäger die auf Change jagenden Hunde stopfen, und sie wieder zur Meute bringen.

Wenn der Piqueur, welcher hinter der Meute bleibt, gewahr wird, daß sich die Hunde trennen, so ist es ein Zeichen, daß der Jagdhirsch von seiner Gesellschaft abgegangen ist. Alsdenn muß er vornehmlich auf die Hunde Acht haben, die er als die besten kennt; und wenn er nach besichtigter Fährte, oder aus andern Umständen, wahrnimmt, daß diese Hunde den Jagd-Hirsch vor sich haben, muß er ihnen auf das lebhafteste Muth einsprechen, und den andern Jägern ein Zeichen geben, daß sie die auf Change gerathenen Hunde stopfen und zu ihm bringen. Es ist nicht zu läugnen, daß ein Piqueur, der eine ganze Meute, vom ersten Anfange an, zur Hirschjagd abrichten soll, eine schwere Arbeit hat; allein sie wird ihm auch bald vergolten, wenn die Hunde so gut einschlagen, daß sie sich in der Folge selbst zu helfen wissen.

Wenn der Jagdhirsch sich auf gedachte Art von seiner Gesellschaft absondert, pflegt er gern Reißaus zu nehmen, um den Hunden zu entwischen. Er hält alsdenn gemeiniglich große Landstraßen, weil er weiß, daß er daselbst keine Büsche und Sträuche mit seinem Leibe berühre, und mithin wenig Witterung zurück läßt. Wenn er hernach eine weite Strecke vor den Hunden gewonnen hat, macht er unzählige Wiedergänge, so daß die vielen vorgefundenen Fährten Anlaß geben zu glauben, daß der Hirsch viele Cameraden bey sich hat. Bisweilen gerathen zwar die Hunde dadurch in einige Verlegenheit; allein echte Parforce-Hunde kehren sich selten an solche Ränke, sondern wenden, so bald sie die Wiedergänge gewahr werden, um, und nehmen die Fährte von neuem auf. Uebrigens fällt ein solcher Wiedergang auch in die Augen, der Weg mag noch so trocken und hart seyn als er will; denn der Hirsch ist nicht so leicht, daß man seine Fährte auch auf dem fe-

ste-

ſteſten Boden nicht ſollte gewahr werden können. Sollte ſich indeſſen doch der Fall eräugnen, daß man keiner Fährte anſichtig werden könnte, ſo müſſen die Hunde weit rückwärts auf beyden Seiten des Weges abſuchen; denn wenn der Hirſch viel Feld vor den Hunden gewonnen hat, macht er ſehr lange Wiedergänge. So bald die Hunde die Fährte wieder aufnehmen, wird das Revari geblaſen, und ihnen zugerufen: Recht ſo, mein Hund! Haſt Recht, mein Mann! Friſch auf die Fährte! Dort zieht er hin, mein Hund!

Der Hirſch macht ſowohl in Dickichten, als auf Landſtraßen und freyem Felde, Wiedergänge. Im erſten Falle muß man die Hunde nicht übereilen, weil ſie ſonſt leicht die Fährte übergehen, oder gar ein anderes Stück Wild aufjagen könnten. Wenn die Fährte in einem Dickicht verloren gegangen iſt, müſſen die Hunde auf die Doppelfährte zurück gebracht werden, ſo bald man gewahr wird, daß der Hirſch nicht vorn aus iſt; dabey muß man beſtändig auf die Erde ſehen, und einer Fährte anſichtig zu werden ſuchen; ja es begibt ſich zum öftern, daß der Hirſch ſich nach dem Wiedergange niedergelaſſen hat, und nicht eher aufſteht, als bis ihm Jäger und Hunde auf den Ziemer treten wollen. Hingegen aber nimmt der Hirſch auch bisweilen nach einem Wiedergange bis an das äußerſte Ende des Waldes Reißaus, wo er alsdenn den gewonnenen Vorſprung nutzet, um tauſend andere Ränke anzubringen, welche in der Folge der Jagd höchſt beſchwerlich werden. Wenn die Meute alsdenn nachläſſig jaget, und entweder wegen der heißen oder ſchlechten Witterung, oder wegen des ſtarken Geruches der jungen Kräuter, nicht raſch folgt, und man ſie zum ſchnellen Nachſetzen nicht aufmuntert, ſo erkalten die Fährten, vornehmlich im Winter, wo die Erde bisweilen ſchon um 3 Uhr Nachmittags zu frieren anfängt, dergeſtalt, daß die Hunde dieſelben übergehen. Es iſt demnach nicht hinlänglich,

wenn man bey verlorner Fährte viele Vorsicht und
berlegung gebraucht, sondern man muß auch dab
mit äußerster Eilfertigkeit zu Werke gehen, damit d
Hirsch nicht entwische.

Es können viele Ursachen den Hirsch veranlasse
Reißaus zu nehmen; z. B. 1) wenn alle seine bish
rige Ränke ihn nicht gerettet haben. 2) Wenn er
den Monathen April und May angejagt wird, verlä
er gern die Dickichte, und wird in niedrigem Gebüsch
oder freyem Felde flüchtig, weil sein Gehörn um die
Zeit noch weich und empfindlich ist, und er mithin i
Freyen nicht zu befürchten hat, an Bäumen oder Ae
sten sich zu stoßen, und sich Schmerzen zu verursachen
über dieß kann er im freyen Felde hurtiger vor de
Hunden wegkommen, und gewinnt also mehr Zei
andere Ränke zu machen. Die dritte Ursache endlich
die den Hirsch veranlaßt, das Weite zu suchen, ist da
plötzliche Schrecken eines nahe bevorstehenden Todes
dem er nach so vielen vergeblich angebrachten Rän
ken auszuweichen verzweifelt; er verliert also von
Stunde an gleichsam den Kopf, und läuft aus
Leibeskräften ohne zu wissen wohin. In dieser
traurigen Verfassung sind ihm alle Gegenden gleich
und in der Todesangst läuft er sowohl in Dörfer, als
in Wäldern und auf freyem Felde. Wenn demnach
ein Hirsch in einer weiten Ebene Reißaus nimmt, und
man da seine Fährte verliert, muß man, damit die
Fährte nicht erkalte, auf einem für die Hunde günsti-
gen Platze, nach der Seite, wohin der Hirsch geflüch-
tet ist, weit vorgreifen, zumahl wenn man vermuthet,
daß er nach diesem oder jenem vorliegendem Walde
oder jungen Aufschlage gegangen ist.

Es geschieht sehr selten, daß ein Hirsch, beson-
ders wenn er heftig gejagt ist, auf dem einmahl ge-
nommenen Wege wieder zurück kommt. Sollte ihm
indessen bereits so heftig zugesetzt worden seyn, daß er
nicht

nicht Kräfte genug hätte, den vor sich liegenden Zufluchtsort zu erreichen: so könnte er wohl einen kurzen Wiedergang machen, und sich hernach in einen Graben oder in ein Gesträuch auf den Bauch niederwerfen. Gemeiniglich läuft er, so lange ihn nur die Beine tragen wollen. Bekommt er aber unter Weges Wasser zu Gesichte, so pflegt er wohl hinein zu gehen. Wenn man also die Gegend kennt, so erräth man leicht, wo er steckt, zu geschweigen, daß man doch hin und wieder seine Fährte zu Gesichte bekommt, und dadurch erfährt, wo er geblieben ist.

Ein Hirsch wird selten wider die Erdwinde aus Norden und Mittag flüchtig. Denn Erstlich sind diese Winde so heftig und kalt, daß sie ihm die Zunge trocknen, und er vor Durst ersticken würde. Zweytens würde sein Gehörn gegen den Wind ein für ihn sehr nachtheiliges Segel abgeben, wodurch er in seiner Flucht aufgehalten werden würde. Drittens ist ihm von Natur bekannt, daß, wenn er wider den Wind geht, die Hunde eine weit stärkere Witterung von ihm haben würden, als wenn der Wind dieselbe mit ihm wegführt. Viertens weiß er auch gar wohl, daß er, wenn er mit dem Winde flüchtig ist, den doppelten Vortheil hat, seine Feinde zu hören, um entweder schnell vorwärts zu gehen, oder ein wenig nachzulassen und zu Athem zu kommen, je nachdem er hört, daß er eine kürzere oder weitere Strecke vor der Meute gewonnen hat.

Wenn der heftig gejagte Hirsch dermaßen schweissig wird, daß sein vorher fahles Haar nunmehr braun und schwärzlich aussieht, wird er so erhitzt und schwerfällig, daß seine Fährte weit sichtbarer, und seine nachgelassene Witterung weit stärker wird. Das arme Thier wendet zwar alle seine Kräfte an, um fortzukommen; allein das entkräftete Kreuz will dem Vordertheile des Leibes, welches bey ihm unermüdet zu seyn scheint, nicht mehr folgen. Indessen verläßt ihn sein edler Stolz auch in dieser Todesangst nicht gänzlich. Denn wenn der Hirsch auf seiner Flucht irgend einen Menschen am Wege begegnet, so setzt er noch so lebhaft herüber, als wenn er nur eben lanciert worden wäre;

so bald er aber in den Wald kommt, läßt er den Kop
sinken, und taumelt hin und her. Je schwächer e
nun wird, desto muthiger wird die auf ihr Jägerrech
(Curée) begierige Meute, und verdoppelt ihre Kräfte
und Eilfertigkeit bey dem frohen Getöse der Jagdhör
ner und dem lauten Zurufe der Jäger. Die alten wi
zigen Hunde, welche bisher ihre Kräfte geschont ha
ben, greifen sich nun in diesen letzten Augenblicken der
Jagd um so stärker an, ziehen vor alle Hunde, so gar
vor das letzte Relais der so genannten six chiens, und
fahren dem armen geängsteten Hirsche so dicht auf den
Leib, daß sie ihm keine Zeit mehr lassen, Ränke und
Wendungen zu machen. Bisweilen sind sie dermaßen
hitzig, daß man sie zurück halten und ihnen zurufen
muß: Zurück mein Hund! — derriere, mein Mann!
Dieses muß alsdenn um so mehr beobachtet werden,
damit die Meute, ohne sich zu stark anzugreifen, zu-
sammen bleibe, und das Geläut von allen Hunden ge-
höret werde.

Wenn dem Hirsch auf jetzt gedachte Art so heftig
zugesetzt wird, wirft er sich gelegentlich in Ströhme,
Seen und Teiche. So bald dieses geschieht, bläst
der Piqueur das Bat l'eau, welches in einem ganz ein-
fachen Tone besteht, so lange der Hirsch im Wasser
bleibt, dem aber ein Schluß angehängt wird, wenn er
wieder heraus geht (*). Die Hirsche, die in Wäldern
stehen, wo Ströhme in der Nähe sind, sind so gewöhnt

zu

(*) Wenn der äußerst geängstete Hirsch sich in das Wasser stürzt,
in der Hoffnung, daß ihm die Meute dahin nicht folgen werde,
wird das so genannte Bat l'eau geblasen, theils um die Meute
aufzumuntern, theils aber auch die Jäger zu benachrichtigen,
daß der Hirsch zu Wasser gegangen ist. Die Musik dieses
Tones findet man beym le Verrier de la Conterie, a.
a. O. S. 455. Bisweilen zieht der Hirsch zu Wasser, ehe
er völlig abgemattet ist, und setzt wieder heraus, um sich noch
eine Strecke jagen zu lassen. Wenn dieses geschieht, wird das
Sortie de l'eau, nach dem a. ang. O. S. 456. auf Noten ge-
setzten Tone, geblasen.

zu Wasser zu gehen, daß sie es gemeiniglich in der ersten Stunde der Jagd thun; allein, da sie alsdenn noch Zutrauen in ihre Kräfte haben, halten sie sich nicht lange darin auf; so bald sie sich aber entkräftet fühlen, machen sie im Wasser so viele Ränke, daß man bisweilen nicht dahinter kommen kann, und sie im Stiche lassen muß.

Zum Beweise will ich einen dieser Ränke, der den Hirschen am natürlichsten ist, anführen. Der Hirsch, wenn er in einem Strohme zu Wasser geht, schwimmt niemahls ohne dringende Noth wider den Strohm, weil er wohl weiß, daß ihn dieses Element verrathen und seine Witterung den Hunden zuführen würde, zu geschweigen, daß es ihm viel Mühe verursachen würde, wider den Strohm zu arbeiten. Eine andere sehr merkwürdige Verschlagenheit des Hirsches besteht darin, daß er allemahl mitten im Strohme schwimmt, damit er nicht an den Sträuchen des Ufers seine Witterung nachlasse. Solchergestalt schwimmt er weite Strecken im Flusse fort, in der Hoffnung, seinen Verfolgern zu entwischen.

Wenn demnach die Piqueurs gewahr werden, daß die Hunde bey dem Uebergange eines Strohmes die Fährte verlieren, müssen sie zuvörderst die Stelle, wo solches geschehen ist, verbrechen, und alsdenn genau untersuchen, nach welcher Seite der Hirsch sich gewandt hat, welches sie an dem Betragen der Hunde gewahr werden, welche gewiß andeuten werden, ob der Hirsch rechts, links, oder gerade, durch das Wasser gegangen ist, wobey ihnen fleißig zugerufen werden muß: Zu Wasser, mein Hund! Bat l'eau, mein Mann! Ueber dieß erkennt man, ob der Hirsch längst dem Strohme gegangen ist, oder quer über gesetzt hat, 1) an den am Ufer stehenden Kräutern, durch welche er sich den Weg gebahnt hat, und die nach der Seite, wohin er sich gewendet hat, nothwendig gebogen sind; 2) an der Menge der Wasserbläschen, die bey dem Aufrühren des Wassers natürlicher Weise entstanden seyn müssen; und endlich 3) an dem Wasser selbst, welches gewiß, wenn der Strohm nicht sehr tief und

schnell ist, an dem Orte, wo der Hirsch durchgegan
gen ist, trübe und dick geworden seyn wird. Ist de
Hirsch in einen See oder Teich gegangen, so kann e
nirgend anders, als in dem darin befindlichen Schilf
oder Rohre, stecken, und man ist überdies sicher, da
man ihn vor- oder rückwärts wieder auffinden werd
Aller dieser Kenntnisse ungeachtet, müssen indessen di
Jäger dennoch ihre Hunde dies- und jenseit des Was
sers vertheilen. Geht der Hirsch nicht gerade, sonder
in schräger Richtung durch das Wasser, so müssen s
das Ufer an beyden Seiten so weit absuchen, bis sie ei
Hinderniß finden, von dem sie versichert seyn können
daß es den Hirsch aufgehalten, und, aus dem Wasse
zu gehen, genöthiget habe. Damit nun die Hund
nicht der Gefahr ausgesetzet werden, die Fährte de
aus dem Wasser gegangenen Hirschs zu übergehen
muß man sie wenigstens 50 Schritt vom Ufer abha
ten; denn sonst würde das von dem nassen Hirsch
längst den Läufen herab triefende Wasser die Fähr
verschwemmen und alle Witterung wegnehmen. Ha
man auf jetzt beschriebene Art fleißig abgesucht, so i
es nicht wohl möglich, daß man nicht irgendwo da
Ausgang des Hirsches aus dem Wasser antreffen sollt
es wäre denn, daß er sich darin unter irgend einer
Binsen- oder andern Gesträuche bis an die Nase ver
borgen hätte; und hierauf muß man besonders gena
Achtung geben. Denn wenn die Piqueurs mit de
Meute einmahl vor dem Hirsch vorüber gezogen sind
ohne ihn gewahr zu werden, so wird er, so bald s
weit genug entfernt sind, gewiß rückaus gehen; w
diese List ist ihm so gewöhnlich, daß er bisweilen m
in das Wasser geht, und sich sogleich wieder heraus
begibt, und rückwärts Reißaus nimmt.

In Ansehung der Wälder, die entweder dicht a
Meere, oder an solchen Morästen liegen, die im Wi
ter unter Wasser stehen, haben die Piqueurs zu beo
achte

achten, daß sie die Hunde nicht in solche große und gefährliche Gewässer lassen, weil ihre Meute sonst unfehlbar darauf gehen, und täglich ein oder der andere Hund ersaufen oder erfrieren würde. Wenn sich der Hirsch in einen solchen Morast begibt, ist er nicht Willens darin zu bleiben, sondern er gewinnt sicher eine Fläche, wo er festen Fuß hat, und lauert nur auf Gelegenheit, wieder nach dem Walde zu gehen. Man muß also in solchem Falle die Hunde sogleich stopfen, und sie so weit zurück schicken, daß der Hirsch gar keine Witterung davon haben kann. Alle Jäger gehen mit der Meute ab, bis auf zwey oder drey, die sich unter Wind längst dem Ufer des Morastes an verschiedenen Stellen verbergen und Acht geben müssen, wenn der Hirsch, welcher aus der um ihn nunmehr herum herrschenden Stille sich von seinen Verfolgern befreyt achtet, zu Holze geht. Wirft sich ein Hirsch in das Meer, und die Hunde gehen mit hinein, so kann man sich beynahe die sichere Rechnung machen, daß sie verloren sind. Denn da sie den Hirsch beständig im Gesichte behalten, so verfolgen sie ihn so weit, bis sie die Kräfte verlieren; und weil sie diesen Verlust erst, nachdem sie weit in das Meer hinein geschwommen sind, empfinden, sind sie ausser Stande, das Ufer wieder zu gewinnen, und werden von den Wellen verschlungen. Der klügste und vernünftigste Entschluß, den man in solchem Falle nehmen kann, ist, daß man die Hunde auf der Stelle stopfe, und dem Hirsche Fischer in ihren Bothen nachschicke, die ihn bald einhohlen, und, wenn sie ihn nicht wieder an das Land treiben können, ihm Schlingen über das Gehörn werfen, und ihn so an das Ufer ziehen.

Wenn der Hirsch mehr in der Todesangst, als in der Absicht, Ränke zu machen, zu Wasser geht, so ist es, wenn er wieder heraus kommt, bald mit ihm geschehen; denn alsdenn geht er nicht mehr streckaus,

sondern läßt sich wie ein Kaninchen jagen, und man bekommt ihn alle Augenblicke zu Gesichte. Das Maul ist alsdenn an ihm ganz schwarz und ohne Schaum; er taumelt von einer Seite zur andern, hält die Wege, ohne die geringsten Absprünge zu machen, gleitet oft aus, tritt mit den Afterklauen ein, und stemmt sich auf die Ballen, daher denn seine Klauen sehr gespalten sind. Dieses ist alsdenn der erfreulichste und angenehmste Zeitpunkt für die Hunde und Jäger. Die Hunde sind, in der nahen Erwartung des Jägerrechtes, so munter, als ob sie erst losgekoppelt wären, und die Piqueurs geben den bey der Jagd befindlichen fremden Herren durch ihr lustiges Blasen zu erkennen, daß sie sich bey Darbiethung des Hirschlaufens bald zu dem längst erwarteten Trinkgelde melden werden. Bald hernach stürzt sich der sonst so muthige und stolze Hirsch zum letzten Mahl in das Wasser, und verendet gleichsam darin, weil ihn die Hunde ersäufen. Verendet er aber auf dem festen Lande, so stemmt er sich gemeiniglich hinten gegen einen Stamm, und wehrt sich tapfer mit dem Gehörne und den Vorderläufen; vorzüglich thut er dieses in der Brunstzeit, wo er auf Pferde, Hunde und Menschen mit dem Gehörne zufährt, und wenn er sie nicht tödtet, doch gefährlich verwundet. In den Monathen März, April und May, wo die Hirsche abgesetzt haben, wehren sie sich mit vieler Geschicklichkeit mit den Vorderläufen; allein da das Vergnügen, dieses mit anzusehen, leicht einige Hunde kosten kann, so muß man dem Hirsch die Flechsen abzuschneiden suchen, sich dabey aber wohl in Acht nehmen, daß man nicht von ihm geschnellet werde. Die Hunde verstehen dieses Unternehmen des Piqueurs auf den Wink, und so bald sie merken, daß der Hirsch nach empfangenem Hieb in die Knie sinkt, fallen sie auf ihn zu, und reissen ihn vollends nieder.

Wenn

Wenn der Hirsch im Wasser verendet, so umgeben ihn die Hunde von allen Seiten; einige fassen ihn beym Bauche, andere in die Häksen (Hessen), einige steigen ihm auf den Rücken, und andere hängen sich an die Gurgel, ziehen ihn unter das Wasser, und ersaufen ihn. Wenn dieses geschehen ist, wird das Halali (s. Th. XXI, S. 258) geblasen, die Hunde werden abgeschlagen, und es geht an die Vertheilung des Jagdrechtes, welches in Frankreich den Hunden warm gegeben wird, weil sie es nicht allein lieber warm als kalt fressen, sondern weil sie auch bessere Witterung darnach bekommen.

Ehe der gefällte Hirsch zerleget wird, löset der erste Piqueur den rechten Vorderlauf bis an das erste Gelenk ab, und überreicht ihn gegen ein Gratial demjenigen Fremden, dem sein Herr diese Ehre zugedacht hat. Bey Privatpersonen wird diese Gewohnheit noch immer geduldet; bey großen und fürstlichen Herrschaften aber, wo die Piqueurs starke Besoldungen bekommen, wird sie nicht gelitten; der Lauf wird indessen doch abgelöset und dem Jagd-Commandanten gegeben, der ihn alsdenn seiner Herrschaft überreicht.

Wenn der Lauf abgelöset ist, wird der Hirsch aufgebrochen (geöffnet), zerwirkt und zerleget. Um ihn aufzubrechen, legt man ihn, auf einer schönen grünen Stelle, oder auf frischen eichenen Brüchen, auf den Rücken, bringt das Gehörn unter den Hals, schärfet (schneidet) am Halse hinunter auf, schneidet die Gurgel unter dem Knorpel ab, reißt sie mit dem Schlunde heraus, theilt alsdenn beydes von einander, durchsticht den Schlund mit dem Messer etwa fingerelang, und durchschlinge ihn durch den Stich 3 oder 4 Mahl, damit bey dem Hineinziehen das Geäß nicht heraus laufe und Unreinigkeit verursache. Darauf steckt man die Gurgel und den Schlund, nachdem man beydes nach der Herzkammer zu mit der Hand wohl los gestoßen

hat, mit Gewalt in die Brust hinein. Alsdenn tritt man zwischen die Hinterläufe des Hirsches, schärft ihn zwischen dem kurzen Wildbret hinunter, zwischen den Keulen nach dem Weideloche zu, bis auf das Schluß- (Schloß-) Bein auf; schneidet hernach auch in diesem Schnitte an dem dünnen Leibe die Haut bis an den Brustkern auf, öffnet den Leib mit Vorsicht, daß der Wanst nicht mit zerschnitten werde, jedoch so, daß man in das Loch mit 2 Fingern greifen kann; in dieses Loch setzt man die 2 Vorderfinger der linken Hand ein, und hält mit der rechten Hand das Messer zwischen den Fingern, drückt also mit denselben das Messer vorsichtig fort, bis an gedachten Brustkern hinauf. Alsdenn wird das Netz heraus gerissen, und der Wanst nebst dem Gescheide (welches man nach den Nieren zu, wo es angewachsen ist, damit man es nicht aufreisse, untergreift,) heraus gezogen, nachdem man vorher, durch Hineingreifen zwischen dem Zwerchfelle und Wanste, sich des Schlunders (welchen man vorher durch und durch heraus ziehen muß,) versichert hat. Nach diesem schlägt man hinter dem Schlosse auf, und schneidet den Mast- oder Weidedarm bis zum Weideloche ganz heraus. Ferner wird der Talg nebst den Nieren heraus gerissen, hernach das Zwerchfell an den Rippen herum los geschnitten, die Gurgel ergriffen, und solcher Gestalt das Geräusch heraus gerissen. Zuletzt schneidet man die Lendenbraten (Mehrbraten) heraus, und drückt die Keulen aus einander.

Nach dem Ausbrechen wird der Hirsch zerwirkt, (d. h. es wird ihm die Haut abgezogen,) und zerleget (in Stücke zertheilt). Bey dem Zerwirken eines Hirsches wird zuvörderst das Gehörn mit dem Weidemesser aus- oder abgeschlagen. Hernach wird bey dem rechten Vorderlaufe angefangen, die Haut bis auf den Brustkern aufzuschärfen, alsdenn solche nach und nach abzustoßen, und fährt man mit den übrigen Läufen also fort, nur daß die Blume am Ziemer, und die Haut

am Kopfe, bis an die Augen, Maul und Ohren gelaſſen wird. Hiernächſt zerlegt oder zertheilt der Jäger das Wildbret folgender Maßen. Er ſchneidet zuvörderſt, wenn die beyden Büge abgelöſet ſind, von den Keulen an das dünne Wildbret bis an die Rippen entzwey, greift hernach mit der Hand inwendig hinein, und zählt die, dem Jäger zu ſeinem Jägerrecht, nach dem Halſe zugeordneten drey Rippen ab, ſticht ſodenn mit dem Meſſer von auſſen durch, ſchneidet ſolche hinunter bis zum Rückgrath, und herauf zum Bruſtkern, zu beyden Seiten ab; ſchlägt hernach mit dem Weide-Meſſer zuerſt den Bruſtkern, und hernach den Rückgrath durch, und legt alſo den Hals nebſt den drey vorderſten Rippen, als Jägerrecht, auf die Seite beſonders. Nach dieſem ſchneidet er auf den Rippen weg, in der Mitte, zu beyden Seiten vorwärts das Wildbret entzwey, ſchlägt ferner mit dem Weidemeſſer die Rippen zu beyden Seiten vorwärts mit Gewalt entzwey, und nimmt den Bruſtknochen herab. Weiter ſchneidet er an dem Eisknochen ungefähr 1 Finger breit hinunter, und zwar auf der Seite gleich, ſticht mit dem Meſſer die Kugel hinaus, und ſchneidet die Keulen vom Ziemer herab, und ſchlägt ſodenn den Ziemer und Rückenbraten vollends entzwey, nach eines jeden verlangter Eintheilung.

Bey deutſchen Parforce-Jagden wird der Hirſch mehrentheils ganz den Hunden Preis gegeben. In Frankreich aber bekommen die Jagdhunde nur das ſo genannte kleine Jägerrecht, Fr. menus droits, wozu das Maul, das kurze Wildbret, das Gekröſe, die groſſen Geäder, die Zunge, die Ohren, und die kleinen Mehrbraten, nebſt der Bruſt, gehören. Bey einigen Equipagen werden auch die groſſen Mehrbraten mit dazu gerechnet. Kopf, Herz, Schulterblätter, Lunge und Leber, gehören dem Leithunde. Wenn alle dieſe Stücke vorweg genommen, auch der Kopf am erſten

Hals-

Halsgelenke, ingleichen die Ziemer und Keulen abgelöset worden, wird der Rest des Hirsches mit der Haut zugedeckt. Alsdenn bläset der erste Piqueur eine Vo der Besuchknecht decke die Haut wieder auf, und di Meute wird unter dem Zurufe des Halali herbey gelassen, welche ihn gar bald verzehrt. Wenn die Vu geblasen ist, überreicht der Piqueur den Lauf, und di Besuchknechte geben jedem der anwesenden Jäger ein Spießgerte, die gemeiniglich mit einem Trinkgelde be zahlt wird. So lange die Curée währet, wird Fan fare geblasen, und ein jeder beschäftigt sich, die Hunde abzuhalten, daß sie einander nicht beißen. So bald der Hirsch verzehrt ist, bekommen die Hunde den Genieß, Fr. le forhus, welches aus dem Gekröse und kleinen Eingeweide besteht, welches man in dieser Absicht vorher bey Seite gebracht hat. Nichts gewöhnt die Hunde besser zum Gehorsam, und macht sie richtiger auf die Fährte, als dieser Genieß, welcher ihnen folgender Gestalt gegeben wird. Einer von den Hundsknechten hängt ihn auf eine lange hölzerne Gabel, und geht damit 200 Schritt bey Seite, bläset alsdenn einen Ruf, und versammelt damit alle Hunde um sich herum. Man läßt sie alsdenn nach diesem aufgehängten Genieß springen; und da sie es nicht erreichen können, fangen sie endlich an laut zu werden, und schreyen wie sie es bey dem Stellen des Hirsches gethan haben. Wenn dieser Spaß nun lange genug gedauert, und die Gesellschaft sich darüber zur Genüge belustigt hat, wird dieser Genieß den Hunden vorgeworfen, und so bald sie ihn verzehrt haben, werden sie zur nächsten Tränke, und von da unter beständigem Blasen der Retraite prise, (welche man im Normännischen Jäger, S. 456, auf Noten gesetzt findet,) und andern Jagd-Stücken, nach Hause geführt. Das Gehörn gehört dem Herrn der Equipage, und die Haut den Piqueurs.

Wenn

Wenn eine Meute lange nicht gejagt hat, als z. E. kurz nach der Brunst oder nach langem Frostwetter, so thut man wohl, wenn man sie erst einige Mahl auf Hasen braucht, damit sie recht scharfe Witterung bekomme, und sich in Athem setze.

Da unser Jagdhirsch nunmehr gefangen und verzehrt ist: so wird man vielleicht glauben, daß bey dieser Parforce-Jagd nichts mehr zu erinnern sey. Allein, es ist noch anzuzeigen übrig, daß man einen angejagten Hirsch sehr füglich, ohne Verschulden des Piqueurs, verfehlen kann. Es kann nähmlich die Nacht einbrechen, wenn der Hirsch dem Verenden schon nahe ist, oder wenn er sich in einen Teich wirft, aus welchem man ihn im Finstern nicht mehr heraus bringen kann. Und da fragt es sich nun, wie man solchen im Stiche gelassenen Hirsch am folgenden Tage wieder aufsuchen müsse.

Wenn man bey einbrechender Nacht einen bereits gejagten Hirsch verbricht, muß man zuvörderst vollkommen gesichert seyn, daß kein Change vorhanden ist. Hiernächst würde es in einem Reviere, wo viele Hirsche von verschiedenem Alter stehen, thöricht seyn, einen Hirsch auf den folgenden Tag zu verbrechen, der nicht schon sehr heftig gejagt wäre, und sichere Kennzeichen an der Fährte hätte, woran man ihn von allen andern unterscheiden könnte. Ferner ist ein Hirsch, der nicht in großen Teichen und Flüssen, wo er nicht bleiben kann, sondern nur in kleinen Ströhmen zu Wasser geht, bey einfallender Nacht sehr schwer richtig zu verbrechen, und noch schwerer am folgenden Tage wieder aufzufinden; daher ein solcher Hirsch gar nicht wieder aufgesuchet werden muß, es wäre denn, daß man ihn, wegen einbrechender Nacht, bey ganz nahem Verenden hätte verlassen müssen. Und wenn ein solcher scharf gejagter Hirsch nicht bereits in der Todesangst von Sinnen gekommen ist, wird er, vermöge eines natürlichen Triebes, in der Nacht wieder nach dem Revier, wo er

Tages

Tages vorher aufgejagt worden ist, zurück gehen. Au
nur diejenigen Hirsche können mit einiger Hoffnung
nes glücklichen Erfolges wieder aufgesuchet werden, d
weil sie in ihrem Reviere zu heftig verfolgt worden sin
in ein fremdes ihnen unbekanntes Revier übergehe
und daselbst in der Irre von einem jungen Aufsich
und Gebüsche zum andern herum streichen, wo man
bey ihrem Eingange in die Dickichte mit gutem Erf
ge verbrechen kann. Ferner kann man sich noch Ho
nung machen, solche Hirsche wieder aufzufinden, d
bey nahem Verenden in einen Teich oder starken Strof
zu Wasser gegangen sind; allein, sie werden sich gen
unfehlbar wieder heraus begeben, so bald sie keine Jä
ger und Hunde mehr vermerken. Wir müssen dah
zuvörderst das Betragen des Hirsches bey erfolgte
Stille, und sodenn das Verfahren, denselben wied
vor die Meute zu bringen, kennen lernen.

So bald der Hirsch gewahr wird, daß er nic
mehr verfolget wird, zieht er seine Kräfte zu Rat
Findet er, daß er noch nicht völlig abgemattet ist,
begibt er sich auf die Wege, und macht darauf unzäh
ge Wiedergänge. Er mischt sich zwischen alle Rud
Wildbret, die er nur antrifft, damit die Jäger un
Hunde, die ihn wieder aufsuchen möchten, in sein
Fährte irrig werden. Wenn er, welches ihm ziemlich
gewöhnlich ist, Lust hat, in sein Revier zurück zu ge
hen, wird er sich nicht lange bey anderm Wildbret auf
halten; hat er aber diese Absicht nicht, so bleibt e
gern dabey stehen. Verbricht man ihn beym Einga
ge in ein Gebüsch, wo er einen andern Hirsch antre
fen kann, so gesellet er sich gewiß zu ihm, behält ih
bey sich, und so bald er am folgenden Tage wieder a
gegriffen wird, liefert er seines Camerades Change, i
denn er erst eine Strecke weit mit ihm flüchtig wird
hernach aber einen Absprung macht, und sich auf de
Bauch niederwirft.

Ist der Hirsch hingegen beym nahen Verenden verlassen worden, so nutzt er seine wenige Kräfte, um noch einige Ränke in der Nähe zu machen; weil seine Beine aber so schwach sind, daß er nicht stehen kann, muß er sich niederlassen; allein da in dieser Stellung alle seine Glieder gebogen sind, so empfindet er in denselben einen so allgemeinen heftigen Schmerz, daß er sogleich wieder aufstehen muß. Da er nun dieses in der Nacht zu wiederhohlten Mahlen, und beynahe auf Einer Stelle thut, so würde man aus diesen verschiedenen Bettungen des andern Tages urtheilen, daß mehrere Hirsche hier beysammen gewesen wären, wenn man nicht wüßte, daß die äußerste Müdigkeit eines einzigen Hirsches zu allen diesen vielen Lagerstätten Anlaß gegeben hat. In der That ist der arme Hirsch so ermüdet, daß er nicht stehend äßen kann, sondern nur das Wenige, was er im Liegen erreichen kann, zu sich nimmt; und seine Losung ist röthlich, klein, trocken und verbrannt. Ueber dieß ist das arme Thier in beständiger Todesangst, es glaubt stets Hunde und Jäger zu hören; und wenn es unter diesen Umständen einen Hirsch in der Nähe wittert, geselket es sich sogleich zu ihm, um dessen Change, als sein letztes Rettungsmittel, zu liefern.

Wenn man sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, wegen einbrechender Nacht einen bereits übel zugerichteten Hirsch zu verlassen, so muß die Meute sofort nach dem nächsten Meierhofe oder Vorwerke geführt, daselbst einquartiert, und nebst den Pferden gehörig gefüttert und gewartet werden. Die Hunde, die sich wund gelaufen haben, werden geschmiert und verbunden, und die Pferde, die etwann Eisen verloren haben, werden neu beschlagen. Alsdenn wird zu Nacht gespeiset, und hierauf gemeiniglich eine Versammlung von allen Jägern, sowohl Herren als Piqueurs und Besuchknechten, gehalten, wo ein jeder das Recht haben

ben muß, seine Meinung wegen des am folgenden
ge vorzunehmenden Besuches vorzutragen. We
man nun darüber einig geworden ist, müssen der näh
liche Besuchknecht und dieselben Piqueurs, die
Hirsch am vorigen Tage bestätigt und gejagt hab
mit Tages Anbruch aufstehen und ihren Besuch an
den. Unterdessen muß der Besuchknecht die Fährte
den Büchen, oder bey dem Ausgange aus dem
che (*) wieder aufsucht, welchen die Kenner die vor
und rückwärts vorhandenen Wege mit vieler Aufme
samkeit, ob sie den Hirsch daselbst nicht spüren kön
und wenn sie seiner Fährte ansichtig werden, blase
das Volaler, damit die Piqueurs herbey kommen, u
die Fährte genauer untersuchen.

Ein scharf gejagter Hirsch ist nicht allein am
genden Tage, sondern wohl einen ganzen Monath
an seiner Fährte zu erkennen; denn seine Augen s
sehr geöffnet, er tritt nur auf die Ballen, greift
den Hinterläufen über die Vorderfährten weg, und
Gang ist so unbestimmt, daß er bald den Schr
bald den Trab, und bald den Galopp geht. Da m
aus seinen bekannten gewöhnlichen Wechseln ungef
abnehmen kann, wohin er sich wenden wird, so wer
Lauf dahin geschickt, die aber von einer vernünftig
Person geführt werden müssen, die es versteh, wa
sie dieselben an den Hirsch lassen soll. Die Meu
auch auf dem Wege nachgeführt, damit sie j herz
bey der Hand sey, wenn der Hirsch von dem Leithu
da aufgejaget wird, da es sich denn gar wohl ereign
kann, daß er aus einer Hecke oder aus einem Grab
in freyem Felde heraus fährt, wenn er nähmlich, n
ganz ausgeruhet Kräfte, den Wald, wohin er zieh
wollt

(*) Dieses Ausgehen kann man verhindern, wenn man den Tr
in der Nacht mit Wachen besetzt, und hin und wieder Feu
anzündet.

wollte, nicht hat erreichen können. So bald der Hirsch vor dem Leithunde wieder auf den Beinen ist, wird ihm die Meute nachgeschickt, welche aus eben den Hunden bestehen muß, die ihn am vorigen Tage gejagt haben, und die folglich seine Fährte vom Change zu unterscheiden wissen.

Wenn der Hirsch am vorigen Tage bey gänzlich verlornen Kräften zu Wasser gegangen ist, wird er es am folgenden Tage nach einer kurzen Jagd unfehlbar wieder thun. Wäre es also möglich, ihm auf dem Wege dahin die Hessen mit dem Hirschfänger abzuhauen, so würde man sich und den Hunden viele Mühe und Arbeit ersparen; ist ihm aber am vorigen Tage noch nicht so scharf zugesetzt worden, so wird man ihn nicht nur 3 oder 4 Stunden lang aufsuchen müssen, sondern er wird auch, wenn er wirklich wieder lanciert ist, noch unzählige Wiedergänge und krumme Sprünge machen, sich endlich niederlegen, und nicht eher wieder aufstehen, als bis ihm Hunde und Jäger dicht auf den Leib kommen. Er ist also nicht anders, als durch vieles lautes Geschrey und genaue Besichtigung aller Schlupfwinkel, wieder auf die Beine zu bringen; und da er sich jetzt noch bey Kräften fühlt, so ist er nur darauf bedacht, einen Camerad aufzujagen, und durch dessen gelieferten Change seinen Verfolgern zu entwischen. Den wieder aufgefundenen Hirsch muß man nun ferner so behandeln, als am vorigen Tage, wenn nicht die Nacht eingebrochen wäre, geschehen seyn würde, wozu im Vorhergehenden die Anweisung gegeben ist.

(Hrn. Graf von Mellin) Versuch einer Anweisung zur Anlegung, Verbesserung und Nutzung der Wildbahnen. Berl. und Stett. 1779, 4. S. 129, flgg.

le Verrier de la Conterie normännischer Jäger, oder die neueste Jagdschule, Münster 1780, 8. S. 164, flg.

Les dons des enfans de Latone: La musique et la chasse du Cerf. Poëmes dediées au Roi. (par Mr. *de Serk*) à Par. 1734. 8.

Eb. Dess. Diane, ou les loix de la chasse du cerf. 8.

Das Fleisch oder Wildbret des Hirsches ist
dem Alter, Geschlechte und der Jahrszeit, von
schiedener Güte. Das Fleisch der Kälber ist da
cateste Wildbret; und wie die Thiere weibliche
schlechts ein zarteres Fleisch haben, als die
männlichen Geschlechts, so gibt man dem Kalbe
liches Geschlechts (dem Wildkalbe) noch den
vor dem Kalbe männliches Geschlechts (dem Hir
be). Es gibt Leute, welche um es zu essen, die
nicht einmahl erwarten, sondern es bereits in dem
gemeide seiner Mutter aufsuchen, deren Bauch sie
schneiden, um die Frucht heraus zu hohlen, welc
hernach mit Vergnügen verzehren. Meines Erach
aber muß das Fleisch in diesem Zustande eher sch
als nützlich seyn, weil es alsdenn noch allzu schl
und mit überflüssigen Feuchtigkeiten gar zu sehr
füllt ist. Das Fleisch vom Spießer ist mittelm
das von einem Schmahlthiere ist niedlicher.
Wildbret der jungen Hirsche im zweyten und d
Jahre, hat, der Güte nach, den dritten Rang.
vierten bis zum siebenten Jahre wird das Fleisc
Hirsches immer härter, und weniger delicat.
Wildbret eines Thieres oder Wildes (des Weib
des Hirsches) ist weit milder, als das Wildbre
Hirsche männlichen Geschlechts. Zur Zeit der H
Feiste, da der Hirsch auf dem Felde das meiste
hat, wenn er in die Kornfelder tritt, und sich vo
Körnern des Getreides nähret, nähmlich von J
an, haben die alten Hirsche den besten Gesch
Vor dieser Zeit haben sie nur schlechtes Wildbret,
denselben aber noch schlechteres. Spießer und Schm
Thiere sind, weil ihr Wildbret um der wenigern
weilen, auch ohne Feist noch schmeckt, schon eh
zu essen. Wenn sie Ruhe des Nachts auf den S
Feldern gehabt haben, werden sie schon zu Anfang
Januar taugliche Braten geben können.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß der Hirsch zur Sommerszeit, und insonderheit im Augustmonathe, von weit herrlicherm Geschmacke sey, als im Winter, und zwar wegen der Früchte, welche er in dieser Jahrszeit genießt, und welche ihn beträchtlich feist machen. Unterdessen halten doch Einige dafür, daß man im Sommer kein Hirschfleisch essen müsse, weil der Hirsch sich alsdenn von Vipern, Schlangen und andern Thieren, welche sie für sehr giftig ansehen, nähret, gerade als wenn der Hirsch dergleichen nicht zu allen Zeiten des Jahres äße. Allein, warum will man sich einbilden, daß diese Thiere, innerlich genossen, so schädlich seyn, da man ganze Vipern, ohne Nachtheil der Gesundheit, verzehret? Gesetzt auch, daß die Viper und Schlange, wenn sie durch den Mund eingenommen werden, bisweilen die Wirkung eines Giftes bey uns hervor zu bringen vermögend seyn, welches doch grundfalsch ist: folgt denn daraus, daß man sich zu der Zeit, wenn der Hirsch von solchen Thieren gegessen hat, des Genusses seines Fleisches enthalten müsse, weil man behaupten will, daß es alsdenn die schädlichen Eigenschaften der Viper und Schlange an sich genommen habe? Essen wir denn nicht alle Tage solche Thiere, welche von Nahrungsmitteln leben, deren einige für uns purgierend, und andere giftig sind?

Plinius erzählt, daß er Frauenzimmer gekannt habe, welche alle Morgen Hirschfleisch gegessen haben, um sich vor das Fieber in Verwahrung zu setzen, weil sie wahrscheinlicher Weise glaubten, daß der Hirsch von dem Fieber verschont bleibe. Es war aber dieses eine eben so leere Einbildung, wie diejenige, welche einige Leute haben, die durch den Genuß eben dieses Fleisches ihr Leben zu verlängern glauben, weil man dafür hält, daß dieses Thier viele Jahrhunderte leben solle, worüber mich bereits oben erklärt habe.

Kurz vor der Brunst, und noch mehr während derselben, vom Sept. an bis zu Ende des Octobers, ist das Wildbret des Hirsches nicht nur sehr mager, sondern hat auch einen sehr unangenehmen Geruch und widerlichen Geschmack; es läßt sich nur alsdenn essen, wenn man die Vorsicht braucht, dem bey einer Brunft-Pürsche geschossenen Hirsch, so bald er zur Erde sinkt, das kurze Wildbret (die Hoden) auszuschneiden. Nach der Brunftzeit kann das Wildbret eines Spießers oder

jungen Hirsches nur gute Speise seyn, wo in einem Gehäge viel alte Hirsche stehen, welche die jüngern Hirsche von dem Wilde abtreiben, und solche nicht hinzu lassen.

Observation sur le Cerf consideré comme aliment. s. in No. 30 und 31 der *Gaz. saint.* v. J. 1766, und in der *Gaz. litter. de Berl.* v. 7 Jul. 1766, S. 210 — 212.

D. von mir übers. u. d. T. Anmerkung über den diätetischen Gebrauch des Hirsches, s. im 9 St. des neuen Hamb. Magaz. 1767, 8. S. 281 — 287.

In den Küchen nennt man Hirschwildbret überhaupt das eßbare Fleisch von einem Hirsche, besonders das derb gewachsene Fleisch an den Keulen, dem Buge, Ziemer und Rücken (zum Unterschiede von dem Kochwildbrete, worunter der Hals, die Brust, und die Krieben, Wände oder Seiten, begriffen sind,) welches theils gekocht, theils gebraten, theils gedämpft, theils in Pasteten geschlagen, und entweder mit oder ohne Brühe zubereitet wird. Wegen der Vorbereitung ist zu erinnern, daß dieses Fleisch erst wohl zu häuteln ist, und wenn es etwa vom Schusse sehr schweissig wäre, mit siedendem Wasser gebrühet, auch rein ausgewaschen werden müsse.

Will man es nun dämpfen, so durchzieht man dasselbe mit beynahe eines kleinen Fingers dick geschnittenem Speck, welcher mit Ingber, Pfeffer und Salz bestreuet worden. Hierauf setzt man in einer Casserole Butter und Speck auf ein Kohlfeuer, und läßt es zusammen braun werden. Nach diesem bestreuet man das Wildbret mit Mehl, legt es in die heiße Butter, und läßt es auf beyden Seiten braun werden; gießt alsdenn gute Fleischbrühe daran, worin es eine Weile dämpfen muß, thut auch ein halbes Nößel Wein dazu, wirft eine mit Nelken besteckte ganze Zwiebel nebst einigen Lorbeerblättern daran, und würzet es mit Ingber, Pfeffer, Nelken und Citronschalen ab; läßt dieses alles zusammen so lange dämpfen, bis das Wildbret weich genug ist. Wäre die Brühe noch nicht dick genug,

nug, kann noch ein wenig braunes Mehl daran gebrannt, bey dem Anrichten aber klein geschnittene Citronschale darüber gestreuet, die Zwiebeln aber wieder heraus genommen werden. Wer Belieben trägt, kann über dieß Kapern, oder Sardellen, imgleichen einen halben Eßlöffel Wachholderbeeren hinzu thun.

Hirschwildbret in eine Pastete einzuschlagen. Man nimmt von einer Hirschkeule ein Stück, oder lieber gleich die Hälfte, (bisweilen werden auch ganze Keulen eingeschlagen,) häutelt es rein ab, und läßt es auf dem Roste ein wenig anlaufen; hernach salzt man es, läßt es etliche Tage in Essig stehen, worüber einige Scheiben von Zwiebeln gelegt werden. Wenn es nun eingeschlagen werden soll, durchzieht man es mit beynahe eines kleinen Fingers dick geschnittenem Speck, den man mit Ingber, Pfeffer, gestoßenen Nelken und Salz bestreuet hat, schlägt es in eine förmliche Pastete von gebranntem Teig, und läßt sie wohl bis 5 Stunden in einem Ofen gehörig backen. Unterdessen wird Butter mit etwas Mehl gebräunet, welches in Fleisch-Brühe, Wein und Essig, ein wenig aufkochen muß. Diese Brühe wird hernach mit derjenigen, die von dem Einbeitzen übrig geblieben ist, durch ein oben in den Deckel gemachtes Loch, vermittelst eines Trichters, in die Pastete gelassen, und diese wieder in den Backofen gesetzt, daß sie noch eine Weile dämpfe. Hernach aber kann sie warm oder kalt aufgetragen werden.

Will man seine Soße verändern, so kann man Kapern, Sardellen, Oliven, Schalotten, Zwiebeln und dergleichen Sachen, wenn sie gehörig vorbereitet sind, nur in die Brühe hinzu thun. Wenn man eine Schalotten- oder Zwiebel-Soße haben will, muß man davon nicht wenig nehmen, weil diese Soße scharf schmecken soll. Deswegen füget man wohl gar Knoblauch hinzu, welcher großem und grobem Fleische keinen unangenehmen Geschmack zu Wege bringt.

richten, verfährt man folgender Maßen. Man nimmt einen fetten Hirschziemer, wäscht denselben sauber aus, durchstößt ihn hierauf mit grobem Speck, wie man eine à la daube spickt, steckt etliche hölzerne Spießchen durch, setzt ihn in einem großen Topfe oder Kessel zum Feuer, gießt Wasser, Essig und Wein darauf, salzet ihn, wirft allerhand Kräuter, als: Rosmarin, Lorbeerblätter, Thymian, Salbey, Isopp und eine Zwiebel dazu, und läßt ihn kochen, bis er bald weich wird. Hernach nimmt man ihn heraus, legt ihn auf eine Torten- oder Brat-Pfanne, läßt ein hausgebackenes Brod reiben, vermischt dieses mit Zucker, Zimmet, Ingber, klein geschnittenen Citronschalen, einem Par Eyer, zerlassener Butter, Wein, und ein wenig von dem Fette, worin der Ziemer gekocht worden ist, imgleichen etwas Brühe; macht alles als einen Teig, bestreicht den Ziemer mit Eyern, und überzieht ihn von oben her ganz und gar einen Finger dick mit diesem Teige, streicht es mit einem warmen Messer fein glatt zu, begießt ihn mit zerlassener Butter, und streuet geriebene Semmel darüber; setzt denselben endlich in einen heißen Back-Ofen, und läßt ihn also backen. Bey dem Anrichten streuet man Zucker und Zimmet darüber. Soll nun eine Brühe dazu kommen, so setzt man in einer Casserole Butter auf Kohlenfeuer, und läßt sie heiß werden, thut hernach ein Par Hände voll geriebene Semmel darein, läßt sie kastanienbraun rösten, gießt ferner Brühe und Wein darauf, würzt es mit Zucker, Citron-Schalen und Citronscheiben, und läßt dieses kochen, bis es ein wenig dick wird. Diese Brühe muß man nicht über, sondern unter den Ziemer gießen.

Einen Hirschziemer auf eine andere Art anzuschlagen. Man bereitet einen Hirschziemer, wie vorher beschrieben worden, und schlägt ihn folgender Maßen an. Man nimmt 1 Pfund Mandeln, läßt sie einen Sud thun, zieht ihnen die Schale ab, stößt sie alsdenn in einem Mörser, doch nicht gar zu klein, wie zu einer Mandeltorte, und thut sie in einen Tie-

Auf gleiche Art kann auch der Rest eines Hirsch- und Reh-Bratens, zur Veränderung, zubereitet werden.

Wie das Hirschwildbret einzulegen, und einige Zeit frisch aufzubehalten, s. im Art. Wildbret.

Außer dem Wildbret ist von dem Hirsche noch verschiedenes in der Küche als ein delicates Essen zuzubereiten. Dergleichen sind die Ohren, Kolben und Läufe.

Die Hirschohren pflegen, nachdem sie nebst dem Maule vom Kopfe geschnitten, in Wasser gekocht, und ihnen, wenn sie weich sind, die Haut sammt den Haaren abgezogen, reinlich geputzt, auch einige Zeit im kalten Wasser gelegen, hierauf aber entweder wie Nudeln klein geschnitten, oder plätzchenweise wie die Trüffeln zertheilt worden, theils als ein Fricassee, theils mit Muscheln, Trüffeln, theils mit Pinien und Citronschalen, Maskatenblüthen, oder grüner Petersilie, zugerichtet zu werden.

Die Hirschkolben, oder das junge, noch weiche und etwa nur einer Hand hohe Gehörn eines Hirsches bekommt man erst nach Johannis. Von einem oder zwey Hirschen kann man keinen großen Tiegel voll zu Wege bringen, daher sie auch nur in großer Herren Küchen zugerichtet werden. Wenn nun Hirsche einkommen, die nur ihr weiches Gehörn haben, schneidet man die Kolben unter den Augensprossen ab, und legt sie über Nacht in kaltes Wasser, damit es den rothen Schweiß heraus ziehe; hernach setzt man sie im Wasser zum Feuer, und läßt sie kochen, bis sie weich werden, alsdenn zieht man ihnen die Haut ab, und beschneidet sie mit einem scharfen Messer, legt sie hierauf wieder in kaltes Wasser, und richtet sie mit Trüffeln, mit saurer Limonie, fricassirt, oder mit einer wohlgewürzten Butterbrühe, zu.

Die Hirschfüße oder Hirschläufe werden gemeiniglich wie der Rinder und Kälber Füße in der Küche zubereitet; doch pflegt man sie auch einzulegen, welches folgender Maßen geschieht. Wenn sie abgehauen worden, schneidet man sie mitten entzwey, läßt sie kochen, bis sie gar werden, putzt sie hernach rein an Haut und Haaren ab, wie die Hirschohren oder Hirsch-Kolben, und legt sie in kaltes Wasser, damit sie schön weiß werden. Man nimmt ein Fäßchen, worein sie gelegt werden sollen, thut unten am Boden Lorbeer-Blätter, ein wenig Rosmarin, Citronschale, und allerley ganze Gewürze; legt alsdenn eine Lage solcher Hirschläufe, und denn wieder die vorigen Species, bis das Fäßchen voll ist. Alsdenn schlägt man es zu, bohrt ein Loch in den Deckel, läßt guten Weinessig durch einen Trichter hinein laufen, vermacht das Loch mit einem Stöpsel, setzt das Fäßchen an einen kühlen Ort, und wendet es alle Tage, oder auch binnen etlichen Tagen einmahl um: so dienen sie kalt zu verspeisen.

In Siam werden auch die Sehnen der Hirschbeine, welche man trocken in Bündeln wie Stricke verkaufe, gegessen.

Aus den langen und geraden Schienbeinknochen werden besonders Stiele zu Gueridons oder Leuchter-Stühlen verfertiget.

Die Wogulen essen, zur Zeit der Noth, Kraftsuppen von den zerschlagenen Knochen desselben.

Die Eskimaux, ein nordamerikanisches Volk an den Küsten von Labrador und der Hudsonsbay, zieren bisweilen ihre Kleider am Rande mit den Zähnen von Hirschkälbern.

Im Handel gebraucht man die Hirschhäute, Fr. Peaux oder Napes de cerf, entweder roh, die noch so sind, wie man sie dem Thiere abgestreift hat, und die man von den Jägern an großer Herren Höfen, wo viele

viele Hirsche gefället werden, stückweise kauft; oder zubereitet, zugerichtet und gegärbt, die von den Handwerkern entweder zu ihrem eigenen Gebrauche, oder zum Behuf anderer zugerichtet sind. Sie bekommen aber ihre Zurichtung, 1) von den Kürschnern, die damit eben so, wie mit anderm Pelzwerke umgehen, und sie insonderheit zu Müffen verarbeiten; 2) von den Lohgärbern, die solche auf eben die Art, wie das Kalbleder zurichten; 3) von den Weißgärbern, die sie zu sämischem oder weißem Leder verarbeiten, von denen sie alsdenn an die Beutler und Handschuhmacher verkaufet werden, welche Reitcollete, Beinkleider, Handschuhe, Degenkoppel und anderes Riemenwerk daraus machen; wie sie denn auch gern von den Schustern zu Stiefeln verarbeitet werden. Durch die beyden letztern Zubereitungen verändern sie auch ihren Nahmen, und werden, nachdem solche geschehen sind, gemeiniglich Hirschleder genannt. Eine schöne auf sämische Art ausgearbeitete Hirschhaut ist sehr weich und dauerhaft, und nach dem sie am Leder rein, egal und geschmeidig gearbeitet ist, den Bockfellen weit vorzuziehen.

Die Koräken, eine Nation an den Gränzen von Rußland, brauchen Hirsch- und Hunde-Häute zu ihrer Kleidung, welche sie mit, zu feinem Pulver gestoßenen, Erlenrinde färben. Die Tungusen machen lederne Schläuche aus der Hirschhaut, welche sie mit Hirschsehnen nähen, von Haaren befreyen und durchräuchern. Die Wilden in Neu-Orleans gebrauchen die weißen Hirschhäute, so wie anderes weißes Pelzwerk, als Friedenszeichen, die sie dem Feinde, mit dem sie sich aussöhnen wollen, darbringen. Die Bewohner der Hudsonsbay bedecken ihre Zelte mit Hirschhäuten. Die aus Bretern bestehenden Schneeschuhe der Tungusen sind mit den Häuten von den Füßen des Hirsches überzogen, deren Haare, welche auswärts gekehrt

kehrt sind, sich sperren, wenn es Berg auf geht, und das Zurückgleiten verhüten.

Bey dem Einkaufen der Hirschhäute und des Hirschleders hat man vornehmlich dahin zu sehen, ob sie groß oder klein sind, oder Löcher haben, und ob deren viel oder wenig sind, welche letztere Häute oder Leder nur zu Handschuhen gebraucht werden können. Daß diese Löcher in den Hirschhäuten von den Enderlingen herrühren, habe oben erwähnt.

Das Hirschhaar, Fr. Poil de cerf, oder dasjenige Haar, welches bey dem Garmachen der Hirschhäute von den Gärbern abgeschabet oder abgestoßen wird, gebrauchen die Tapezierer, Täschner, Sattler und Haardeckenmacher sehr vortheilhaft zum Ausstopfen der Sättel, Küssen u. d. gl.

Das Hirschhorn oder Hirschgeweih, dasjenige Gehörn, welches der Hirsch alle Jahre abwirft, ist eine Jagdnutzung; daher dasselbe in den Wäldern zusammen gelesen, und in den Jagdordnungen befohlen wird, wenn es der Unterthan findet, solches einzuliefern. Hirschhorn, welches ohne Attestat der Forstbedienten in die königl. preuß. Lande eingebracht wird, ist, laut Ordre v. 31 May 1720, zu confisciren; und kann, laut Ordre v. 14 Febr. 1751, ohne Erlaubniß der Kammer nicht außerhalb Landes gebracht werden.

Chur-Brandenburgisches Mandat wegen der Hirschgehörne oder Stangen, d. d. 1 May 1685, s. in Mylii Corp. Const. Magd. Th. 3, S. 349.

Königl. preußische wiederhohlte *Ordre* an die Chur- und Neumärk. ꝛc. Kr. und Dom. Kammern, daß die Hirschgeweihe nicht außer Landes geführet, sondern zum Behuf der Neustadt-Eberswaldischen Stahl- und Eisenwaaren-*Fabrique* überlassen werden sollen, d. d. Berl. d. 5 Febr. 1760, s. in der Edictensamml. v. J. 1760, No. 4.

Das Hirschhorn wird entweder zum Zierath ganz gelassen, oder in kleine Stücke zerschnitten; auch zu dünnen Spänen geraspelt oder geschabet, die alsdenn geraspeltes Hirschhorn, L. Cornu cerui rasparum, Rasura cornu cerui, Fr. Raclure oder Rapure de corne de

de cerf, und, von einigen Droguisten, welche damit handeln, Hirschhornsame, Fr. Graine de corne de cerf, genannt werden. Der Nutzen des Hirschhornes ist sehr beträchtlich und verschieden. Die Köche machen daraus mit und ohne Wein, eine Gallerte oder ein Gelee, welches mit hinlänglichem Wasser verdünnt, stärkend, nahrhaft und erquickend ist. Die Bereitung eines Hirschhorn-Gelee habe im XVII Th. S. 71, f. beschrieben.

Die Schwertfeger, Messerschmiede und Drechsler verarbeiten es zu Couteau- (Hirschfänger-) Griffen, Messerschalen und Heften u. d. gl. wozu sie aber das Hirschhorn in ganzen Stücken haben müssen, und zwar je krauser, desto schöner. Das Hirschhorn kann auch beraspelt und grün gebeitzt werden.

Von dem Gebrauche desselben zu den Hirschfängergriffen, siehe im Art. Hirsch-Fänger.

Der Messerschmid, wenn er Schalen von Hirschhorn zu Tischmessern machen will, schneidet von einem Gehörne ein Stück, nach der Größe jeder einzelen Schale, vermittelst einer Säge ab, und zertheilt es mit eben diesem Werkzeuge, der Länge nach, in zwey gleiche Theile. Sind die Hälften noch zu dick, so nimmt er das Ueberflüssige mit einer Raspel ab. Weil aber das Horn krumm ist, so muß er es in Wasser kochen und erweichen, um es in den Schraubstock gerade zu biegen. So bald die Schalen wieder kalt und hart sind, mißt er jede nach der Größe der Angel ab, und beschneidet nach den gezogenen Strichen den Umfang mit einer besondern Säge, oder wenn nur wenig abzunehmen ist, so bringt er es nur mit der Raspel herab.

Des gepülverten gebrannten Hirschhornes bedient man sich in der Haushaltung, um den gekochten Kaffe klar zu machen.

Von dem Gebrauche des geraspelten Hirschhornes, um das Bier wider die Säure zu bewahren und klar zu machen, s. Th. V, S. 197.

Aus zerrieb am Feuer gelinde gebrannten Stückchen Hirschhorn soll man auch bisweilen den Schlangenstein (Piedra de serpente) machen.

Des

Des Gebrauches, den Aerzte und Apotheker von dem Hirschhorne machen, wird weiter unten Erwähnung geschehen.

In Ost-Indien bedient man sich des Hirschgehirnes zur Bereitung der Bock- und Damhirsch-Häute.

Aus den Sehnen dieser Thiere, insonderheit an den Hinterfüßen, machen die Tunguſen Fäden zum Nähen. Die Kalmücken bedienen sich ihrer ebenfalls dazu. Die Bewohner der Hudsonsbay gebrauchen sie nicht nur zum Nähen, sondern auch zu ihren Bogen.

Ausgekochtes Hirschmark ist eine gute Salbe, das Eisen vor dem Roste zu verwahren.

Das Hirschtalg gebrauchen die Lichtzieher und Seiffensieder. Von dessen medicinischen Nutzen siehe weiter unten.

Die Naturforscher und Aerzte haben entdeckt, daß viele Theile am Körper des Hirsches vortreffliche Eigenschaften und Arzeneykräfte besitzen. Man hat aber auch davon so viele Mährchen und abergläubige Meinungen, daß man über die Leichtgläubigkeit unserer Vorfahren billig erstaunen muß; denn sie hatten ganze Hirsch-Apotheken, weil sie vom Hirsch alles mögliche in der Medicin gebrauchten.

Von den Hirschthränen oder Hirschzähren, und den ihnen beygelegten Kräften, s. oben, S. 594.

Das Herzbein des Hirsches, das Hirschbein, Hirschherzbein, oder Hirschkreutz, L. Os de corde cerui, Fr. Os du coeur de cerf, Croix de cerf, ist ein fast dreyeckiger oder kreutzförmiger beinharter Knorpel, welcher aus der Zusammentretung der Pulsadern am Grunde des Herzens entsteht. Es wird nur bey ganz alten Hirschen gefunden; denn bey jüngern ist es nur ein ungestalter Knorpel. Es wird von den Abergläubigen in der Arzeney als ein kräftiges Mittel wider allerhand giftige Krankheiten, hysterische Zufälle ꝛc. gerühmt

rühmt, und dem Bezoar gleich geschätzt. Am Halse getragen, soll es ein bewährtes Mittel für Herzklopfen seyn.

JO. STEPH. ADAMI de osse cordis cerui. Giess. 1684. 4.
De osse cordis cerui, s. JO. JAC. MANGETI *Bibl. pharm. med.* To. I. Genev. 1703. f. S. 547. f.

Da man dergleichen Herzbein auch zuweilen bey dem Ochsen findet, so muß man, wofern daran gelegen ist, daß man das wahre Hirschbein bekomme, bey dem Einkaufe dasjenige erwählen, welches mittelmäßig groß und recht weiß ist, und sich vorsehen, daß man nicht das Bein aus dem Herzen des Ochsen bekomme; welches man vermeiden kann, wenn man auf die Größe und Gestalt Achtung gibt, indem das Bein aus dem Herzen des Ochsen größer ist, als das Hirschherzbein, und dieses eine mehr dreyeckige Gestalt hat, als jenes.

Der Hirschsprung, oder das Beinchen aus den Hinterläufen, L. Talus cerui, Fr. l'os du talon, welches an den Hirschen eben das, was bey den Hasen der Hasensprung ist (s. Th. XXII, S. 190), wird wider die Kolik gerühmt.

Aus den Hirschklauen, L. Vngulae cerui, verfertigen die Drechsler Ringe u. d. gl. Die Ringe hielten unsere Vorfahren, so wie die Ringe aus Elends-Klauen, wider die Krämpfe für wirksam.

Das frische Hirschherz wurde ehemahls in Stücke zerschnitten, und mit verschiedenem Gewürze eine Zeitlang in guten Wein eingebeitzt, und alsdenn ein Wasser daraus destilliert, welches in den Apotheken unter dem Nahmen Aqua de corde cerui, zu haben war, und wider Herzklopfen besonders gerühmt ward.

Das Hirschblut, in einer Bratpfanne gedörrt oder an der Sonne getrocknet und gepülvert, wurde wider Seitenstechen, Podagra, die rothe Ruhr, allerley Durchfälle und Gift gebraucht; so wie der daraus präparirte Balsamus antipodagricus, äußerlich aufgeschmiert, wegen seiner mächtigen Zertheilungskraft im Podagra, in Contracturen ꝛc. sehr berufen war.

In dem Magen und Gedärme der Hirſche werden zuweilen weißgelbe ſchalichte Steine, welche den gemeinen Bezoarſteinen beynahe gleichen, und zu eben dem Gebrauche angewendet werden, oder zuſammen gebackene, und mit verhärteten Schleime überzogene Haare, in Geſtalt einer Kugel, gefunden, welche Hirſchbezoar, Hirſchkugel oder Hirſchſteine, genannt werden. Letztere Art, Gr. und L. Elaphopila, Pila cerulna, entſteht aus den Haaren, welche die Hirſche verſchlucken, wenn ſie einander lecken.

GABR. CLAUDERI obſ. de lapide quaſi bezoardico in ceruae ſtomacho reperto, veſicae incluſo, ſt. in den *Miſc. Nat. Cur.* Dec. II, A. III, Obſ. 78.

JO. MAUR. HOFFMANNI obſ. de elaphopila, atque concreto membranaceo-cartilagineo in domi cerui ventriculo, ſt. in den *Eph. Nat. Cur.* Cent. III & IV, Obſ. 109.

GE. WOLFG WEDELII obſ. de pila cerulna, ſt. in den *Miſc. Nat. Cur.* A. 1678 & 1679, f. A. IX & X, Obſ. 169.

Die Blaſe aus dem Hirſche, oder die Hirſchblaſe, wird als ein beſonderes Mittel wider die Krätze und den Grind gerühmet.

Von dem ſauber geputzten, mit Wein rein abgewaſchenen, alsdenn im Ofen gedörrten, und mit Wegerichſaft eingenommenen männlichen Gliede, der Hirſchruthe, oder dem Hirſchziemen, L. Priapus cerui, Fr. Nerf oder Priape de cerf, wurde ehedem, in Anſehung der Wirkungen deſſelben zur Stärkung entnervter Ehemänner viel Rühmens gemacht; heutiges Tages aber hält niemand mehr etwas darauf.

Aus dem jungen, noch ganz weichen, und mit einer rauhen Haut oder einem Baſte überzogenen Gehörne, welches dem Hirſche wieder wächſt, nachdem er ſein Geweih abgeworfen hat, und einem ſolchen Hirſche, wenn er gefället worden, abgeſchnitten wird, (den Hirſchkolben) wird in den Apotheken, vermittelſt der Deſtillation, mit und ohne Wein ein Waſſer gemacht, welches man Hirſchkolbenwaſſer, L. Aqua e typhis cornu cerui, Aqua cornu cerui ex tenellis, Fr. Eau

de tête de cerf, Eau de cru de cerf, nennt, und für eine vortreffliche Herzstärkung gehalten wird. Wenn die Kolben noch zart und blutig sind, in kleine Stücke geschnitten, und mit Kreutzwurzsaft über einen Kolben gezogen werden, geben sie einen vortrefflichen Spiritus gegen den Biß der Schlangen und anderer giftigen Thiere ab.

Die Aerzte gebrauchen das Hirschhorn in allerhand abgekochten Tränken oder Decocten, Ptisanen und Aufgüssen. Diese Art, sich des Hirschhornes zu bedienen, ist die einfachste und zugleich nicht die geringste; denn es ist ein Arzeney-Mittel, welches bloß von der Natur präparirt worden, und dem die Kunst nichts von seinem flüchtigen Salze und Oehl, worin seine vornehmste Krafe besteht, benommen hat. Die Apotheker und Chemisten machen aus demselben vielerley Präparate, die man aber zum Theil jetzt nicht mehr in der Medicin gebraucht. Wenn das Hirschhorn zum medicinischen Gebrauche dienen soll, muß es reif seyn; d. i. der Hirsch muß es selbst abgeworfen haben, welches man leicht erkennen kann; denn die Geweihe, welche der Hirsch, von der Mitte des Aprils an, bis nach der Mitte des Septembers, von sich geworfen hat, sind schwer, dichter, härter und weißer, als diejenigen, welche man ihnen abgehauen, wenn man sie zu einer andern Zeit getödtet hat. Die erstern geben nicht nur mehr Spiritus und flüchtiges Salz, sondern die daraus bereiteten Arzeneyen sind auch wirksamer. Die pharmaceutischen und chemischen Präparate aus dem Hirschhorne sind: 1) das gebrannte Hirschhorn, l. Cornu cerui vstum, Fr. Corne de cerf calcinée en blancheur. Die brennbare Substanz von der Kohle des Hirschhornes verbrennt, ob sie gleich sehr schwer zu verbrennen ist, dem ungeachtet leichter, als die Kohle von andern Hörnern, und beynahe wie die Kohle der Knochen. Wenn diese Kohle bey einem starken und lan-

langen Feuer calciniret wird, verwandelt sie sich in eine sehr weiße Erde, welche man gebranntes oder weiß calcinirtes Hirschhorn nennt. Diese Erde wird in der Medicin als ein die Säure im Magen und den Gedärmen dämpfendes (absorbirendes) Mittel gebraucht. Man verordnet sie in der rothen Ruhr und bey Leibes-Schmerzen, von welchen man vermuthet, daß sie von sauern und übel verdaueten Materien herrühren. Das weiß gebrannte und fein gepülverte Hirschhorn macht den Grund von demjenigen Decocte aus, welches Sydenham sein Decoctum album nennt, das man gemeiniglich in diesen Krankheiten verordnet. Gebranntes und gepülvertes Hirschhorn in weißem Wein eingenommen, treibt die Würmer ab, und wenn es gut zubereitet wird, ist es ein bewährtes Mittel für Kopfschmerzen. 2) Das ohne Feuer oder philosophisch zubereitete Hirschhorn, L. Cornu cerui philosophice, spagyrice s. sine igne praeparatum, Fr. Corne de cerf préparée philosophiquement, ist dasjenige, welches durch das Wasser fast aller seiner gallertartigen Theile beraubt worden ist, so, daß es nunmehr ganz spröde und zerbrechlich ist. In dieser Absicht befreyet man es von seinen äußerlichen Theilen; hierdurch wird es sehr weiß, und hat in der Medicin eben den Nutzen, wie dasjenige, welches durch das Feuer calcinirt worden ist. Philosophisch zubereitetes Hirschhorn nennt man auch, wenn man Stückchen Hirschhorn in den Helm eines Kolbens hängt, aus welchem man aromatische Pflanzen destillirt, damit sie mit den Tugenden und Kräften dieser Kräuter begabt werden. Diese Methode, ob sie gleich gut ist, verdient doch nicht so vielen Vorzug, als man ihr zu geben pflegt; und da man nicht immer dergleichen Destillationen anstellen kann: so ist es genug, wenn man das Hirschhorn raspelt und pülvert. 3) Der Hirschhorngeist, Spiri-

CHR. FR. JOERDENS obſ. de vſu ſalium volatilium e regno animali, oleo cornu cerui rectificati & camphorae, ſt. im *Commerc. litter. Nor.* 1736. hebd. 1, n. 3. S. 4, f.

JO. GE. SOMMERI obſ. de oleorum C. C. & tartari foetidorum extractis volatilibus, ſt. in *Miſc. Nat. Cur.* Dec. III, A. V & VI, obſ. 251.

6) Das flüchtige Hirſchhornſalz, Sal volatile cornu cerui, welches man von 6 bis 15 Gran, in einer dienlichen Feuchtigkeit, ſo wie den Spiritus, von 10 bis 30 Tropfen, mit großem Nutzen in bösartigen Wechſelfiebern, in Pocken, Schlagfluß, Lähmung, Epilepſie, hyſteriſchen Krankheiten, und wider den Biß giftiger Thiere, gibt.

D. von Cryſtallen von Hirſchhornſalz, ſt. im 47 St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1767, 8. S. 415 — 417.

JO. DOLAEI obſ. de ſalis C. C. volatilis ad tactum frigiditate, ſt. in *Miſc. Nat. Cur.* A. 1678 & 1679. obſ. 133.

De ſale cornu cerui, ſ. JOSEPH. MERLI & STEPH. BETTINI *diſſertazioni epiſtolari in riſpoſta alle conſiderazioni del D. Giov. Andr. Sangiorgio*, Milano, 1758. 4. diſſert. 3.

Bezoar ſeptentrionalis, ſ. de ſale C. C. vſu & abuſu, poëma medicum JO. VAL. WILLII. Hafn. 1676. 4.

Aus dem Caput mortuum dieſer Präparate, wird 7) das Hirſchhornſchwarz, Fr. Noir de cerf, welches faſt eben ſo gut iſt, als das Th. X, S. 741, erwähnte Elfenbeinſchwarz, und von den Mahlern eben ſo gebraucht wird, bereitet.

Vom Gebrauche des Hirſchhornes in Weineſſig wider die Hühneraugen, ſ. im Art. Leichdorn.

Aus den in Stücke zerſchlagenen großen Knochen der Hirſche wird das Hirſchmark, Fr. Moëlle de cerf, gezogen, welches man kochen läßt, und hernach zu kleinen runden Broden macht, die ebenfalls als Arzeney gebraucht werden. Dieſes Mark wird dem von andern Thieren vorgezogen, die Schmerzen zu ſtillen und bösartige Geſchwüre zu heilen. Man muß es gebrauchen, wenn es friſch iſt, alsdenn iſt daſſelbe erweichend, und die Trockenheit der Theile zu befeuchten geſchickt; wenn es aber alt geworden iſt, verliert es dieſe gute Eigenſchaften, und wird ranzig, ſcharf und corroſiviſch. Man bedient ſich deſſen innerlich in Tränk-

chen und Klystieren wider das Bauchgrimmen, und äußerlich als eine Salbe wider das Gliederreißen, Podagra, Hüftweh, Beinbrüche, und zu Stärkung der Nerven und Gelenke. Wenn man geschmolzenes Hirschmark, so warm als man es leiden kann, auf gelähmte Glieder legt, werden dieselben wieder geschmeidig.

Das Hirschfett oder Hirschtalg, L. Adeps s. Sevum cervinum, Fr. Suif de cerf, ist, unter Salben und Pflaster gemischt, oder auch allein gebraucht, erweichend, zertheilend und den Nerven dienlich. Es erweicht die harten Geschwulsten, heilet die Geschwüre der Haut, und die von der Kälte aufgesprungenen Füße und Hände, und lindert die Schmerzen, die podagrischen nicht ausgenommen. Von dessen Nutzen wider das Durchliegen der Kranken, s. Th. IX, S. 769. Man gebraucht es mit Nutzen in Klystieren wider die Bauchflüsse und die rothe Ruhr. Das destillierte Oehl dieses Fettes hält man für besonders dienlich, die Schmerzen des Podagra zu lindern, wenn man die leidenden Theile täglich damit reibet. Nach Hoffmann's Versicherung lindert es, auf Leinwand gestrichen und auf das Zahnfleisch gelegt, die Zahnschmerzen merklich, und treibt die Würmer, welche bisweilen solche Schmerzen verursachen, heraus. D. Nester pflegte einen Tropfen Hirschfett in den Urin der Kranken, die er in Gefahr zu seyn glaubte, fallen zu lassen; wenn dieser Tropfen auf den Boden fiel, so hielt er den Zustand des Kranken für verzweifelt, wenn derselbe aber oben blieb, so zog er eine gute Vorbedeutung zur Genesung des Kranken daraus. Hippokrates, im Buche de morbis mulierum verordnet, ein wenig Wolle in geschmolzenes Hirschfett zu tauchen, und es den Gebärenden in die Mutterscheide zu legen, wenn die Reinigung nach der Geburt nicht fließen will; er rühmt dieses Fett auch wider die Geschwüre der Gebärmutter.

JO. FRID. HENCKELII obſ. de adipis ceruini & cerebri humani perennitate ſt. im 3 B. der *Act. phyſ. med. Acad. N. C.* obſ. 111. De ſeuo cerui eiusque praeparatis, ſ. JO. JAC. MANGETI *Biblioth. pharm. med.* To. I, Genev. 1703, f. S. 547, f.

Die Hirſchhaut dient, nach dem Schröder, Gürtel daraus zu machen, deren die Weiber ſich wider die Mutterkrämpfe bedienen. Joel behauptet, daß ſie, auf die Gegend der Nieren gelegt, ein unfehlbares Mittel, die Geburt zu befördern, ſey. Burrhus rühmt, nach dem Ettmüller, die hirſchhäutenen Strümpfe wider das Podagra. Wenn man die Hirſchhaut mit Bimsſtein abreibt und mit Eſſig vermiſcht, ſoll es ein vortreffliches Mittel wider die Roſe ſeyn.

Cerui excoriati & diſſecti in Medicina vſus; das iſt: kurze Beſchreibung, welcher Geſtalt deß zu gewiſſer Zeit gefangenen Hirſchens fürnembſte Glieder in der Arzney zu gebrauchen; vnd erſtlich: was maſſen daß abgenommene vnd zubereite Geweyhe in mancherley deß Leibs Beſchwerungen beyzubringen. Dann zum Andern: Wie die vbrigen ſtück in ander wege mögen genoſſen vnd applicirt werden. Mit beſondern fleiß auß vieler Alten vnd anderer fürnemer Medicorum Bücher, vnd durch erfahrung zuſamb getragen. Durch Johannem Georgium Agricolam. Amberg 1603, 4. 17 B.

Cph. Wilh. Jac. Gatterers Abhandlung vom Nutzen und Schaden der Thiere, 1 Band, Lpz. 1781, gr. 8. S. 174 — 180.

Elaphographia ſiue Cerui deſcriptio phyſico - medico - chymica, Aut. JO. ANDR. GRABA. Jen. 1668. 8.

MAUR. HOFMANNI Obſ. de ceruo cultro anatomico ſubiecto, ſt. im *Append. ad Eph. Nat. Cur.* Cent. IX & X, S. 448.

Eb. Deſſ. Obſ. de ceruae grauidae anatome, ſt. eb. daſ. S. 467, fgg.

DAN. LUDOVICI Obſ. de foetus ceruini conſtitutione, ſt. in *Miſc. Nat. Cur.* A. 1675 & 1676. obſ. 242.

Eb. Deſſ. circa ceruini foetus tempora, continuatio obſervationis anteced. ſt. eb. daſ. A. 1677, obſ. 17.

De ceruino genere eiusque hiſtoria naturali, ſ. JO. JAC. MANGETI *Bibl. pharm. med.* To. I. Genev. 1703. f. S. 544, f.

JO. GE. VOLCKAMERI deſcriptio anatomica ceruae, ſt. n. 2 K. T. in den *Miſc. Nat. Cur.* Dec. II, A. VI, obſ. 223, S. 459; und in *M. B. Valentini amphith. zootom.* Frf. M. 1720, f. S. 74 — 76.

JO. JAC. WEPFERI obſ. de genitalibus cerui, ſt. in *Miſc. Nat. Cur.* Dec. II, A. VI, obſ. 117; und in *Valentini*, a. ang. O. S. 76, f.

In Japan, wo die Thiere größtentheils ein G
genstand der Verehrung sind, und man ihnen Altä
und Tempel erbauet, stehen die Hirsche, wenn sie v
den Andächtigsten nicht abgöttisch verehret werden, w
nigstens in so großer Achtung, daß es niemand, b
Verlust seiner Güter und seines Lebens, wagen dar
ihnen Leides zu thun, oder wohl gar eines dieser Thie
zu tödten. In der Nähe von gewissen Klöstern sin
kleine Holzungen, bloß für die Hirsche, angelegt, w
hin die Mönche ihnen überflüssiges Futter bringen
Derjenige, welcher eben für ihren Unterhalt sorge
ruft sie, vermittelst einer kleinen Glocke, zusammen
und schickt sie, wenn sie gefüttert sind, durch eben di
ses Zeichen wieder zurück.

Ehemahls übte man gegen Missethäter, insond
heit gegen die Wilddiebe die unmenschliche grausa
Strafe aus, daß man sie lebendig auf wilde Hirsc
schmieden, und so nach und nach von dem dadur
sch eu und noch wilder gewordenen Thiere in den Wal
ungen in Stücke reißen ließ. Ich werde davon ba
hernach wieder zu sprechen Gelegenheit haben.

Die Natur des bisher abgehandelten Hirsches en
hält so viel merkwürdiges, daß er nicht allein das Au
ge des Beobachters mehr reizt, als alle unsere übrig
Thiere, sondern daß sich, außer dem angezeigten G
brauche und Nutzen des todten Hirsches und sein
Theile auch von den Kräften eines lebendigen sch
vieles denken läßt, was man bisher keiner Aufmer
samkeit gewürdigt hat. Der Geist des Menschen, d
sen unerschöpfliche Begierde, alles zu bezwingen u
alles zu seinem Gebrauche anzuwenden, Mittel erfu
den hat, die ungeheuern Elephanten zu fangen,
zahm zu machen, ihnen Thürme auf den Rücken
bauen, und sie, wider alle ihre Triebe, auf d

Schlach

Schlachtfeld gegen blitzende Waffen eindringen zu lassen; die List, welche Kamele, Stiere, Pferde und Esel gehorsam zu machen gewußt hat, ist bisher noch nicht, wenigstens nicht allgemein, zu den Hirschen gekommen. Ruhig geht dieses edle Thier noch, seinem Geschlechte zur Ehre, in seiner angeerbten Freyheit; kein Joch und kein Geschirr drücken seine Glieder; keine Schläge zwingen es, das Maß seiner Kräfte zu vorgessen, und, wie ein armer Karrengaul, sich selbst zu zerstören, um für seinen Herrn zu arbeiten. Stolz geht der Hirsch im Grase hinter der Waldhecke, und betrachtet den Ackerbau in den Feldern, sieht ein mattes Roß mit Stricken am schweren Pfluge befestigt, mit dem Leit-Riemen gemartert, und mit Peitschen und Pflugstäben zum öftern unbeschreiblich gemißhandelt. Wie glücklich würde er sich schätzen, wenn er denken könnte! Aber er weiß nicht, daß ihn sein unglückliches Geschick bestimmt hat, ein Spiel der Jagd zu werden. Das Jagdhorn schallt; eine Menge von Reitern und Hunden setzt ihm nach; er springt über Hecken und Gräben, flieht über Berge und Thäler, verbirgt sich in Sümpfen und Teichen, aber umsonst; er wird allenthalben eingehohlt, und so lange verfolgt, bis er kraftlos stehen bleibt, und den Fang erwartet, welcher seine Marter, und mit ihr die Lust der Menschen beschließt. Wie gern hätte er hier seinen Zustand mit dem Pferde vor dem Pfluge vertauscht!

Aber sollte es denn von allen Zeiten her mit gutem Grunde für unmöglich gehalten seyn, den Hirsch zu zähmen, ihn zum Zuge und zur Arbeit des Acker-Baues zu gewöhnen, und sich der Hindinnen in der Haushaltung, wie der Kühe und Ziegen zu bedienen? Wir haben ja das Beyspiel von den Lappländern, welche ihre Rennthiere zu beyderley Gebrauche halten; sie spannen dieselben vor den Schlitten, und legen mit ihnen die weitesten Tagereisen zurück; sie mel-

theilhofe nutzen können? Es lieſ
vieles denken, was den Hirſche
machen könnte. Die Hirſche ſi
gen; aber dieſe Wildheit würde
wie dieſes längſt bey ſo vielen and
iſt. Die Hirſche ſind ſchwach;
Knochen ihrer Füße ſind zart,
harter Arbeit gebauet zu ſeyn;
then, daß die Arbeit ſelbſt die
würde. Man betrachte die Ochſe
wo mit ihnen der Ackerbau getri
Schenkel, welche Knochen, was
ſtimmter Schritt, und was für ein
ihnen und einem wilden Ochſen,
man zweifeln ſollte, ob ſie von ein
ren! alsdenn wird man nicht zwe
die Hirſche mit der Zeit eine ſolch
der bekommen würden, in welcher
Gebrauche geſchickter wären, als

Der Vortheil, welchen der E
Pferden zu gewinnen hoffet, wenn
Schafen, die Schwänze abhaue
25, 599.) findet ſich bey den Hi
und wofern die Engländer nicht irr

Hirsche von Natur schon in den Schenkeln. Eben daher kommt unstreitig bey ihnen die gewaltige Schnell-Kraft, mit welcher sie sich über 6 Fuß hoch in die Luft erheben, und über Zäune, Büsche und breite Gräben springen. Nun will ich zwar nicht behaupten, daß man die Hirsche anstatt der Reitpferde gebrauchen sollte; denn es ist noch nicht ausgemacht, wie viel Last, und wie lange Zeit ein Hirsch dieselbe zu tragen, vermögend sey, sondern ich will nur dieses sagen, daß die Schnellkraft der Hirsche in die Glieder gehen, und dieselben desto stärker machen müßte, so bald man anfienge, sich ihrer Kräfte zum Zuge zu bedienen. Hier kann ich den Vergleich zwischen einem Reitpferde und einem Zugpferde zum Beweise anführen. Das Reitpferd behält seine Kraft zu springen guten Theils bis in sein Alter, zum Ziehen aber ist es immer ungeschickt. Das Zugpferd dagegen liegt mit seiner ganzen Kraft in den Seilen; hierüber verliert es seine Schnellkraft, und wird ungeschickt zum Reiten, welches derjenige auf Kosten seiner Rippen erfährt, welcher genöthigt ist, ein solches Roß, in Ermangelung eines bessern, zu besteigen. Man spanne eben dasselbe Pferd vor den Wagen; hier ist es in seinem Element, und so wie es tritt, muß der Wagen nachfolgen, so schwer er auch oft beladen ist. Auf gleiche Weise ist nicht zu zweifeln, daß in eben dem Maße, in welchem die Lust zu springen dem Hirsche unter der Arbeit vergeht, die Kraft in die Schenkel treten, und ihm nun zum Zuge sowohl stärker als geschickter machen werde. Dieser mein Vorschlag wird durch den bereits oben angeführten Umstand, da es ehemahls eine Art der Strafe war, Missethäter auf Hirsche zu schmieden, und dieselben mit ihnen laufen zu lassen, bestätigt.

Es sey mir erlaubt, hier eine Geschichte anzuführen, welche in dem Grand theatre historique, à Leide, 1703, Vol. V. S. 22, in Kupfer gestochen vorgestellt ist. Hier sieht man die Figur

gar eines Mannes mit verweifelnden Gesichtszügen, mit zerstreuten Haaren, zerrissenen Kleidern und gebundenen Händen, auf einen Hirsch angeschmiedet, welcher mit ihm in vollem Laufe durch die Wildnis eilt, welche entsetzliche Begebenheit sich im May 1666, in der Wetterau zugetragen haben soll. Es wäre nähmlich durch die Stadt Friedberg ein Mann gekommen, der mit eisernen Ketten auf einem Hirsche befestigt gewesen. Der Hirsch wäre mit ihm so schnell gelaufen, daß man ihn nicht hätte aufhalten können; und alles, was man von der Ursache dieser seltsamen Geschichte erfahren habe, wären folgende Worte des unglücklichen Mannes gewesen, die er überlaut geschrien: „Freunde! nehmt mir das Leben, und befreyet mich von die„ser grausamen Noth, die ich schon seit drey Tagen leide, seit „dem ich aus Sachsen geritten bin!" Einige Zeit nachher hätte man den Hirsch nebst dem Manne todt in der Gegend von Solms gefunden, aber beyde so ausgezehrt, daß nichts weiter, als Haut und Knochen, übrig gewesen. Uebrigens hätte man niemahls Nachricht erhalten, ob dieser Mann ein Verbrecher gewesen sey, und was für ein Verbrechen er begangen hätte, für welches man ihn auf eine solche Art bestraft habe.

Was für ein starkes Thier müßte aber ein Hirsch seyn, der einen Menschen, ohne abzusteigen, in 3 Tagen 30 bis 40 Meilen weit trüge, und doch noch Kräfte genug hätte, ihn von Friedberg nach Solms zu bringen; insonderheit, wenn man bedenkt, daß der Hirsch nicht den geradesten Weg und die gebahnte Straße, sondern tausend Krümmen und wüste Umwege werde durchirret haben!

So lange es nicht zu befürchten ist, daß das Geschlecht der Pferde aussterbe, erstreckt sich mein Vorschlag nicht so weit, um einen allgemeinen Gebrauch der Hirsche einzuführen. Diejenigen, welche in Gegenden wohnen, wo gute Pferdezucht ist, oder welche für Geld Pferde anzuschaffen und Haser zu bezahlen im Stande sind, werden immer am besten thun, wenn sie es bey dem Alten lassen. Der ungespaltene und harte Huf dieses Thieres, dessen Vollkommenheit der Schmid durch den Beschlag noch mehr erhöhet; sein Rücken, der für den Sattel gewölbt ist, seine starke Brust zum Ziehen, sein Muth und sein Maul, an welchem es das Gebiß leidet, machen dasselbe zum Gebrauch

brauch für den Menschen so vollkommen, daß in dieser Absicht kein Thier in der Welt mit ihm verglichen werden kann. Nur ist die Rede hier von magern Gegenden, wo keine hinreichende Nahrung für Pferde wächst, und wo der Landmann so arm ist, daß er mit allen Sorgen nur eben so weit reicht, seinen eigenen Unterhalt zu gewinnen. In solchen Gegenden verfahren die Bauern hart mit dem Vieh, und es sieht daselbst sehr schlecht für die Pferde aus. Kaum hat ein Füllen das erste Jahr zurück gelegt, so spannt es der Bauer schon an. Die Kräfte, welche ihm wegen der Jugend und wegen des Mangels der Nahrung fehlen, sucht ihm der Bauer wohl gar durch die Peitsche beyzubringen. Das Füllen erschöpft sich bald, und wird krumm und ungestalt, der Rücken gibt sich in die Höhe, und der Kopf senkt sich so tief herab, bis es mit der Nase gegen die Maulwurfshügel stößt. Noch glücklich, so lange es Empfindung auf dem Rücken hat, und fähig ist, daselbst die Schläge zu fühlen. Aber endlich wird es hart, und nunmehr hauet es der Bauer um den Kopf, heute schlägt er ihm ein Auge aus, morgen das andere, bis es endlich von Hunger und Ohnmacht ausgemärgelt niederfällt, und sich mit dem Tode rettet. Hier ist des Bauern ganzes Capital verloren, kaum wird ihm mit einigen Groschen die Haut bezahlt, und er hat noch kein neues Pferd wieder. In solchen Gegenden wäre nun die Hirschzucht mit großem Nutzen zu empfehlen. Ein Hirsch hilft sich immer viel leichter durch, als ein Pferd. Er frißt Gras; hat er aber dasselbe nicht, so drängt er sich an die Hecken, und sucht das trockne Gras und andere abgestorbene Kräuter des vorigen Sommers aus demselben hervor. Im Nothfalle frißt er auch Mos. Zu aller Zeit aber sind ihm die Knospen von mancherley Gebüschen die angenehmste und stärkste Nahrung. Weil die Hirsche die wilden Kastanien sehr lieben, und diese auch in schlechten Gegenden

ihnen die Pferde vor Alter oder Mattigkeit niederfallen und sterben. Es gibt Gegenden, wo der Ackerbau bloß mit dem Rindviehe getrieben wird; wo der Land-Mann die Ochsen, welche ihm einige Jahre gedient haben, zwar unerlaubt, doch vortheilhaft, entweder auf den Scharren verkauft, oder sie in seinem eigenen Hause schlachtet. Diesen Nutzen könnten die Landleute bey der Hirschzucht ebenfalls haben; und gleich wie jene die Milch ihrer Rennthiere und Pferde in der Haushaltung gebrauchen, so könnten diese mit der Milch der Hindinnen sich gleichen Vortheil machen; wobey sie um desto sicherer wären, da sie keine Gefahr liefen, dieselben, wie die Kühe, durch die Viehseuche zu verlieren, indem das Geschlecht der Hirsche davon befreyet ist.

Da es nun sehr wahrscheinlich ist, daß die Hirsch-Zucht mit gutem Nutzen bey dem Landmanne eingeführt werden könnte: so werde die Schwierigkeiten, welche von der andern Seite wiederum dagegen gemacht werden könnten, nicht anführen; und, anstatt zu rathen, daß man besser thäte, bey der alten Gewohnheit zu bleiben, und dieselbe durch gute Sorgfalt vollkommener zu machen, als etwas Neues einzuführen, und dabey mit Schaden klug zu werden, will ich vielmehr meinen Vorschlag noch durch ein Par neue Gründe unterstützen. Worüber hört man heutiges Tages wohl mehrere Klagen, als über den Mangel des Geldes und den Verfall der Handlung! Nun ist es offenbar, daß durch die Hirschzucht ein neuer Handlungszweig entstehen würde. Gegenden, in welchen die Hirsche gut fortkommen, würden anfangen, dieselben als ein Landesproduct zu nutzen, und ein Gewerbe damit zu treiben. Juden und Viehhändler würden diese Thiere kaufen, und sie in Koppeln auf die Jahrmärkte führen. Die Jagd würde hierbey eben so wenig leiden, als bey der Zucht der zahmen Schweine; denn es würden, gleich den wilden Schweinen, auch wilde Hirsche genug

nug in den Wäldern bleiben. Der Unterschied zwischen den zahmen und wilden Hirschen würde mit der Zeit kennbar genug werden, um beyde Arten von einander zu unterscheiden. Die zahmen würden wie andere Hausthiere, allerley Farben annehmen; man würde Schimmel, Rappen, Schecken, Kastanienbraune, Weißblesse und Weißfüße unter ihnen sehen, und ein jeder würde die seinigen auf der Weide an eben so sichern Kennzeichen zu unterscheiden wissen, als sein übriges Vieh.

Obgleich endlich dasjenige, was die Alten von dem langen Leben des Hirsches melden, wie oben gezeigt habe, bloß eine Erdichtung ist, und die Hirsche in den Thiergärten nicht über 35 bis 40 Jahr alt werden: so könnte sie der Bauer doch auch bey diesem Alter wenigstens doppelt so lange nutzen, als sein gewöhnliches Zugvieh, wenn man auch annähme, daß ihnen die Arbeit ihr Leben um einige Jahre verkürzen würde.

14 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1771.

Der hier gethane Vorschlag, die Hirsche als Haus-Thiere zu gebrauchen, ist nichts weniger, als ein auf bloße Einbildung beruhendes Project. Die Hirsche lassen sich wirklich zähmen, und zum Zuge, besonders vor Jagdwägen, gebrauchen, so wie dieses auch schon von den spätern römischen Kaisern geschah, und auch noch heut zu Tage bisweilen geschieht. Wenn man den Hirsch in den ersten Tagen, nachdem er gesetzt worden ist, wegnimmt, und ihn von einer Kuh aufsäugen, oder ihn Milch eingießen lässet, so kann man ihn sehr wohl aufziehen, und sie nach und nach dahin bringen, daß sie sich, wie Pferde, vor den Wagen spannen lassen, und man mit ihnen fahren kann. Der König von Polen, August II hatte in dem Lager bey Mühlberg einen Zug von acht Hirschen, mit dem er fuhr; und der Graf von Mellin, zu Damizow in Vor-Pommern, erzählt in seinem angeführten Werke von Wild-

Bah-

Bahnen, S. 144, von sich selbst (*), daß er mit einem Hirsche in einer leichten Carriole gefahren sey; und daß, da Fuhrwerk und Geschirr außerordentlich leicht und sauber gemacht, und der Hirsch ein starker Hirsch von 16 Enden gewesen, es ungemein schön ausgesehen habe, wenn er, so angespannt, im schnellen Trabe, in welchem er 1 bis 2 Meilen, ohne daß es ihm sauer geworden wäre, zurück legen konnte, mit seiner anmuthsvollen Leichtigkeit vorüber geflohen sey.

Von weißen Zug- oder Carossen-Hirschen zu Ostra bey Dresden, s. Bresl. Samml. 25 Vers. Sept. 1723, Cl. 4, Art. 3, No. 23 und 32 Vers. Apr. 1725, Cl. 4, Art. 8.

Zahme Hirsche frey herum gehen zu lassen, ist gefährlich; denn weil sie dreist sind, und sich vor nichts fürchten, so verlassen sie sich sehr auf ihr Gehörn, und gehen so gar auf Menschen los, die sie hart beschädigen können. Wenn man zahme Hirsche halten will, so ist der oben gedachte Gebrauch, sie anzuspannen, der beste den man von ihnen machen kann, und sie stehen alsdenn die übrige Zeit unter den Pferden angehalftert im Stalle.

Unter den ausländischen Hirschen gibt es, außer der Farbe, auch in Ansehung der Größe, und der Geweihe, mancherley Verschiedenheiten. Der kleine corsicanische Hirsch ist nur halb so groß, als unsere Hirsche. Der grönländische Hirsch, welcher von dem Rennthiere unterschieden ist, und sich vorzüglich vom Löffelkraute nähret, hat große Augen, eine haarige Nase, starke Läufe, und ist dicker als die Hirsche in unsern Gegenden; die Farbe ist aschgrau, und die Geweihe sind mit einer rauhen Haut überzogen. Eben diesen Ueberzug findet man auch an den Geweihen des Hirsches von Canada, welche überhaupt größer sind, als

(*) Da gedachter Hr. Graf, dessen Bildniß gegenwärtigen Theil meines Werkes ziert, sich nicht als den Verfasser der angeführten Abhandlung von Wildbahnen genannt und bekannt gemacht hat: so erzählt er diesen Umstand von sich, als von einer andern Person.

alle die Geweihe unserer Hirsche, und mehrere, wie
ihre krumm gebogene Enden haben. In Afrika fi
man Hirsche mit glatten, kurzen Geweihen ohne
den. Der Gangeshirsch, welcher unter dem Nah
Axis bekannt ist, und auch von Einigen, wiewohl
Unrecht, die sardinische Hindinn genannt wird,
den Nahmen von seinem Vaterlande, nähmlich de
nigen Theile Indiens, den der Ganges durchströh
Er ist mit dem Damhirsche von gleicher Größe und
schwindigkeit, hat aber die Geweihe eines Hirsc
Der ganze Leib, welcher eine fahlrothe Farbe hat,
mit weißen Flecken gezeichnet.

Auf alten Münzen ist der Hirsch ein Zeichen
Stadt Ephesus in Jonien, in Klein=Asien, oder
einer griechischen Stadt, wo die Diana vorzüglich
ehet wurde.

Hirsch, (Brand=) s. oben, S. 598.
— — (canadischer) s. auf vorhergeh. Seite.
— — (Capital=) s. oben, S. 603.
— — (corsicanischer) s. auf vorhergeh. Seite.
— — (Dam=) s. Th. VIII. S. 658, fgg.
— — (fliegender) s. Hirschkäfer, im Art. Käf
— — (Gabel=) s. oben, S. 614.
— — (Ganges=) s. oben, auf dieser Seite.
— — (Geis=) Capricerva; s. Gazelle.
— — (Gras=) s. oben, S. 597.
— — (grönländischer) s. auf vorhergeh. Seite.
— — (Kolben=) s. oben, S. 652.
— — (Kron=) s. oben, S. 614.
— — (Mandel=) s. Th. I, S. 753, f.
— — (Roth=) s. oben, S. 591.
— — (Spieß=) s. oben, S. 602.
— — (Tann=) s. Th. VIII, S. 658.

Hirsch=Bad, ein zur Classe der muriatischen oder k
salzigen Wässer gehöriges Bad im Herzogthume W

temberg zwischen Cantstadt und Stuttgart, welches schon an 5 bis 600 Jahr alt und berühmt, und im J. 1724 mit einem neuen Badehause versehen worden ist. Ein Kochsalz und eine weiße alkalinische Erde sind die Bestandtheile dieses Bades. 4 Medicinalpfund Wasser bis zur Trockne gekocht, geben 48 Gran Salz und Erde.

Jo. Alb. Geßners Beschreibung des unweit Stuttgart gelegenen Hirsch-Bads, nebst angefügten Reguln, welche die Badende zu beobachten. Stuttg. 1746, 8. 1 u. e. h. B.

Jo. Fr. Zückerts systemat. Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands, Berl. und L. 1768, 4. S. 204, f.

Hirsch-Baum, Hirschhornbaum, Hirschkolben-Baum, Benennungen des im XV Th. S. 632, fgg. beschriebenen Gärberbaumes, Rhus coriaria L. weil seine rauhe Rinde dem Baste der neu aufgesetzten Hirschkolben ähnlich siehet.

Hirsch-Bein, s. oben, S. 735.

Hirschbergische warme Bäder, in Niederschlesien, im Fürstenthume Jauer, an der böhmischen Gränze, am Fuße der Riesengebirge, sind von dem schlesischen Herzoge Boleslaus Crispus um das Jahr 1275 entdeckt und zum Gebrauche eingerichtet worden. Eine Stunde von der Stadt Hirschberg liegt das zur Herrschaft Kynast gehörige Dorf Warmbrunn, welches von den warmen Quellen, die mitten im Dorfe hervor sprudeln, den Nahmen hat. In diesem Dorfe sind, in einer Entfernung von etwa 12 Schritt, zwey Brunnen. Jeder Brunnen ist mit einem weitläuftigen steinernen Gebäude bedeckt und umgeben, in welchem viele Badestuben angelegt sind. Mitten in dem Gebäude ist ein großes ausgegrabenes, mit Steinen und hölzernen Balken wohl eingefaßtes Behältniß, in welchem das Wasser unmittelbar aus den Quellen einfließt und sich sammelt. Jedes dieser beyden Brunnen oder Gebäude hat seinen besondern Eigenthümer und Nahmen. Das eine heißt das Schaffgotschische oder herrschaftliche Bad; und das andere ist das Propstbad, weil es

dem Stifte Grüßau zugehört. Das erstere Bad ist weitläuftiger und geräumiger als das letztere, und sein Wasser kommt durch 5 Oeffnungen aus dem in den dortigen unterirdischen Gegenden liegenden Quarzstriche, welcher meistens mit einem blauen Letten bedeckt ist. Seit der im J. 1717 geschehenen neuen Einfassung dieses Bades, ist sein Wasser nicht mehr mit fremdem und wildem Wasser vermischt. Aus dem Schwitzbade läuft das Wasser in den Zacken ab. Das Propstbad erhält sein Wasser nur aus 2 Oeffnungen, durch welche es aus einem dichtern und ganz felsigen Steine heraus quillt. Man kann aber durch keine Kunst verhindern, daß nicht einiges kalte Wasser sich damit vermische; daher ist dieses Badewasser heller, klärer und nicht so warm, als das Schafgotschische Bad.

Unter die volatilischen Theile, welche die hirschberger Wässer in sich haben, gehört, außer dem flüchtigen Mineralgeiste, auch ein zarter Vitriol und sehr subtiler Schwefel. Die vornehmsten fixen Bestandtheile sind alkalisch. Beyde Wässer wirken hauptsächlich auf einerley Art; sie haben aber vor vielen alkalischen Bädern den Vorzug, daß sie besser erweichen, die Fasern geschmeidiger machen, und die Schärfe einwickeln und dämpfen. Der Grund dieser Tugenden liegt in der fetten schmierigen Erde und dem flüchtigen Schwefel. Deswegen haben sie sich allemahl vorzüglich in Contracturen und paralytischen Zufällen nützlich bewiesen. Sie wirken so gelinde, daß man sie Kinder und Alte kann brauchen lassen. Dem Schafgotschischen Bade wird eine größere erweichende und abstergirende Kraft zugeschrieben. Der stärkste Gebrauch dieser Wässer besteht im Baden. Das Trinken ist seltener. Man wäscht damit auch die verschlossenen Augen bey blöder Gesicht, angehender Blindheit, und Entzündung der Augen. Auf solche Art ist einmahl eine Thränenfistel curirt worden. Man zieht sie auch, bey einem Nasen-

G

Geſchwüre, oder bey dem verlornen Geruche, in die Naſe. Im Waſſerkopfe und bey Raſenden hat das Kopfwaſchen damit ſehr gut gethan, welches auch den benachbarten Polen wider den Weichſelkopf vortreffliche Dienſte leiſtet. Vom Badeſchlamme hat man die Erfahrung, daß derſelbe, zwiſchen zwey Tücher eingeſchlagen, und einige Tage lang auf den Nacken gelegt, in Zertheilung und Ableitung der ſtärkſten Congeſtionen des Auges ſehr wirkſam geweſen iſt.

Vom Hirſchberger Warmbade, ſ. das 42 St. der Hon. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſ. v. J. 1779, S. 331 — 336, und 43 St. S. 341 — 344.

CPH. MICH. ADOLPHI diſſ. de thermis Hirſchbergenſibus. Lpſ. 1710, 4. 1726. ſt. auch in Deſſen Tract. tu de fontibus quibusdam ſoteriis, Lpſ. & Vratiſl. 1733, 8.

Diſſ. de modo vtendi & regimine in thermis Sileſiorum Hirſchbergenſibus obſeruandis. Præſ. MICH. ALBERTI. Reſp. Auct. *Chriſt. Bened. Schneider.* Hal. 1739, 4. 4 B.

Gottl. Budäi Caſus de paralyſi ex arthritide vaga thermis Hirſchbergenſibus curata, ſt. in der medicin. Societ. in Budiſſin Sammlungen und Abhandl. ꝛc. Altenb. 1757, 8. No. 18, S. 74 — 79.

CASP. HOFFMANNI de thermis Hirſchbergenſibus epiſtola, ad D. Paul. Lutherum 1569 data, ſt. in *Conſil. & Epiſtſt. medicinal. Jo. Cratonis a Kraftheim aliorumq. praeſtantiſſimor. Medicor.* S. 240, und in *Laur. Scholzii conſil. medicinal.* Erf. M. 1598. f. S. 1061 — 1069.

CASP. GOTTL. LINDNER disquiſitio phyſico-medica de thermis Hirſchbergenſibus, ſt. im Anh. zum 4 B. der *Ephem. Nat. Cur.* 1737, S. 47 — 88.

Caſp. Schwenkfeldo Beſchreibung des Hirſchbergiſchen warmen Bades in Schleſien, Görl. 1607, 8. Liegn. 1619. 1708.

Dav. Zeller handelt im 3 Th. ſeiner Hirſchbergiſchen Merkwürdigkeiten, 1726, vom warmen Bade.

Matthä. Adalb. Zindel Beſchreibung der Hirſchbergiſchen Bäder. Liegn. 1656, 8.

Jo. Fr. Zückerts Beſchreib. aller Geſundbrunnen ꝛc. Berl. 1768, 4. S. 149 — 154.

Hirſch-Bezoar, ſ. oben, S. 737.

Hirſch-Blaſe, ſ. oben, S. 737.

Hirſch-Blut, ſ. oben, S. 736.

Hirſch-Bock. 1. Im g. L. zuweilen ein Hirſch männliches Geſchlechtes; ſ. oben, S. 591.

2. Eine Art afrikaniſcher Böcke, welche von hinten und von der Seite einem Hirſche gleicht, aber den

Kopf eines Widders hat; Tragelaphus *Klein.* wird auch Muflon, das weibliche Geschlecht aber Hirschziege, Engl. Barringen, genannt.

3. Eine Art Käfer, Cerambyx cervicornis *L.*; Holzkäfer, im Art. Käfer.

Hirsch-Brunst. 1. Die Brunst, Brunst oder Bru des Hirsches, d. i. dessen Trieb zur Begattung, die Zeit, zu welcher sich dieser Trieb bey demselben ßert; s. oben, S. 603.

2. Eine Art Schwämme, Phallus impudicus welcher auch Gichtschwamm, Hirschschwam Hirschling, im Oberdeutschen aber Grübling nannt wird. Siehe unter Schwamm.

3. Eine Art runder fester Schwämme ohne W zel mit einem mehligen Kerne, welcher nur halb der Erde hervor kommt, sehr reitzend ist, und wo seines starken Geruches von den Hirschen, wil Schweinen und Hasen aus der Erde gekratzet, auch Hirschschwamm und Hirschtrüffel gena wird; Lycoperdon cervinum *L.*; s. unter Trüff

Hirsch-Bürsch, Hirschpürsch, das Bürschen, schießen auf Hirsche, im Gegensatze der eigentlic Hirschjagd; imgleichen die Zeit, wenn es erlaubt gewöhnlich ist, die Hirsche zu bürschen, welches meiniglich die Brunstzeit ist. Siehe oben, S. 665, f

Hirsch-Dorn, an einigen Orten ein Nahme Rhamnus catharticus *L.*; s. Kreutz-Dorn.

Hirsch-Fährte, s. oben, S. 626, 630, fgg. u. 682,

Hirsch-Fänger, Fr. Couteau de chasse, oder schl hin Couteau, ein langes Messer in einer Scheide, einem Griffe, womit die Jäger einen angeschoss Hirsch abfangen, d. i. ihn damit in die Brust der Herzkammer zu stoßen; welches Messer sie zugl als ihr gewöhnliches Seitengewehr an der Seite

gen, und es auch den Weidner (*) nennen. Nur gute und jagdbare Hirsche haben die Ehre, mit dem Hirschfänger abgefangen zu werden; geringere bekommen nur den Genickfang mit dem Genickfänger; s. oben, S. 669. Nachmahls ist der Hirschfänger auch ein gewöhnliches Seitengewehr anderer Personen, zur Galanterie oder auf Reisen, geworden. Einen solchen sieht man Fig. 1356 a), und einen Hirschfänger eines herrschaftlichen Jagdbedienten, Fig. 1356 b) abgebildet.

Die Hirschfänger sind, nach dem Geschmacke desjenigen, der ihn trägt, unterschieden. Sie haben entweder eine gerade, oder eine krumme Klinge, und ein Gefäß mit oder ohne Bügel, mit einem Hefte von Hirschhorn, Ebenholz, gebeiztem Elfenbein, oder anderer Materie. Ein kurzer Hirschfänger ohne Bügel, welchen die Jäger und Förster anstatt des Hirschfängers tragen, wird ein Fangmesser genannt. In der Hauptsache müssen alle Hirschfänger darin überein kommen, daß die Klinge einen etwas breiten Rücken habe, die Schneide scharf, und von der Spitze herab 4 Finger breit zweyschneidig geschliffen sey, damit sie desto besser eindringen. In der Scheide muß neben einem guten Messer, welches zum Aufbrechen dienen könne, auch der im XVII Th. S. 319 beschriebene Genickfang befindlich seyn.

Die Hirschfängerklingen sind weit kürzer und schmähler als die Säbelklingen, werden vor andern Klingen aus gutem Stahl geschmiedet, und kommen größten Theils von Solingen zu uns. Insgemein laufen sie in gerader Linie fort. Die gekrümmten nennet man Pandurenklingen. Beynahe alle sehr feine Hirschfängerklingen haben eine blau angelaufene Pa-

(*) Der Weidner muß nicht mit dem Weidemesser (siehe Jäger-Messer) verwechselt werden.

rierung, worauf Jagdstücke eingeätzt sind. Der Jäger pflegt zwar insgemein ein metallenes und vergoldetes Gefäß zu wählen; allein, die feinen Hirschfänger bekommen einen Griff oder ein Heft von Ebenholz und andern seltenen Holzarten, Elfenbein, Knochen, Hirsch-Horn oder Ochsenhorn, (wozu die schwarzen Hörner der ungarischen Ochsen die besten sind,) Schildkröte, oder Email. In beyden Fällen führen die Theile einerley Nahmen.

Der Hirschfänger, den die Zeichnung Fig. 1356 *) vorstellt, hat einen Griff von Hirschhorn. Bey diesem werde ich zuerst stehen bleiben, alsdenn aber die Abweichung der übrigen hinzu fügen.

Die Theile eines Hirschfängergefäßes führen folgende Nahmen. Das Kreutz besteht aus der Brust ab; der Parier-Stange c, und dem Bügel bd. Der Zapfen des Bügels d ist in einer Einfassung e, welche man die Kappe nennt, befestigt. Anstatt des Stichblattes erhält der Hirschfänger eine Muschel f, welche von ihrer Gestalt diesen Nahmen führt. Sie bedeckt bey dem Hirschfänger der Jäger die Schale eines Messers, welches in einer kleinen Scheide neben der größern steckt. Die Muschel hängt mit einer kleinen Platte unter der Brust ab zusammen, die man das Kränzchen nennt. Endlich pflegen einige Hirschfänger noch über der Brust ab eine Einfassung zu erhalten, welche der Zwinger heißt. Durch diese Einfassung wird die Zusammenfügung der Brust und des Griffs versteckt; und wenn sie mangelt, so versenkt der Schwertfeger das untere Ende des Griffes in eine kleine Zarge der Brust. Die Brust, nebst der Parierstange und dem Bügel, das ist, mit Einem Worte, das Kreutz gießt der Professionist in Einem Stücke, und er gibt der Parierstange und dem Bügel [illegible] und verschnittene Figuren, der Brust aber auf [illegible] hohlen und glatte Stäbe. Diese werden bloß mit [illegible] überzogen. Die Muschel f bekommt insgemein [illegible] ausgehauene Figuren, die man also verschneiden [illegible] durch Niete an dem Kränzchen unter der [illegible] Blatt kann entweder gegossen, oder auch nur [illegible] und in der Mitte mit dem Meiß[illegible] der Klinge ausgehauen werden. Die [illegible] und wird graviert oder verschnit-

ten;

ten; der Zwinger hingegen wird aus Messingblech zusammen gerollt, und mit Schlagloth gelöthet. Alle diese Theile können, auf die eine oder andere, Th. IX. S. 53, angezeigte Art, vergoldet oder versilbert werden.

Der Griff oder das Heft g besteht, in dem hier gezeichneten Hirschfänger, aus einem Stücke Hirschhorn. In diesem Falle wird nur ein Stück von dem Geweihe eines Hirsches mit einer Säge abgeschnitten, und beyde Enden werden mit der Raspel in die metallene Fassung eingepasset. Durch die Axe des Griffes wird ein Loch gebohrt; und wenn das Horn in seiner Mitte Markröhren hat, wird bey der Zusammensügung der Theile des Gefäßes die Angel der Klinge glühend gemacht, und in das Loch des Griffes eingebrannt. Die Angel wird zuletzt auf der Kappe e vernietet. Der Hirschfänger ist nun zur Vollkommenheit gediehen, wenn das Hirschhorn seine natürliche braune Farbe behalten soll. Die Schwertfeger verstehen aber die Kunst, das Horn schwarz zu beitzen. In dieser Absicht kochen sie dasselbe zuvörderst in Lauge, und hernach mit Brasilienholz, Galläpfeln und Schmack (Sumach) in Wasser.

Nunmehr läßt sich das Nöthige von den übrigen Griffen der Hirschfänger mit wenigen Worten nachhohlen; denn die metallenen Theile bleiben wie bey dem vorigen Beyspiele, außer daß einige Couteaux keinen Bügel haben. Vorher aber muß noch erinnern, daß der Griff zuweilen aus zwey Hälften besteht. Dieserhalb wird an der Brust a b eine messingene Angel angegossen, welche so lang und breit, als der Griff, ist. Will man diese Angel mit Hirschhorn belegen, so wird ein Stück Horn nach der Länge von einander gesäget, und der Umfang der beyden Hälften nach der Gestalt der flachen Angel mit einer Raspel saßoniert. Die Angel der Klinge ist alsdenn gleichfalls flach, und wird bloß in ein Loch, in der Mitte der messingenen Angel, eingeschoben. Es müssen aber einige Löcher durch diese Angel gebohrt werden, wodurch man sie vermittelst messingener Niete an den Schalen befestiget. Auf gleiche Art geschieht auch die Befestigung der Schalen auf der messingenen Angel. Es möge nun der Griff ein Ganzes seyn, oder in zwey Hälften auf einer messingenen Angel angenietet werden, so schneidet man ihn zuvörderst mit einer Säge aus Ebenholz, Elfenbein, Knochen, oder Horn von ungarischen Ochsen, und saßoniert ihn hernach mit der Raspel, und zuletzt mit der Feile. Alle diese Griffe werden mit Bimsstein geschliffen, und alsdenn mit Tripel und Baumöhl, vermittelst eines Filzes, poliert. Die

Hirschhorn-Baum, s. Hirsch-Baum.
Hirschhorn-Flechte, Lichen islandicus *L.*; s. Th. XIV, S. 76.
Hirschhorn-Geist, s. oben, S. 739.
Hirschhorn-Gelee, s. oben, S. 734.
Hirschhorn-Oehl, s. oben, S. 740.
Hirschhorn-Salz, s. oben, S. 741.
Hirschhorn-Same, s. oben, S. 734.
Hirschhorn-Schwarz, s. oben, S. 741.
Hirsch-Hund, s. oben, S. 681.
Hirsch-Jagd, Hirschjagen; s. oben, S. 665.
Hirsch-Käfer, Hirschschröter, Lucanus Cervus *L.*; siehe Hirschkäfer, im Art. Käfer.
Hirsch-Kalb, s. oben, S. 591.
Hirsch-Kasten, s. oben, S. 677.
Hirsch-Katze, s. Luchs.
Hirsch-Klaue, s. oben, S. 736.
Hirsch-Klee, s. Hirsch-Günzel.
Hirsch-Kohl, Hirschmangold, Pulmonaria officinalis Linn.; s. Lungen-Kraut.
Hirsch-Kolben, siehe oben, S. 652; deren Zurichtung in der Küche, S. 729, f.
Hirschkolben-Baum, s. Hirsch-Baum.
Hirschkolben-Wasser, s. oben, S. 737.
Hirsch-Krankheit, eine Krankheit der Thiere, insonderheit der Pferde, welche in einem Krampfe der Muskeln besteht, welcher den Vorderleib oder auch einen grössern Theil des Körpers befällt, und nach und nach von einem Theile des Leibes zum andern weiter fortgeht, doch so, daß sich das Thier dabey seiner bewußt bleibt. Weil das Thier dabey oft so unbeweglich da steht, wie ein par force gejagter, verendender Hirsch, wird es die Hirschkrankheit, Fr. Mal de cerf, und weil der Krampf vornehmlich die Kinnladen schließt, die Klemme, im Oberd. der Klamm, und die Maulsperre (das Maulgesperr) genannt.

Die

Diese Krankheit fängt damit an, daß die Muskeln, welche die untere Kinnlade gegen die obere bewegen, durch einen Krampf dermaßen angezogen werden, daß das Thier auf keine Weise das Maul zu öffnen im Stande ist. Bald darauf befällt dieser Krampf auch die Muskeln des Halses, so daß das Thier auch den Kopf und Hals nicht mehr bewegen kann. Das Pferd sieht dabey starr und ängstlich aus, und hält die Augen starr im Kopfe; der Hals ist steif und hart anzufühlen; die ganze Haut liegt fest auf dem Leibe; das Athemhohlen wird schwer, und das Pferd nimmt weder Speise noch Trank zu sich, weil es das Maul nicht öffnen kann. Bisweilen geht der Krampf noch weiter, und nimmt nicht allein den ganzen Vorderleib, sondern auch wohl den mittlern Theil, ja selbst den ganzen Körper ein, und das Pferd steht alsdenn unbeweglich wie eine Statue.

Diese Krankheit kann auf eine doppelte Art entstehen. Erstlich muß das Maul bey einem Thiere fest verschlossen werden, wenn die Muskeln, welche es öffnen, gelähmt werden und ihre Wirksamkeit verlieren; denn alsdenn werden diejenigen, welche das Maul verschließen, desto stärker wirken. Die zweyte Art, welche vielleicht die gewöhnlichste ist, besteht darin, daß ein Krampf die Muskeln des Vorderleibes nach und nach dermaßen stark spannt und anzieht, daß das Thier sie nicht nach seinem Willen nachzulassen vermögend ist. Die Ursachen dieses Krampfes können zu scharfe Säfte, welche die Fasern zu stark reitzen und prickeln, und eine unordentliche Wirkung der Nerven auf die Muskeln seyn. Eine schlechte und ungesunde Nahrung, eine plötzliche Unterbrechung der Ausdünstung, wenn z. E. ein warm gerittenes Pferd sogleich in kaltes Wasser geführt oder dem kalten Winde ausgesetzt wird; heftige Leidenschaften; starke Schmerzen ꝛc. können die Veranlassung zu diesem Uebel seyn.

solche Art verfähret man täglich zwey Mahl, Morgens und Nachmittags, schmieret alsdenn sogleich den ganzen Rückgrath mit einer der oben verordneten Salben, und reibet mit der Hand so stark als möglich, damit die Hand sich erhitze, und die Salbe eindringe.

Um das Pferd beständig in einer gemäßigten Ausdünstung zu erhalten, woran bey dieser Krankheit sehr viel gelegen ist, muß es nicht nur stets mit warmen Decken wohl behangen werden, sondern man muß ihm auch sehr vieles Stroh, und zwar bis an den Bauch, unterstreuen, damit ihm die Füße und Schenkel warm bleiben. Nahrungsmittel wird das Pferd von selbst nicht zu sich nehmen können. Man stelle ihm aber einen Eimer voll nicht zu kaltes Wasser hin, und thue 2 Hände voll Gerstenmehl mit etwas Honig umgerühret darein, so wird es öfters, wenn es auch nicht davon trinken will, das Maul hinein thun, und sich erfrischen. Damit aber doch dem Körper die Nahrung nicht gänzlich abgehe, muß man nährende Klystiere gebrauchen. In dieser Absicht muß man jederzeit 4 bis 5 Stunden vorher, ehe man sie gibt, ein gelinde abführendes Klystier beybringen, damit die Gedärme um so viel leichter die nährenden Theilchen aus jenem aufnehmen können. Hernach kann man geschälte Gerste oder Hafergrütze in 1½ Quart Wasser kochen, und alsdann durchseihen, oder auch 1 Quart warme Milch nehmen, und unter jenes Wasser oder unter die Milch die Gelbe von 6 Eyern rühren, und laulich täglich ein Mahl durch den Hintern einspritzen, um das Thier so lange zu Kräften zu erhalten, bis es das Maul wieder selbst, und durch die natürlichen Wege Nahrung zu sich nehmen kann. Wenn es möglich ist, daß man dem Thiere den Kopf in die Höhe bringen kann, so könnte man ihm auch täglich das Gelbe von 3 Eyern zwischen [illegible] einflößen, und durch eben den Weg [illegible] Gerstenmehl und Honig eingießen;

ßen; es wird aber nichts hinunter schlucken können, weil die Muskeln des Schlundes von dem Krampfe unbeweglich bleiben.

Wenn der Krampf die Brust einnimt, welches aus dem schweren Athemhohlen zu erkennen ist, so wird die Krankheit gefährlicher, und noch mehr, wenn der ganze, und so gar der hintere Leib angegriffen wird. Das Pferd stirbt gemeiniglich am 4ten oder 5ten Tage, es sey denn, daß, wie bereits erwähnt habe, ein Fieber dazu schlägt, indem man viele Beyspiele hat, daß sich durch die Erschütterung der Fibern die Krankheit verzieht; sonst aber ist vor dem 9ten Tage keine Wiederherstellung zu erwarten.

J. C. P. Erxleben prakt. Unterricht in der Vieharzneykunst, Gött. und Gotha, 1771, 8. S. 295, fgg.

J. B. v. Sind Pferdearzt, Frf. und L. 1770, 8. S. 51, fgg.

Eine besondere Curart dieser Krankheit, beschreibt Hr. Jo. Christ. Ehrmann, ausübender Arzt von Strasburg, in seinen praktischen Versuchen in der Maulsperre oder Hirschkrankheit der Pferde, 1779, 8. 2 B. Den ersten Versuch derselben machte er im J. 1770 an einem Pferde zu Schiltigheim bey Strasburg, welcher, wie verschiedene darauf erfolgte, mit dem besten Erfolge geglückt, und bey dem Anfange der Krankheit, seiner Versicherung nach, nie mißlungen ist.

"Vor allen Dingen", sagt er: "muß ein Tuch, wo möglich von Wolle, langs über das Pferd gedeckt, und durch Rauch, von gemeinem Zucker, Wachholderbeeren, und etwas schwarz Pech, auf ausgebrannte Kohlen gelegt, eine künstliche Wärme auf die Haut gebracht, und mit diesem Räuchern wenigstens eine ganze Stunde lang angehalten werden. Alsdenn wird die Kinnlade auf beyden Seiten mit Merkurialsalbe eingerieben, und mit einer feurigen Schaufel gebähet. Ist der Kiefer vorn noch nicht ganz geschlossen, so wird eine Mundschraube dazwischen gesetzt, um die gänzliche Sperre zu verhüten; steht die Kinnlade aber schon dicht unbeweglich auf, so wird an denjenigen Pferden, welche Haken haben, der Haken abgesprengt; bey den andern aber schiebt man an dem Platze, wo sie sonst stehen, die Mundschraube ein. Doch werden zwey erfordert,

um auf beyden Seiten ein gleiches bewerkstelligen zu k
Mit der größten Behutsamkeit (denn es kracht immer bey
Aufschrauben,) muß solche nicht höher als 1 französ. Zoll
gestellet werden, d. h. nur so weit, daß man mit einem S
runden Fischbein, oder Farrenschwanz, woran an das End
Schwämmchen in Oehl getaucht, gebunden wird, in
Schlund fahren, und der darin befindliche zähe Schleim
aus gezogen werden kann.

Auf dieses Verfahren wird mit einer gekrümmten Sp
folgendes eingespritzt: Rec. Gißbene rohe Gerste, 3 H
voll, koche solche mit ½ Maß Brunnenwasser, so, daß 1 S
pen übrig bleibt; durch ein Tuch geseichert und ausgep
Fernet thue dazu: Honig 2 Loth, Weinsteinpulver ½ Loth,
mit Mandeln abgeriebenen Kampfer 1 Quent, mit etwas w
mem Wasser nach Belieben dünne gemacht, den halben T
zu gebrauchen.

Nach dem Einspritzen wird, ob der Schraube durch
kleine Oeffnung ein länglichtes Stück ganzen Salpeter in
Tuch eingebunden, gezogen und mit 2 Bindfaden auf jeder
te an der Halfter fest gemacht, so, daß es das Pferd le
und immer mit der Zunge daran zu spielen gezwungen w
Ferner muß bey anhaltender hartnäckiger Unbeweglichkeit
Pferde auf beyden Backen ein klein englisch Leder gesteckt,
ein Haarseil gezogen werden.

Erweichende Klystiere, eine Aderlasse an den Ohren,
Einschlagen der Huf mit Kühmist, Essig, Senfmehl und S
sind immer Nebenmittel, die sehr oft zur guten richtigen
nach Umständen vieles beytragen.

Die Behandlung nach Hebung der Maulsperre hängt
den verschiedenen Naturen der Pferde ab; doch wird man
gelinden, kühlenden, abtreibenden Mitteln fast allezeit sei
Zweck erreichen".

Nach der Theorie des sächs. gothaischen Landko
merrathes, Hrn. v. Schönfeld, in seiner Landwir
schaft und deren Verbesserung, Lpz. 1773, gr.
S. 428, fgg. entsteht diese Krankheit nicht allein v
einer Stockung der Säfte und des Blutes, die meiste
von einem Verschlagen herrührt, sondern auch zuw
len von einer Art eines Schlagflusses, ohne daß d
Pferd verschlagen hat.

Im erstern Falle räth Hr. v. Schönfeld alle äußerliche Mittel zur Erwärmung des Pferdes anzuwenden, da man mit Eingeben innerlicher Mittel nicht dazu kommen kann. Er rechnet darunter das Aufmachen des Fells, der Kolleraderu oben hinter den Ohren, der Schwanzader, um dem stockenden Blute dadurch einen Zug und Luft zu verschaffen. Vor und nach dieser Operation soll das Pferd mit einem starken wollenen Tuche viel gerieben werden, von unten an den Kinnbacken an bis oben hinter das Ohr. Dabey soll man ihm mit einem Blasebalge, dergleichen bey der Dummheit gebraucht wird, eine Prise Rappeetoback oder etwas Niesepulver in die Nasenlöcher einblasen, welches ein Niesen, oder vielmehr ein Brausen, folglich auch eine starke Bewegung an dem Kopfe und an dem Kinnbacken erreget. Der ganze Rückgrath soll stark mit gedachtem Tuche gerieben, und dadurch das Blut in Gang gebracht werden. Auch soll man dem Pferde, zu Beförderung der Wärme, besonders wenn sich zuweilen Verstopfung dabey zeigt, ein Klystier beybringen. Würden alle diese Mittel, nach deren Anwendung man das Pferd ein wenig warm reiten, dasselbe aber auch in einem warmen Stalle nachher wohl mit warmen Decken zudecken kann, keine Bewegung der Kinnladen bewirken, so sey es ein Zeichen, daß es von einer andern Ursache, als vom Verschlagen herrühre, nähmlich von einer Ausdehnung der Kinnladen, da man äußerlich durch einige Stöße an der Seite, wo sie oben einpassen, dieselben wieder ins Gelenk bringt.

Da diese sehr bösartige Stockung und incurable Krankheit aber auch zuweilen eine Art des Schlagflusses ohne Verschlagen zum Grunde hat, und bey der Section solcher Pferde allezeit geronnenes stockendes Blut in allen Adern dieser Gegend gefunden wird: so sann Hr. v. Schönfeld, nächst den oben beschriebenen Mitteln, durch welche solche Pferde, die durch Verschlagen gelähmet waren, curirt worden, noch auf einen Zusatz, dergleichen Stagnation zu heben, und hat denselben am sichersten in der Elektricität zu suchen geglaubt. Er empfiehlt ihn zu weiterer Ausführung den Roßärzten bey sich ereignenden Fällen, und macht ihnen seine Versuche darin als eine Vorarbeit bekannt. Ihm ist, seit dem er diesen Einfall gehabt, kein Pferd, welches mit der Maulsperre behaftet gewesen, vorgekommen, an welchem er die Ausführung dieser hoffentlich wirksamen Cur hätte anwenden können. Da ihm aber bey dem ersten Nachsinnen darüber viele Schwierigkeiten vorkamen, wie

Auch eine Art der Silge, Selinum cruifolia L
welche in den Apotheken Gentiana nigra heißt, ist, u
dieser Ursache willen, so wie der weiße Enzian, L
serpitium latifolium *L.* unter dem Nahmen der Hirsch
Wurz bekannt.

Hirsch-Zähre, s. oben, S. 594, f.

Hirsch-Ziege, s. Hirsch-Bock.

Hirsch-Ziemer, s. oben, S. 737.

Hirsch-Ziemer, s. oben, S. 592; dessen Zurichtung i
der Küche, S. 726, fgg.

Hirsch-Zunge. 1. Eigentlich, die Zunge eines Hirsches

2. Eine Art des Milzkrautes, mit einfachen herz
förmigen und dabey einer Zunge ähnlichen Blättern
Asplenium Scolopendrium *L.* Lingua cervina Tour
(wo der deutsche Nahme vielleicht aus Herzzunge ve
derbt ist); s. unter Milz-Kraut.

Hirsche, s. Hirse.

Hirschling, eine Art Erdschwämme; siehe Hirsch
Brunst.

Hirse, [die] (*) eine Hülsenfrucht, welche der klei
rundliche glänzende Same einer Art des Schwede
Grases, Panicum miliaceum *Linn.* ist, welches
Ostindien einheimisch ist, bey uns aber auf den Felde
gebauet, und gleichfalls Hirse genannt wird; gemei
u

(*) Diese Frucht und die Pflanze, welche sie trägt, heißt schon
den monserischen Glossen Hirs, in gröbern Mundarten Hirs
im Oberdeutschen und selbst bey den Landleuten Oberschle
im männlichen Geschlechte der Hirs, der Hirse oder der H
sen, im Nieders. Hersse, im Dän. Hirse, im Engl. Hirse,
Schwed. Hers, im Holl. Hirs, Ghiers. Einige leiten
Wort von Hirsch ab, weil der Hirsch nach dieser Frucht
sehr ist, Frisch aber von dem Griech. ἔρασος, heftig
aber Zwang. Vielleicht gehört dieser Nahme zu dem
Stamme des Wortes Korn oder Gerste; vielleicht ist er a
einheimisch, da die Pflanze selbst aus einer fremden Ge
gend uns zugebracht worden. Die oberdeutsche Form der Hir
hat sich auch in einige der folgenden Zusammensetzungen
erhalten.

ne oder Saat-Hirſe, L. Milium; Milium panicula laxa flaccida, foliorum vaginis pubescentibus; Milium Panicum *Mill.* Milium semine luteo et albo *C. B.* Fr. Mil, Milet, Engl. Millet, Ital. Miglio, Meglio, Nolgastro, Holl. Milie. Sie ſoll das Pannag des Propheten Ezechiel ſeyn.

Die Hirſe wächſt urſprünglich in Indien, und iſt von dort erſt nach Europa gekommen. Sie wird, um ihrer für Menſchen und Vieh genießbarer Körner willen, in Italien, in Spanien, und in den ſüdlichen Gegenden von Frankreich, gebauet. Es wächſt auch etwas davon an etlichen Orten in England; doch bekommt dieſes Land dasjenige, was es davon jährlich braucht, aus Oſt-Indien, daher es manche, wiewohl unrecht, oſtindiſchen Weitzen nennen. Auch in der Churmark wird ſie hin und wieder, inſonderheit auf den nahe an der Oder, Warte und Netze angränzenden Aeckern, in ſolcher Menge gebauet, daß das ganze übrige Land damit verſorget werden kann. Die Hirſe im Churkreiſe, inſonderheit diejenige, welche um Herzberg und Lütte gebauet wird, hat an Weichheit und feinem Geſchmack wenig ihres gleichen.

Die Pflanze treibt einen dem Rohr ähnlichen, dicken, knotigen und gefurchten, 3 bis 4 Fuß hohen Stängel, an deſſen jedem Gelenke ein, über 1 Daumen breites, dem Schilfe ähnliches Blatt ſitzt, welches mit ſeiner das Gelenk des Stängels umfaſſenden und bedeckenden, und mit weichen Haaren beſetzten Scheide, feſt an das Gelenk anſchließt; von da an aber, wo es ſich ausbreitet, keine Haare, ſondern an der Mittel-Rippe parallel die Länge hinauf gehende Furchen hat. Oben auf dem Stängel ſteht ein großer, lockerer und an einer Seite herunter hängender Kolben, welcher hülſichte oder balgichte Blüthen hat, in welchen ſich einzele kleine ablangrunde glänzende Samenkörner, welche man das Hirſekorn nennt, und etwa ſo groß, als

Rübe- oder Kohl-Samen sind, erzeugen. Die Wurzel ist haar und gespalten; und die Aehre, welche in viele Spressen zertheilet ist, beugt sich zur Erde. Man theilt sie in zotige und kolbichte oder Kolbenhirse ein. Jene, welche zotige Rispen trägt, hat die größten Körner, ist gut zu stoßen, und ist weiß, gelb oder schwarz. Die Kolbenhirse, welche auch Strachelhirse genannt wird, ist mehr, als eine Varietät, weil sie unverändert bleibt. Sie hat kleinere Körner, jedoch fressen die Vögel dieselben nicht so sehr aus, wie die andere, und sie schmeckt auch besser. Von der Kolbenhirse hat man wieder zweyerley Arten: die gelbe, und die schwarze oder rothe. Letztere, Milium semine nigro C. B. Milium nigrum Tab. wird auch Sprallhirse genannt, hat den Vorzug, weil sie nicht allein fast allezeit wohl geräth, sondern auch sich sehr gut kochen läßt, und dazu von den Vögeln nicht so leicht, wie die gelbe, angegriffen wird.

Die Hirse wird zwar gewöhnlicher Weise nicht zu den gemeinen Getreidearten gerechnet, sondern man siehet sie in den meisten Wirthschaften nur als eine Beyfrucht an, wovon man bloß so viel, als zur Haushaltung nothdürftig gebraucht wird, zu bauen suchet. Indessen gibt es Gegenden, wo man aus dem Anbau der Hirse ein eigenes Gewerbe macht, welches um so vortheilhafter ist, als diese Frucht sich öfters mehr als hundertfältig vermehrt. Wird sie aber nicht in das recht für sie sich schickende Erdreich gebracht, so schlägt sie auch ganz und gar fehl. Im Kleinen läßt sie sich auch bey überflüssigem Gartenlande sehr nützlich ziehen. Man säet sie auf ein nicht gar fettes, sondern mittelmäßiges, oder solches Land, als zu den Wurzelgewächsen gehört, im Anfange des May, auch in einem warmen Frühlinge noch wohl etwas eher, so weitläuftig, daß nachher eine jede Pflanze wenigstens ½ Fuß Raum hat. Im Großen muß man dieselbe, wo mög-

lich

lich, in ein neu aufgerissenes Land, es möge seiner Güte nach stark oder gelinde seyn, säen. Auf einem solchen neu aufgerissenen Acker, lassen sich von 12 Metzen Aussaat, sicher 80 Scheffel wieder gewinnen. In Ermangelung solcher Aecker aber, muß man unter den bereits bebaueten die tauglichsten dazu wählen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß diese Frucht auch in starken wohl gemisteten Aeckern sehr gut gedeihe; und man pflegt sie an denen Orten, wo man nur so viel, als zur Haushaltung nöthig ist, säet, gemeiniglich auf alten Leitstellen in dem vortrefflichsten Wachsthume anzutreffen. Es führt aber die in solche starke und fette Aecker gesäete Hirse die große Unbequemlichkeit bey sich, daß, weil dieselbe nur sehr dünn gesäet werden muß, eine ungeheure Menge von Unkraut darunter aufschlägt, welches, wenn sie nicht davon ersticket werden soll, fleißig ausgegätet, und solche kostbare Arbeit öfters wohl zwey Mahl wiederhohlet werden muß. Daher ist in starken Aeckern, die auch gemeiniglich zum Unkraut geneigt sind, die Hirsesaat nur im Kleinen anzustellen. Der eigentliche Anbau der Hirse im Großen hat nur in einem leichten, sandigen, dabey aber wohl gedüngten Boden Statt; jedoch muß es kein hitziger und brennender, sondern kühler und feuchter Sand seyn. Auch schon der Torf, wenn er gehörig gedünget wird, trägt gute Hirse; da er aber alsdenn ebenfalls sehr vieles Unkraut, welches die größte Hinderniß des Hirsebaues ist, treibt, so würde solches dadurch, wenn er mit Sand vermenget würde, von selbst wegfallen. Man säet die Hirse auch mit besonderm Nutzen in ausgetrocknete Fischteiche und trockne Wiesen, welche man zuvor im Herbste umgerissen, und im folgenden Frühlinge wieder zwey oder drey Mahl gepflüget hat. Diejenigen, welche die Hirse in Brach-Feld (welches nähmlich den folgenden Sommer brach und unbesäet liegen bleiben sollte,) säen, lassen den

nehmen, welches denn viel geschwinder geht. Ist sie aber auf dem ganzen Flecke zu dick, so pflegt man denselben mit der Ege zu überfahren, und dadurch einen Theil heraus zu zerren; man kann sich aber auch hier mit der Hacke helfen.

Wenn die Hirse 2 Zoll aus der Erde ist, und viel Unkraut darin wächser, muß dieses, so bald als möglich, ausgezogen werden, damit die Kräfte der Erde den Kolben allein zu Statten kommen.

Die Hirse dient entweder grün, oder wenn die Körner ausgedroschen worden, als ein gutes Futter für das Vieh; und dazu kann dieselbe dicker gesäet werden, als wenn sie zu Körnern wachsen soll. Die Pflanze hat viele Wurzeln, wird stark, und wächset schnell; daher spricht man, sie sauge das Erdreich sehr aus. Deswegen reissen Manche die Wurzeln aus, und pflügen das Feld gleich um, so bald nur die Früchte davon weg sind; Andere aber verfahren besser, und pflügen die Stoppeln und Wurzeln ein, damit sie verfaulen und den Erdboden düngen.

Die Hirse wird nicht, wie anderes Getreide, in der Aehre oder dem Kolben zugleich reif, sondern jeder Kolben hat dreyerley Körner in sich. Die an der Spitze werden zuerst reif, wenn die in der Mitte nur halb reif, und die untersten noch unreif und beynahe noch grün sind. Weil die Hirse keine große Spreu-Capseln oder Hülsen, und auch nur ganz schwache Stängelchen, woran sie wächst, hat, fällt sie sehr leicht aus. Ein einziger Wind reißt sie in Menge von ihren schwachen Stielchen los; und das schlimmste ist, daß dieses allemahl die vordersten Körner an der Spitze, welche die besten sind, trifft.

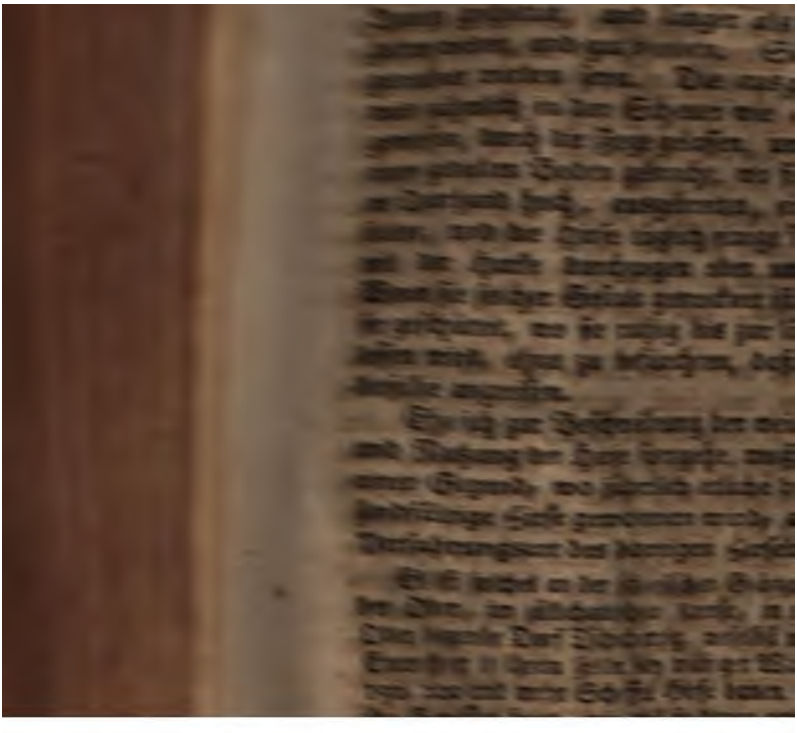
Sehr selten wird ein Stück oder Beet Hirse anzutreffen seyn, welches nicht zweywüchsig wäre, indem, wenn die meisten Körner nach dem Säen schon aufgegangen sind und in artigen Stülpchen stehen, noch 5

bis

bis 8 Tage darnach, aus denen Körnern, die et
tief in die Erde gekommen sind, neue Pflanzen
hen. Sind nun die ersten fast reif, so sind die
noch ganz grün. Außer dem aber hat die Hi
wähnter Maßen, die Eigenschaft an sich, daß
kein einziges Stück oder Beet, ja kein einziger
zu finden ist, woran nicht zwey-, drey- oder
ja sechserley Rispen und Zweige befindlich wären.
rige sind brandig, schwärzlich, einige hochgelb,
blaßgelb, andere gelbgrün, und noch andere ganz
Wollte man nun auf der letzten ihre Reife warte
würde gewiß von den ersten 5 bis 6 Theilen kein
in die Scheuer kommen, indem dieselben nicht
von Vögeln gefressen, sondern auch die zu überr
Körner ausgefallen seyn würden. Wollte man
wie Einige rathen, die reifesten Wuppen oder R
immer abschneiden, so würde dadurch sehr viel
treten und ruiniret werden. Dieses könnte der
wohl thun, der nur ein kleines Beet besäet hätte,
te genug dazu gebrauchen könnte, und alle diese A
nicht rechnen wollte. Auf ansehnlichen Landgü
aber, wo große Parteyen Scheffel ausgesäet wo
ginge es gar nicht an, wo die Ausgaben für Arb
Leute die Einnahme von der Hirse leicht überste
könnten. Man verfährt daher am besten, wenn
Hirse ihre Reife erlangt hat, und zwar so, daß (w
man alle Halme, Stauden oder Rispen in 5 So
der Reife theilt,) 2 Theile gelbgrün, und zwar m
grün als gelb, der fünfte Theil aber noch ganz g
aussieht, gleichwohl unten an der Erde eine Hand b
die Strängel welk und gelb sind, daß man alsdenn
ne Anstand diese Hirse abschneiden, sogleich aber
dem Abschneiden nach Hause fahren, und unverzü
ausdreschen lasse. Man pflegt die Hirse zwar auch
vielen Orten, insonderheit in Schlesien, ins Sch
zu hauen, und alsdenn eben so, wie anderes Getre

einzubinden, in Mandeln zu setzen, und in die Scheuer zu fahren. Allein, dieses ist eine höchst schädliche Wirthschaft, wobey öfters mehr als die Hälfte der Körner, und zwar der besten und vollkommensten, verloren geht. Die reif gewordenen Körner sitzen, wie ich schon gesagt habe, in den Kolben der Hirse so lose, daß sie auch bey der geringsten Bewegung ausfallen und verschüttet werden. Es ist daher bey derselben nicht einmahl das Schneiden rathsam, sondern man muß, wenn man nicht der Körner dieser Frucht recht muthwilliger Weise verlustig gehen will, dieselbe bloß mit den Sicheln abkolben, die abgenommenen Kolben aber in Säcke stecken, und solcher Gestalt zum Ausdrusch auf die Tenne bringen lassen. Das stehen gebliebene Stroh kann man hernach bey Gelegenheit mit der Sense abhauen, und zum Gebrauche einbringen lassen.

Diese Frucht darf keine Nacht auf dem Felde abgeschnitten liegen, weil sonst, wenn es regnen, und der Schwaden nur 2 Tage liegen sollte, alles ausfallen würde, wenn die Sonne dazu käme. Wollte man eine große Partey, worunter viele grüne Halme und Rispen sich befinden, in der Scheuer lange in hohen Haufen liegen lassen, so würde die Hirse nicht nur zu schwitzen anfangen, sondern sich auch erhitzen, so daß sie schimmelig, dumpfig und schwarz, und mithin ganz unbrauchbar würde. Daher, wie gedacht, alle Hirse, so wie sie vom Stiele abgeschnitten ist, sogleich auf Wägen, worauf man, zum Auffammeln der heraus fallenden Körner, ein großes Tuch gebreitet hat, oder, noch besser, in Säcken nach Hause gefahren, und unverzüglich gedroschen werden muß. Und ob gleich, erwähnter Maßen, fünferley Sorten hierunter gewesen, nähmlich ganz reife, ¾ reife und halb reife Körner, so werden doch, wenn die ausgedroschene Hirse auf dem Boden recht trocken, und hernach gestampft und von Hülsen



zwey Mahl Korn hinter einander getragen hat, und alsdenn wieder frisch gedünget worden ist, wird nur mit Hirse gleichsam besprenget. Es ist dort ein etwas graues Sandland, welches aber oft gedünget, und zu jeder Hirsesaat zwar mit frischem, aber auch mit hinlänglich gefaultem, und also nicht mit rohem Miste oder Schlamme befahren, und wohl durchgearbeitet werden muß. Die Hauptarbeit ist, daß dortige Einwohner ihre Hirse nicht ein, sondern etliche Mahl gäten, und vom Unkraute säubern, welches ihnen nicht so viel Mühe kostet, weil das dortige Sandland weniger Gras bringt, und also das Unkraut aus solchem leicht heraus zu schaffen ist. Bey diesem Ausgäten des Unkrautes aber ist ihre Hauptbemühung, die Hirsestöcke und Stauden gleichfalls recht locker zu machen, und mit der Hand zu untergreifen, gleichsam als ob sie solchen Stock sammt der Erde heraus heben wollten, welches sie aber bald nach dem Regen, oder bey anhaltendem Regenwetter unternehmen, und dazu alle ihre Kinder und Gesinde brauchen, wodurch die Arbeit, die keine starke oder besonders geschickte Personen erfordert, beschleuniget wird.

Einige sprengen auch weißen Rübesamen unter die Hirse, weil durch deren nachherige Ausraufung gleichfalls das Erdreich locker gemacht wird, weil die Lockerheit des Erdreiches die Hauptsache bey einer reichlichen Hirseärnde ausmacht.

Gleichmäßigen Fleiß wenden dortige Einwohner auch in der Aernde an. Sie warten nicht darauf, bis die Hirse gänzlich, oder alle Stöcke und Stauden reif geworden, sondern wenn ein Theil davon zu reifen anfängt, pflegen sie entweder diesen abzukolben, und diesen abgeschnittenen in den auf den Rücken gebundenen Grastüchern heraus zu tragen, oder sie lassen, bey großen, mit Hirse besäeten Fluren und Feldern, die unreife Hirse mit der reifen abschneiden, und beyde noch an demselben Tage, ehe sie dürr wird und ausfällt, einbinden und in die Scheuern bringen, worin sie noch diesen, oder doch den folgenden Tag, über- oder auch rein ausgedroschen, und auf einem geräumigen Boden recht dünn aufgeschüttet wird, damit dieselbe durch das tägliche Umrühren vollends reifen und austrocknen könne.

Diese Gegend hat die größte Nahrung vom Hirsebau; und wenn solcher im ganzen Lande zu mißrathen pflegt, so wird doch in selbiger Gegend ein mäßiger Zuwachs und noch alter Vorrath von Hirse gefunden, welche im Preise

Einschütten fast rein gestoßen, und, um sie von den Kleyen zu reinigen, ausgeschwungen oder gesiebet ist, setzt man solches bey Seite, schüttet von neuem ganze Hirse, wie zuvor, in die Stampfe, und stößt sie abermahl so lange, bis sie der vorigen gleich wird; alsdenn schwinget oder siebet man diese wie jene, und schüttet sie zu der andern, damit sich die ausgehülsete Hirse nicht zerstoße. An einigen Orten gibt es gewisse Leute, welche hiermit gut umzugehen wissen, und diese Arbeit um Lohn verrichten. Man nennt sie Hirse-Knauer oder Hirsestampfer.

Bey großen Wirthschaften muß man die Hirse in Hirsemühlen stampfen lassen, dieselbe dem Müller aufs Gewicht geben, und hernach, inclus. Hülsen, wieder zurück wägen lassen. Die Einrichtung solcher Mühlen ist eben dieselbe, wie bey den Oehlmühlen, oder den im XIX Th. S. 804, beschriebenen, und Fig. 1069 abgebildeten, worin die gewöhnlichen groben Graupen gestampfet werden. Nur ist wegen der Löcher in dem Grubenstocke zu erinnern, daß, weil jedes Loch nur Einen Stampfer bekommt, man dieselben im Diameter ungefähr 2 Zoll enger machen müsse, als wenn deren zwey darein kommen. Uebrigens sind die Stampfer, wie bey den Oehlmühlen, mit Eisen verschuhet, auch ist der Boden der Löcher des Gruben-Stockes mit eisernen Platten gefüttert.

Die gestampfte Hirse läßt sich nach dem Maße, wie viel man von der rohen oder ungestampften bekommen könne, nicht gut angeben. Man rechnet zwar gemeiniglich von 1 Scheffel roher Hirse, 8 gehäufte Metzen gestoßene Hirse, und 4 Metzen Kleyen. Weil aber zuweilen die Hirsekörner in einem Jahre nicht innerlich derb genug geworden sind, zerfallen sie bey dem Stoßen in der Stampfe sofort in Staub und Mehl. Man rechnet daher sicherer nach dem Gewich-

n. Von 1 Sr. Hirse gehen nur 10 Pfund Hülsen ab. 50 Pfund rohe Hirse können 50 Pfund reine gestampfte geben.

Hiernach ist es allemahl vortheilhafter, die Hirse gestampft, als roh, zu verkaufen.

Wenn man den Scheffel rohe Hirse zu 1 Rthlr. 16 Gr. erhält, und rechnet, daß man davon 8 Metzen erhält, à 1 7 Gr. und 4 Metzen Kleyen, à 1 Gr. erhält: so hat man bey dem Verkaufe der gestampften Hirse 19 Gr. Nutz.

Die gestampfte, gestoßene oder geschälte Hirse taugt nicht so lange gut, als wenn man sie in ihrer Hülse läßt. Wenn man sie über ein halbes Jahr aufbehält, wird sie bitter, und von Milben angegriffen. Doch hält sich die weiße noch länger gut, als die rothe, welche letztere auch schwerer zu stampfen ist. Auf dem Lande ist es daher besser, ungestampfte Hirse aufzubewahren, als gestampfte, und von letzterer nur alle halbe Jahre einen Vorrath zu besorgen.

Um die Hirse als Vorkost zuzubereiten, muß dieselbe zuvörderst mit kochendem Wasser begossen, darin umgerühret, und nach abgegossenem ersten Wasser, neues aufgegossen, und dieses so lange wiederholt werden, bis die Hirse ihren Kuh-Geschmack verloren hat, welches vornehmlich bey der weißen Hirse nöthig ist. Alsdenn wird dieselbe in einen mit kochendem Wasser etwa bis zur Hälfte gefüllten Kessel gethan, und unter beständigem Umrühren (damit sie nicht anbrenne,) so lange gekocht, bis sie weich und dick genug eingekocht ist. In diesem Zeitpuncte wird Milch angegossen, und so lange gerühret, bis sie völlig eßbar ist. Wenn man will, kann man, vor dem Abnehmen vom Feuer, auch noch Rosenwasser hinzu gießen. Wenn sich auf der Hirse in der Schüssel eine Haut gesetzt hat, wird klein gestoßener Zimmet und Zucker dick obenher gestreuet.

Die

Die Menge der anzugiessenden Milch muß von dem an denselben Orten gebräuchlichen Maße bestimmet werden. In guten Ländern wird die Hirse mit lauter Milch gekocht, und das Wasser weggelassen.

In Gegenden, wo die Hirse stark gebauet wird, ist sie nur gemeine Vorkost. Dieses Mittagsessen wird an Fleisch-Tagen, wie die Heidegrütze, entweder mit Eyerkuchen, Setz-Eyern ꝛc. oder mit Schinken, Knackwurst, Rindfleisch, welches frisch, gebökelt oder geräuchert seyn kann, begleitet. Eben so kann es auch für Harker in der Aernde ein Mittagsessen seyn. Den Schnittern wird Hirse, wie andere Milchspeisen, nicht gegeben, um ihnen, da sie viel trinken müssen, keinen Durchfall zu erregen. Wird sonst in Mittelländern die Hirse, an Werkeltagen, ohne Eyerkuchen oder Fleisch gegeben, so wird die Mahlzeit mit Butter und Käse geschlossen.

Hirsebrey (in Niedersachsen Hirsegrütze) oder steif gekochte Hirse, wird auch in Flachsländern zum Morgen- oder Abendbrod bereitet, wenn sich die Dorfleute zusammen thun, um einander ihren Flachs unentgeldlich backen zu helfen. In solchem Falle pflegt man die Hirse etwas weißer, vermittelst mehr angegossener Milch, zu kochen, und mit rothem Zucker zu bestreuen. Diese Färbung ist weit besser, als der Sarmater, welche nach des Plinius Zeugniß, Lib. 18, C. 10, ihre Hirse mit Pferdemilch kochten, aber zugleich den Pferden eine Ader öffneten, und das Blut mit darunter mischten.

In einigen Gegenden wird die Hirse bey Ausrichtungen, als: Taufmahlen, Hochzeiten u. s. f. mit Reiß vermenget, und ein angenehmes Essen daraus bereitet.

Gemeiniglich wird das Ueberbleibsel eines Hirse-Breyes, oder eines mit Milch gekochten Hirsegerichtes, zu einer Suppe genommen. Diese Hirse wird mit süßer Milch und etwas Butter gekochet, und Semmelbrocken hinzu gethan.

Diese Suppe ist nur eine gemeine, und wird nur des Abends gegessen. Hätte man kein Ueberbleibsel eines Hirsegerichtes, und wollte doch zur Veränderung diese Suppe haben: so müßte man dazu die Hirse eigens, auf

die oben bey der Zubereitung als Workost beschriebene kochen.

Die Hirse gibt viel Mehl; das davon gebackene Brod aber ist sehr spröde, und nicht gut zu essen, wenn es noch frisch ist.

Die Hirse, welche die Einwohner am Goldstrande Guinea Nieuw nennen, ist der Schwarzen gewöhnliches Brodkorn. Sie haben dieselbe von je her gehabt, und schon vor der Portugiesen Ankunft damit beholfen. Sie sieht aus kleinen runden Körnern, wie unsere Hirse, ist aber Geschmack süß und zugleich ein wenig salzig. Sie kann geringer Mühe zu Brod gebacken werden.

Mit der Hirse füllen arme Leute auch die Würste

Das diätetische Urtheil fällt für die Hirse nicht gü stig aus. Sie hat einen zähen Nahrungsschleim, sich in Wasser schwer auflösen lässet. Sie ist schwerverdauliche und stopfende Speise; und wir k nen sie überhin dem arbeitsamen Landmanne und meinem Volke überlassen, welche sie mit Milch Workost, Brey und Suppe essen. Bapt. F schreibt von den Wirkungen der Hirse folgendes:

Sunt ieiuna, aluum durantia, grata dolori,
Si *Milia* ignitis fint prius vsta focis.
Lacte incocta fouent, molli vel iusta liquore
Plenius; at coenae tarda tenscis erunt.

Zum Arzeneygebrauche kommt sie auch in kei Betrachtung; denn wir haben bessere Getreideart In Frankreich macht man daraus den so genann Ambrosiustrank, Decoctum S. Ambrosii, wel urin- und schweißtreibend seyn soll. Man nim nähmlich Hirse, kleine Rosinen und Feigen, von jed 1 Loth, kocht es eine Stunde lang in 1 Quart Wa und seihet es durch. Wenn man nun 6 Loth von sem Decocte mit 4 Loth weißen Wein vermischt, geht eben vorerwähnter Ambrosiustrank, dessen m in dreyßigigen Wechselfiebern, den Schweiß

treiben, und den Ausbruch der Masern und Pocken zu befördern, bedient. Viele thun noch Scabiosen- oder Fenchelwurzel hinzu. Das Hirsemehl wird auch zu schmerzstillenden und zertheilenden Breyumschlägen gebraucht. Die gestoßene und gedörrte Hirse mit geröstetem Salze vermischt, in ein Säckchen gethan, und recht warm aufgelegt, ist ein Linderungsmittel der Schmerzen des Kopfes, des Unterleibes und anderer Theile, wenn solche von einem stockenden Schleim herrühren.

Die Hirse dient nicht allein zur Speise für Menschen, sondern ist auch ein schönes Futter für Hühner, welche größere Eyer darnach legen sollen. Von ihrem Gebrauche zum Futter für Canarienvögel, s. Th. VII. S. 578.

Um Eyer einige Monathe aufzuheben, ohne daß es viele Kosten verursache, pflegt man sie in rohe, ungestampfte, frische, und mithin noch hinlänglich feuchte, Hirse zu legen, und die also eingelegten Eyer in Kasten oder Laden verschlossen aufzubehalten. Weil sich die rohe ungestampfte Hirse am kühlesten hält, pflegt man das frische Fleisch, welches man einige Tage frisch erhalten will, hinein zu legen, in welcher Absicht man das Fleisch in eine Serviette oder in ein leinen Tuch schlägt, damit die Körner sich nicht an das Fleisch hängen.

Von der Hirse, als einem Mittel wider den Kornwurm, s. in K.

Die Hirsespreu, welche mit durch das Sieb fällt, wird den Schweinen unter die Rockenspreu gemengt, die gröbste aber dem Rindvieh unter die Siede gethan.

Das Hirsestroh halten Viele zum Viehfutter für untauglich, weil es nicht nur zu dick an Stängeln ist, sondern auch durch das Schwitzen und Erhitzen un-

brauchbar wird, und gebrauchen es daher nur in den Dünger. Allein, die Erfahrung lehrt, daß dasselbe dem Kuhvieh sehr wohl gedeihe, wenn es klein geschnitten und unter der Siede mit angemenget wird. Man muß es aber recht gut abdörren, und, ehe solches geschieht, recht weich dreschen lassen. An denen Orten also, wo die Hirse weder gehauen, noch geschnitten, sondern, nach vorerwähnter Methode, nur abgekolbet wird, ist das zurück gebliebene Stroh nicht bloß abzuhauen und nachher sogleich zu dörren, sondern es muß vorher eben so, als wenn die Kolben noch daran wären, ein Par Mahl überdroschen und weich geschlagen werden. Geschieht dieses nicht, so ist es freylich zu hart und spröde, und mithin zur Fütterung untauglich. Da das Hirsestroh bis ganz zuletzt aufgehoben werden, und also zu allen Zeiten den Futter-Mangel verhindern kann, so ist auch aus diesem Grunde dessen Zubereitung nicht zu verabsäumen.

Die bey dem Stampfen abgesonderten Hülsen und Kleyen werden dem jungen Federvieh, insonderheit den gemeinen und wälschen Hühnern mit unter die gehackten Eyer, Quargkäse und Schrot vermenget.

Da die Hirse eine Ackerfrucht ist, welche fast in allen Landwirthschaften, wenn es auch nicht weiter als nur zur bloßen Wirthschaftsnothdurft geschehen sollte, gebauet wird: so findet man sie auch fast in allen Gütertaxen aufgeführt. So nutzbar dieselbe, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, in der Haushaltung ist, so wenig sind doch alle Gegenden dazu bequem, und noch weniger ist es rathsam, ihren Bau so weit zu treiben, daß dadurch eine bare Einnahme erzwungen werde. Es ist daher bey ihrem Bau hauptsächlich darauf zu sehen, ob auch Plätze, die sich zu ihrer Erzeugung schicken, wohin neu aufgerissene Aecker, beson-

sonders aber die hohen Oerter in den Brüchen gehören, vorhanden seyn. Diese Frucht wächset, oben erwähnter Maßen, zwar auch in starkem und Mittel-Boden, welcher wohl gedüngt ist, und die gehörige Fettigkeit bey sich führt; allein, die Menge des Unkrautes, die unter derselben in solchem fetten Getreide-Boden, weil die Hirse sehr dünn gesäet werden muß, aufschlägt, ist die Ursache, warum es, diese Frucht daselbst im Großen zu bauen, nicht rathsam ist. Das mühsame Gäten, welches, besonders in etwas nassen Jahren, mehr als Ein Mahl wiederhohlt werden muß, vereitelt allen Vortheil, den man sonst davon erwarten könnte. Kurz, auf Landgütern, wo sonst keine besondere, zur Erzeugung der Hirse sich schickende Gelegenheit vorhanden ist, ist der Hirsebau bey den anzufertigenden Gütertaxen in keine Betrachtung zu ziehen. Will jemand, zur Versorgung seiner Haushaltung, einige Metzen aussäen, so hängt solches von seinem Belieben ab; bey der Abschätzung eines Lehen- und Landgutes aber kann darauf keine Rücksicht genommen werden.

Da die Hirse zwar, wie ich gesagt habe, wenn sie auf eine geschickte Art angebracht wird, unter allen bekannten Ackerfrüchten sich am stärksten vermehrt, und die Vermehrung bis auf das Hundertfältige geht, dieser Ertrag aber doch nicht in allen Jahren gleich, sondern, wie bey allen andern Getreidearten, mancherley Abwechselungen und Unglücksfällen unterworfen ist: so kann auch freylich dieser höchste Satz, bey Bestimmung des jährlichen Ertrages, nicht ohne eine billige Mäßigung beybehalten werden. Indessen ist es eine durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß in den Brüchen und andern zum Hirsebau vorzüglich tauglichen Gegenden, der Ertrag derselben, ein Jahr dem

andern zur Hülfe gerechnet, ganz füglich auf das 32ste Korn bestimmet, und also von 1 Metze Aussaat, 2 Scheffel, nach Abzug des Samens, wieder gewonnen werden können. Da in solchen Gegenden das Gäten nicht nöthig, oder doch wenig bedeutend ist, und die übrige Bearbeitung derselben, wenn der Bau nicht in allzu großer Menge geschieht, ganz füglich mit eigenen Dienstleuten, wozu zum Theil Kinder, auch schwache Personen tüchtig sind, bestritten werden kann: so ist offenbar, daß der sichere Ertrag von 1 Metze Aussaat, wenn die Metze rohe Hirse nach dem gewöhnlichen Preise auch nur auf 2 Ggr. gerechnet wird, in 2 Rthlr. 16 Ggr. bestehe. Der bisher in der Mark eingeführte Gebrauch, bey Detoration der Lehen- und Landgüter, 1 Metze Hirse-Aussaat nur zu 1 Rthlr. anzuschlagen, ist daher dem wahren Ertrage dieser Frucht nicht gemäß; und es kann, aus vorangeführten Ursachen, wohl kein Bedenken Statt finden, solchen wenigstens auf 2 Rthlr. festzusetzen. In Land-Wirthschaften, wo diese Frucht nur metzenweise ausgesäet wird, mag dieser Unterschied, ob er gleich, nach der bey allen gerichtlichen Taxen zu beobachtenden Genauigkeit, nicht übergangen werden kann, wohl allenfalls nur als eine Kleinigkeit angesehen werden; auf den Bruchgütern aber, wo die Hirse scheffelweise ausgesäet wird, hört sie solches zu seyn auf, und es haben in solchen Gegenden die Taxations-Commissarien, dieselbe mit einer gewissen Aufmerksamkeit in Erwägung zu ziehen, Ursache.

Oeconomia forensis, 1 Band, S. 392, f.

In Pommern wird die Hirse an wenig Orten gesäet, und geräth überdies selten; daher dieselbe nicht besonders in Anschlag gebracht, sondern, statt ihrer, so viel mehr Gerste angeschlagen wird, und daher

2 Me-

2 Metzen Hirse auf 1 Scheffel Gerste an Lande gerechnet zu werden pflegen.
v. Schweder von Anschlagung der Güter, Berl. 1775, 4. S. 150.

* * *

Von der indianischen oder Mohr-Hirse, Holcus Sorghum *L.* siehe Th. XIX, S. 742, fgg.

Außer diesen Arten der Hirse gibt es noch verschiedene Arten der wilden oder Wald-Hirse, hirsenartige Gräser und andere Pflanzen.

Zu den hirsenartigen Gräsern, Hirsegras oder Hirsengras, gehört zuvörderst das Panicon, oder Panicum *Linn.* oder Gramen paniceum, woraus man im Deutschen die Nahmen Fench, Fennich, Fenchgras, Fönich, Fenk, Fenchelhirse, Panikorn, Pennig, Pfänch, Pfench, Pfennig, Pennig u. s. f. gebildet hat; Fr. Panis, Engl. Panic. Zu diesem Pflanzen-Geschlechte hat Dietrich den deutschen Nahmen Schwaden erwählt, welcher aber nur einer Art, nähmlich dem Mannaschwingel, der Schwaden-Grütze oder dem Schwadenmanna, Festuca fluitans *L.* eigen, oder vielmehr auch andern zu diesem Geschlechte mit gehörigen beygeleget worden ist. Der Kelch besteht aus 3 eyförmigen Bälglein, davon zwey größer, gemeiniglich aber von ungleicher Größe sind, das dritte aber ganz klein, und bisweilen kaum mit bloßen Augen sichtbar ist, und enthält nur Eine Blüthe. Von den 2 gleichfalls eyförmigen Spelzen oder Blumenblättern ist die eine kleiner und platter, als die andere. Sonst hat die Blume 3 haarförmige und kurze Staubfäden, einen länglichen Staubbeutel, einen rundlichen Eyerstock, und zwey Griffel mit haarichten Staubwegen. Das Samenbehältniß fehlt.

Das

Das einzige Samenkorn iſt von einer Seite platt, von der andern rund, und in den Spelzen angewachſen. Nach der linnäiſchen Eintheilung ſtellen die Blumen entweder eine Aehre, oder eine Riſpe, vor. Zu den erſten gehören:

1. Das Blutgras, die Bluthirſe, wilde Hirſe, Fingergras, blutiges fingerartiges Fenchgras, Himmelsthau, Krähenfuß, wildes Mannagras, wildes Schwadengras, Gramen dactylon folio latiore *Bauh.* & *Schenchz.* Iſchaemum *Geſn. Theod.* & *Cluſ.* Iſchaemum vulgare *Pen. Lobel.* & *Gerard.* Panicum ſanguinale, ſpicis digitatis baſi interiore nodoſis, floſculis geminis muticis, vaginis foliorum punctatis *Linn.* Die zaſerige und weißliche Wurzel dauert nur ein Jahr lang, und treibt viele, nach Verſchiedenheit des Bodens kürzere oder längere, auf der Erde liegende, oder unter einem ſchiefen Winkel ſich vorwärts aufrichtende Halme. Die Blätter ſind lanzenförmig, breit, und in fettem Boden zuweilen wellenförmig gebogen, am Rande und beyden Seiten glatt, öfters aber auch mit langen Haaren beſetzt, weich, dunkelgrün und zugeſpitzt, und haben zuſammengedrückte, geſtreifte und mattgrüne, zuweilen bräunliche Scheiden, welche mit erhabenen Puncten geziert ſind, deren jeder ein Haar trägt. Jeder Halm trägt 5 bis 7, in fettem Boden auch wohl an 12, Aehren, welche anfangs wie Finger, oder wie Zehen der Vögel, dicht bey einander liegen, und ſich nach und nach von einander entfernen; jede davon ſitzt auf einem Knorpel oder Knoten, welcher inſonderheit auf der innern Seite merklich iſt. Jeder Griffel endigt ſich mit einem ſchön rothen, feinen haarichten Büſchel oder Staubwege. Der Same iſt länglich, zuſammengedrückt, glatt, gelblich, und faſt durchſichtig. Es iſt dieſes ein ſehr gemeines Unkraut, in Weinbergen, Luſt- und Küchengärten und anderm

Gra-

Grabelande, beſonders in einem lockern fetten oder gedüngten Boden, ſeltener auf Ackerfeldern, in Amerika, Medien, Holland, in der Schweitz, in Deutſchland, und in dem ganzen mittägigen Europa. Es blüht den ganzen Sommer hindurch, und noch ſpät im Herbſte. Der verſchiedene Boden bringt allerley Veränderungen in Geſtalt und Farbe hervor.

So unangenehm dieſes Gewächs bisweilen auf Aeckern, in Weinbergen und in Gärten ſeyn mag, wo es aber leicht durch öfteres Ausgäten oder Aushacken vertilget werden kann: ſo nützlich wird es, wenn es mit Fleiß in einen dazu zubereiteten Boden geſäet wird, um einen zum Speiſen tauglichen Samen davon zu ziehen. Der Boden muß fett ſeyn, und eben ſo wie zur gemeinen Hirſe bearbeitet, die Ausſaat aber zeitig vorgenommen werden, damit auch die Aehren der ſpäten Nebenäſte zeitig, und der Same geſchwinde genug reif werde. Wenn nun eine vortheilhafte Witterung dazu kommt, und das Gewächs nicht durch anhaltende Näſſe zurück gehalten wird, ſo hat man davon eine, wenigſtens fünfhundertfältige Aernde zu erwarten. Wenn die meiſten Aehren reif ſind, welches man an ihrer vermehrten Dicke, an der Sprödigkeit der Spelzen, und an dem Ausfallen der Körner leicht erkennen kann, werden die Stöcke ausgerauſet, in Tüchern eingetragen, auf einen luftigen Boden zum Trocknen geleget, und alsdenn abgeklopfet. Weil aber der Same noch in den Spelzen eingeſchloſſen bleibt, muß er auf eben die Art, wie der Mannaſchwingel, (wovon im Art. Schwaden handeln werde,) geſtampfet werden, wodurch man eine ſehr kleinkörnige, gelbliche Grütze davon erhält. Dieſe Grütze ſchmeckt angenehm, wenn ſie an Fleiſch oder auf andere Art gekocht wird. Matthiolus zieht ſie dem Reitze vor. Der Same kann auch zu Mehl gemacht und zu Brod verbacken

backen werden. Zu unsern Zeiten ist dieses Gewächs durch den besser schmeckenden Mannaschwingel verdrängt worden. Am rathsamsten ist wohl der Anbau desselben, unter andern dienlichen Gewächsen, in dürrem und brennendem Flugsande, welchen es durch seine ausgebreitete und platt aufliegende Halme dämpfen hilft. Den Nahmen Blutgras soll es deswegen erhalten haben, weil man mit den steifen und spitzigen Blumen ein Nasenbluten zu Wege bringen kann, wenn man die Aehren zusammengedreht in die Nase stecket.

Die durch den Anbau veredelte Bluthirse, ist von den ältern Schriftstellern für eine besondere Gattung angenommen, und Gramen dactylon esculentum genannt worden; und in neuern Zeiten hat Hr. v. Linné gleichfalls zwo Arten, welche er sonst vereinigt hatte, besonders angenommen und bestimmet. Bey der einen, welche das jetzt beschriebene Panicum sanguinale ist, sitzen die in Finger getheilten Blüthähren auf einem kleinen Knorpel, welcher insonderheit auf der innern Seite merklich ist; von den unbewehrten Blumen stehen allemahl zwey bey einander, und die Blattscheiden sind getüpfelt. Bey der andern, Panicum dactylon, auch zahmes Mannagras, und fingerförmiger Schwaden genannt, stehen die gefingerten Blüthähren mehr von einander, und sind an der innern Seite ihres Knorpels rauch; die Blüthen erscheinen einzeln, und aus der Wurzel treiben kriechende Ranken. Ob dieser Unterschied beständig sey, kann ich nicht bestimmen.

2. Der pensylvanische fingerartige Fench, Panicum filiforme, spicis subdigitatis, approximatis, erectis filiformibus, rhachi flexuosa, dentibus bifloris, altero sessili *Linn.* ist eine von Kalm im nördlichen Amerika entdeckte Grasart, und mit dem vorher beschrie-

schriebenen blutigen Fenchgrase so nahe verwandt, daß die Gränzen zwischen beyden sich schwer bestimmen lassen. Die Halme wachsen gerade aufrecht, und sind nebst den Blättern und Blattscheiden kahl. Das oberste Glied des Halmes, welches die Aehren trägt, ist überaus lang, und nur mit einem Blatte versehen. Die Aehren stehen wechselweise. Der Hauptstiel ist hin und her gebogen, und mit geparten Blumen einzeln besetzt. Alles dieses findet man auch zuweilen bey der ersten Art; nur das überaus lange Halm-Ende mit einem Blatte scheint dieser ausländischen Gattung eigen zu seyn. Nach Hrn. Gleditsch Muthmaßung ist dieses das rechte englische Raygras, welches von dem gemeinen englischen (Lolium perenne *L.*) und französischen (Auena elatior *L.*) gänzlich unterschieden ist, und diese beyde an Güte weit übertrifft. Es ist aus dem mitternächtlichen Amerika in die englischen Colonien gebracht, und in England unter den Klee gesäet worden, um dessen blähende Eigenschaft bey der frischen Fütterung zu verbessern.

3. Das grannige Hirsegras; der grannige mit getheilten Aehren versehene Fench; Hahnenfuß, Panicum herbariorum syluestre *Lob.* Panicum spica ramosa, setis nullis *Hall.* Panicum spicis alternis remotis declinatis compositis *Royen.* Panicum Crus galli, spicis alternis coniugatisque, spiculis subdiuisis, glumis aristatis hispidis, rhachi quinquangulari *Linn.* wächst an Misthaufen, in Gärten und Küchen-Feldern, wo fetter Boden ist. Es blüht im Jul. und August. Der Halm wird an 2 Fuß hoch. Die Blatter sind scharf, und an der äußern Seite mit einer erhabenen weißen Rippe versehen. Die Aehre besteht aus mehrern kleinen Aehren, die am Ende des Halmes wechselweise, und von einander entfernt, hervor kommen, und diese sind oft wieder in Aehrchen ge-

nicula villoſa *Lob.* Panicum indicum villoſum hiſpanicum *Theod.* & *Gerard.* Panicum italicum ſ. panicula maiore *C. B.* Panicum ſativum *Dalech.* Panicum ſpica compoſita, ariſtis floſculo breuioribus *Royen.* Panicum italicum, ſpica compoſita, ſpiculis glomeratis, ſetis immixtis, pedunculo hirſuto *Linn.* Wächſet in beyden Indien wild, und wird in Italien und andern warmen Ländern in den Gärten häufig gebauet. Es treibt aus einer jährigen Wurzel einen rohrähnlichen und beynahe 4 Fuß hohen Stängel. Die Aehre wird 1 Fuß lang, dick, und iſt aus kleinern knäuelförmigen Aehrchen und dazwiſchen ſtehenden Borſten zuſammengeſetzt. Die Blumenſtiele ſind rauch. In Gärten kann man dieſen Fench ſehr leicht aus dem Samen ziehen; will man aber ganze Felder damit beſäen, ſo muß dieſes zu eben der Zeit, und auf eben die Art, wie bey der Gerſte, geſchehen, doch muß er nicht zu dicht, und wenigſtens in 18 Zoll weit von einander entfernte Furchen geſäet werden, damit man ihn fleißig vom Unkraute reinigen könne. Weil die Vögel dem Samen ſtark nachſtellen, fällt die Aernde gemeiniglich ſchlecht aus. Der Same wird, wie von der erſten Art, zu Mehl gemacht, und in Italien häufig als Brey und Brod verſpeiſet. Weil er ſpät reif wird, ſchickt er ſich für kalte Länder nicht.

5. Der deutſche Fench, Panicum germanicum ſ. panicula minore *C. B.* Panicum germanicum, ſpica ſimplici cernua, ſetis breuioribus, pedunculo hirſuto *Linn.* wächſet in Deutſchland und Ungarn wild. Es gibt von ihm drey Varietäten, eine mit gelben, eine mit weißen, und eine mit purpurröthlichen Samenkörnern. Er treibt einen mit Gelenken verſehenen, rohrähnlichen, ungefähr 3 Fuß hohen Stängel, welcher ſo ſtark iſt, als das gemeine Schilfrohr, Arundo phragmitis *L.*, und an jedem Gelenke ein 1 ½ Fuß lan-

ges, und unten, wo es am breiteſten iſt, ungefähr 1 Zoll breites, dem Graſe ähnliches, ganz ſpitzig zugehendes, rauh anzufühlendes, unten den Stängel umfaſſendes, und ungefähr ſeiner halben Länge nach unterwärts gekehrtes Blatt hat. Auf den Stängeln ſtehen dichte, 8 bis 9 Z. lange Aehren, welche unten von der Dicke eines Mannesfingers ſind, langrund zugehen, und ganz dicht mit kleinen, rundlichen, der Hirſe ähnlichen Samenkörnern beſetzt ſind. Er iſt eine jährige Pflanze, und ſtirbt ab, ſo bald der Same reif iſt. Dieſes geſchieht im Auguſt, da alsdenn die Stängel abgeſchnitten und getrocknet werden müſſen. Er wurde vormahls in einigen nördlichen Ländern häufig zum Brodbacken gebauet. Er wird zwar nicht für ſo gut gehalten, als der italieniſche; weil er aber in kalten Ländern beſſer reif wird, ſo bauet man ihn in ſolchen Gegenden, wo beſſere Kornarten nicht fortkommen können. Man ſäet ihn im Frühlinge um die Zeit, und auf eben die Art und Weiſe, wie die Gerſte; nur muß er, weil die Samenkörner klein ſind, und die Pflanzen größer werden, als Gerſte, folglich mehr Raum bedürfen, nicht zu dicht geſäet werden. Gewöhnlich werden die Pflanzen nur 3, in ſehr fettem Boden aber 4 Fuß hoch. Weil ihre Blätter ſehr groß, und die Stängel ſehr ſtark werden, muß jede Pflanze 5 Z. weit Raum haben. Er iſt auch zum Futter für Canarienvögel ſehr dienlich, denen man in der Hecke zuweilen eine ganze Aehre vorwerfen kann.

6. Das eiſengraue Hirſegras, Panicum glaucum, ſpica tereti, involucellis bifloris fasciculato-pilosis, seminibus undulato rugosis *L* wächſt in beyden Indien und in Italien wild, und wird, nach Anzeige des 43 St. der oekon. Nachr. der patr. Geſellſch. in Schleſ. v. J. 1777. S. 338, auch um Breslau wild auf den Kräuteräckern hin und wieder gefunden.

Seine

Seine Wurzel ist jährig. Die Borsten an seiner länglich runden Aehre sind so lang, als die Blumen, und die Scheiden seiner Blätter sind an ihrem Rande haarig. So lange die Aehre noch frisch ist, stehen die Blumen ordentlich in Reihen. Der Blumenstiel hat viele Furchen. Der Same hat wellenförmige Streifen, und giebt Mehl zu Brey.

Ob ich gleich die bisher gedachten Arten des Hirse-Grases nicht zum Anbau empfehle, sie aber doch zum Theil als ein allgemeines und häufiges Unkraut wachsen, so sollte man sie billig doch nicht bloß als Unkraut betrachten und verachten, sondern sie könnten vielleicht jung und grün zum Futter für das Vieh gebraucht werden.

Die Arten des Hirsegrases, welche in Rispen blühen, sind insgesammt, außer der gemeinen oder Saat-Hirse, ausländisch, und in hiesigen Gegenden unbekannt.

Unter den hirseartigen Gräsern, giebt es noch andere, welche mit dem jetzt beschriebenen Fenche nicht gänzlich überein kommen, und daher ein eigenes Geschlecht ausmachen, welches den lat. Nahmen Milium erhalten hat, und im Deutschen ebenfalls Hirsegras genannt wird. Damit aber diese und die Saathirse nicht verwechselt werden möchten, haben Andere solches Fladergras, auch Miliegras, genannt. Die Blumen stehen insgesammt einzeln, und der Kelch besteht aus zwey eyförmigen zugespitzten Bälglein, die nur Eine Blüthe enthalten; beyde Spelzen sind kleiner, als die Bälglein, doch ist eine größer als die andere. In der Blüthe zeigen sich 3 haarförmige und sehr kurze Staubfäden, und 2 Griffel mit pinselartigen Staubwegen. Das einzige runde Samenkorn ist in den Spelzen fest eingeschlossen. Von den 7 Arten,

welche Linné anführt, findet man bey uns nur eine, ähnlich:

das straußige oder zerstreute Hirse- oder Fladergras, **Waldhirse**, **Waldhirsegras**, Milium paniculis raris longissime petiolatis *Hall.* Milium effusum, floribus panicularis dispersis muticis *Linn.* Es wächst in ganz Europa in dichten Laubhölzern und schattigen Hainen, auch um dieselben an Dämmen und Hecken, und blüht im May und Junius. Die Wurzel ist ausdauernd. Die Stängel oder Halme werden 3 bis 4 Fuß hoch, und tragen zerstreute, rispenförmig zusammengesetzte unbewehrte Blüthen. Die Kelchbälglein sind grün und gestrichelt. Die Blätter sind 4 und mehr Lin. breit. Die Blätter haben einen angenehmen Geruch, fast wie der Steinklee, und vertreiben die Motten und Milben; sie werden auch, wenn sie noch jung sind, von Schafen und anderm Vieh gern gefressen, werden ihnen aber bald, wenn sie etwas älter werden, zu zäh, hart und trocken. Die Halme kann man, statt andern Strohes, zu verschiedenen feinen Stroharbeiten gebrauchen. Die Samen sind mehlig, und man kann sich ihrer im Nothfalle zu Mehl bedienen.

Die **Meer- Perl- oder Stein-Hirse**, **Stein-Same**, Lithospermum *Tourn.* & *Linn.* Fr. Grémil, Herbe aux perles, eine Gattung Pflanzen, mit fünf kurzen Staubfäden, einem stumpfen doppelten Staubwege, rauhen Blättern, und vier eyförmigen, steinharten, glatten oder runzeligen Samenkörnern. Linné gibt 7 Arten an, von welchen ich aber nur 3 anführen werde.

1. Die kleinblumige Steinhirse mit glatten Samen; große aufrecht stehende oder gerade Perlhirse mit kleinen gelben Blumen; Marienthränen,

Meer-

Meergries, Perlkraut, Sonnenhirſe, weißer Steinbrech, Vogelhirſe, Lithoſpermum erectum *offic.* Lithoſpermum maius erectum *C. B.* Lithoſpermum ſ. Milium ſolis *J. B.* Lithoſpermum primum *Anguillar.* Lithoſpermum aruenſe *Theod.* Lithoſpermum minus *Matthiol. Dodon. Geſn. Lob. Durant. Dalech.* et *Gerard.* Lithoſpermum commune *Geſn.* Lithoſpermum legitimum *Cluſ.* Lithoſpermum ſatiuum *Fuchſ.* Lithoſpermum vulgare minus *Camerar.* Lithoſpermum erectum vulgare, flore ochroleuco *Moriſ.* Lithoſpermum alterum fruticoſum *Thal.* Lithoſpermum caule erecto ramoſiſſimo, floribus calycem vix ſuperantibus *Hall.* Lithoſpermum foliis ſubtus neruoſis, floribus in alis foliorum exeuntibus *Ejusd.* Lithoſpermum officinale, ſeminibus laeuibus, corollis calycem vix ſuperantibus, foliis lanceolatis *Linn.* wächſt hin und wieder in ganz Europa, an ungebauten Orten, Wegen, Aeckern, in feuchten und ſandigen Gründen, zwiſchen Hecken und Geſträuchen. Die lange, ſtarke, einfache, röthliche, und mehrere Jahre dauernde Wurzel treibt 2 bis 3 gerade, rundliche, etwas rauhe Stängel, welche 1 bis 2 Schuh hoch werden, und nach dem Gipfel zu in Zweige abgetheilt ſind. Die langen ſchwarzgrünen Blätter, welche etwas ſchmähler als die Olivenblätter ſind, ſtehen wechſelweiſe, ſind ungeſtielt, lanzettförmig, ſpitzig, völlig ganz, mit borſtigen Haaren verſehen, und rauh anzufühlen. Die Blumen zeigen ſich im May und Jun. einzeln am Winkel der Blätter auf ganz kurzen Stielen, und ſtellen eine einſeitige Aehre vor; der Kelch iſt haaricht; das Blumenblatt nicht viel größer, als dieſer, weiß oder gelblich, und oben an der Röhre ſitzen 5 ſtumpfe, eingekerbte Schuppen, welche die Staubbeutel bedecken. Die Samen ſind weiß, ſehr hart, an Größe der Hirſe und an Geſtalt klei-

kleinen Perlen gleichend, glänzend, und ohne allen Geschmack; sie sind gegen den Herbst reif; anstatt 4 aber kommen gemeiniglich nur 2 zur Reife. Sie geben ein ziemlich gutes Mehl, woraus Brod gebacken werden kann. Die Aerzte der ältern Zeiten haben die Samen als ein harntreibendes und steinzermalmendes Mittel, in verschiedenen Zufällen der Harnwege, auch zu Beförderung der Geburt, und in dem täglichen Fieber, mit Wasser oder Wein abgesotten, gerühmt; da aber diese Wirkungen durch die Erfahrung nicht bestätigt worden, sind sie ganz außer Gebrauch gekommen; doch vermuthet Hr. v. Haller, daß die junge Pflanze eine betäubende Kraft besitze, und, dem Geruche nach, mit der Hundszunge übereinkomme.

2. Die kleinblumige Steinhirse mit runzeligen Samen; Feldhirse mit einer rothen Wurzel; wilde Steinhirse; falsche Meerhirse; wilde Rothwurzel; rothe Ochsenzunge; Schminkwurzel, Echioides flore albo *Riv.* Lithospermum arvense radice rubra *C. B.* Lithospermum nigrum quorundam flore albo, semine echii *J. B.* Lithospermum sylvestre *Trag. Fuchs. & Dod.* Lithospermum annuum album tetracarpon, semine nigro anguloso *Morif.* Lithospermum sylvestre, arvense vel nigrum *J. Camer.* Lithospermum arvense, seminibus rugosis, corollis vix calycem superantibus *Linn.* nach Hrn. v. Haller ein Heliotropium. Ist eins der gemeinsten Unkräuter auf Aeckern und in Gärten. Die Wurzel ist jährig, klein, ohne Geruch, von einem ekelhaften Geschmack, hat eine rothe Rinde, und ein schneeweißes Mark. Der Stängel ist 1 bis 1½ Fuß hoch, rauh anzufühlen, und etwas gestreift. Die Blätter sind ungestielt, eyförmig, spitzig, borstig, und stehen wechselweise. Aus dem Blattwinkel entstehen kleine Zweige. Der Haupt-Stängel theilt sich in 3 Zweige, und in jedem Theilungs-

ungewinkel sitzt eine Blume; die übrigen sitzen, der Länge nach, an den Zweigen, in dem Winkel der dicht bey einander gestellten Blätter, auf kurzen Stielen. Wenn die Samen reif werden, entfernen sich die Blätter weiter von einander. Die kleinen weißen Blumen zeigen sich im May und Jun. einzeln an dem obern Theile des Stängels. Die Samen stehen in einer einseitigen Aehre, und werden im August reif. Man kann ihn, wie den von der vorher beschriebenen ersten Art, aus dem Samen ziehen, den man bald, nachdem er reif ist, auf ein Beet von frischer Erde in Reihen, welche 1 Fuß weit von einander stehen, säet, und die Pflanzen, wenn sie aufgegangen sind, von Unkraut rein hält. Er kommt übrigens in jeder Lage und auf jedem Boden fort. Die Wurzeln von beyden Arten färben roth; da aber die erste Art selten, und an den Wurzeln der letzten nur die Rinde am obern Theile gefärbt ist, so kann von beyden eben kein beträchtlicher Gebrauch gemacht werden. Die Bauermädchen in den nordischen Provinzen, wie auch in in Schlesien, bedienen sich der frischen Wurzel von der letzten Art zur Schminke, und pflegen im Sommer das Gesicht damit roth zu mahlen, wie es denn auch eine ausgemachte Wahrheit ist, daß die frischen Wurzeln der Haut eine angenehme Röthe geben. An einigen Orten färbet man damit die Butter roth, und rühmt sie alsdenn in dem Seitenstechen. Aus den Blumen hohlen die Bienen Stoff zu Honig. Da diese Pflanze auch rothe Ochsenzunge heißt, so muß man sie nicht mit der echten rothen Ochsenzunge, oder dem Färberkraute, Anchusa tinctoria *L.* wovon im Art. Ochsenzunge handeln werde, verwechseln.

3. Die großblumige Steinhirse mit gestreckten und aufgerichteten Stängeln; die Perlhirse mit kriechenden Stängeln und großen rothblauen Blu-

men; die kriechende Meerhirse; kleine kriechende breitblätterige Perlhirse, Lithospermum repens *offic.* Lithospermum minus repens latifolium *C. B.* & *Tourn.* Lithospermum maius flore purpureo, semine anchusae *J. B.* & *Raj.* Lithospermum alterum *Anguillar.* Lithospermum maius *Dod. Pen. Lobel.* & *Dalech.* Lithospermum repens maius *Cluſ.* Lithospermum vulgare maius *Camerar.* Lithospermum vmbellatum anguſtifolium (& latifolium) *Boccon.* Lithospermum virgatum *Thal.* Lithospermum perenne procumbens, flore purpureo-coeruleo maiore *Morif.* Lithospermum caulibus decumbentibus radicatis, ramis floralibus erectis *Hall.* Lithospermum flore magno, caule ex apice radices agente *Ejusd.* Lithospermum purpureo-coeruleum, seminibus laeuibus, corollis calycem multoties superantibus *Linn.* Fr. Grémil rampant, wächſt in England, Frankreich, Ungarn, Italien, der Schweitz, auch hin und wieder in Deutſchland, in Hainen und an Wegen. Die lange, ſchwarze, dicke und ausdauernde Wurzel, treibt jährlich zwey- bis dreyerley Stängel. Einige liegen geſtreckt auf der Erde, treiben keine Zweige und Blumen, ſondern nur Blätter, und am Ende Wurzelfaſern, wodurch neue Stöcke entſtehen. Die andern ſteigen etwa 2 Fuß hoch, gerade aufwärts, theilen ſich in Zweige, und tragen Blüthen. Gemeiniglich brechen dieſe zuerſt hervor, und die kriechenden kommen alsdenn zum Vorſchein, wenn an jenen die Blüthe vergeht. Die Blätter ſind lang, zungenförmig, völlig ganz, rauh anzufühlen, und ſitzen platt an, oder verlängern ſich in einen kürzern Stiel. Am obern Theile der Zweige erſcheinen im Junius die Blumen, welche in dem Blätterwinkel einzeln auf ganz kurzen Stielen ſtehen, und unter ſich eine Aehre formiren. Der Kelch iſt tief eingeſchnitten und rauh, das Blu-

men.

menblatt zweymahl größer als dieſer, röthlichblau, in lanzettförmige Lappen zerſchnitten, und gleichſam mit einem doppelten Kranze beſetzt. Die Samen ſind glatt, und auf der einen Seite etwas eingekerbt.

Den Nahmen große Meer- oder Perlhirſe, führt auch die oben, S. 579, beſchriebene Hiobsthräne, Coix Lacryma Jobi *Linn.*

Hirſe, (Blut-) ſ. oben, S. 796.
— — (Fenchel-) ſ. oben, S. 795.
— — (gemeine) ſ. oben, S. 774.
— — (indianiſche) ſ. oben, S. 795.
— — (Kolben-) ſ. oben, S. 776.
— — (Meer-) ſ. oben, S. 804.
— — (Mohr-) ſ. oben, S. 795.
— — (Perl-) ſ. oben, S. 804.
— — (Saat-) ſ. oben, S. 775.
— — (Sonnen-) ſ. oben, S. 805.
— — (Sprall-) } ſ. oben, S. 776.
— — (Strachel-) }
— — (Stein-) ſ. oben, S. 804.
— — (Vogel-) ſ. oben, S. 805.
— — (Wald-) } ſ. oben, S. 796, und 804.
— — (wilde) }

Hirſe-Brey, Hirſenbrey; ſ. oben, S. 789.

Hirſe-Dorn, Rhamnus catharticus; ſ. Kreutz-Dorn.

Hirſe-Drüſe, Glandula miliaris, kleine, den Hirſekörnern ähnliche Drüſen, welche an verſchiedenen Theilen des Leibes in der Haut, beſonders zwiſchen den Häuten des Harnganges, liegen, die Feuchtigkeiten abſondern, und den Schweiß befördern helfen.

Hirſe-Fieber, Hirſenfieber, Febris miliaris, eine Art eines hitzigen, mit Kopfweh, Durſt und trocknem Huſten verbundenen Fiebers, wobey ein bald rothes, bald weißes Frieſel in der Größe der Hirſekörner auf der Haut

Haut zum Vorscheine kommt; oft auch nur das F
sel schlechthin; s. Th. XV, S. 110, fgg.

Hirse-Fink, eine Benennung aller derjenigen klein
Vögel, welche sich gern in den mit Hirse besäeten
dern antreffen lassen, besonders der Ammern, und
Grünfinken.

Hirsen-Flechte, Hirsengeflechte, ein räudiger A
schlag auf der äußern Oberfläche der Haut, Her
miliaris; s. Th. XIV, S. 63.

Hirse-Gras, s. oben, S. 795, und 803.

Hirse-Grütze, s. oben, S. 789.

Hirse-Knauer, s. oben, S. 787.

Hirse-Korn, s. oben, S. 775.

Hirse-Mühle, s. oben, S. 787.

Hirsen-Pfriemer, eine scherzhafte Benennung ei
Grillenfängers, welcher viele mühsame Kunst an
nütze Kleinigkeiten wendet, gleichsam Hirsekörner
einem Pfrieme aufspießet.

Hirse-Spreu, s. oben, S. 791.

Hirse-Stampfer, s. oben, S. 787.

Hirse-Stroh, s. oben, S. 791.

Hirse-Suppe, s. oben, S. 789.

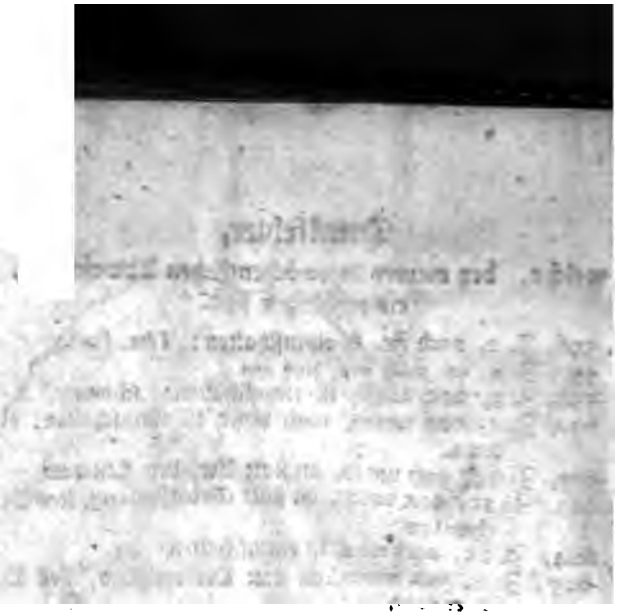
Hirse-Vogel, s. Th. XX, S. 215, und Ortolan

Ende des drey und zwanzigsten Theiles.

Druckfehler,

welche, bey meiner dreywöchentlichen Abwesenheit, eingeschlichen sind.

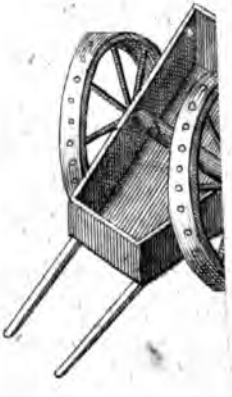
S. 596, Z. 2, nach Fr. ist einzuschalten: Tête, Bois.
" 597, Z. 4, an statt om, lies am.
" 598, Z. 3, nach lange, ist einzuschalten: schwarze.
" 602, Z. 5, von unten, nach heißt, ist einzuschalten: alsdenn.
" 603, Z. 14, von unten, an statt Art, lies Thierart.
" 603, Z. 10, von unten, an statt Griechenlang, lies Griechenland.
" 604, Z. 15, nach reire, ist einzuschalten: an.
" 607, Z. 8, von unten, an statt Perforcejagd, lies Parforcejagd.
" 613, Z. 10, von unten, an statt welches, lies welche.
" 614, Z. 8, vor 1334, ist einzuschalten: Fig
" 615, Z. 10, ist das Wort noch wegzustreichen.
" 618, Z. 3, an statt Rechenberger, lies Reichenberger.
" 620, Z. 7 und 8, an statt durchsichtiger werden die Steine, lies durchsichtiger werden die Perlen.
" 622, Z. 14, an statt wie sich, lies wie er sich
" 632, Z. 23 und 24, an statt Fährte des Hirsches, lies Fährte des Thieres.
" 643, Z. 19, an statt je, lies ja.
" 645, Z. 14 und 15, an statt 1360, lies 1350.
" 645, Z. 17 und 18, an statt 1361, lies 1351.
" 645, Z. 20, an statt ein, lies im.
" 653, Z. 3, von unten, nach erhalte, ist einzuschalten: und.
" 654, Z. 14, an statt Jahr, lies Jahre.
" 660, Z. 8, von unten, an statt Kräuter, lies Körner.
" 671, Z. 13, von unten, an statt angeschlossenen, lies angeschossenen.
" 678, Z. 7, von unten, an statt demselben, lies denselben.
" 680, Z. 14, von unten, an statt abzustehen, lies abzustechen.
" 687, Z. 9, von unten, an statt Commendanten, lies Commandanten
" 704, Z. 11, an statt lebhafteste, lies lebhafteste.
" 704, Z. 4, von unten, an statt mag, lies möge.
" 707, Z. 4, von unten, an statt einen, lies einem.
" 711, Z. 18, nach achtet, ist einzuschalten: wieder.
" 728, Z. 12, an statt Zimmer, lies Ziemer.
" 736, Z. 3, von unten, an statt Vertheilungskraft, lies Zertheilungskraft.



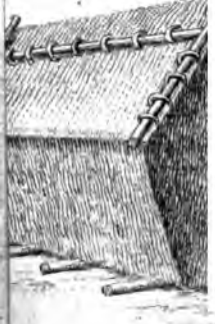
Nachricht für den Buchhändler.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit sie bequem heraufgeschlagen werden können, angekleistert.

F. 1811. S. 15.



F. 1815. S. 192.



Stanford University Libraries
3 6105 014 898 626

AE
27
A4
V.23

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.